



*Der Salon für Literatur, Kunst
und Gesellschaft*



FOUNDED
Hackley Public Library,
MUSKEGON, MICHIGAN
MAY 25TH 1888.

Der Salon

für Literatur, Kunst und Gesellschaft.

Herausgegeben

von

A. H. Payne.

Band II. 1890.

Leipzig,

Verlag von A. H. Payne.

1890.

V. Campus

AP

30

519

1890

v. 2

Hackley Public Library

b2

15429

Inhalt des zweiten Bandes.

	Seite
Der Müller von Kanneville. Erzählung aus dem Englischen von P. S. . . .	1
Menschenwert. Gedicht von Auguste von Reichenau	17
Das Rauch-Museum zu Berlin. Von Richard George	18
Das indische Rom. Von P. Petersen	24
Der Menschheit Morgen. Gedicht von Rudolf Knuffert	35
Der Humor Kaiser Josephs II. Von Dr. Adolph Kobut	36
Französischer Patriotismus. Gedicht von Benno Rüttenauer	41
Das erste Heirats-Bureau. Historische Humoreske von Leo Norberg (E. von Schwarz-Norberg)	42
Das Biergeschpann des Teufels. Von Dr. B.	88
Primula veris. Gedicht von E. Greiner	95
In Santa Lucia. Skizze aus Neapel von Ant. Andrea	96
Das Geheimniß. Von Friedrich Meister	121
Eine der ältesten und einflußreichen Familien Deutschlands. Von Dr. Adolph Kobut	129
Felix Mendelssohns Beziehungen zu Goethe. Von Fr. A. von Winterfeld	137
Der Schwabernad. Erzählung von Silvester Frey	146
Die Welt der Farben und ihre Geschichte. Von Hermann Pilz	175
Klosterleben in Annänien. Von Rudolf Bergner	186
Annemarie. Erzählung von A. J. Nordtmanu	195
König Dammons Stammbaum. Von H. St.	208
Verwandte Seelen. Novellette von Natalie Guth	241
In Trauer. Gedicht von Rudolf Knuffert	250
Der Staat und die Kunst. Von Adolf Fleischmann	251
Kirchhof. Gedicht von Benno Rüttenauer	260
Erinnerungen aus der Gelbfieberzeit in den Vereinigten Staaten im Jahre 1878. Von Th. Urban	261
Lenzabend. Gedicht von A. Brieger	277
National und international. Von Dr. C. Pauli	278
Vom Schicksal gerichtet. Novelle von Eugen Reichel	286
Der Roman einer Königin. Historische Skizze von Theodor Winkler	328
Weitere Bierzeiler. Von Hans von der Vogelweide	334
Aus alter Zeit. Von Ch. Elbing	335
Meine Tante Dorothea. Novellette von A. J. Nordtmanu	361
Friedrichs des Großen gefährlichster Gegner. Zu Gideon von Laudons hundertstem Todestage. Von Fr. A. v. Winterfeld	376
Der Einfluß des Realismus auf sprachliche Stileigenschaften. Von Hans Müller	391
Frühe Liebe. Von Gustav Strehlke	398
Denkworte. Von D. Haef	408
Opbir, das Goldland der Königin von Saba. Von Heinrich Becker	424
Der Goldfischer. Eine Geschichte vom Bodensee. Von Franz Widmann	431
Leid im Lenz. Gedicht von Hermann Birkenfeld	460
Der Stolz Leipzigs. Von Arthur Eugen Simson	461
Ein Schlag ins Gesicht. Von Hans Richter	481
Der Dichter Otto Ludwig. Eine Studie von Dr. Emil Traut	490
Kohr im Winde. Von Hanns von Spielberg	498
Zur Entwicklung des Billardspiels. Von Heinrich Ibeem	542
Eine Schuld. Dem Leben nachgezählt von M. W. Sophar	546

Inhalt des zweiten Bandes.

	Seite
In den Pyrenäen. Gedicht von Benno Rüttenauer	558
Aus der Coulissenwelt. Eine harmlose Blanderei von Carl Ed. Klopfer	559
Die Spitze. Von Mathilde Clafen-Schmid	570
Eine letzte Zufluchtsstätte. Novelle von Richard von Harwig	601
Kulturbilder aus dem siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert. Von Theob. Herm. Lange	609
Elfenstichtig. Nach dem Schwedischen von Pauline Schanz	622
Das altdeutsche Liebeslied. Von Dr. H. Löbner	628
Im Zauberspiegel. Novelle von Schach von Zgar	635
Ferdinand Raimund. Eine Jubiläums-Biographie von Heinrich Nottger	660
Sekt für Orog. Eine Erinnerung an Therese Tietjens von Hermanu Hirschfeld	666
Ueber Damen-Orden. Skizze von Heinrich Theen	671
Pariser Theater. Eine Blanderei von Dr. A. B.	681
Im Pfarrhaus von Rosenau. Erzählung von M. Schwarz	686
Am Kamin	105 220 343 469 578 696
Neueste Moden	113 233 353 473 593 709

Kunstablätter.

<p>Pektüre im Walde. Nach einem Originalgemälde von W. Roegge.</p> <p>Erklärung. Nach einem Originalgemälde von Jac. Leisten.</p> <p>Heimführung. Nach einem Originalgemälde von Jac. Leisten.</p> <p>Heimfahrt vom Felde. Nach einem Originalgemälde von John Fred. Engel.</p> <p>Auch ein Künstler. Nach einem Originalgemälde von L. Corella.</p> <p>Aus der französischen Revolution. Nach einem Originalgemälde von Paul Swedomsky.</p> <p>Der verhängnisvolle Brief. Nach einem Originalgemälde von Otto Geldmann.</p> <p>Der Schäfer. Nach einem Originalgemälde von Ernst Meißner.</p> <p>Gruß von der Alm. Nach einem Originalgemälde von Winfried v. Miller.</p> <p>Venetianische Fischer. Nach einem Originalgemälde von R. Falkenberg.</p> <p>Liebende Bauern. Nach einem Originalgemälde von H. Kellner.</p>	<p>Indianerüberfall</p> <p>Das Mädchen von Sorrent.</p> <p>Waldbthal im Solling. Nach einem Originalgemälde von A. Keffler.</p> <p>Am Kamin. Nach einem Originalgemälde von Fanny Levy.</p> <p>Tegernsee.</p> <p>„Glücklich allein ist die Seele, die liebt!“ Nach einem Originalgemälde von W. Menzler.</p> <p>Soll. Nach einem Originalgemälde von H. Kotschenreiter.</p> <p>Haben. Nach einem Originalgemälde von H. Kotschenreiter.</p> <p>Chiemsee (Frauenwörth).</p> <p>Der Samum.</p> <p>Im Armenhause. Nach einem Originalgemälde von Rudolf Hausleitner.</p> <p>Kettendampfer auf der Elbe. Nach einer Originalzeichnung von Willy Stöwer.</p> <p>Burgl. Nach einem Originalgemälde von Franz Desregger.</p>
---	---





Lektüre im Walde.

Nach einem Originalgemälde von W. Koege.



Der Mülser von Manneville.

Erzählung aus dem Englischen von P. S.

Der kleine salzige Bach, welcher durch Manneville fließt, treibt das Rad so mancher normännischen Mühle auf seinem Wege, so die Delmühle, welche Raps in Del verwandelt, die Walkmühle, die zu Zeiten das Wasser des Fließchens blau oder schwarz färbt, und endlich die Mehlmühle, die Meister Salomon gehört und so malerisch, so lieblich im Grünen gelegen ist, daß es als ein Wunder erscheint, wie sie bisher von den Malern noch nicht aufgefunden worden.

Das Fließchen in Manneville ist namenlos. Es entspringt in einer kleinen Schlucht in der Nähe der Landstraße, die nach Fontaine führt, fließt rund um den Ort und gleitet dann mit einem leisen, klagenden Gemurmel bis in die See. Vielleicht, weil sein Lauf so kurz ist, vielleicht auch, weil es sich so bald schon in dem großen, blauen Wasser verlieren muß, nahm sich keiner die Mühe, es zu taufen. Auch kann der kurzlebige, namenlose Bach von Manneville nicht leicht mit einem andern verwechselt werden, da es stundenweit in der Runde kein anderes fließendes Wasser giebt, als das seine.

Nicht weit von der Stelle, wo es entspringt und in die grüne, sonnige Weite hinauseilt, weitet das Fließchen sich plötzlich zu einem kleinen See aus, dessen Ufer graue Weiden und hohe Buchen umsäumen, die einen tiefen, kühlen Schatten in sein klares Wasser werfen. An seinem Ausfluß schließt ein Wehr den See ab, welcher an Meister Salomons Mühle endet; von hier aus erweitert sich das Bett des Gewässers, welches bis zum Dorfe zwischen dem Schatten alter, grüner Bäume dahinfließt. Doch von Manneville selbst, seinen Straßen, seiner Kirche und seinem Geräusch ist hier nichts zu spüren. Die alte, graue Mühle mit ihrem hübschen steinernen Wohnhause und dem lachenden Obstgarten, der in einem bunten Blumengarten endet, ist alles, was man, am Seeufer entlang schreitend, erblickt — ein liebes Bild, welches dem, der es einmal gesehen, unvergeßlich bleibt: nur

das Grün der Bäume, der blaue Himmel, das klare Wasser und die alte Mühle, die, wenn sie still steht, in der Sonne zu schlafen scheint, als ob sie, müde von ihrer rastlosen Arbeit, ihre letzten Lebenstage verträumen wollte.

Es ist keine geschäftige Mühle. Seit auf dem Hügel bei Fontaine die Windmühle erbaut worden, hat sie nur wenig Mehl zu mahlen. Doch Meister Salomon läßt sie nicht stillstehen, er will der Windmühle trotzen. Er haßt diese, spricht verächtlich von ihr und kann, da er ein vermögender Mann ist, sich's auch gestatten, diesem seinem Steckenpferd nachzuhängen. Er liebt seine Mühle aus verschiedenen Gründen. Seine Mutter wurde hier geboren, verheiratete sich hier und starb auch hier, als er ein Bursche von vierzehn Jahren war. Er selbst, Meister Salomon, wurde gleichfalls hier an einem Johannisstage geboren, und er behauptet mit Stolz, sich seit jenem Tage nicht einmal volle vierundzwanzig Stunden lang aus seiner Mühle entfernt zu haben.

Wieder war es ein schöner, duftiger Sommermorgen, und der Müller rauchte sein Pfeifchen in seinem Obstgarten, bald auf die tanzenden Schatten der Apfelbäume im Grase, bald auf die klaren Wasserfälle blickend, welche leise plätschernd an dem sandigen Ufer zu seinen Füßen dahinglitten. „Ich bin heute neunundzwanzig Jahre alt“, sagte er sich, „und das Leben gefällt mir so gut, besonders hier in der alten Mühle.“ Weiter kam der junge Müller in seinem Selbstgespräche nicht, vielleicht weil eben eine Droffel über ihm im Apfelbaume gar so herrlich sang, vielleicht auch, weil er sich nicht gern mit nutzlosen Betrachtungen anstrengte. Er war ein großgewachsener, kräftiger Normanne, blond und blühend, mit glücklichen, blauen Augen und mit dem Ausdruck einer zufriedenen Gelassenheit in seinem hübschen, gutmüthigen Gesicht. Katharine, seine Base und Haushälterin, rühmte sich, mit Meister Salomon thun und lassen zu können nach Belieben, vorausgesetzt, daß sie seinen Seelengleichmuth nicht durch Erwähnung der ihm verhaßten Windmühle störe.

„Meine gute Mutter ist nun seit fünfzehn Jahren todt“, dachte der Müller weiter, als der schwache Ton der Kirchenglocke durch die Sommerluft an sein Ohr klang. „Sie war mir eine gute Mutter. Gott gebe ihrer Seele Frieden.“

Und er seufzte mit jener beruhigenden Trauer, mit welcher wir der Todten zu gedenken pflegen.

„Meister Salomon“, rief eine schrille Stimme vom Hause her, „wollt Ihr nicht zum Hochamt gehen?“

„Ich bin zur Frühmesse gewesen!“ antwortete der Müller, seine Pfeife aus dem Munde nehmend.

Katharine war taub, doch da sie des Meisters Antwort sicher war, fuhr sie fort: „Heute ist ein hoher Feiertag; Ihr solltet zum Hochamt gehen, Meister Salomon.“

„Ich schlafe während der Predigt“, sagte der junge Mann, indem eine Wolke des Unmuths über sein Gesicht glitt, „und meine gute

Mutter pflegte zu sagen: „Man soll nie in Gottes Kirche Aergerniß geben. Und sie hatte recht, Katharine.“

Doch Katharine, die ihres Herrn Antworten auswendig wußte, schrie vom Hause her: „Wenn Ihr daheim bleibt, Meister, gebt Ihr Aergerniß. Hört Ihr? — Aergerniß, Meister!“

Hierauf wußte der Müller wahrscheinlich nichts zu antworten, denn er löschte seine Pfeife aus, steckte diese in die Tasche, ging, indem er der Küche auswich, durch eine Seitenthür ins Haus und begab sich, leise die Treppe emporsteigend, in seiner Mutter Wohnzimmer. Dieses befand sich noch ganz so, wie es die Selige nach ihrer kurzen Krankheit verlassen; nie war es seit jenem traurigen Tage, da man sie hinausgetragen, benutzt worden. Wenn der junge Müller die Thür aufschloß — den Schlüssel behielt er stets in eigener Verwahrung — so rief ihn der Duft von Lavendel und getrockneten Rosen, den die Mutter so sehr geliebt, ihre theure Gegenwart ganz lebhaft zurück. Leise schloß er die Thür wieder hinter sich — denn Liebe und Tod hatten diesem Raume eine heilige Weihe gegeben, und das blass, grünliche Licht, welches durch das von Weinranken überwachsene Fenster fiel, verliehen ihm einen feierlichen und kapellenartigen Anstrich.

Meister Salomon schritt so leise über den Boden, als fürchte er einen Schläfer hinter den verblaßten rothen Bettgardinen zu wecken. Er zog sein Taschentuch hervor und stäubte damit die Marmorplatte der alten Komode ab. Zärtlich hob er das daraufliegende blaue Nadelkissen, in welchem noch die beiden langen Silberhaarnadeln seiner Mutter steckten, empor, und als er es niederlegte, seufzte er leise. Der Gram war vorüber, doch nicht jenes stille, sehrende Gedanken an die liebe Todte, wie ein treues Herz es bewahrt.

„Meister Salomon, ich gehe jetzt!“ schmetterte Katharine vom Treppenaufgang empor.

„Schon gut!“ rief er zurück.

„Ach, da oben seid Ihr wieder“, murmelte die Alte halb entriistet. Diese Stube, die sie nie anders als in des Müllers Gegenwart betreten durfte, war ein wunder Fleck in ihrem Empfinden. Sie billigte des Meisters Thun durchaus nicht und meinte, man beschwöre gleichsam die Geister Verstorbener, wenn man einen unbenutzten Raum so im Hause dulde.

„Ganz Manneville wird heute in der Kirche sein“, fuhr Katharine vom Fuß der Treppe aus fort. „Meister Pierre Lenud und seine hübsche Frau, Zifine, Ihr kennt sie ja, und Alexis, der die große Erbschaft gemacht, und Renée, des Organisten Frau.“

„Wir dürfen nicht in die Kirche gehen, um unseres Nächsten Weiber anzusehen!“ rief fast strengen Tones der Müller, doch er sprach nicht laut, fast in einem Tone, als spräche er zu seiner todten Mutter, statt zu Katharinen.

Hierauf öffnete Meister Salomon das Fenster. Ein sanfter Windhauch wehte leise durch das Weinlaub, und ein goldener Sonnen-

strahl stahl sich über den rothen Ziegelfußboden. „Der Wein muß beschnitten werden“, dachte der Müller, indem er mit der Hand die Ranken auseinanderbog. Das Fenster ging nach der schmalsten Stelle des Baches, wo eine große Buche ihre breiten, herabhängenden Aeste über das Wässerchen bis an sein jenseitiges Ufer streckte und, seinen weiteren, viel gewundenen Lauf verhüllend, ein grünes, wundervoll kühles, heimliches Versteck bildete. Ein Hüttchen stand nahe am Wasser, doch man sah vom Fenster der Mühle aus nichts von demselben, als zwei weiße Stufensteine, die vom Fuß der Buche an das Bachufer hinabführten. Ost hatte der Müller kleine Vögel auf den Steinen hüpfen oder Libellen über die Wellen des rieselnden Wassers schweben sehen, doch mochte Susanne, die Nachbarin, ihren Eimer sehr früh des Morgens oder spät des Abends füllen, nie hatte der Müller sie noch sonst ein lebendes menschliches Wesen am Saume des Baches erblickt. Doch jetzt sah er ganz erstaunt ein junges Mädchen, eine Fremde, wie es schien, auf der unteren Steinstufe stehen, die nackten Füße von den sanftmurmelnden Wellen überrieselt. Ihr lockiges, schwarzes Haar hing gelöst über ihr Gesicht herab und verhüllte dasselbe ein wenig, die Ärmel ihres weißen Leibchens waren bis an die Ellenbogen aufgestreift, und ihr verbläuter rother Rock bis über die zarten Knöchel emporgenommen. Sie stand ganz still, auf ihr Bild im Wasser blickend. Dann setzte sie sich auf den oberen Stein der Treppe, schöpfte mit beiden Händen Wasser aus dem Bach und begann ihr Gesicht zu waschen. Darauf schüttelte sie ihr Haar zurück und zeigte dem Müller ein liebes, rundes, junges Gesicht unter den herabfallenden Wassertropfen und ein Paar helle, lachende Kinderaugen. Nachdem sie ihr Gesicht mit einem Tuche abgetrocknet hatte, band sie ihr Haar mit einem dunkelrothen Band auf eine Weise zurück, die der Müller höchst fleißig fand, und endlich bespiegelte sie sich mit zufriedenen lächelnder Miene noch einmal in dem Wasser Spiegel zu ihren Füßen.

„Marianne! Marianne, bist Du noch immer nicht fertig?“ rief eine Stimme von fernher.

„Ich komme, ich komme!“ antwortete das Mädchen in einer Art singenden Tones, fuhr mit den Füßen in ein Paar Holzschuhe und war, davonspringend, plötzlich den Augen des Müllers entschwunden.

Dieser wartete noch eine Weile, um zu sehen, ob sie nicht zurückkommen würde; doch als sie nicht kam, ließ er die Weinranken niedergleiten, schloß das Fenster, verließ und verschloß die Stube und stieg dann in die Küche hinunter, wo die Uhr ihr einförmiges Tiktak hören ließ. Da die Mühle stand, so konnte der Müller den Klang der Kirchenglocke durchs offene Fenster vernehmen.

„Katharine hat recht“, dachte er, „ich sollte doch zur Messe gehen.“ Und eilig kleidete er sich an und begab sich zur Kirche.

Das Hochamt begann soeben, als der Müller in die Kirche von Manneville trat und sich auf seinen Platz begab. Er hatte eine ganze Bank für sich, auf welcher er stets allein saß, da Katharine

seit ihrem fünfzehnten Jahre ihren festen Platz in einem dunklen Winkel der Kirche, inmitten des Zuges von zwei Kirchenthüren, inne hatte, welchen sie um keinen Preis mit einem anderen vertauscht haben würde.

Mit großer Bewunderung bemerkte daher der Müller auf dem Plage, der seit dem Tode seiner Mutter stets leer gewesen, eine knieende Frauengestalt, und mehr noch erstaunte er, als er in derselben das junge Mädchen erkannte, welches er vom Zimmer seiner Mutter aus gesehen hatte. Seine kleine Nachbarin wendete sich auch nicht nach ihm um, sondern hielt ihre Blicke auf ihr Gebetbuch gerichtet, so daß er nur eben einen Theil ihres gesenkten Antlitzes und das rothe Band sehen konnte, welches unter dem weißen Häubchen hervor über ihren zarten Nacken herabhing. Um sie nicht unverwandt ansehen zu müssen, starrte der Müller festen Blickes auf das Lesepult gegenüber dem Altar und hielt das Auge noch standhaft darauf gerichtet, als eine liebliche Stimme neben ihm leise bat: „Bitte, lassen Sie mich vorüber.“

Da fuhr er zusammen und sah gleich darauf ein feines, rundes Gesicht vorübergleiten. Er blickte der Davonschreitenden nicht nach, denn er war von Natur scheu und seiner Gewohnheit nach zurückhaltend.

Meister Salomon stand am nächsten Tage auf der Landstraße vor seinem Hause, als er vom Bache her das Klopfen eines Waschholzes vernahm. „Es wird die Kleine mit dem rothen Haarband sein“, dachte er und ging stracks in seiner Mutter Zimmer. Hier sah er richtig durch das Weinlaub am Fenster das junge Mädchen unter der Buche beschäftigt, mit einem Schlägel, nach Art der französischen Bäuerinnen, ein großes Leinentuch im Bache zu waschen. Als sie damit fertig war, setzte sie sich auf die oberen Treppensteine und begann mit dem gesundesten Appetit ihrer fünfzehn Jahre ein trocknes Stück Schwarzbrot zu verzehren.

„Sie ist ein kleines, junges Ding“, dachte der Müller, beobachtete sie aber doch mit Vergnügen, wie sie nach beendetem Mahl wieder an die Arbeit ging und mit dem Waschen fortfuhr, bis es zwölf Uhr schlug und der Angelus geläutet wurde.

Bei diesem Glockenton sprang das Mädchen wie erschrocken auf, raffte das Leinenzeug, Klöpfel und Seife zusammen und sprang davon. Hierauf blieb alles ruhig; der Bach trug die Seifenschäumblasen ruhig weiter, eine weiße Taube ließ sich auf einer der steinernen Stufen nieder und flog davon, nachdem sie einige Mal darauf hin und her geschritten.

„Wer und was kann sie sein?“ dachte der Müller während seines einsamen Mittagmahles am Küchenfenster. Katharine, welche am Herde beschäftigt war, wo trotz der Junihitze ein mächtiges Holzfeuer prasselte, begann plötzlich, wie in Antwort auf seine Gedanken:

„Glaub's wohl, Susanne hält sich nun ihre Dienstmagd mit rothem Bande im Haar. Andere müssen dienen und selbst arbeiten.“

Der Müller horchte auf und sah die Alte fragend an, die brummend fortfuhr: „Ja, ja, eine Magd hält sich Susanne jetzt. Sie sah ja in Eurem Kirchenstuhl gestern, Meister Salomon. Ein naje-weises, dummes Ding! — versteht vom Waschen nichts, wie man auf den ersten Blick erkennen kann, und mit dem Schlag Zwölf läuft sie auf und davon die Straße nach Fontaine zu. Was nur Susanne denkt — eine Magd, nicht klüger als ein Hänfling, und dazu heißt sie auch noch Mariette.“

Der Müller lächelte vor sich hin, und anstatt seine Nachmittags-pfeife am Ufer des kleinen Sees zu rauchen, ging er an der Hecke entlang, welche seinen Garten nach der Landstraße zu begrenzte. Da hörte er das Klappern von hölzernen Schuhen, und da kam sie, roth vom schnellen Lauf, im bloßen Kopf, nur ein altes Tüchlein um den Hals geschlungen, die Straße daher und bog in den schattigen Pfad ein, der nach Susannes Hütte führte.

Wo mochte sie gewesen sein, da sie weder Korb noch Bündel trug? Meister Salomon, der just nicht viel Arbeit hatte, spähte viel auf der Straße, aus dem Fenster, der Mühle und von seinem Garten nach ihr aus, doch er sah sie nicht, nur ihren Gesang vernahm er, und dieser war so hell und süß, daß er dachte: „Katharine hat ganz recht, sie einen Hänfling zu nennen. Sie ist ein Vöglein, man hört sie, aber sieht sie nicht.“

Am Sonnabend früh sah er sie endlich wieder durch die Weinblätter. Sie war gekommen, um Wasser am Bache zu holen, hatte ihren Eimer schief in die Strömung gelegt und sah ruhig zu, wie er sich langsam füllte. Wie sie so im Schatten der Buche stand und hier und da ein Sonnenstrahl über sie hinglänzte und ihr Haar mit goldenen Punkten besäete, betrachtete sie der Müller — der vielleicht ein Künstlerauge besaß — mit unbeschreiblichem Wohlgefallen, bis die Glocke plötzlich zum Angelusläuten aushob. Da ergriff Mariette ihren kaum halbgefüllten Eimer und eilte davon, einen großen, leeren Schattenfleck auf den Wellen, wo sie gestanden, zurücklassend.

Der Müller ging in die Küche, nahm seinen Hut vom Haken und begab sich, ohne Katharinens: „Meister, die Suppe steht auf dem Tische!“ zu beachten, auf die Straße nach Fontaine. Erstaunt bemerkte der Müller, daß Mariette von der Straße abbog und einen schmalen Pfad emporfloss, der zu einem dem Müller selbst gehörenden Baugarten führte. Es war ein einsamer, schattiger Platz, hinter welchem sich Kornfelder ausbreiteten und wo des Müllers Kuh Roquette zu grasen pfl egte.

„Was kann sie hier zu suchen haben?“ dachte der Müller, indem er ihr nachstieg und unter den niedrigen, breitwipfeligen Aepfelbäumen hinging. Roquette graste hier in einsamer Würde, ein Schwarm wilder Bienen, der in einem hohlen Baumstamm sich angesiedelt, erfüllte die heiße, stille Luft mit sanftem, schläfrigem Summen, wilde Blumen und weiße Schwämme wuchsen im Ueberflus in des Müllers Aepfelgarten; doch das kleine, braunhaarige Mädchen sah er nirgend.

Endlich jedoch hatte er sie aufgespiirt. Am südlichen Ende des Gartens stand eine einsame Eiche, welche ihr Geäst weit in das nahe Kornfeld erstreckte. Da saß Mariette vogelgleich auf einem der unteren Nester und spähte, mit einem Arm den Baumstamm umklammernd, mit der andern Hand ihre Augen beschattend, aufmerksam nach irgend etwas in die Ferne hinaus. Als hätte sie Flügel, schwang sie sich gleich wieder hinunter, und leichtfüßig an den Müller vorbeizulaufend, sah sie ihn mit furchtlosen, kindlichen Augen an, nickte ihm flüchtig zu und eilte davon. Der Meister sah ihr nach und trat dann an den Eichbaum, um zu sehen, wonach die Kleine wohl gespäht haben könnte. Doch Korn, nur hohes, gelbes, in der Sommer Sonne wogendes Korn war alles, was er sah, und dann in der glitzernden, zitternden Glut der Mittagssonne weit draußen die sich langsam drehenden Flügel der Windmühle. Auch diese standen plötzlich still, und nun herrschte Ruhe und Schweigen über der weiten Landschaft.

„Wegen dem dummen Ding kam sie doch wohl nicht hierher“, dachte der Müller, „dazu ist sie wohl zu klug, so klein sie ist.“

Von nun an beobachtete Meister Salomon das junge Mädchen Tag für Tag, wie es mit dem Schlag Zwölf in seinen Obstgarten lief und, auf die Eiche kletternd, in die Ferne hinaus spähte.

„Ich denke, sie ist ein Vogel und liebt es, im Baume zu sitzen“, meinte der Müller, nachdem er sich lange den Kopf zerbrochen hatte.

Eines Tages sah er sie, wie sie den Eimer in den Bach legte und ernst, traurigen Blickes zuschaute, wie das Wasser ihn langsam füllte. Es schlug Zwölf, doch sie rührte sich nicht. Da trat ein Knabe aus dem Ufergebüsch. Der Müller erkannte ihn wohl als Simon Petit, den bekannten Taugenichts des Dorfes, wie er gerade eine gefangene Forelle in der Hand trug. Er erschrak daher, als er Mariette erblickte, und wollte entfliehen, doch das Mädchen rief ihm zu: „Thue mir einen Gefallen, und niemand soll etwas von der Forelle erfahren. Lauf in den Baumgarten links von der Straße, steige auf die Eiche und sage mir, ob die Mühle ihre Flügel dreht oder nicht!“

Schnell lief der Knabe davon, doch Meister Salomon kam ihm zuvor und stand schon am Eingang seines Gartens, als Simon den kleinen Seitenpfad hinaulaufen wollte. Er bedrohte den Burschen, der ihm oft schon die besten Äpfel aus dem Garten gestohlen, mit den empfindlichsten Strafen.

„Ich muß den Auftrag der Kleinen nun wohl selbst besorgen“, dachte der Müller, als der Junge davongelaufen war. So machte er sich denn auf den Weg und bemerkte von der Eiche aus, daß seine Feindin, die Windmühle, still stand.

Hierauf begab er sich nach der Stelle am Bach, wo Mariette immer noch still auf dem Steine saß und auf Simons Antwort wartete.

„Ich bin der Müller“, redete er das junge Mädchen an, als dieses sich nach ihm umwandte und ihn mit großen, erstaunten Augen betrachtete. „Ich bin der Müller und hörte von der Mühle aus, wie Du Simon, dem Taugenichts, mit einem Auftrag in meinen Garten

schicktest. Doch er lief davon, als er mich gewahr wurde, und so ging ich denn selbst statt seiner. Doch sage mir, was Du mit der Windmühle zu schaffen haben kannst — denn eine Windmühle ist das schlimmste Ding, was Menschen je erdacht haben —“

„Drehten sich die Flügel?“ unterbrach Mariette des Müllers Rede mit angstvoller Stimme.

„Weßhalb sollten sie sich drehen?“ fragte der Müller.

„Doch bitte, sagen Sie mir, drehten sie sich?“ forschte Mariette.

„Nein“, gab der Müller zur Antwort.

Die Farbe entschwand aus dem Antlitz des jungen Mädchens. „Sie standen still“, stöhnte sie mit matter Stimme; „dann bin ich verloren!“ schrie sie unwillkürlich auf und blickte dem Meister mit einem verzweiflungsvollen Ausdruck an.

„Doch, Kind“, fragte dieser, „was kann denn diese Windmühle für Dich zu bedeuten haben?“

Statt zu antworten, warf ihm Mariette noch einen stummen Angstblick zu, nahm ihren Eimer und ließ ihn stehen.

„Ist sie von Sinnen?“ murmelte er vor sich hin, seiner Mühle langsam zuschreitend.

Statt ihn mit Vorwürfen wegen des kalt gewordenen Essens zu empfangen, stand Katharine zum Ausgehen gerüstet an der Thür und theilte dem Müller mit, daß sie nach Fontaine gehen müsse, da sie die Botschaft erhalten, daß ihr Vetter Mederic daselbst gestorben sei und sie sehen wolle, wie es mit ihrem Erbschaftsantheil stehe.

So saß der Müller an diesem Abend, der kalt und regnerisch war, allein bei seinem Mahle am prasselnden Reissigfeuer des Küchenherdes. Und wie er so zerstreuten Sinnes in die sanfte, rothe Glut blickte, öffnete sich leise die Thür, und sich unwendend, schaute er in das blasse, entsetzte Gesicht Mariettens.

„Darf ich eintreten?“ fragte sie, „nur auf einen Augenblick; doch bitte, lassen Sie mich herein!“

„Tritt näher!“ jagte der Müller aufstehend. „Was giebt es?“

Mariette sprang, ohne zu antworten, herein, blickte sich scheu um und erspähte beim schwachen Lichte des Herdfeuers die Thür, welche zu der Treppe nach dem oberen Stock führte; sie öffnete dieselbe und flog leicht und flink wie eine Katze die Stufen hinauf.

Der Müller, obgleich etwas überrascht, verlor jedoch seine phlegmatische Ruhe nicht, sondern verriegelte die Küchenthür, zündete eine Kerze an und folgte seinem Gast, den er auf dem oberen Flur hinter Katharinens Stubenthür fand.

„Mariette“, redete er das Mädchen an, „was ist geschehen?“

„Der Kesselslider ist gekommen, um mich zu holen!“ berichtete sie in bebendem Tone. „Er sagt, er sei mein Vater, doch das ist er nicht, und ich will nicht mit ihm gehen — nein, nie! Er trat bei Susanne zur Thür herein, doch ich entsprang durchs Fenster. Nun bitte ich Sie, sagen Sie ihm nicht, daß ich hier bin!“

Das Licht in des Müllers Hand ließ seinen Schein in das blasse,

thränenfeuchte Gesicht des erschrockenen Mädchens fallen. „Der Kesselflicker? Welcher Kesselflicker?“ fragte er.

„Der Kesselflicker!“ wiederholte sie beharrlich, als ob es eben nur einen von diesen in der Welt geben könne; „ich hasse ihn — ich gehe nicht mit ihm; bitte, geben Sie mich ihm nicht!“

Selbst wenn das arme, zitternde Geschöpf ein Auswurf schlimmster Art gewesen wäre, so hätte der Müller dem flehenden, jammervollen Blicke, den Mariette auf ihn richtete, nicht zu widerstehen vermocht.

„Niemand soll Dir hier ein Leid anthun!“ sagte er in strengem Tone. „Und sieh' her“, fügte er hinzu, indem er einen Schlüssel aus der Tasche zog und damit eine Thür am Ende des Ganges öffnete, „dies ist meiner todten Mutter Zimmer. Nimm das Licht, schliesse von innen zu, und wir wollen sehen, wer nach Dir hineinkommen sollte.“

Mariette that, wie ihr geheißen, und betrat den Raum mit einem Gefühl heiligen Schauers, erweckt durch die letzten Worte: meiner todten Mutter Zimmer.

Der Müller stieg langsam wieder die Treppe hinab, riegelte die Thür auf, zündete ein anderes Licht an und setzte sich, seine Pfeife rauchend, wieder am Herde zurecht.

Kaum fünf Minuten mochten vergangen sein, als Katharine eintrat, gefolgt von dem schmutzigsten und zerlumptesten Zigeuner, der sich nur denken läßt.

„Nun, Meister Salomon“, schrie die Alte erboßt, „dachte mir schon, daß ich zu spät kommen würde; der gute, schwarze Kleiderschrank war fort und ebenso die schöne kupferne Wärmfanne, die ich mir so lange schon gewünscht habe. Der Kesselflicker hier hat sie gestern meiner Base Angelika gepuzt, und er sagt, sie sei wie neu und glänze wie Gold.“

„Es war eine schöne Wärmfanne“, bestätigte der Mann mit hohler Stimme, während seine stechend schwarzen Augen rings im Kreise spähten, als suche er etwas. Der Müller meinte nie in seinem Leben ein abschreckenderes Gesicht gesehen zu haben und fragte barsch, was der Mann hier wolle.

„Ich kam wegen der Pfannen“, sagte er, zu Katharine gewendet.

„Ja“, sagte Katharine, „Ihr sollt sie alle haben, sagt mir nur erst, was Angelika außer der kupfernen Pfanne noch bekommen hat. Hier ist zuerst ein Kasserol.“

Damit langte sie nach einem an der Wand hängenden großen Kasserol, doch der Müller nahm seine Pfeife aus dem Munde, streckte den Arm aus und donnerte ein „Halt!“ so laut und gebieterisch, daß selbst Katharine es hörte. „Nicht ein Kasserol, nicht eine Pfanne meiner seligen Mutter soll dieser Mann berühren“, sagte er drohend, „dort, wo sie sind, sollen sie bleiben!“

Hiermit stand der Müller auf und verließ die Küche. Katharine verstand, daß des Meisters Befehl ein unwiderruflicher sei. Doch dieser kam nicht weiter als bis ans Ende seines Gartens, als ihm einfiel, daß er den Feind im Herzen der Festung zurückgelassen habe.

Schnell kehrte er um, und als er in die leere Küche trat, bemerkte er einen Lichtstreifen, der von der Treppe herabfiel, und vernahm Stimmen von oben herab. Mit schnellen Sätzen war er oben und fand dort den Kesselflicker bemüht, das Schloß an der Thür zu seiner Mutter Todtenzimmer zu öffnen, indem er, zu Katharine gewendet, sagte: „Ich wette darauf, sie steckt da drinnen.“

Meister Salomon packte den Zigeuner beim Arm, schleuderte ihn herum und die Treppe hinab, indem er ihm zornig, wie ihn noch keiner gesehen, nachrief: „Schurke, versuche es nicht noch einmal, in fremde Zimmer zu dringen! Und Du, Katharine, bist Du toll, ihn ins Haus und hier herauf zu bringen?“

„Hilf, Himmel! Meister Salomon!“ stammelte die Alte, zum Tode erschrocken, „der Mann beabsichtigte nichts böses; er sucht seine Käse Minette und behauptet, sie sei am Weinspalier hinauf und hier herein geklettert. Hoffentlich habt Ihr ihm kein Leid gethan, dem armen Mann.“

Katharine brummte noch eine Weile fort, nachdem der Kesselflicker sich eilig davon gemacht hatte. Doch bald bemerkte sie mit Schrecken, daß der von ihr Bedauerte ihren neuen Regenschirm, den sie beim Kommen in eine Ecke gestellt, mitgenommen hatte. „Der Dieb! — der Dieb!“ schrie sie und lief ihm nach.

„Er wird ihn wohl putzen wollen, oder er glaubte, es sei Minette!“ lachte der Müller ingrimmig.

Nach zehn Minuten kam Katharine ohne den Schirm zurück und erging sich in Lamentationen über den Mißerfolg ihres Weges nach Fontaine und den Verlust ihres Regenschirmes, bis der Müller die Geduld verlor und ihr zurief: „Geh zu Bett, Katharine, ich will nichts mehr vom Regenschirm und Kesselflicker hören!“

Kaum hatte sich die Alte brummend und scheltend entfernt, als der Müller einen Teller mit Brod und Käse nebst einem Krug mit Eider auf den Tisch stellte, leise die Treppe hinauf stieg und an die Zimmerthür seiner Mutter klopfte. Vorsichtig wurde sie geöffnet, und Mariettes rundes Gesichtchen schaute heraus.

„Du kannst herunter kommen“, sagte der Müller, „er ist fort; Katharine liegt im Bett und ist taub wie ein Brett.“

Mariette gehorchte, immer furchtsam um sich blickend. Der Müller verriegelte die Thür, und nachdem er ihr tröstlich zugesprochen, aß und trank sie ein wenig.

Als Meister Salomon eine Weile in ihr frisches, jugendliches Gesicht geblickt und dabei an das wüste, verwilderte Aussehen des Kesselflickers dachte, jagte er: „Ganz sicher ist dieser wilde Mensch nicht Dein Vater, Mariette!“

Das Mädchen zog die Augenbraunen in die Höhe, nickte nachdenklich mit dem Kopf und meinte, sie wisse es nicht, doch glaube sie, daß er ihr Vater nicht sei, wennschon sie sich eines anderen Vaters nicht entsinnen könne. Er habe sie geschlagen, zum Betteln angehalten, und sie sei mit ihm in der Welt herumgetrottet. Vielleicht habe er

sie gestohlen, und sie könne wohl am Ende das Kind einer großen, reichen Dame sein. Doch wer könne das wissen, fügte sie ernst hinzu. Als sie der Kesselflicker einst gar so sehr geschlagen, habe sie Vater Joseph, der Erbauer und Besitzer der hübschen Windmühle drüben — bei diesen Worten fühlte Meister Salomon einen Stich im Herzen — demselben abgekauft, und seitdem habe sie in der Windmühle, nach Vater Josephs Tode bei seinem Sohne Jacques gelebt.

Als Mariette geendet hatte, füllten sich ihre Augen mit Thränen und ihre Stimme zitterte. Der Müller sah sie fest an und fragte dann nach einer längeren Pause:

„So wirst Du wahrscheinlich Jacques heiraten und immer in der hübschen Windmühle leben?“

Mariette lachte. „Jacques heiraten!“ rief sie. Der ist ja längst verheiratet!“

Doch, fuhr sie in ihrer Erzählung fort, in der Windmühle sei ihres Bleibens nicht gewesen, da sie der schreckliche Kesselflicker dort verfolgt habe. So sei sie gekommen, um sich hier bei Susanne zu verbergen, und es sei zwischen ihr und Jacques verabredet worden, daß er die Flügel seiner Windmühle als Signal benutzen wolle, wenn der Kesselflicker auf ihrer Spur sei. Heute früh nun sei sie gewarnt worden, — und hatte ihr Meister Salomon nicht selbst gesagt, daß die Windmühle um zwölf Uhr stillgestanden? Doch sie wolle lieber sterben, ehe sie wieder in der Welt herumzöge, um zu betteln und alte Kasserole zu sticken — viel, viel lieber sterben!

Der Müller hatte ihr zugehört und oftmals mit dem Kopfe genickt. Er sah sie im Geiste mit dem wüsten Menschen in der Welt umherziehen, bettelnd, hungern und gemißhandelt, um, endlich seinen Klauen entrisßen, dereinst vielleicht in fremdem Hause das Gnadenbrod essen zu müssen. Und dieser Jacques hatte sie nicht geheiratet? Was sollte nun aus ihr werden?

„Mariette, hast Du einen Schatz?“ fragte er endlich.

„Rein“, gab sie kurz zur Antwort.

„Keinen? Kennst auch niemanden in Fontaine, den Du geru hast und heiraten möchtest?“

„Das würde mir ja auch nichts helfen“, sprach sie traurig vor sich hin, „es nähme mich ja doch keiner.“

„Liebt sie etwa doch einen?“ dachte der Müller und forschte weiter, bis er sich überzeugt hatte, daß Mariettes Herz noch frei war.

„Gut, gut!“ meinte er dann. „Bist auch noch jung, doch eine Heirat würde Dich vor dem Kesselflicker schützen. Versprich mir, Dich nicht zu verheiraten, ohne es mir vorher mitzutheilen.“

„Warum das?“ fragte sie, ihre blauen Augen weit öffnend.

„Weil ich — nun, weil ich Dir ein schönes Geschenk machen würde“, antwortete er zögernd nach einigem Besinnen.

Mariettes Gesicht strahlte; doch gleich darauf zuckte sie erschrocken zusammen. Man vernahm von draußen her Geräusch. Umsonst versicherte ihr der Müller, daß der Kesselflicker, nachdem er Katharinens

Regenschirm gestohlen, nicht wiederkommen würde. Als sie sich dann endlich beruhigt hatte, schlug er ihr vor, die Nacht über im Zimmer seiner Mutter zu bleiben; er wolle zu Susanne gehen und es ihr mittheilen.

Sicherheit ist schön, doch Geister sind gefährlich.

Mariette schwankte, endlich aber zog sie das Verbleiben im Hause des Müllers der Möglichkeit vor, dem Kesselflicker in die Hände zu fallen. Mit einigem Grauen betrat sie ihr Versteck noch einmal. Welch ein schönes Zimmer! In der ganzen Windmühle gab's kein solches. Wie glücklich mußte die todte Frau hier gewesen sein! Hatte sie ihrem Sohne geglickt? War sie groß und blond gewesen? — mit blauen Augen und solch einem ernstem Lächeln um den Mund?

Blöcklich lief sie ans Fenster und schaute in die Nacht hinaus. Der Mond schien eilig über den Himmel hinzugleiten und warf silberne Funken in den kleinen, gurgelnden Bach drunten. Da klangen Stimmen durch die nächtliche Stille — Herrgott! Susannes und des Kesselflickers Stimme! „Da oben — Weinspalier“, verstand sie deutlich. Schnell blies sie ihr Licht aus, am ganzen Leibe zitternd.

Der Müller hatte Susanne nicht getroffen und meinte, als er sich zur Ruhe begab: „Der kleine Flüchtling ist bei mir sicher; er hat seinen Kopf unter die Decke gesteckt und schläft! Armes, gejagtes Mädchen!“

Als Katharine am andern Morgen mit Tagesgrauen in die Küche trat, war sie erstaunt, ihren Herrn schon am Tisch sitzen zu sehen, einen Laib Brod und einen Teller voll frischgepflückter Kirschchen vor sich stehend.

„Seid Ihr schon hungrig, Meister Salomon?“ fragte sie.

„Ich werde doch meine eigenen Kirschchen essen können, wann ich will“, bedeutete er sie kurz, ärgerlich, daß ihm die Alte zuvorgekommen war. Er nahm an, daß Mariette wach und hungrig sein würde, auch hatte er über Nacht einen Entschluß gefaßt und wollte mit ihr davon sprechen. Für einen so phlegmatischen und gelassenen Mann, wie er war, befand er sich in einer Art fieberhafter Aufregung und war froh, als Katharine ihm zurief, daß sie fortgehe, um nach ihrem Regenschirm zu schauen, bald aber wieder zurück sein werde.

„Gott segne ihre arme Seele“, flüsterte der Meister, verriegelte die Rüchenthür und stieg zum oberen Flur hinauf, wo er an seiner Mutter Thür klopfte und rief: „Mariette, Du wirst hungrig sein; soll ich Dir Brod und Kirschchen bringen, oder willst Du herunter kommen? Die Thür ist verriegelt.“

Keine Antwort.

Schließ sie noch? Er klopfte und rief lauter; endlich versuchte er die Klinke — die Thür ging auf, der Raum war leer. Das Fenster stand offen, der Vogel war ausgeflogen.

Sie war davon gegangen, durchs Fenster entschlüpft, ohne Abschied, ohne Gruß und Dank.

Der Müller ging zu Susanne, fragte nach Mariette und ersuhr,

daß sie nach ihrer Flucht am Abend zuvor nicht wieder zurückgekehrt sei. „Der Kesselslicker wird sie geholt haben“, meinte Susanne, „er ist ihr Vater, wie er sagt.“

Wie ruhig sie das sagte! — Meister Salomon drehte ihr zwar den Rücken, ging aber nicht in seine Mühle zurück. Eine qualvolle, nie gekannte Angst trieb ihn nach jenem Gegenstande hin, den er in seinem guten Herzen bitterlich haßte.

„Ich will nur wissen, ob sie in Sicherheit ist“, sagte er sich, als er sich der Windmühle näherte.

Der Windmüller, ein stämmiger, junger Mann, ganz mit Mehl bepudert, stand an seiner Thür, mit einem dicken Wickelkinde im Arm, als Meister Salomon ihn anredete.

„Ich komme, mich nach Mariette zu erkundigen“, sagte er kurzweg, denn der Anblick seines Rivalen hatte seinen Aerger wieder in ihm zum Kochen gebracht.

„Sie hätte nicht so von mir weglaufen sollen“, fuhr er fort, als der Windmüller schwieg, „ich habe ihr Obdach gegeben; doch darauf kommt es weiter nicht an. Ist sie in Sicherheit, so bin ich zufrieden, mag sie höflich sein oder nicht.“

„Marie!“ rief der Windmüller ins Haus, „komm heraus! Hier ist der Müller von Manneville und fragt nach Mariette.“

„Der Kesselslicker wird sie wohl eingefangen haben“, sagte eine junge Frau, die herzutrat und dem Manne das schlafende Kind abnahm.

„Wissen Sie vielleicht, wo sie ist?“ fragte der Windmüller, den Meister Salomon scharf ansehend.

„Wäre ich dann gekommen, nach ihr zu fragen?“ fuhr dieser auf.

„Ah, richtig!“ nickte der Andere.

„Wollen Sie nichts thun? — sie nicht suchen lassen?“ fragte Meister Salomon, seinen Feind wüthend anblickend.

„Ich bin dieses Kindes Vater, und der Kesselslicker ist Mariettes Vater“, antwortete Jacques.

„Ich glaub's nicht, ich kann's nicht glauben — dieser Schurke Mariettes Vater!“ schrie Meister Salomon.

„Vielleicht auch nicht“, gab der Windmüller zu und machte eine Geste dabei, die sagen sollte: „Wenn's gefällig ist, wir sind fertig.“

Mit einem Herzen voll bitteren Kummers ging der Müller heim. „O Mariette“, dachte er im Gehen, „wärest Du in meine Obhut gegeben gewesen, ich hätte Dich nicht so kaltberzig von mir gehen lassen! Kein Kesselslicker in der Welt, und wäre er zehnmal Dein Vater, hätte Dich mir entreißen sollen!“

Daheim angekommen, fand er Katharine, welche wieder im fröhlichen Besitz ihres Regenschirmes war. „Der Spitzbube sitzt in Fontaine im Gefängniß“, erzählte sie, „da er Désirés neuen Kupferkessel gestohlen hat und dabei erwischt wurde.“

„In Fontaine im Gefängniß?“ schrie der Müller, von freudiger Hoffnung erfaßt, auf, „und — und war jemand bei ihm, als sie ihn gefangen nahmen?“

Die Freude schien Katharines Ohren das Gehör wiedergegeben zu haben, denn sie antwortete: „Bei ihm? Nein, es ist ja wohl eine ganze Bande, doch sie haben nur den Einen aufgegriffen.“

Der Müller war beruhigt, daß Mariette dem Landstreicher entgangen war, doch er wußte nun auch, daß sie sein Haus nicht gezwungen, sondern freiwillig und undankbar verlassen. Und das that ihm weh. „Sie brauchte mich nicht mehr, so stahl sie sich fort ohne Lebewohl und Dank“, seufzte er, „ich will ihrer nicht mehr gedenken.“

„Ihr habt Eure Kirschchen nicht gegessen!“ rief Katharine ihm zu.

„Iß sie selbst, Katharine, oder schenke sie weg“, entgegnete er mit traurigem Klopfnicken, „ich brauche keine Kirschchen.“

Damit stieg er die Treppe hinauf und flüsterte, indem er die Thür zu seiner Mutter Zimmer verschloß und den Schlüssel einsteckte: „Das ist das Ende meines Traumes — das ist das Ende.“

Bald darauf brach eine Epidemie in Manneville aus, und Meister Salomon war einer der Ersten, die davon ergriffen wurden. Er starb indessen nicht, wie seine Nachbarin Susanne, und als er vom Krankenzimmer aufstand, wurde Katharine krank und lag, ehe zehn Tage vergangen waren, auf dem Todtenbett und wurde begraben. Sie war jahrelang mit ihrem jungen Better und Herrn zusammen und, obgleich taub und eigenwillig, ihm doch treu und anhänglich gewesen, und so vermählte er sie und betrauerte sie recht aufrichtig.

„Ihr müßt eine andere nehmen, Meister Salomon“, sagten seine weiblichen Bekannten, „nehmt Katharine, die den Namen führt, an den Ihr schon gewöhnt seid.“

„Nehmt Lucie, die tüchtig arbeiten kann“, riefen andere.

„Hat Zeit damit“, wehrte sie der Müller kurz ab und verbrachte so sein Leben einsam vor sich hin. Das war trübselig genug; mochte es das Nachweh seiner Krankheit, mochte es Katharines Tod oder sonst etwas anderes sein, der junge Müller hatte keine Freude mehr am Leben. Seine Mühle selbst machte ihm kein Vergnügen mehr und selten nur betrat er noch seiner Mutter Zimmer. Er mußte wohl ein sehr empfindlicher Mann sein, denn immer noch brütete er über Mariettes Unhöflichkeit. „Habe ich das um sie verdient?“ fragte er sich oft. „Sie lachte wohl gar über mich! Hätte meine Mutter sie zu sich genommen, statt dieses Windmüllers, sie würde ihr wohl, der armen, lieben Seele, den Unterschied bewiesen haben zwischen der Wassermühle von Manneville und der Windmühle von Fontaine.“

Und wie er solche Gedanken so vor sich hinspann, sah er sie als ein Kind und spielte mit ihr im Mühlgarten oder am Seeufer; er trug sie in seiner Mutter Zimmer und ließ sie durch das Weinlaub hinunterblicken in das kleine, silberne Wasser. Er brachte ihr rothe Bänder mit für ihr dunkles Haar; er hörte sie fröhlich aufjauchzen. Ach, er hätte nicht, wie Jacques, der Windmüller, eine fremde Marie ins Haus gebracht! — So weit war er gekommen, als ein Klopfen an der Küchentür ihn aus seinen Träumen störte.

„Da kommen sie wieder, um mich mit ihrer Katharine und Lucie

zu plagen!“ brummte er und rief dann mürrisch und ohne umzublicken: „Kommt herein!“

Leise ging die Thür auf, ein leichter Schritt kam über die Küche her auf ihn zu. Da erst blickte der Müller auf, und vor ihm, im blaffen Zwielicht und nur durch den Tisch von ihm getrennt, stand Mariette. Er war durch diese unverhoffte Erscheinung so bestürzt, daß er nicht zu sprechen vermochte.

„Ich fürchte, daß Sie mir böse sind“, sagte Mariette schüchtern, „aber ich konnte nicht anders, ich mußte in jener Nacht davonlaufen. Ich hörte den Kesselflicker mit Susannen unter dem Fenster sprechen, und als er um die Mühle herumgegangen war, sprang ich vor Angst aus dem Fenster und bin beinahe ertrunken. Seitdem hielt ich mich in der Windmühle versteckt; doch nun bin ich in Sicherheit, denn er muß drei Jahre im Gefängniß sitzen. Und nun bitte ich Sie, mir nicht mehr zu zürnen.“

„Ich bin nicht böse“, entgegnete der Müller langsam, „obgleich es nicht höflich war, heimlich davon zu laufen, Mademoiselle Mariette.“

Mariette ließ beschämt ihren Kopf hängen und schwieg. Plötzlich blickte sie auf und sprach schnell und plaudernd nach Kinderart: „Ich komme nicht etwa wegen des versprochenen Geschenke, Meister Salomon, ich brauche es gar nicht; doch ich hatte versprochen, es Ihnen zu sagen, und ich heirate nächstens. Sie wollten mir's nicht erlauben, hierher zu gehen, ich bin aber doch gekommen, und nächste Woche ist die Hochzeit.“

„Hochzeit?“ wiederholte der Müller, „heiraten?“ und er starrte sie an wie im Traume.

„Ja, Jacques und Marie haben einen Mann für mich gefunden — ihren Better“, erklärte sie weiter. „Haben Sie vergessen, daß ich versprach, es Ihnen zu sagen, ehe ich heirate?“

Der Müller konnte nichts antworten. Er sah sie nur immer an, wie sie so vor ihm stand, zierlich, schön und reizend — ein liebes Geschöpf, sein Singvöglein, und er fragte sich mit einem bitteren Weh in der Brust, warum er sie nicht statt jenes anderen Mannes hatte sein eigen nennen können.

„Heiraten!“ sprach er noch einmal, „und wie kommst Du darauf, zu heiraten?“ fragte er, indem er ingrimmig die Zähne zusammenbiß.

Nun starrte sie ihn fassungslos an. Hatte er ihr denn nicht selbst den Rath gegeben, zu heiraten, um vor dem Kesselflicker sicher zu sein? Das hatte sie nun Jacques und Marie gesagt, und die hatten einen Mann für sie gefunden. So war's gekommen.

„Sage mir das nicht noch einmal!“ fuhr der Müller außer sich vor Zorn auf. „Und Du liebst ihn? — hast ihn geru — nicht?“

„Nicht sehr“, bekannte sie verlegen, „er ist alt — fünfzig wenigstens.“

„Fünfzig? — Der kann ja Dein Großvater sein!“ rief der Müller.

Auch ganz grau sei er und fast taub, und seine älteste Tochter Luise sei ihre Freundin, erzählte Mariette weiter. Doch, da Luise

heirate, brauche er jemand zur Hilfe, und so sei es zwischen ihm und Jacques und Marie abgemacht worden, daß er sie heirate, damit sie vor dem Kesselflicker sicher sei.

Der Müller wollte seinen Ohren nicht trauen.

Was? — das schöne, unschuldige, unerfahrene Geschöpf sollte so hingeopfert werden? Eines alten, tauben Mannes Pfliegerin sollte sie werden, um vor einem Landstreicher geschützt zu sein, der gar kein Recht auf sie hatte!

Er stand auf und schritt in großer Erregung auf und ab. Endlich blieb er vor Mariette stehen mit dem Gefühl einer Angst, die ihm den Hals zuschnüren wollte.

„Mariette“, sagte er, „sie sagen mir alle, ich solle jemand anstatt Katharine zu mir nehmen; doch die Sache ist die — ich brauche eine Frau. Wüßtest Du keine, die für mich passen könnte?“

„O ja!“ rief Mariette ganz eifrig, „da ist gleich Jacques' Schwester Delphine; die ist hübsch und hat so viel Geld, und —“

„Nein, nein, so meinte ich's nicht“, unterbrach sie der Müller erröthend, „ich meine — ich kann den Gedanken nicht ertragen, daß Du den alten, grauen Wittwer heiratest — — nein, das ist's auch nicht“, platzte er endlich ganz desperat heraus, „die Wahrheit ist die, daß ich Dich so herzlich lieb habe, seitdem ich Dich durch die Weinblätter am Bache gesehen, und ich frage Dich, ob Du dem Alten den Abschied geben und mich nehmen willst? Wir können gleich heiraten“, fügte er hinzu, „denn hier gehen die Sachen schief, seit Katharine todt ist. Nun, Mariette?“

Mariette sah ihn an, als ob sie ihn nicht verstünde. Konnte der Müller von Manneville, der hübsche, junge, reiche Müller, im Ernste so zu ihr reden?

„Nun?“ fragte Meister Salomon, der vor ihr stand und in ihr Gesicht herniederblickte.

„Sie können das nicht im Ernste gesagt haben“, stammelte sie endlich ganz verwirrt und ihn mit dem Ausdruck des Zweifels in den blauen Augen anschauend, „das Glück wäre zu groß.“

Doch das Glück war nicht zu groß, um wahr zu sein, und Mariette konnte, nachdem sie es endlich begriffen, sich nicht enthalten, jubelnd auszurufen: „Ach, ich bin so froh, so froh! Denn ich konnte ihn nicht ausstehen, nur die Furcht und die Angst und das Zureden brachten mich dazu.“

Der Müller war ein wortfarger Mann, und auch sein Liebeswerben war ein kurzes.

Marie war sehr beleidigt, daß ihr Better so kurzer Hand abgedankt werden sollte, doch Jacques, dem die Partie nie recht für Mariette gefallen hatte, freute sich des reichen, jungen und hübschen Freiers so herzlich, daß er sich dadurch das Herz des Wassermüllers erwarb, der sich mit ihm ausöhnte und die Windmühle nicht mehr für das häßlichste Ding in der Welt erklärte.

Mariette wurde die hübscheste und beste Müllerin. Sie sang

wie eine Lerche, war fleißig wie eine Biene und lebte der Ueberzeugung, daß es nichts vollkommeneres gäbe, als ihren Müller und seine Mühle. Alle liebten sie, selbst die Bekannten des Müllers, die Katharine und Lucie in Vorschlag gebracht hatten. Nur einen Fehler hatte sie: sie liebte es nämlich, allzu oft aus dem Fenster hinauszusehen, um welches die Weinblätter so üppig grüntem, und von welchem aus man die Schritsteine, die hohe Buche und den kleinen, rieselnden Bach überblickt, der bald im goldenen Sonnenlicht funkelt, bald in grünen, traumhaften Schatten gehüllt ist.

Der Kejselkider starb plötzlich im Gefängniß und hatte nicht mehr Zeit, etwas über Mariettes Herkunft auszusagen. „Thut nichts“, meinte Meister Salomon, „jetzt gehört sie mir, und ihre Angehörigen werden gewiß schon alle gestorben sein.“

Menschenwerk.

Von Auguste v. Reichenau.



Die Mühe ward Begleiterin
Für jedes Thun auf Erden,
Das aber sei des Werks Gewinn:
Nicht sichtbar darf sie werden.

Der Blume Wurzel nur allein
Muß schwerer Grund umgeben,
Doch farbenreich und schlank und rein
Soll sie empor sich heben.

Nicht reich, wie eine Knospe springt,
Kann Menschenwerk erblühen.
Damit nur Eines uns gelingt,
Bedarf es vieler Mühen.





Das Rauch-Museum zu Berlin.

Von Richard George.



Ufsern der Königsstraße, der geräuschvollen Verkehrsader im Centrum der deutschen Reichshauptstadt, befindet sich das königliche Lagerhaus, ein Gebäude, an das sich die mannigfachsten historischen Erinnerungen knüpfen. Hier stand einst das sogenannte „Hohe Haus“, in dem die Markgrafen und Kurfürsten vor Erbauung des Schlosses bei ihrer Anwesenheit in Berlin Hof hielten; hier huldigten im Jahre 1415 die vereinigten Städte Berlin und Köln Friedrich I., welche denkwürdige Begebenheit Julius Schrader auf seinem in der königlichen National-Galerie befindlichen Gemälde verewigt hat. Würdig dieser Vergangenheit ist die Bestimmung, welche ein Flügel des Lagerhauses zur Zeit hat. Enthält er doch eine Perle der Berliner Kunstsammlungen, den künstlerischen Nachlaß Christian Daniel Rauchs.

Der Gedanke, die Gesamtwerke eines Bildhauers zu vereinigen, ist im Rauch-Museum nicht zum erstenmal zur Ausführung gebracht worden. Wie jeder Besucher Kopenhagens weiß, besitzt dieses ein Thorwaldsen-Museum. Noch bekannter dürfte das Rietschel-Museum zu Dresden sein, das freilich nur die Abgüsse der Hauptwerke Ernst Rietschels enthält.

Bei der Gründung des Rauch-Museums erfüllte man zunächst eine Pflicht der Pietät gegen den großen Meister, dessen Werke dasselbe enthält. Hatte dieser doch oftmals bedauert, daß von den Werken anderer hervorragender Bildhauer, wie Schlüter und Schadow, die gleich ihm in Berlin gewirkt, an Modellen, Entwürfen und Abgüssen so gut wie nichts der Nachwelt überliefert worden sei. Er hatte mit Recht wiederholt auf die ungemaine Wichtigkeit hingewiesen, welche die Vereinigung der sämtlichen Werke eines Bildhauers für das Studium der Kunstgeschichte darbiete, auf die mannigfache Förderung, die dieselbe jungen Künstlern gewähren könne. In der That ermöglicht eine solche Sammlung von Modellen eines Meisters, die

Zeugniß ablegen von seinen Absichten und Zielen, die seine künstlerische Eigenart aufs schärfste charakterisiren, einen Einblick in den gesammten Entwicklungsgang desselben, wie er tiefer nirgendß erfolgen kann.

Rauch hatte mehrere Jahrzehnte an der Spitze des preußischen Kunstlebens gestanden; er hatte der Bildhauerkunst eine wahrhaft vaterländische Richtung gegeben, ohne ihre Bewegungsfreiheit irgendwie zu hemmen; er hatte zwei Königen aus dem preußischen Herrscherhause mit seltener Treue und Ergebenheit gedient; seinen Wünschen war daher die Erfüllung von allerhöchster Seite von vornherein gesichert. Die Bereitwilligkeit, mit welcher der König in den Ankauf des künstlerischen Nachlasses einwilligte, zeigte auß̄ neue, in welcher unbegrenztem Maße der verstorbene Meister sich der königlichen Gunst zu erfreuen gehabt hatte. Auch bei der Eröffnungsfeier des Rauch-Museums am 17. Dezember 1865 trat dies in den Vordergrund; erhielt jene doch durch die Gegenwart König Wilhelms und seiner Gemalin ihre Weihe.

An die Räume, die der damalige Kultusminister von Mühler für das Museum bestimmte, knüpft sich insofern ein besonderes Interesse, als in ihnen die meisten Werke Rauchs auch entstanden waren. Als zu Anfang der siebziger Jahre diese Räumlichkeiten für das königliche Staatsarchiv gebraucht wurden, mußte das Museum in den gegenüberliegenden Flügel des Lagerhauses umsiedeln, der seiner Zeit ebenfalls Rauch als Atelier gedient hatte. Bis zum Jahre 1870 stand ein bewährter Schüler dieses Meisters, Professor Hugo Hagen, an der Spitze des Museums. Zu seinem Nachfolger wurde Professor Rudolf Siemering ersehen.

Der neue Vorstand, unter dessen Verwaltung die Uebersiedelung der Sammlung vollzogen wurde, hat es sich angelegen sein lassen, die letztere nach Maßgabe der erweiterten Räumlichkeiten zu vervollständigen. Aber selbst jetzt, wo der von Karl Eggers herausgegebene Katalog des Museums an dreihundert Nummern aufweist, von denen freilich viele Theile eines größeren Werkes sind, ist die Sammlung noch weit davon entfernt, eine vollständige zu sein. Greifen wir doch nicht zu hoch, wenn wir die Zahl der Gesamtwerke Rauchs auf mindestens vierhundert beziffern. Diese stattliche Zahl ist nicht allein auf die seltene Produktionsfähigkeit des Meisters zurückzuführen, sondern wir müssen auch die lange Künstlerlaufbahn berücksichtigen, während welcher derselbe unermüdlich thätig war. Liegt doch mehr als ein halbes Jahrhundert zwischen der Vollendung seines Erstlingswerkes, eines schlafenden Endymions, den er 1802 zur akademischen Ausstellung brachte, und der Fertigstellung des Standbildes Thaers, das 1857 am Schinkelplatz zu Berlin errichtet wurde, und seine künstlerische Thätigkeit in würdiger Weise abschloß.

Unter den Werken, die im Museum fehlen, ist in erster Linie die Arbeit zu nennen, welche Rauchs Ruhm für alle Zeiten gegründet: das Grabmal der Königin Luise. Rauch gab in diesem Meisterwerke die Gestalt der edlen Königin, die dem preußischen Volke in schwerer,

trüber Zeit gezeigt hatte, wie es das Unglück tragen müsse, so lebenswahr wieder, daß das Mausoleum zu Charlottenburg zu einem patriotischen Wallfahrtsort wurde. Er stellte die Königin dar, wie sie in der Erinnerung des Volkes lebte; er schuf ihr Marmorbild gewissermaßen aus dem Herzen des Volkes heraus. Wer hätte auch die Schönheit, Anmuth und Herzengüte der edlen Frau treffender wiedergeben können, als Rauch, der während seiner siebenjährigen Thätigkeit als königlicher Kammerdiener in ihrer Umgebung gewelt hatte? Die Thränen der Rührung, welche in den Augen ihres Gemals standen, als ihm der große Meister den im Modell vollendeten Kopf der Königin zeigte, mußten ihm mehr als irgend ein Zeugniß bestätigen, daß er dem Marmor Leben eingehaucht.

Es ist aufs lebhafteste zu bedauern, daß wir dieses Werk nicht im Museum vorfinden. Einigermassen Ersatz für diese empfindliche Lücke bietet eine sehr ähnliche Statue der Königin Luise, deren Original im Antiken-Tempel zu Potsdam aufgestellt ist. Einige Kritiker geben derselben sogar den Vorzug vor derjenigen des Mausoleums. Es dürfte jedoch sehr schwierig sein, in diesem Punkte das Richtige zu treffen; denn in der That hat Rauch in beiden Marmorbildern der schlafenden Königin die Gestalt derselben in einer Vollendung zum Ausdruck gebracht, daß selbst der feinste Kunstkennner nicht weiß, welchem der beiden Meisterwerke er den Preis der Schönheit zuerkennen soll.

Neben der Königin Luise finden wir das Modell zum Denkmal Friedrich Wilhelms III., dessen schlichte Einfachheit der Künstler meisterhaft darzustellen gewußt hat. Ein interessantes Seitenstück zu diesen Statuen bilden die Grabdenkmäler des hannoverschen Königs-paares. Als nämlich die Königin Friederike von Hannover das Zeitliche gesegnet, ertheilte der König Ernst August Rauch den ehrenvollen Auftrag, eine Grabstatue derselben nach dem Motiv des Denkmals ihrer Schwester, der Königin Luise, zu schaffen. Dieses Werk finden wir in dem herrlichen Garten zu Herrenhausen, wo in tiefster Waldesstille die Königin Friederike zur ewigen Ruhe gebettet ist. In dem daselbst befindlichen Mausoleum ruht auch ihr Gemal, dessen Grabdenkmal Rauchs unübertreffliche Meisterhand in dem letzten Lustrum seines Lebens schuf.

Neben diesen Grabstatuen liegt Rauchs Bedeutung vor allem in seinen Denkmälern aus der Zeit der großen Befreiungskriege. „Solch ein Glück erlebte ich nie!“ schrieb der große Künstler jubelnd aus Rom, als er die Kunde von der Völkerschlacht bei Leipzig erhielt. Daß diese Worte aus seinem innersten Herzen kamen, wird uns klar, wenn wir seine Statuen von den Helden aus den Befreiungskriegen betrachten. Spiegelt sich doch in diesen herrlichen Schöpfungen nicht allein der gottbegnadete Künstler, sondern vor allem der warme Patriot wieder, der durch seine Kunst den nationalen Aufschwung nach jenen Kriegen zum Ausdruck brachte. Ihm war es vorbehalten, die Gefühle der Dankbarkeit zu verkörpern, welche das Volk gegen

die großen Geister empfand, die jenen nationalen Aufschwung herbeigeführt hatten.

Die volksthümlichste Erscheinung der Befreiungskriege ist unzweifelhaft der alte Blücher, dessen markige Heldengestalt Rauch so recht nach der Vorstellung des Volkes verherrlicht hat. Im Museum fallen uns zunächst mehrere Skizzen und eine kleine Kopie des Berliner Denkmals in die Augen. In charakteristischem Gegensatz zu diesem, wo uns der Fürst, den Fuß auf eine Kanone gestemmt, als selbstbewußter Sieger entgegentritt, finden wir ihn in einer Skizze zum Breslauer Standbilde als Marschall Vorwärts, der an der Spitze der Seinigen begeistert in die Schlacht stürmt. Die große Zeit der Befreiungskriege zieht recht wirksam an unserem Auge vorüber, wenn wir die Relief-Darstellungen am Piedestal des Berliner Blücher-Denkmal betrachten, wozu sich im Museum die beste Gelegenheit darbietet.

Neben Blücher wird stets Gneisenau genannt, der Mann, der es so trefflich verstanden, den Marschall Vorwärts nach der strategischen Seite hin zu ergänzen. Das Museum weist von seinem Standbilde am Opernplatz zu Berlin das Modell und eine Reihe sehr interessanter Skizzen auf. Diese sind namentlich dazu geeignet, darzuthun, wie meisterhaft Rauch die für die künstlerische Darstellung ungünstige Uniform durch einen Mantel verhüllen konnte. Er hat von diesem Mittel überall, wo es irgend anging, Gebrauch gemacht. Eine ähnliche verhüllende Drapirung finden wir auch bei der Statue Yorks von Wartenburg. Das strenge Wesen dieses Helden, der durch sein energisches Vorgehen den ersten Anfang der Erhebung im Jahre 1813 machte, den das Volk „scharf wie gehacktes Eisen“ nannte, bringt Rauch in seinem Standbilde recht lebenswahr zur Erscheinung.

Diese Statuen haben im Verein mit denjenigen Bülow's und Scharnhorst's, des „strategischen Soldatenprofessors“, die leider im Museum nicht vorhanden sind, den Opernplatz in Berlin zu einem der hervorragendsten der Welt gemacht. Ihre Bedeutung für die Erweckung und Wacherhaltung des Patriotismus kann gar nicht hoch genug angeschlagen werden. Es gebührt Rauch unleugbar das Verdienst, durch Verherrlichung dieser Männer mitgewirkt zu haben an der patriotischen Erziehung des Volkes. In noch höherem Maße, als die Helden aus den Befreiungskriegen, mußte dem Volke das Hauptwerk Rauchs, das Denkmal, welches der Verherrlichung Friedrichs des Großen dient, ans Herz wachsen. Es ist dem Meister oft der Vorwurf gemacht worden, daß bei diesem Standbilde die Person des großen Preußenkönigs nicht so unmittelbar auf den Vorübergehenden einwirken könne, wie dies z. B. bei dem Meisterwerke Andreas Schlüters auf der Langen Brücke zu Berlin der Fall ist. Man muß zugeben, daß dieser Vorwurf nicht unbegründet ist. Wir dürfen jedoch auch keineswegs vergessen, daß auch die von Rauch angewandte Art der Darstellung ihre großen Vorzüge hat. Hat er doch mit seinem Werke nicht allein dem großen Friedrich ein Denkmal gesetzt, sondern auch

seine hervorragenden Feldherren, die Künstler, Dichter und Gelehrten des Friedericianischen Zeitalters verherrlicht. Dieses populärste Werk Rauchs, das in der Kunst der Neuzeit wohl kaum seinesgleichen hat, ist im Rauch-Museum bis in die kleinste Einzelheit vorhanden. Wir finden nicht nur eine Kopie des zur Ausföhrung gelangten Standbildes; auch die herrlichen Reliefs am Piedestal und die Eckfiguren der Weisheit, Gerechtigkeit, Mäßigung und Stärke sind im Modell vertreten. Rauch hat mehr als zwanzig Jahre an diesem Werke gearbeitet. Von den Entwürfen aus früherer Zeit sei hier eine Säule mit Reliefs und Reiterstatue als Friedrichsdenkmal erwähnt. Auch besitzt das Museum eine Skizze, in welcher Rauch den König zu Fuß dargestellt hat. Diese Art der Darstellung scheint ihm jedoch nur vorübergehend vorgekehwebt zu haben, da die übrigen Entwürfe sämtlich die Reiterstatue gemeinsam haben.

Eine eingehendere Behandlung der zahlreichen anderen Statuen, deren Modelle im Rauch-Museum vereinigt sind, würde den Rahmen dieses Aufsatzes weit überschreiten. Es können hier nur einige der hervorragenderen Schöpfungen des Meisters, wie die Erzbilder Dürers zu Nürnberg, Kants zu Königsberg, Thaers zu Berlin, König Max' I. zu München, die Gruppe der Polenkönige Mierislaus und Boleslaus namhaft gemacht werden. In ihnen allen ist eine bewunderungswürdige feine Charakteristik und außerordentlich lebensvolle Auffassung ausgeprägt. Herrlich ist auch die Mosesgruppe, die nach dem Tode Rauchs für die Vorkhalle der Friedenskirche zu Potsdam von Albert Wolff in Marmor ausgeführt ist. Sie zeigt uns den greisen Gottesstreiter im Gebet während der Schlacht gegen die Amalekiter; Hur und Aaron sind zur Unterstützung seiner gen Himmel erhobenen Arme herbeigeeilt, da die Seinigen der Sieg verläßt, sobald diese ermattet niedersinken.

Wie sehr sich bei seinem hohen und ernsten Streben doch auch der Sinn für das Naive und Liebliche erhalten hat, erkennen wir an der Grabstatue der Prinzessin Elisabeth von Hessen-Darmstadt. Ein Gefühl der Behmuth schleicht sich unwillkürlich in unser Herz, wenn wir unsere Blicke auf die ihren Eltern im zarresten Kindesalter entziffene Gestalt richten, die der Schlaf überrascht zu haben scheint, als sie im Begriff war, in den unvollendeten Kranz, den ihre rechte Hand hält, mit der linken eine Blume zu flechten. Dieser Statue steht an Lieblichkeit die der Jungfrau Lorenzea von Taugermünde auf dem Rücken eines Hirsches nicht nach, die einer Legende zufolge im Walde sich verirrt hatte und auf ihr inbrünstiges Gebet von einem Hirsch auf den Marktplatz ihrer Vaterstadt getragen wurde.

Ein höchst lehrreiches Stück Zeitgeschichte bietet die sehr umfangreiche Büstenammlung dar. Mehr als siebzig Porträts von hervorragenden Kriegshelden, Staatsmännern, Dichtern, Künstlern, Gelehrten und fürstlichen Persönlichkeiten veranschaulichen uns das Kulturleben in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts. Bei den intimen Beziehungen, die Rauch während seines ganzen Lebens zu den Hohenzollern hatte,

ist es natürlich, daß das Museum eine große Anzahl von Bildnissen aus der königlichen Familie enthält. So sind z. B. sämmtliche Kinder der Königin Luise und Friedrich Wilhelms III. mit Ausnahme des Prinzen Karl vertreten, von den königlichen Eltern selbst finden wir ebenfalls mehrere Porträts. Eigenthümliche Empfindungen ruft die Büste des Prinzen Wilhelm, des späteren ersten deutschen Kaisers aus dem Hause Hohenzollern, in uns wach. Wohl schwerlich hat der Künstler bei der Modellirung desselben geahnt, daß das Schicksal den jugendlichen Prinzen zur Wiederaufrichtung des deutschen Kaiserthrones auserselben habe.

Haben wir so im Museum die mannigfachste Gelegenheit, Rauch in seinen Porträtgestalten zu bewundern, so hat er doch auch in Idealdarstellungen Erstaunliches geleistet. Dies wird uns klar bei der Betrachtung seiner berühmten Viktoria-Statuen, die in ihren verschiedenartigsten Variationen eine überwältigende Fülle der Schönheit darbieten. Leider sind nicht alle im Museum vereinigt; die vorhandenen genügen jedoch, um die geniale Schöpferkraft Rauchs bei Werken idealen Charakters darzuthun. Zu welchen Leistungen er in dieser Beziehung befähigt war, erkennen wir auch an den Statuetten des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung, die der Künstler seiner Vaterstadt Arolsen zum Geschenk machte. Diese Werke zeigen uns so recht, wie Rauch bei seiner realistisch-historischen Kunstthätigkeit der Sinn für antike Formenschönheit nicht abhanden gekommen war. Wir können diesen Schönheitsinn auch an seiner dekorativen Plastik und an seinen herrlichen Reliefdarstellungen bewundern. Zu den ideal-schönsten Werken der Neuzeit gehört das im Museum befindliche Basrelief, in dem zwei Bacchantinnen und ein Genosse einen Panther tranken.

So entfaltet sich im Rauch-Museum vor unsern Blicken ein Künstlerleben, dessen schöpferische Kraft mit der Thorwaldsens, dieses Giganten der Plastik, verglichen werden kann; und kein anderes Denkmal hätte Rauchs Namen der Nachwelt in würdigerer Weise aufbewahren und zugleich lehrreicher für sie sein können, als diese Vereinigung seiner Werke.





Das indische Rom.

Von P. Petersen.

Am Ufer des heiligen Dschamna=Flusses, der, im Himalaya entspringend, seine mächtigen Wassermassen durch die wunderbar reiche und fruchtbare Ebene von Hindostan wälzt, liegt Delhi, die alte Kaiserstadt, das Rom der indischen Welt. Die Thürme der prachtvollen Moscheen und Paläste spiegeln sich in den Fluten des Stromes, den die alten Inder Jamunâ nannten, d. h. Zwillingstrom, denn er ist ein Zwilling des Ganges, ihm ebenbürtig an Größe und Heiligkeit, und entstammt demselben Gebiet der indischen Riesenalpen, strömt, bald sich weiter entfernend, bald sich nähernd, dem Ganges fast parallel dahin, um endlich sich bei Allahabad mit ihm zu vereinigen und so den gewaltigsten und heiligsten Strom der Inder zu bilden, den seine frommen Verehrer bis auf den heutigen Tag in unzähligen Schaaren besuchen, um durch das Bad in seinen Wassern von ihren Sünden sich rein zu waschen.

Hier in Delhi war es, wo am 1. Januar 1876 die Fürsten Indiens und Gesandte fremder Völker zusammenströmten, um die feierliche Proklamation der Königin von England als Kaiserin von Indien zu vernehmen. Das ferne Großbritannien hatte den Sitz und die Macht der alten Großmogule sich erobert, und an der Stätte, wo sich einst am herrlichsten der Prunk und die Pracht der alten Herrscher entfaltet, wußten die Radschas und Nabobs aus allen Theilen des weiten Landes den Beginn einer neuen Kaiserzeit durch ihre Gegenwart zu ehren. Wohl mag so mancher der Fürsten aus altem Geschlechte, die heute zu Vasallen der brittischen Königin herabgesunken sind, mit melancholischem Blick der ruhmreichen Kaiserstadt sich genähert haben: denn obschon noch heute herrliche Bauten dort unverfehrt zum Himmel emporragen, so zeugen doch meilenweit sich erstreckende Felder von Trümmern, Ruinen und Resten aus den ver-

schiedensten Zeiten, wie viel hier einst gewesen, jetzt aber für immer in den Staub gesunken ist.

Schon seit Jahrhunderten hatte hier eine hohe Kultur geblüht, hatten Philosophen hier in tiefsinnigem Grübeln die Weltenräthsel zu lösen gesucht. Hier war die Entwicklung menschlichen Denkens, Empfindens und Wollens schon durch alle Stadien, von der ersten naiven, ursprünglichen Freude am Leben, Besitz und Nachkommenschaft bis zur Predigt vom Elend des Daseins und zur mönchischen Weltflucht und Entfagung aller irdischen Genüsse und Güter, hindurch gegangen, als die Bewohner Englands noch ein wildes und rohes Volk waren, das ohne Städte, ohne Kultur seine einsame Insel gegen die Angriffe der Eroberer vertheidigte. — Jetzt aber sind die Nachkommen jenes rohen Volkes durch die Macht überlegener Kultur und Gefittung als Herrscher in dem alten Delhi eingezogen!

Ueber ein Gebiet von mehr als 40 englischen Quadratmeilen breiten sich, unterbrochen durch weite, öde Flächen, die Trümmer vergangener Größe und Herrlichkeit aus, die oft nur noch trübe Gedanken über die Vergänglichkeit irdischer Macht erwecken können, oft aber auch, trotz ihres verfallenen Zustandes, den Beschauer noch heute mit Staunen und Bewunderung erfüllen. Denn groß und schön war es, was hier geplant und gedacht, in mühsamer, Jahrhunderte langer Arbeit ausgeführt und endlich vom Sturme der Zeit zu Boden geworfen wurde.

„Ehre der allmächtigen Zeit“ — so sagt ein indischer Spruch — „durch deren Willen jene reizende Stadt . . . der Erinnerung anheim gefallen ist!“

Das neue Delhi, noch heute eine stolze, prächtige Stadt von großartiger Anlage, nimmt doch nur einen Bruchtheil jenes weiten Gebietes ein. — Eroberer kamen einmal über das andere und zerstörten die alte Stadt. Nur selten nahmen sie sich die Mühe, das Zerstörte wieder aufzubauen. Sie suchten einen geeigneten Ort in der Nähe und ließen dort eine neue Hauptstadt, stolzer und prächtiger noch als die alte, erstehen. Dort saßen sie und herrschten und wähten ihren Thron für immer fest gegründet zu haben. Dann kamen aber wieder andere Eroberer, vertrieben oder mordeten sie, stürzten ihre Mauern und Paläste und bauten sich eine neue Stadt auf dem Felde von Delhi, bis auch ihre Herrschaft zu Grabe ging. Aber jeder von ihnen drückte seiner Schöpfung den Stempel des eigenen Wesens auf, und das, was dem Zorne der Zeit und der Zerstörungswuth siegreicher Nachfolger widerstanden, läßt uns noch heute von solchem Wesen etwas erkennen oder doch ahnen. Treten wir dem Schauplatz so vieler Thaten und Leiden etwas näher.

Hier sieht man zwischen den Resten alter Bauwerke einen spärlich bekleideten Hirten seine Heerde weiden, dort bestellt ein Landmann seinen Acker mit Mais oder Hirse auf einer Fläche, die keine Spur mehr aufweist von der Stadt, die einst hier gestanden. Dort

kommen Landleute, buntfarbig gekleidet oder halbnaakt, mit großen Fruchtkörben oder Gemüse beladen, zur Stadt gezogen oder verlassen dieselbe nach schon beendetem Geschäft. Dort fahren andere dunkelfarbige Bewohner der Umgegend, mit hellen Gewändern bekleidet, in der Gari dahin, dem zweiräderigen Wagen, in welchem sich zur Noth drei bis vier Personen zusammendrängen; ein spitzes, von vier Stäben getragenes Ueberdach oder ein weit vorragendes, über den Karren gespanntes Tuch schützt sie vor der brennenden Sonne, während die Luft durch den von keiner abschließenden Wandung beengten Raum frei hindurchstreicht. Muntere Buckelochsen oder Zebu ziehen das kleine, holperige Gefährt, und ein barfüßiger brauner Hinduknabe hockt vorne, schon ganz auf der Deichsel, mit Zügel und Peitsche in der Hand. Dort sieht man auf der sich lang hinziehenden, von Baumreihen eingefassten Straße, die zwischen den Trümmerfeldern hindurchführt, fromme Moslim zur Stadt wandern; sie wollen die berühmte Dschama-Moschee besuchen und lauschen ab und zu aufmerksam, ob sie nicht schon von den hohen Minarets herab den Ruf des Muezzin vernehmen können, der die Befenner des Propheten zum Gebet ladet.

Stille ruht über der weiten, staubigen, vom Sonnenbrande ausgehörten, melancholischen Trümmerebene, und in der Ferne scheint die Luft in der Glut zu zittern. Auch das Rom der indischen Welt hat seine Campagna! Ihre Trümmer reichen in höhere Zeit hinauf, als die des europäischen Rom, und wer sie mit aufmerksam suchendem Geiste durchwandert, dem erzählen sie in ihrer Sprache die Geschichte des indischen Landes.

Hier, wo man heute das Dorf Indrapat und ein Fort gleichen Namens findet, liegen die Ruinen des altberühmten Indraprastha. Sie fallen nur wenig in die Augen, denn wir haben hier den ältesten Theil des Trümmerfeldes von Delhi. — Indraprastha! Das war die Stadt der Pandusöhne, jener streitbaren fünf Brüder, von welchen die alte Sage des Mahābhārata meldet, die den Kampf aufnahmen mit dem altberühmten Geschlechte der Bharatiden, der Kurusöhne, die in Hastinapur, der „Elephantenstadt“, am Ganges residirten.

Die Pandusöhne hatten einen harten Kampf zu bestehen. Jahrelang mußten sie verbannt und flüchtig im Wald und in der Wildniß umherirren oder an fremden Fürstenhöfen in unwürdig dienender Stellung sich ihren Unterhalt suchen. Aber sie gingen zuletzt doch als Sieger aus dem langen Kampfe hervor und vernichteten im Verein mit ihren Bundesgenossen, den an der Jamunā wohnenden Völkerstämmen der Jādava, Matsja, Schārāṅga und Pantischāla, die Macht des Kurustammes in der großen Schlacht, der gewaltigsten und berühmtesten, von welcher die indische Tradition berichtet. Nicht gar weit von Delhi, am oberen Laufe der Dschamna, liegt jenes sagenberühmte Schlachtfeld.

Den Thaten und Leiden der Pandusöhne, ihrem endlichen Siege

und dem Untergange des ruhmreichen Kurugeschlechts hat das indische Volk ein Denkmal gesetzt, das in seiner Riesengröße jedes andere Siegesdenkmal überragt und nicht in Staub zerfallen konnte, wie die Mauern von Indraprastha. Es ist das Mahābhārata, das größte Epos der Welt, das in seinen, über hunderttausend Doppelversen jenen großen Kampf besingt.

Wenn die Forschung der Neuzeit recht gesehen, so war in jene alten Kämpfe mit verwebt der große, kulturhistorisch so wichtige Streit um die Superiorität des Krieger- und des Priesterstandes. Die Pandusöhne waren den Brahmanen geneigt und ihren Willen gehorsam. Der Priesterstand triumphierte über den Stand der Krieger. Der Stand der Brahmanen wurde der erste, der geehrteste und vornehmste, und er ist es geblieben bis auf den heutigen Tag. In jener alten Zeit, etwa vom Jahre 1000 v. Chr. an, blühte nun das religiöse Kultuswesen, das Opfer und die Wissenschaft vom Opfer in üppigster Weise empor. Aber es artete gefährlich aus. Ein riesenhaft ausge-dehntes und komplizirtes Ceremoniell drohte wahre Andacht und Frömmigkeit zu erstickern und rein äußerliche Werkheiligkeit an ihre Stelle zu setzen. Da erfolgte die Reaktion. Der gesunde Geist des Volkes rang sich zu neuen Gedanken und Ansichten durch, die ihm mehr Befriedigung gaben, als Opfer und Opferwerk. Die Philosophie der Upanishaden entstand, und im sechsten Jahrhundert v. Chr. ließ Śāntama Buddha, der „Löwe aus dem Geschlecht der Schākya“, seine Predigt erschallen vom Leiden des Daseins und von dem Wege, auf welchem der Mensch diesem Leiden entriumen und die Erlösung finden mag.

Dort steigt eine hohe Säule aus dem Trümmerfelde von Delhi empor! Fast dreizehn Meter hoch erhebt sich der schlanke Schaft des Monolithen, aus rötlichem Sandstein gemeißelt, glänzend polirt und mit Inschriften bedeckt. Das ist eine der Säulen des Königs Aśoka, Dharmastambha oder Gesetzessäulen genannt, auf welchen der ruhmreiche Herrscher das „gute Gesetz“, die Lehre des Buddha, preist und seine Völker ermahnt, im rechten Wandel zu leben, wohlthätig und liebevoll zu sein gegen alle lebenden Kreaturen, Toleranz zu üben gegen Andersgläubige, das Alter zu ehren, Brahmanen und buddhistischen Mönchen gleichermaßen Ehrerbietung zu erweisen. Es ist der Glanzpunkt, die Blütezeit des Buddhismus in Indien, aus welcher dieses Denkmal stammt.

Aśoka, der mächtige König, dessen Andenken die Buddhisten feiern, der viel dafür gethan, die Lehre des Buddha auszubreiten, ihr Ehre und Achtung und dauernden Bestand zu schaffen, er lebte im dritten Jahrhundert vor Christi Geburt. Er baute Klöster und Reliquienthürme, Stūpas oder Topen genannt, in großer Anzahl und ließ in allen Theilen seines weiten Reiches, vom Kabulstrom und Gutscherat im Westen bis nach Driśa im Osten, in Felsen und auf hohe Säulen Inschriften meißeln, welche trotz aller Verheerungen, die in mehr als zweitausend Jahren das Land heimgesucht haben, doch heute noch an

ganz verschiedenen Orten zu uns ihre lapidare Sprache reden von dem Segen des guten Gesetzes, das Buddha verkündet.

Es sind die ältesten Inschriften, die wir in Indien kennen.

Die Asoka-Säule von Delhi muß einstmals ebenso wie die andern Säulen dieses Königs ein Kapitäl von schön geschwungenen Lotusblättern und darüber eine viereckige Platte mit einem aus Stein gemeißelten Löwen, dem Sinnbild des Buddha, Schäkjasinha, des „Löwen aus dem Geschlecht der Schäkja“ getragen haben. Aber dies Kapitäl ist seit Jahrhunderten nicht mehr vorhanden. Ein späterer Herrscher ließ einen Aufsatz von Stein mit goldener Spitze auf die Säule von Delhi setzen, und heute noch nennt sie das Volk darum Minar Farin, die goldene Säule. Auch dieser Aufsatz ist heute nicht mehr zu sehen, aber die Säule steht, und die Inschrift redet vernehmlich wie vor zweitausend Jahren.

In den Jahrhunderten, welche auf Asoka folgten, brachen wiederholt fremde Völker in Indien ein. Griechische Herrscher, Nachfolger der Feldherren Alexanders des Großen, gründeten sich von Baktrien aus Reiche im Pendschab und Gutschera. Aus dem innern Asien kamen die Völkerhorden der Schaka hervor, gewöhnlich Indoskythen genannt, drangen siegreich in Indien ein und herrschten über das Land. Aber es kam die Zeit, wo die indischen Fürsten und Völker das Joch der Fremdherrschaft von sich abschüttelten und eine neue Epoche nationaler Größe, eine Zeit der schönsten Wiedergeburt anbrach, in welcher die indische Literatur ihre höchste Blüte erreichte.

Aus dieser Zeit nationaler Neugeburt, die etwa im zweiten Jahrhundert nach Christo ihren Anfang nimmt, entstammt ein wichtiges Denkmal, eine andere Säule, die zu den angestaunten Wunderdingen des Trümmerfeldes von Delhi gehört. Das ist die Eisensäule, von den Indern Lohastambha, von den Engländern Iron Pillar genannt, südlich von den Ruinen des alten Indraprastha gelegen, ein Wunderwerk der Schmiedekunst.

Aus gemauertem Steinwerk erhebt sich 22 Fuß hoch der massive Schaft der runden Säule, unten 16 englische Zoll im Durchmesser, nach oben sich ein wenig verjüngend und in ein schmuckloses Kapitäl auslaufend. Drei Fuß tief reicht der Schaft noch in die Erde hinab und ruht dort unten auf acht schweren, aneinander strebenden Eisenstangen, die in große Steinblöcke eingefügt sind. Der riesige Block ist aus kleinen Eisenstücken und Stangen zusammengeschweißt. Aber man glaubt nicht Arbeit von Menschenhänden vor sich zu sehen, denn wahrhaft cyklopische Kräfte müssen es gewesen sein, die diese gewaltige Eisenmasse im Feuer glühten, hin- und herwendeten, zusammenschweißten und hämmerten.

Eine Inschrift von mehreren Zeilen in der Sanskritsprache auf dem Schaft der Säule meldet uns, wer sich dies Denkmal gesetzt, an dem die Zerstörungswuth späterer Eroberer machtlos abgeprallt ist. Es war König Dhava, ein indischer Herrscher, der im vierten

Jahrhundert nach Christi Geburt die eiserne Säule errichten ließ zum Andenken an den Sieg, den er über das Volk der Balhika, die Bewohner von Balkh, erfochten — ein gewaltiges Wahrzeichen jener Zeit, wo das indische Volk die Herrschaft der fremden Eroberer brach und erneuerte Angriffe feindlicher Stämme zurückschlug, um noch einmal seiner eigenen Kraft sich voll bewußt zu werden, noch einmal eine große und reiche Zeit, vielleicht die größte und reichste, zu durchleben, die Zeit, in welcher das Gesetz des Manu verfaßt wurde, in welcher Kälidāsa seine unsterblichen Dramen dichtete, in welcher die Märchen und Fabeln des Pantſchatantra erzählt wurden, in welcher Amaru seine reizenden Lieder schuf und noch viele andere Künstler und Gelehrte ihre ruhmreiche Wirksamkeit entfalteten.

Religiöse Spaltung hatte im Inderlande nun schon seit Jahrhunderten Platz gegriffen. Brahmanen und Buddhisten standen in zeitweilig gemildertem, dann wieder schroffer sich gestaltendem Gegensatz zu einander, bis endlich die milderen Jünger des Schāksajohnes ihren Rivalen das Feld räumen mußten, um sich mit ihrer Lehre nach Ceylon, Hinterindien und in das innere Asien zurückzuziehen. Aber ein schlimmerer Feind sollte jetzt über die Brahmanen kommen, der sie mit Mord und Brand alle Leiden fanatisch-religiöser Verfolgung kennen lehrte. Es waren die muhammedanischen Fürsten und Völker, die etwa um das Jahr 1000 n. Chr. ihre Eroberungszüge nach Indien begannen, das Land verwüsteten, unterjochten und Jahrhunderte lang beherrschten.

Unglaublich viel hat Indien, vor allem der nördliche Theil, von ihnen zu leiden gehabt. Ganze Städte wurden eingeäschert, die Tempel geplündert, zerstört oder in Moscheen umgewandelt, die Einwohner oft zu Tausenden hingeschlachtet. Aber mit stolzen, prachtvollen Bauwerken schmückten die neuen Herrscher das Land, das sie ihrem Scepter unterwarfen.

Die Ersten waren die Ghasnewiden, die aus ihrer Hauptstadt Ghasna in Afghanistan kamen. Ihnen folgte eine lange Reihe von Dynastien verschiedenen Ursprungs, und jeder Wechsel des Herrschergeschlechts war durch blutige Kämpfe bezeichnet. Diese muhammedanischen Eroberer schlugen zuerst ihren Sitz in Lahore auf. Kutab-ud-din, der „Polarstern des Glaubens“, ein Afghane von Geblüt, verlegte um 1200 n. Chr. zuerst wieder die Residenz nach dem alten Delhi, und sechs Dynastien von afghanischer Herkunft sollten jetzt nach einander in Delhi herrschen.

Nicht gar weit entfernt von der Eisen Säule des Königs Dhava erhebt sich ein Thurm von schwindelnder Höhe, einer der höchsten freistehenden Thürme der Erde. Es ist der berühmte Kutab-minar, den jener Sultan Kutab-ud-din im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts zu bauen begann; das war zu derselben Zeit, als hier in Deutschland Wolfram von Eschenbach und Walther von der Vogelweide fangen und das Nibelungenlied entstand. Kaiser Altamsch, der

Nachfolger des Kutab, hat ihn vollendet. Es ist ein Minaret im Riesenstil, zur Moschee des Kutab-ud-din gehörig, von dessen Höhe herab die Gläubigen zum Gebet gerufen wurden. In fünf Stockwerken steigt der gewaltige Bau bis zur Höhe von 72 Meter hinauf, unten 13 Meter im Durchmesser, nach oben zu verjüngend, reich geschmückt mit Koranversen und Gebeten. Eine Wendeltreppe von 375 steinernen Stufen führt im Innern bis oben hinauf. Jedes der fünf Stockwerke schließt mit einer Galerie ab, die rund um den Bau herumläuft. Ganz oben erhob sich einstmals, wie auch sonst auf den Minarets, eine sogenannte Kulsja, d. h. ein Säulenpavillon. Der Blitz hat ihn herabgeschleudert, und der Besucher erblickt ihn heute nicht weit vom Riesenthurm auf einem Hügel aufgerichtet — ein zierlicher Bau, doch winzig gegen den hohen Thurm.

Sieben gewaltige Thorbogen, Riesenportale in schön geschwungenen Linien, mit feiner Ornamentik geziert, stehen noch heute dem geöffnet, der die Moschee Kutab-ud-dins besuchen will. Wenn von dem hohen Kutab-minar der Ruf des Muezzin erscholl, dann strömten die Schaaren der Bekenner des Propheten durch die majestätischen Bogengänge zur Moschee. Fünf Reihen fein und reich gearbeiteter Säulen trugen das Dach einer großen Halle. Die Säulen hat der kühne Erbauer aus Hindutempeln geraubt — es sollen ihrer 27 Tempel gewesen sein — und mit diesem Raube schmückte er seine Schöpfung.

Hier sieht man die Trümmer der Moscheebauten, welche Kaiser Altamisch errichten ließ. Ein schöner, schlanker Thorbogen hebt sich empor, Koranprüche ziehen sich darüber hin und bedecken nebenan die Wandung. Und dort wiederum liegt das Grabmal jenes stolzen Erbauers, aufs reichste verziert mit den feinsten Arabesken, mit welchen die Bögen, Wände und Säulen bedeckt sind, wo nicht die Koranworte den Platz beansprucht haben. Durch den hohen Thorbogen sieht man den Steinsarkophag des Kaisers. Der Sohn des Altamisch und seine Tochter Rezia haben dies Grabmal erbaut. Jener prachtvolle Thorweg wiederum stammt von Ala-ud-din, der um 1300 regierte; Steingitterwerk schließt die Fensteröffnungen in den Mauernischen, und seine Verzierungen aus weißem Marmor bedecken die Wände. „Die Pathanen“ (d. h. die Afghanen) — so sagt sehr treffend der Bischof Haber — „entwarfen wie Giganten und führten aus wie Goldschmiede.“

Wieder einen andern Theil des Trümmerfeldes von Delhi nennt man Tughlakabad, die Stadt der Tughlak-Sultane, die im vierzehnten Jahrhundert hier herrschten. Da erheben sich die Ruinen von ungeheuer massigen Mauern, die schräg emporsteigen, die Fensteröffnungen mit Gitterwerk von weißem Marmor geschlossen. Hier ist das Grabdenkmal des streitbaren Kaisers Muhammed-ben-Tughlak, mehr einer Festung ähnlich als einem Grabe, mit seinen massigen Mauern aus Quadersteinen und dem umgebenden Wassergraben. Daneben steht die vierstöckige Beste des Kaisers Firoz Schah. Die Säule Asokas ragt mitten daraus empor. Nicht weit davon erblickt man die

Mauerreste des kaiserlichen Palastes. Dies ist Firozabad, die Stadt des Firoz.

Trotz der Riesenwälle, mit denen sie ihre neue Stadt umgaben, sollten die Tughlak-Sultane doch auch die Geißel eines fremden Eroberers fühlen. Tumor oder Tamerlan, der furchtbare Mongolenherrscher, brach zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts ein, tränkte die Erde des Landes mit Blut, zerstörte die Städte und ließ aus den abgehauenen Köpfen der Erschlagenen hohe Pyramiden aufthürmen. Er eroberte und zerstörte Delhi und ließ sich dort zum Kaiser von Hindostan ausrufen. Schon vor Ablauf eines Jahres kehrte Timur Indien für immer den Rücken; doch die Macht der afghanischen Herrscher war für immer gebrochen, und ein Gebiet des großen Reiches löste sich nach dem andern ab.

Zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts erschien Baber, angeblich ein Nachkomme Timurs, aber demselben sehr unähnlich, von türkisch-tartarischem Blute, zuerst Fürst von Fergana, in Hindostan, das sein Ahn so grausam behandelt. Auf der Ebene von Delhi schlägt Sultan Baber im Jahre 1526 eine große Schlacht, besiegt das zehnmal stärkere Heer Ibrahims, welcher aus dem Geschlecht der Lodi, des letzten Kaisers von afghanischer Herkunft, und gründet die Herrschaft der Großmogule in Indien. Sein Sohn Humäyun baute in dem zerstörten Delhi ein neues Fort an der Stelle des alten Indraprastha. Doch dieser Fürst mußte einem festen afghanischen Eroberer weichen und lange Jahre verbannt und flüchtig umherirren. Schir Schah, der Afghane, welcher den Thron des Timuriden eingenommen, baute einen Wall um die neu entstehende Stadt, und heute sieht man dort das von ihm stammende rothe Thor, Bâl Darwaza genannt. Zuletzt erlangte aber Kaiser Humäyun seine Herrschaft wieder, deren er sich freilich nur zwei Jahre freuen sollte. Seine irdischen Ueberreste ruhen in einem prachtvollen Denkmal, welches die Wittve zu bauen begann und des Kaisers großer Sohn, der ruhmreiche Akbar, vollendete.

Fast unverseht erhebt sich der kunstvolle, großartig schöne Kuppelbau mit seinen herrlichen Portalen und seinen zierlichen Nebenthürmchen auf dem Trümmerfelde von Delhi, südlich von den Bauten des Firoz Schah. Dort ruhen außer Kaiser Humäyun noch mehrere Glieder seiner Familie; dort ruht auch der Staub Muhammed Dara Schahs, eines fürstlichen Märtyrers der Humanität.

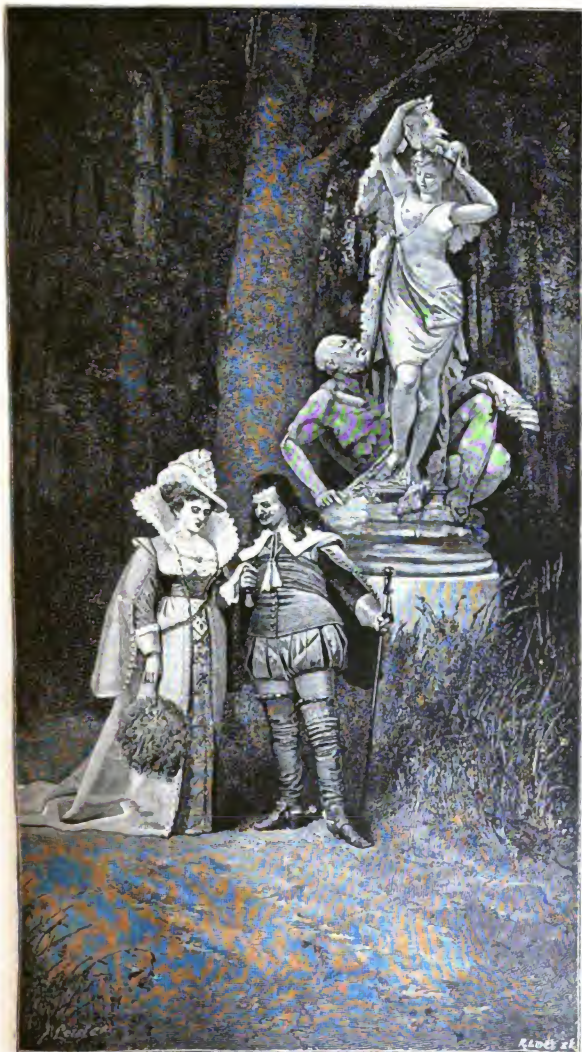
Humäyuns Sohn, der edle Kaiser Akbar, wohl der größte und erleuchtetste Regent, der je das Scepter über Indien geführt, schlug seine Residenz in Agra, weiter unterhalb am Dschamma-Flusse, auf. Sein Enkel, der prachtliebende Kaiser Schah Dschehan, verlegte dieselbe wieder nach Delhi, nachdem er zuvor noch Agra mit den herrlichsten Bauten geschmückt hatte. Er war es, der das neue Delhi erbauen ließ, das mit seinen prachtvollen Palästen, Gärten, Moscheen und Bazars noch heute den Besucher entzückt und ihm die glanzvolle Zeit der Großmogule vor die Augen führt. Er nannte die neue Stadt

nach sich Dschehan-Abad, d. h. die Stadt des Schah Dschehan. Sieben englische Meilen im Umkreise dehnt sie sich aus, von drei Seiten mit einer steinernen Mauer umgeben, während an der vierten der Dschamna-Fluß vorüberrauscht. Prachtige Thore, von denen das dem Palast gegenüberliegende ungewöhnlich groß und majestätisch ist, führen den friedlichen Besucher in die Stadt hinein, während zwölf besetzte Thürme dem feindlichen Angreifer Abwehr drohen. Schah Dschehan hat die Grenzen der Stadt am Westufer der Dschamna selbst gezogen. Um das geplante Werk in möglichst vollkommener Weise auszuführen, stellte er die geschicktesten Künstler und Baumeister an und baute im größten Maßstabe. Rother Sandstein von der Farbe und Glätte des Zaspis, gab ein vorzügliches Baumaterial. Und der Erfolg entsprach den Bemühungen des Kaisers.

Hart am Ufer des Dschamna-Flusses erhebt sich der prachtvolle Palast der Großmogule mit seinen hohen Mauern und Bastionen. Er übertrifft in seiner großartigen Anlage und geschmackvollen Ausfühung alles derartige in dem an Palästen doch so reichen Indien. Seine Mauern umschließen einen weiten Komplex der mannigfachsten und prächtigsten Gebäude, Hallen und Höfe. Dort findet sich der Dewan-i-Aum, die öffentliche Gerichtshalle, desgleichen auch der berühmte Dewan-i-Khas, Audienzhalle und vornehmstes Rathsgemach des Kaisers, ein Kleinod der Baukunst, die schönste Halle dieser Art in Indien, mit mächtigen Säulen aus weißem Marmor, die geschmackvoll mit buntpfarbigem Steinmosaik geziert sind. In dieser Halle stand ehemals der berühmte Pfauenthron. Dieser Thron führte seinen Namen nach zwei goldenen Pfauen, die hinter dem Thronsiß angebracht waren und auf ihren ausgespannten Schweifen eine verschwenderische Fülle der köstlichsten Juwelen trugen. Zwischen ihnen befand sich ein aus Smaragden gebildeter Papagei in Lebensgröße. Der breite Thronsiß selbst, der ein Sitzkissen trug, soll aus massivem Golde bestanden haben, ebenso die sechs Stützen, auf denen er ruhte; Platte und Füße waren mit Rubinen, Smaragden und Diamanten ausgelegt. Ein goldener Baldachin überspannte den Thron, getragen von zwölf Säulen, die reich mit Edelsteinen geschmückt waren; die Franzen des Baldachins bestanden aus Perlen. Zu jeder Seite des Thrones befand sich ein Sonnenschirm, das uralte Zeichen der Herrscherwürde bei den Indern. Diese Schirme waren aus karmoisinfarbenem Sammet, mit reicher Stickerei geschmückt und mit Perlen befranst. Ihre Stäbe, acht Fuß hoch, bestanden aus massivem Golde und waren mit Diamanten beringt. Der Werth dieses Thrones belief sich auf hundert Millionen Mark nach unserm Gelde.

Die Decke des Dewan-i-Khas war mit Silber- und Goldfiligranwerk kunstvoll geschmückt. An beiden Enden der prachtvollen Halle lieft man noch heute in einer Nische in halbverlosthener persischer Schrift die Worte:

Wenn es ein Paradies auf Erden giebt,
Ist es hier, ist es hier, ist es hier.



Erklärung.

Nach einem Originalgemälde von Jac. Peisten.

Auch eine Moschee, die Perlenmoschee, aus weißem Marmor erbaut, liegt innerhalb der Mauern des Palastes.

Mit dem Mogulpalaste wetteifert an großartiger Schönheit die berühmte Dschama-Moschee, die Hauptmoschee der Kaiserstadt, mit ihren hohen, herrlichen Thorbauten, dem von lustigen Kolomaden umschlossenen Moscheenhofe, den weißen Marmorkuppeln und den schlanken Minarets. Ein Garten von fast unbeschreiblicher Pracht und entzückender Schönheit, Schahlimar genannt, soll des Kaisers Lieblingserschöpfung gewesen sein. Hier fanden sich kühle Grotten von ungeheurer Tiefe und Ausdehnung, hier strömten Kanäle von kristallklarem Wasser, mit Gold- und Silberfischen gefüllt; beständig plätschernde Springbrunnen verbreiteten die erfrischendste Kühlung, und ringsumher sah man die ausserlesensten Pflanzen und Bäume von ganz Asien, die mit dem Duft und der Farbe ihrer Blüten und Früchte die Sinne des Besuchers berauschten und entzückten.

Eine große, prächtige Straße zog sich mitten durch die Stadt, von einem Ende derselben bis zum andern, Tschandui-Tschank oder der Mondstrahl-Markt genannt. Herrlich waren die Bazars und die öffentlichen Plätze mit ihren kunstvollen Arkaden, die oben Terrassen bildeten, während in den Läden unten alle Schätze Asiens zum Verkauf auslagen. Mit dem Kaiser suchten die Großen des Reiches, die Umrah's, in der Errichtung prächtiger Bauten zu wetteifern, und so erwuchs in kurzer Zeit eine Stadt, mit welcher an Pracht und Schönheit nur wenige Städte der Erde sich messen können. Ist hier auch heutzutage manches zerstört, manches beschädigt oder vernachlässigt, vieles ist doch noch erhalten — genug, um immer wieder und wieder den Beschauer mit Bewunderung zu erfüllen.

Die Zeit, in welcher das neue Delhi entstand, die Regierungszeit Schah Dschehans, in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, ist die glänzendste Zeit der Großmogulherrschaft in Indien. Gegen dreißig Jahre hatte dieser Kaiser auf dem Gipfel indischer Macht, in Glanz und Herrlichkeit regiert, da brach eine erschütternde Familientragödie aus, die ihren dunkeln Schatten auf die letzten Jahre desselben warf.

Schah Dschehan hatte seinen ältesten Sohn, den Prinzen Muhammed Daraschakoh, eine der edelsten Erscheinungen der indischen Geschichte, seinen Lieblingssohn, der durch treffliche Anlagen eben so sehr wie durch die Erstgeburt ein Anrecht auf den Thron hatte, zu seinem Nachfolger bestimmt und schon bei Lebzeiten zum Mitregenten angenommen. Muhammed Daraschakoh war schön, tapfer, geistvoll, gebildet, von edler, humaner Gesinnung beseelt, gleichermaßen gerecht gegen Hindu und Moslim. Er war dem beschränkten Muhammedanenthum abhold, studirte mit Entzücken die Schriften indischer Weisen, ließ eine Uebersetzung der tief sinnig-philosophischen Upanishaden anfertigen und strebte eine Vereinigung der indischen mit der muhammedanischen Religion an. Als der Vater von einer schweren, anscheinend tödtlichen Krankheit befallen wurde, ergriff er auf dessen

eigenes Geheiß die Zügel der Regierung. Aber sein Bruder Aurengzeb, Statthalter in Defan, ein tapferer, doch überaus herrschsüchtiger, kluger und verschlagener Mann und fanatischer Muhammedaner, zog sofort mit bewaffneter Macht gegen ihn zu Felde. Er hatte es verstanden, auch den jüngsten Bruder, Murad, Statthalter von Gutscherat, für den Kampf gegen den Bruder zu gewinnen, indem er die heuchlerische Miene annahm, als erstrebe er nichts für sich selbst, als wolle er nur Murad zu der Kaiserkrone verhelfen, da nur er, nicht aber der dem Islam untreue Muhammed des Thrones von Delhi unwürdig sei. Muhammed Daraschakoh erlag in dem ungleichen Kampf gegen die Brüder. Er wurde geschlagen, verrathen, gefangen und von Aurengzeb schimpflich hingerichtet als „Kafir“ oder Ungläubiger. So gleich aber traf dieser herrschsüchtige und heuchlerische Prinz auch seine Maßregeln gegen Murad, den er bisher als Kaiser behandelt und mit dem kaiserlichen Titel angeredet hatte. Bei einem Gelage, wo er Murad durch starke Weine berauscht hatte, ließ er ihn ohne weiteres gefangen nehmen und jandte ihn in das feste Gualior. Er selbst aber ließ sich mit dem Titel Akungir oder „Eroberer der Welt“ zum Kaiser ausrufen. Der franke Vater, der sich inzwischen allmählich zu erheben begann und über das Vorgehen Aurengzebs und das Schicksal seines geliebten Muhammed vor Zorn und Schmerz außer sich gerieth, wurde in der Citadelle von Agra eingeschlossen und mußte den Rest seines Lebens als Gefangener des eigenen Sohnes verbringen.

Aurengzeb herrschte über Indien ein halbes Jahrhundert lang, aber seine Regierung war keine gesegnete. Finster, herrschsüchtig, fanatisch gesinnt, war er ungerecht und hart gegen die Hindus, welche doch die Hauptmasse seiner Unterthanen bildeten. Während seiner Regierung begannen die Mahratten, ein kriegerischer Stamm der Inder, das Haupt zu erheben. Nach seinem Tode aber fing die Macht der Großmogule rasch zu sinken an. Schah Nadir, der berühmte persische Fürst, brach siegreich in das Land, eroberte Delhi und führte 1738 den kostbaren Pfauenthron als Beute aus der indischen Kaiserstadt mit sich fort. Zwanzig Jahre später rissen die siegreichen Mahratten auch das Silber- und Goldsiligranwerk von der Decke des Dewan-i-Khas im Großmogulpalaste zu Delhi.

Inzwischen war die Macht der Engländer, von Kalkutta ausgehend, beständig im Wachsen begriffen. Schon im Jahre 1764 suchte der Großmogul Alam bei den Engländern Schutz gegen die Mahratten. Später wirft er sich wiederum diesen in die Arme, ist aber seit 1771 nur noch scheinbar Herrscher in Delhi, in Wahrheit indessen ein Gefangener der Mahratten. Im Jahre 1803 befreien ihn die Engländer aus dieser Lage, nehmen aber zugleich Delhi für die indische Compagnie in Besitz. Seit diesem Jahre sind die Engländer Herr in Delhi; die Nachkommen der alten Großmogule jedoch fristen als englische Staatspensionäre ein bedeutungsloses Dasein. Nach dem blutigen indischen Aufstand 1857 kam das Land von der ostindischen

Compagnie unter die Krone von England, und die zu Delhi im Jahre 1876 erfolgte Proklamation der Königin von England als Kaiserin von Indien bildet den Schlußstein dieser Entwicklung.

In den Mauern des Großmogulpalastes liegt heute die englische Garnison.

Was das Trümmerfeld von Delhi, was die heute noch stehenden Säulen, Thürme, Moscheen und Paläste des indischen Rom uns zu sagen wissen, haben wir hier in kurzen Zügen niedergeschrieben: ein fortwährendes Entstehen und Vergehen!

Der Menschheit Morgen...

Von Rudolf Knußert.

Der Menschheit Morgen ist wohl geschwunden;
Ich habe nirgends mehr Thau gefunden.

Staubwolken, glühende Luft umtosen
Die Menschenherzen, die Gottesrofen.

Auf wenigen nur der Thau noch blinket,
Der Dichtung heißt und vom Himmel sinket.





Der Humor Kaiser Josephs II.

Von Dr. Adolph Kohut.

Der große, edle Kaiser Joseph II., seit dessen so frühem Ableben — er starb bekanntlich am 20. Februar 1790 — bereits hundert Jahre verstrichen sind, bewahrte sich, trotz der schweren Schicksalsschläge, welche ihn getroffen, die Heiterkeit seines Gemüths und die Fröhlichkeit seines Herzens. Er verlor in rascher Reihenfolge seine beiden Gattinnen, er wurde wiederholt von schmerzhaften Krankheiten heimgesucht, er erlitt auf dem Felde der Politik so mancher bittere Enttäuschungen, er sah, daß sein Jahrhundert für seine Reformpläne noch nicht reif war, — aber er büßte darüber seine gute Laune nicht ein. Er war ein Sohn Maria Theresias und ein Oesterreicher, das sagt genug! Das heißt so viel, daß die Götter in seine Wiege die Gaben des Humors, welcher zwischen Thränen lächelt, gelegt hatten. Infolge dieses himmlischen Geschenke verließ ihn nie der Gleichmuth seiner Seele, und dadurch war er gegen alle Fügungen des Geschickes gleichsam gefeit.

Nachstehende, bisher wenig gekannte Züge aus seinem Leben mögen von dem goldigen Humor des glorreichen Kaisers zeugen*).

Den Damen gegenüber entwickelte er oft einen ebenso galanten wie neckischen Frohsinn. Als er einst das Schloß des Grafen K. besichtigte und bei dem Gang durch die Zimmer der Frau vom Hause seinen Arm anbot, schien diese darüber erstaunt. Der Monarch sagte jedoch: „Madame, die Schönheit ist überall Königin!“

Eine Frau kam einst zur Audienz zu ihm und brachte ihre Beschwerden betreffs der in ihrem Prozeß angeblich nicht gesetzmäßig gepflogenen Gerechtigkeit mit großer Zungengeläufigkeit vor. Der Prozeß betraf die Schulden, welche die über sehr ansehnliche Einkünfte ver-

*) Vgl. auch meine soeben erschienene Schrift: „Kaiser Joseph II.“. Sein Wirken als Mensch. Von Dr. Adolph Kohut. Dresden, Gönsch & Tiesler. 1890.

fügende Frau mit denselben verhältnißmäßig muthwillig machte, wovon der Monarch jedoch schon benachrichtigt war. Er fragte sie leutzelig, wer sie sei. Sie antwortete stolz: „Ich bin eine Hofrätthin!“ Der Monarch fragte sie darauf mit einem Ansehen des Mitleids: „Warum wenden Sie sich nicht an Ihren Monarchen?“ Dadurch keineswegs betroffen, meinte sie ebenso brüsk wie vorher: „Das thue ich eben jetzt, indem ich mich an Eure Majestät wende!“ — „Nein, meine Liebe“, erwiderte Joseph II., „das kann nicht sein, an meinem Hofe giebt es keine Rätthinnen — ich habe nur Rätthe.“

Gegen unberufene, ihn belästigende Bittstellerinnen hatte er stets eine humoristische Bemerkung in Bereitschaft. So kam einst die Frau eines Hofbeamten sehr aufgeregt zur Audienz. „Um Gottes willen“, schrie sie, „schaffen Euer Majestät den gottlosen Menschen, meinen Mann, mir vom Halse, denn der Geizhals will nichts ausgeben, und da ich dies nicht leiden will und widerspreche, so hat der Flegel die Dreistigkeit, mich zu prügeln.“ — Der Kaiser antwortete ihr gelassen: „Mein Kind, was Ihr Eheleute miteinander habt, das geht mich nichts an!“ — „So, so“, tobte sie fort, „Eure Majestät müssen aber wissen, daß der schlechte Mensch auch über Eurer Majestät geheiligte Person auf die schändlichste Art sich äußert.“ — Der hohe Herr replizierte aber so trocken: „Mein Kind, was ich und mein Diener miteinander haben, das geht Sie nichts an.“

Sobald er die Absicht gewisser Damen des Hofes, ihn in ihren Schlingen zu fangen, bemerkte, wurde er sarkastisch. Als ihm einst eine sehr vornehme Hofdame sagte, daß sie ihn abgöttisch liebe, meinte er: „Meine Fürstin, ich danke Ihnen für Ihr Wohlwollen für mich, möchte Ihnen aber nicht rathen, hartnäckig die Metamorphosen des Ovid zu vermehren.“ — Erröthend erwiderte die junge Herzogin: „Den Ovid schätze ich zu sehr, als daß ich ihn vom August ins Elend schicken ließe.“

Als einst eine der schönsten Damen Wiens, die Gattin eines dem Kaiser besonders lieben Hofbeamten, in dem Garten eines der kaiserlichen Lustschlösser spazieren ging, um die Aufmerksamkeit des Monarchen auf sich zu lenken, begab sich dieser auch ganz allein in den Park; kaum hatte ihn die Dame erblickt, so schnitt sie ihm den Weg also ab, daß er ihr nicht ausweichen konnte.

„Ganz allein?“ sprach sie Joseph II. an; „so ganz allein! Wo ist denn Ihr Herr?“

„Sie antwortete, sich tief verbeugend: „Eure Majestät ist mein Herr, und außer diesem habe ich keinen Gebieter.“

„Sie geben mir ein schönes Beispiel, meine Schöne“, sagte der Kaiser, „da ich auch keine Frau habe, werde ich allein spazieren gehen.“

Am schlimmsten erging es einst einer Frau, die zu einer Audienz in der Wiener Hofburg mit einem so ungeheuren Reifrock erschien, daß alles vor ihr zurückwich. Als sie mit möglichster Prätension vor den Kaiser trat, schlug dieser ihr das Gesuch ab, indem er sagte: „Madame, zum Himmel führt nur ein Weg, und der ist schmal. Mit

Ihrem Rode können Sie auf demselben nicht fortkommen. Dies sage ich zu Ihrem Besten. Adieu!"

Nur eine einzige Frau hat es verstanden, ihn durch — Humor zu überlisten; diese war — Katharina von Rußland, die Beherrscherin aller Reußen. Und das kam so: Als Joseph II. Rußland bereiste, wollte er durchaus nicht in irgend einem Krongebäude wohnen; aber zufällig gab es damals noch keinen Gasthof in Czarstoe Selo. Die Kaiserin ließ daher, um den Monarchen zu täuschen, an einem sehr schönen, ihrem Hofgärtner gehörenden Hause ein Schild anbringen: es war darauf ein Spinnroden gemalt mit der Ueberschrift in russischer Sprache: „Katharinas Spinnroden“. Joseph II. stieg in dem Hause ab und hatte nicht die geringste Ahnung von einer Täuschung. Erst lange nachher erfuhr er, welche Bewandniß es mit dem Wirthshause „zum Spinnroden“ gehabt habe.

Seine humoristischen Bemerkungen waren natürlich den Herren der Schöpfung gegenüber viel schärfer, wenn er bemerkte, daß dieselben sich in selbstsüchtiger, unlaunterer Absicht an den Thron herandrängten. Ein Rabulist dachte ein Amt zu erhaschen und ging sicheren Schrittes zum Kaiser, ihn fragend: „Eure Majestät, soeben höre ich allgemein die fröhliche Nachricht, daß Eure Majestät mir die erledigte Stelle zugewiesen haben.“ Joseph antwortete kalt: „Lassen Sie die Welt reden, ich weiß sicher, daß es unwahr ist, und zweifle nicht, Sie werden bald erfahren, daß nichts an dem Gerücht ist.“

In jener geistig so gährenden Zeit und bei seiner Zugänglichkeit war der hohe Herr häufig von Projektenschmähern belagert. Ein gewisser Baron Calijus stellte ihm vor, es sei doch sehr zu bedauern, daß die Stadt Komorn in Ungarn so sehr dem Erdbeben ausgesetzt sei; er wisse ein Mittel, welches er für unfehlbar halte. „Nur heraus damit!“ sagte Joseph II. — Der Baron meinte: „In ganz Aegypten weiß kein Mensch etwas vom Erdbeben; das kommt gewiß von den Pyramiden her, ihr Druck verhindert das Beben des Erdreichs.“ — Der Kaiser lachte. „Nun“, sprach er, „und wollen Sie Komorn mit Pyramiden umgeben? Meinethwegen, versuchen Sie es, ich habe nichts dagegen.“ — „Ja“, meinte der Baron, „die Sache kostet Geld; sie wird etwa 400,000 Gulden erfordern.“ — „Nun gut, unternehmen Sie das Werk auf Subskription; was aber meinen eigenen Beitrag betrifft, so muß ich Ihnen sagen, daß derselbe erst dann erfolgt, wenn die erste Pyramide fertig ist und ich sie mit eigenen Augen gesehen habe.“

Von der Schlagfertigkeit des Kaisers im Antworten kursiren zahlreiche köstliche Anekdoten. Hier nur einige:

Als er im Jahre 1786 in Linz war und die Domkirche besuchte, um dort die Messe zu hören, hatte man einen Betstuhl für ihn mit Kissen und Tapeten geschmückt. Diese räumte er auf der Stelle eigenhändig weg, indem er sagte: „Vor Gott sind wir alle gleich.“

Einst fuhr der Kaiser allein und infognito, was er gern und

oft that, in der Nähe von Wien spazieren. Er sah einen alten Offizier zu Fuß neben sich traben und bot ihm eine Stelle in seinem Wagen an. Der Offizier stieg ein, und Joseph fragte: „Wohin?“ — „Zum Frühstück bei einem guten Freunde.“ — „Was giebt's denn? Kaffee?“ — „Höher hinauf!“ — „Coteletten? Schinken?“ Die Antwort war immer: „Höher hinauf!“ Endlich rieth der Kaiser auf ein Spanferkel; der Alte nickte ihm freundlich zu und rief: „Getroffen!“ Nach einer Weile fragte er den Kaiser: „Sie scheinen zu dienen?“ — „Ja.“ — „Vermuthlich Kadett?“ — „Höher rauf!“ — „Unterlieutenant?“ — „Höher rauf!“ — „Oberlieutenant? Kapitän?“ — „Höher rauf! höher rauf!“ — Der Offizier stieg bis zum Feldmarschall und rief endlich aus: „Sie sind wohl gar unser gnädigster Kaiser selbst?“ — „Getroffen!“ Den Offizier traf — eine ansehnliche Gnadenpension.

Kurz vor seiner letzten Krankheit besuchte Joseph II. noch einmal den Schönbrunner Garten und betrachtete die dortigen Bildsäulen. Die Gruppe vom Bildhauer Profop, welche den flüchtenden Aeneas mit Anchises und Askanius vorstellt, fesselte lange die Aufmerksamkeit des gekrönten Kunstkenners. Dieser fragte seinen Begleiter Patuzzi, ob ihm nicht der rückwärtige Fuß des Aeneas unter der Bürde seines Vaters zu sehr ausgestreckt erscheine? Hierauf erwiderte Patuzzi: „Eure Majestät, die Furcht vermehrt augenblicklich die Kräfte.“ — „Wohl“, war die treffende Antwort, „aber die Furcht macht nicht den einen Fuß länger als den andern.“

Im Januar 1787 begegnete der Kaiser in der Burg einem Hofrath, der eine Masse Schriften unter dem Arme trug. „Sie tragen schwer“, meinte der Monarch und zog vier Bogen aus der Tasche. „Ich trage aber noch schwerer. In diesen vier Bogen sind die schweren Sünden von zwölf untreuen Beamten verzeichnet.“

Bei der Reise, die Joseph II. 1773 durch seine Staaten machte, bemerkte er in der Stadt Warasdin in Kroatien unter der herbeiströmenden Menge, die ihn sehen wollte, auch einen, der über alle Köpfe hervorragte. Diese große, lange Figur fiel dem Kaiser auf; er winkte also dem Manne, näher zu treten, und fragte ihn: „Wer seid Ihr?“ — „Der Dorfrichter aus **.“ — „Wie viel Schuh habt Ihr?“ — „Ein Paar Schuh, Eure Majestät, und ein Paar Stiefeln.“ Der Kaiser lächelte über das Mißverständnis und gab dem Befragten drei Dukaten mit den Worten: „Da nehmt das und kauft Euch noch ein Paar Pantoffeln.“

Wenn er sich an öffentlichen Orten zeigte und genau alles bejah, drängte sich an ihn stets eine Menge Menschen. Das war ihm aber nicht recht, und er fragte: „Ist denn heute ein Feiertag?“ Als man verneinte, sagte er barsch: „So geht zur Arbeit!“

Gegen die Ueberhebung und Bosheit der Menschen kannte er keine Schonung. In solchen Fällen wurde sein Humor zur Satire. Hier nur einige Beispiele. Einst kam in einer Hofgesellschaft die Rede auf den alten Gebrauch, einen Hofnarrn zu halten. Man

sprach für und wider, bis endlich der Monarch mit einem ernsthaften Blicke, der ihm so gut stand, den Machtspruch gab: „Die Narren waren doch eine gute Sache, denn die Fürsten hörten doch zu Zeiten passende Wahrheiten, die ein anderer vielleicht nicht so klar und deutlich zu äußern sich die Freiheit genommen.“ Derjenige, der sich durch den scharfen Blick des Kaisers getroffen fühlte, erwiderte mit einiger Schamröthe: „Ich wenigstens nehme mir jederzeit die Freiheit, Eurer Majestät die volle Wahrheit zu sagen.“ — „Dafür“, fiel ihm Joseph II. in die Rede, „werde ich nie einen Hofnarrn brauchen, so lange Sie bei mir dienen werden.“

Er fragte einst einen Vertrauten, so wie er ihn täglich zu fragen gewohnt war: „Was wird in der Stadt von mir gesprochen?“ Die Antwort war: „Der größte Theil sagt unter anderem, Eure Majestät wäre mehr grausam als gütig.“ — Joseph II. erwiderte: „Das ist mir sehr lieb, denn es beweist mir, daß der größte Theil mit seinem Nebenmenschen Mitleid hat.“

Ein Minister machte dem Monarchen nach einem langjährigen Kriege Vorstellung, daß es die höchste Zeit sei, dem Kriege ein Ende zu machen, denn die Massen seien zu sehr erschöpft, um denselben mit gutem Erfolge fortsetzen zu können. — Der Kaiser erwiderte: „Mir scheint vielmehr, daß die Massen von feindlicher Seite erschöpft sein müssen, weil Sie mir erst nach so vielen Jahren diesen Rath geben!“

Der Kaiser war einst im Kriege im Hauptlager, als eine Schlacht begann. Die Umstände hatten es erfordert, daß viele Soldaten geopfert werden sollten, um einen Fluß zu behaupten. „Nein“, sagte Kaiser Joseph, „ich kenne keinen Fluß in der Welt, der es verdiente, mit Menschenblut erkaufte zu werden.“ Da ihm ein General diese Schonung ansprechen wollte, sagte er demselben: „Suchen Sie aus allen Regimentern so viele Ihresgleichen heraus, als Sie brauchen, und eilen Sie denn in Gottes Namen, den Fluß zu behaupten.“

Auch in den Briefen des Kaisers, welche er an seine Mutter, Geschwister, Freunde und Verehrer richtete, tritt zuweilen sein Humor in ergötzlichster Weise zutage. Aus der Fülle derselben mögen hier nur folgende Proben mitgetheilt werden. An den Erzbischof von Wien schrieb er einmal — 1. Christmonat 1781 — unter anderem: „Ihre Briefe sind ganz tragisch und meine ganz komisch, und obschon Thalia und Melpomene als Schwestern auf dem Parnasse nicht immer gut zusammen passen, so erlauben Sie mir doch, den Zeitpunkt zu erwarten, wo unsere Schwestern, Abkömmlinge vom Helikon, sich näher verbinden.“

An eine Dame schreibt er im Dezember 1787: „... Sie kennen meinen Charakter; Sie wissen, daß ich die Gesellschaft der Damen nur zur Erholung meiner Geschäfte wähle, und daß ich dem schönen Geschlechte niemals meine Grundsätze aufgeopfert habe, ihre Empfehlungen nur selten und damalen nur höre, wenn ein würdiger Mann der

Gegenstand derselben ist, der mir ohnedies nicht lange unbekannt bleibt Man muß aufrichtig am Hofe, streng im Felde, ein Stoiker ohne Härte und großmüthig ohne Schwäche sein und sich durch gerechte Handlungen die Achtung seiner Feinde erwerben, und das sind meine Gesinnungen, Madame!"

Mögen diese kleinen Charakterzüge dazu beitragen, das Andenken an einen der glorreichsten und edelsten Kaiser, der je gelebt hat, in unserm Geschlechte zu erneuen!

Französischer Patriotismus.



u entzückst mich wahrhaftig, ich muß es gestehen;
Deines Feuerodem's allmächtiges Wehen
Verlangte, daß wir mit Reid dich sähen,
Und daß ins Gesicht uns die Schamröthe triebe,
Wenn du jauchzest, französische Vaterlandsiebe.

Du warst noch nie der Phrase verdächtig,
Du bist Natur, du bist wahr, bist allmächtig,
Wie das Feuer bist du brennend und prächtig,
Du bist das Schönste, du siegst geschwinder
Als andre französische Geistesfinder.

Du bist groß, du bist stolz in allen Stücken,
Zu besitzen dich, wie muß es beglücken! —
Und unwissend bist du, Kind, zum Entzücken,
Wie die schönen Weiber bei euch und Geister,
Und im Nasenrumpfen bist du Meister.

Benno Kullenauer.





Das erste Heirats-Bureau.

Historische Humoreske von Leo Koberg (G. von Schwarz-Koberg).

I.

Es war im Nivöse des Jahres II. der ersten, untheilbaren französischen Republik.

In dem gesetzgebenden Körper, der seit Monaten mit Hochdruck arbeitete und bereits ganze Berge von Vorlagen erledigt hatte, war abermals eine Nachtsitzung angesagt worden — die dreizehnte innerhalb vier Wochen!!

Die Abgeordneten verließen eiligst und mit ziemlich vielem Geräusch den Saal, um während der kurzen Pause, die ihnen das schwere Amt der Volksvertretung gönnte, sich mit Speise und Trank zu erquicken; die Bürger-Bediensteten hingegen, denen die Sorge für das leibliche Wohl der Reichsboten in diesen geheiligten Räumen oblag, beeilten sich, den Saal zu lüften, um alsdann die Lampen an den Pulten und in den Gängen anzuzünden.

Jedenfalls aber waren sie äußerst unzufrieden mit der Situation, und sie murrten höchst vernehmlich, während sie ihrer Mühewaltung — die Erleuchteten der Nation zu erleuchten — oblagen.

Ihrer Meinung gemäß saß man zu viel Nacht, und alle die Volksbeglückung, die man durch ganze Lawinen neuer Gesetze zu verbreiten strebte, die man den Franzosen so mir nichts dir nichts über die Köpfe goß, konnte ihren Zweck nicht erreichen, wenn man darüber den Leuten die Zeit nicht mehr gönnen wollte, sich auszuschlafen und seine vier Mahlzeiten zu sich zu nehmen.

Freilich, das „sonveräne“ Volk, das draußen auf den Straßen und in den Plätzen wogte, konnte das so genau nicht beurtheilen, wie die direkt Vetheiligten. Der süße Pöbel nahm übrigens immer noch die Phrase von seiner angeblichen Herrschaft für baare Münze — obgleich sie längst zur Mythe geworden war und nur noch von mandatbedürftigen Ehrgeizlingen zur Zeit der Wahlreden aufgewärmt wurde.

Nicht einmal in Neußerlichkeiten aber war von dieser Souveränität mehr etwas zu bemerken. Einstmals zum Beispiel war für jedermann, so weit der Raum es zuließ, der Eintritt zu den Verhandlungen des Konvents frei und unbeschränkt gewesen, jetzt gab es Eintrittskarten, die nur durch Bekanntschaften oder Protektion zu erlangen waren.

Im Saale selbst hatte man sogar noch reservirte Sitze, und die Tribünen waren für die Damen bestimmt, die einen in diesen Räumen bisher unerhörten Luxus entwickelten.

Die Soldaten der Republik, welche die Eingänge des Konvents bewachten, hatten strenge Consigne, und niemand durfte diese exklusiv und fast vornehm gewordene Schwelle überschreiten, dessen „Esfau öffne dich“ nicht in vollster Ordnung befunden worden war. Auch Zusammenrottungen in den angrenzenden Straßen waren verboten, und städtische Funktionäre suchten die Zufahrten frei zu halten. Unablässig hörte man die in nicht allzu ehrerbietigem Tone gerufenen Mahnungen, vorwärts zu gehen und nicht zu stauen.

„Circulez, messieurs!“

Aus alter Gewohnheit aber drängte das Volk sich zu den Eingängen, und da mußten denn diese Braven, die der Tagesbefehl dort postirt hatte, um Zuwiderhandlungen gegen die Consigne zu verhüten, zu der erhabenen Dreizahl ihre Zuflucht nehmen, in deren Zeichen die Revolution ihren Siegeslauf begonnen hatte: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit! — das heißt, sie sahen sich genöthigt, sich die „Freiheit“ zu erlauben (natürlich gemäht), unter möglichster Wahrung der „Gleichheit“ (in der Vertheilung!) mit aller „Brüderlichkeit“ (in der Anwendung!) derbe Kolbenstöße an die Citoyens zu verabreichen, die dann mit Drohungen und Wuthgeheul beantwortet wurden.

Die Damen aus dem Volke, die alte, sturmgeprüfte Garde der Revolution, waren über den neuen Zustand der Dinge besonders erboht.

Wie? Hatten sie nicht ihre ganze Kraft daran gesetzt, den Prinzipien der Volksherrschaft zum Siege zu verhelfen? Waren sie nicht die allezeit getreuen Allirten jener wilden und gewaltigen Kämpfer gewesen, deren Worte und Thaten die Augen der Welt auf dieses unscheinbare Haus gelenkt hatten?

Und jetzt? Oh, diese „Neuen“, die Advokaten aus der Provinz, diese Pygmäen, die sich gern reden hörten, die auf jenem Felde nachstoppelten, dessen Saat sie, die Amazonen der Revolution, reich und voll hatten ersprießen sehen! Diese Phrasendreschler und Maulhelden pflegten in unbegreiflicher Verblendung ihre Karten nur an junge, einfältige Dinger zu verschenken, schwächliches, nachgeborenes Volk, das zu Wagen, in Kosahüten und mit tief ausgeschnittenen Kleidern zu den Sitzungen kam.

Das war ein Gethue und ein Geschnäble, bis sie nur einmal ausgefliegen waren und, von ihren diensthuetenden Kavaliern unterstützt, die enge Treppe zu den reservirten Tribünen hinaufschlüpfen.

Dort oben saßen sie dann, plaudernd, kokettirend, liebäugelnd, mit Riechfläschchen und Fächer spielend, Erfrischungen zu sich nehmend

und den Freunden und Parteigenossen applaudirend, die vor Eitelkeit sich blähten in dem Triumphgefühl, die Blüten ihrer Advokaten-Rhetorik vor solchem Auditorium zur Geltung bringen zu können.

O Zeit, o Sitten!

Ja, wo waren jene Tage voll patriotischer Flamme, voll echter Begeisterung, als sie, die Tricoteusen und wahrhaften Vaterlands-Freundinnen, dort oben auf den Tribünen saßen?

Eine Talgkerze vor sich, einen großen, strohgeflochtenen Cabas zur Seite, in dem sich ein Stück Brod, ein wenig kaltes Fleisch, eine kleine Flasche mit weingefärbtem Wasser und viele Strickwolle befand, und auf der Rednerbühne ein Danton, Marat, Robespierre!

Vorbei, vorbei! Die Epigonen sind an der Herrschaft!

Dort ziehen sie ein, die Volksboten — zur Nachtsitzung. Sie haben gut gespeist und Wein getrunken, die Gefeierten spielen sich auf die Helden hinaus, die Streber reden sogar auf der Straße laut und im Tribumenton, als wollten sie an der Quelle der Popularität direkt um Beifall werben. Sie soigniren ihre Haltung, und manche von ihnen tragen eine Blume im Knopfloch — jedenfalls eine Spende von schönen Händen, alles nur zur größeren Ehre ihrer persönlichen Eitelkeit.

Die Sitzung beginnt, und nach einigen schnellen Erledigungen kommt man zu der brennenden Frage, zu dem Ehescheidungsgezet, dessen Schicksal heute entschieden werden soll.

„Frei sei der Mensch“, lautet die Losung, und zwar nicht nur als Bürger Frankreichs, sondern auch als Individuum.

Cambacères hat die Frage behandelt und vorbereitet, und bereits drei- oder viermal war sie in die Diskussion des Tages einbezogen worden — nun soll die Abstimmung der Volksboten lehren, wie das Volk selber über die Vorlage denkt.

Einige Redner traten auf und sprachen für oder gegen, je nach Parteischattirung und Klubbeschlüssen — das Publikum applaudirt und spendet die vielumworbene „Heiterkeit“ bei humoristischen Stellen, aber noch weiß es niemand, welches das Endergebnis sein wird.

Dann kommt eine Pause — alle Welt ist gespannt, die Damen auf den Tribünen hören auf zu lachen und zu liebäugeln, denn alle, alle sind sie persönlich, direkt oder indirekt, an dem Resultat theilhaftig, das die nächste Viertelstunde bringen muß.

Die Glocke des Präsidenten ertönt, das Votum wird verkündigt. Große Majorität für das Gezet, die weitgehendste Freiheit des Individuums ist den Bürgern und Bürgerinnen Frankreichs gewährleistet.

Nachdem die Entscheidung gefallen ist, gerathen die still gewordenen Massen der Zuhörer wieder in Fluß. Man diskutirt laut. Einige sind entzückt, andere entrüstet. Viele Damen lachen und scherzen, doch auch lautes Schluchzen macht sich vernehmbar, irgend ein banges Herz, dessen Todesurtheil soeben gesprochen wurde . . .

Unwillkürlich ist die Sitzung durch die Gemütsbewegung der Anwesenden unterbrochen worden. Auch die Herren Deputirten

haben ihre Sitze verlassen und stehen plaudernd, in Gruppen abgesondert, umher.

Noch ehe sie diesen Saal verlassen dürfen, um heimzukehren, wird die Kunde von demjenigen, was hier geschehen ist, ganz Paris und dann ganz Frankreich durchfliegen. Wer aber will ihnen selber gut dafür stehen, daß dieses Gesetz nicht ein Partherpfeil gewesen, dessen Spitze sich gegen die Brust desjenigen kehrt, der ihn losgedrückt?

Wie, wenn ein keimender Verrath, ein glimmender Funke in ihrem eigenen Hause, durch die nunmehr gesetzlich ertheilte Berechtigung ermutigt, zur hellen Flamme sich entfacht hätte? Wenn sie selber bisher bang versteckten Wünschen die Brücke gebaut hätten, auf der sie sich nunmehr zum Licht des Tages wagen dürfen?

Die Erregung stand auf jedweden Antlitze geschrieben; ein Einziger nur in dem ganzen großen Saale war kalt und unberührt geblieben und saß stumm und theilnahmslos an seinem Plage. Dies war der Logograph*) des Konvents, ein junger Mann, Liardot mit Namen, nicht übel von Gesicht und außerdem im Besitze einer ganz ungemein sinken und schönen Handschrift.

Er stand allein in der Welt, hatte nicht Kind noch Kegel, und ihn kümmerten alle Ehescheidungsgeetze der Erde nicht um einen Pfifferling. Er hatte für sich selber auch noch niemals an eine Heirat, ja kaum an Liebe gedacht, wie viele tausend andere war er mit seinem Lobe auf's höchste unzufrieden, und außerdem noch war er enttäuscht, denn er hatte von der „Volksherrschaft“ sich goldene Berge versprochen, die Resultate aber waren hinter seinen Erwartungen zurückgeblieben.

Eine der plaudernden Gruppen war jetzt dicht an seine Loge herangefommen, und er konnte genau verstehen, was einer der Herren zu seinem Gefährten sagte — einer von denjenigen, die mit „Nein“ votirt hatten.

„Dieses Gesetz ist eine Kalamität, sage ich Ihnen, eine wahre, große Kalamität, ja, gewissermaßen ein National-Unglück!“ rief leidenschaftlich gestikulirend der Mann. „Ja, sind denn die Leute hier im Hause mit Blindheit geschlagen, daß sie die Tragweite eines solchen höchst beklagenswerthen Vorgehens nicht begreifen? Aber dieses Gesetz, meine Herren, wird die traurigsten Folgen haben, es wird verwirrend, zerstörend, vernichtend, verderblich in unser privates und auch sogar in unser öffentliches Leben eingreifen. Den Weibern eine solche Waffe gegen uns in die Hand zu geben, dazu muß man wahnsinnig sein! Während wir hier unsere Tage zum Wohle des Vaterlandes verbringen, werden sie nunmehr für jeden Schmeichler offene Ohren haben — ein Fehltritt hat keine Schreden mehr für sie, da man ja mit Hilfe Ihres Gesetzes seine Folgen vor der Welt ehrbar machen kann. Eine Laune, ein Disput, ein verweigertes Kleid, eine Eifersüchtelei — der Kuß eines Geliebten, die Abwesenheit des Gatten, dies alles kann von heute ab der Stein des Anstoßes werden, an dem der Friede einer Ehe und das Lebensglück einer Familie scheitert. Die Richter werden

*) Auch Tachylogograph genannt = Stenograph.

alle Hände voll zu thun haben, um die vielen Scheidungsklagen zu erledigen, die wie ein Wirbelwind aus allen Theilen des Landes heranbrausen werden — aber wer, meine Herren — wer wird so vielen ehelos gewordenen Weibern und Männern dazu verhelfen, die trotz alledem ersehnten Bande neu zu knüpfen? In unserem bewegten öffentlichen Leben, wo jeder ringen und wagen muß, um über Wasser zu bleiben, wo niemand Zeit hat, zu werben und zu wählen? In diesem Sturm und Wirbelwind der Großstadt, der tausend neue Leute an die Oberfläche emporträgt und tausend alte Größen vernichtet, in dem niemand von heut auf morgen sich auskennt, wer war, wer ist oder wer sein wird! . . . Ein Labyrinth, sage ich Ihnen, meine Herren, besonders wenn man die nunmehr herangewachsene Generation des letzten Decenniums betrachtet, die auch nach Paarung schreien! Unsere Söhne und unsere Töchter, die man vor lauter Politik und öffentlichem Leben zu vermählen vergessen hat . . .“

Es war Liardot, dem Logographen, zu Muth, als sei ein plötzlicher Lichtstrahl über ihn hereingebrochen und als sitze er nun hier, ein anderer, als er den Saal zur heutigen Verhandlung betreten hatte.

Ganz ohne Zweifel, der wackere Mann, der dort unten seine Gedanken weiter verfolgt und wie ein Fernsprecher mit beiden Armen in der Luft umherfuhr, hatte recht, und er, Liardot, war der Mann, das siegreiche Amendement zu dem neuen Paragraphen, der von heute ab das bürgerliche Gesetzbuch bereichern sollte, in die Praxis zu übersetzen. Für ihn, Liardot, aber sollte dieser Gedanke des Volksvertreters, den der wackere Mann so unbewußt hingeworfen hatte, die Leiter werden, auf deren Sprossen er alles fand, was die Sehnsucht seines Lebens bildete: Freiheit, Einfluß, gesellschaftliche Stellung und vielleicht sogar noch Reichthum.

Die Glocke des Präsidenten ertönte scharf und mahnend, die Sitzung hatte aufs neue begonnen, und Liardot mußte sich zusammen nehmen, um dem Redner, der nunmehr das Wort hatte, schreibend zu folgen, hinauf und hinunter, kreuz und quer.

Er schrieb und schrieb, aber niemals noch hatte es ihn solche Ueberwindung gekostet, als jetzt, wo der neue Gedanke mit Feuerflocken ihm das Innere erfüllte.

Wie lange schon war er es müde, im Gaskerendienste der sogenannten Freiheit an dieses braunroth angestrichene Pult geschmiedet zu sein, ein Sklave des öffentlichen Dienstes, ein Leibeigener der einen, untheilbaren französischen Republik!

Wie oftmals hatte er nicht seinem Geschick geflucht, wenn er mit müdem Kopf und erlahmender Hand die großen und, ach, so häufig leeren Worte der neuesten Helden des Parlamentarismus nachschreiben mußte, die Rodomontaden der kleinen Gerngroße, die sich zur Regierung berufen glaubten, weil sie eine Horde ungeschulter Wähler von ihrer Befähigung hatten überzeugen können. Vor Liardots Blicken erschienen sie so nichtig und so klein, wie fast alle aufgebauhten Größen, wenn man sie aus nächster Nähe betrachtet.

Mechanisch schrieb er weiter und dachte dabei an seine neu emporkommenden Hoffnungen.

O, wie glühend haßte er diesen großen Saal, den Berathungsraum des Konvents, mit seinen in schmutziges Gelb getünchten Wänden, an denen als Schmuck Trophäen von dreifarbigem Fahnen zu sehen waren und einige Schilde mit Emblemen und den Namen der Helden, die in den letzten Jahren sich ihre Unsterblichkeit hier erredet oder — erkämpft hatten!

Und jene plumpe Freiheitsgöttin aus Gips, auf deren Gewand die Feuchtigkeit bereits große, gelbe Flecke gezogen hatte, er verabscheute sie nicht minder.

Die Sitzung dauerte bis zum lichten Morgen, und todtmüde entfernte sich Liardot, als er endlich gehen durfte.

Siebenzehn Stunden hatte er in fast ununterbrochener Reihenfolge mit seinen Leuten schreiben müssen, während man einem Redner doch nur höchst widerwillig das Wort für längere Zeit als eine Stunde ließ.

Aber dafür winkte ihm auch von heute ab die Freiheit, und wenn er arbeitete, so sollte es in seinem eigenen Interesse sein.

Ein Heirats-Bureau!

Ein Institut zum Wohle seiner Mitbürger, zum Vortheil für ihn selber. So hatte sich der Gedanke des Volksvertreters in seinem Kopfe kristallisirt, und er wollte nicht zögern, ihn in Ausführung zu bringen.

Aber erst mußte er schlafen, schlafen, schlafen, denn alle seine Kräfte waren erschöpft.

Im Dienste der Freiheit!

Selbst ein Tyrann hätte nicht mehr verlangen können von seinen Dienern und Beamten, als diese eine und untheilbare Republik im Namen des souveränen Volkes.

Und einstens hatte er auch mitgejauchzt und mitgesungen — die Marseillaise, die Carmagnole und alle nur irgend möglichen Freiheitslieder.

Ja, die Illusionen!

II.

Eines der letzten Häuser an der Barrière Montmartre enthielt zu jener Zeit in seinen unteren Räumen eine Fuhrmannskneipe, die den appetitlichen Namen „Zum Spanjerfel“ trug.

In dem Gastzimmer, einem rauchigen und halbdunklen Raume mit herabhängenden, berußten Deckenbalken, befand sich eine äußerst gemischte Gesellschaft, so wie die neueste Zeit sie zusammenzuwürfeln pflegte — Tagelöhner, Hausirer, Kärchner und dazwischen auch Leute, die ursprünglich den besseren Ständen angehört haben mochten, die aber ihre Herkunft so viel als möglich zu verbergen strebten, um der republikanischen Dreizahl kein Aergerniß zu geben.

Zu diesen Herabgekommenen gehörte auch unzweifelhaft ein noch junger Mensch mit aufgedunsenen, ungesunden Gesichtszügen und

lichtblonden, künstlerisch gelockten Haaren, der schweigsam und in sich gekehrt an einem langen Tische, mitten unter Fuhrleuten und Tageslöhnern saß.

Um ihn her wurde gebrüllt und geschrien, über Tagesfragen und Geschäftsinteressen debattirt, politisirt und geschimpft, denn das Volk war mit seinem Dasein unzufrieden trotz seiner Souveränität. Der junge Mann schien nichts von alledem zu hören, sondern blickte ins Blaue, in irgend eine unbestimmte und unbestimmbare Ferne, und er mochte wohl gar nichts denken, wohl aber träumen, denn hin und wieder tauchte er den Finger in die trübe Flüssigkeit, die auf dem Tische in kleinen Lachen stand, und zeichnete, als wenn er eine Leinwand oder mindestens einen Karton vor sich hätte.

Ein anderer Mensch, ebenfalls aus besseren Kreisen, der ihm gegenüber saß und ihn beobachtete, war Liardot, der eigens zur Barrière Montmartre, bis heraus in diese Kneipe gekommen war, um den jungen Menschen aufzufuchen. Er wollte ihn sprechen, nur wußte er nicht, wie er es anstellen sollte, ihn aus seinen Träumereien zu erwecken und dann auch noch ihn aus dem Kreise des Gefindels ringsumher zu einer Unterredung unter vier Augen zu gewinnen.

Sein neues Unternehmen hatte seit jener Nacht im Konvente bereits Gestalt gewonnen und war nahe daran, ins Leben, ins öffentliche und praktische Leben treten zu können. Er besaß bereits ein geeignetes Lokal und hatte mit seiner schönsten Handschrift den Text zu einem Circular geschrieben, das jetzt bereits die Kunde machte; nicht minder waren die Affichen für die Mauerecken und die Insetate für die Tagesblätter fertig, — da hatte ihm jemand, der sich auf Unternehmungen im großen Stil verstand, gesagt, dies alles wolle nicht viel bedeuten, das seien nur Phrasen, leere Versprechungen, auf die das Publikum nicht anbeißen würde. Etwas weithin sichtbares und handgreifliches müsse er haben, ein äußerlich bestechendes Bild dessen, was er plane und erstrebe, eine Geschäftsmarke, eine Illustration seines Unternehmens, mit einem Wort, ein allgemein verständliches Aushängeschild.

Und er hatte ihm jenen jungen Mann empfohlen, ein großes und vielversprechendes Talent, dem eine reiche Zukunft zu blühen schien, den aber die wilde Zeit der Schreckensherrschaft hinausgeschleudert hatte aus seiner Künstler-Laufbahn. Liardot nahm den Rath des Freundes an und erkundigte sich nach dem Aufenthalt des jungen Künstlers, verfolgte dessen Spur und fand ihn endlich in der Fuhrmannskneipe.

Aber er selber war kein Unterhaltungsgenie, und der junge Mensch beachtete ihn einfach gar nicht. Da dies aber doch unmöglich so fortgehen konnte, so zupfte er ihn endlich am Ärmel seiner kastanienbraunen Blouze über den Tisch hinüber und bat ihn im höflichsten Tone um eine Unterredung.

„Ein kleines Colloquium unter vier Augen, eine ganz kurze Debatte, zwanzig Worte Verhandlung!“ lächelte der parlamentarisch gebildete Ex-Stenograph des Konvents.

Der junge Mensch starrte ihn schweigend an, er schien ihn nicht einmal recht verstanden zu haben, so sehr war seine Seele mit seinen Künstlerträumerieen beschäftigt.

Dagegen aber bemächtigte sich sein Nachbar, ein baumlanger Fuhrmann mit frechem Gesichte, des Wortes.

Der Bourgeois, der erträglich wohlgenährt ausjah und in seinem Aeußern durchaus nicht oder mindestens nicht in genügender Weise den Stempel des Herabgekommenen trug, war ihm schon seit einiger Zeit verdächtig vorgekommen, und er war nicht übel geneigt, ihn für einen Spion zu halten.

„Wer sind Sie und was wollen Sie hier?“ brüllte er Liardot an. „Eine geheime Unterredung mit diesem braven, jungen Manne, unserm Freunde? Zu welchem Zwecke, weshalb — ja, und zumeist, weshalb insgeheim? Er hat keine Geheimnisse vor uns, lassen Sie sich das gesagt sein! — Wir alle haben keine Geheimnisse vor einander; wir wissen, daß wir ehrliche Leute sind, weder Spione noch Verräther. Aber andere Leute, von denen wir dies nicht wissen — die setzen wir an die Luft, nachdem wir ihnen vorerst die Knochen entzwei geschlagen haben!“

Er sah Liardot mit einem bösen Blicke an und machte Miene, sich die Ärmel aufzukrempeln. Die Tafelrunde aber hatte nunmehr den Einschlag bekommen, und Liardot begann sich äußerst unbehaglich zu fühlen.

Aus Verlegenheit trank er seinen Becher leer und winkte dem Wirth, ihm neuen Wein zu bringen.

„Aber, meine Herren“, rief er, „werden Sie nur nicht ungeduldig! . . . ich habe ja keine Geheimnisse mit Ihrem Freunde und kann ebenso gut in Ihrer Gegenwart reden. Der Herr dort ist ja doch ein Maler, nicht wahr? — nun, und ich — will bei ihm ein Bild bestellen!“

„Ah, ein Bild!“

Diese Mittheilung hatte auf die beunruhigten Gemüther wie eine Ladung Oel auf erzürnte Wogen gewirkt.

Der junge Maler aber war zusammengezuckt, und eine schnelle Röthe hatte sein Gesicht für einen Augenblick fast schön erscheinen lassen.

„Ein Bild?“ fragte er ungläubig.

Der Pferdeknecht aber schlug mit der schwielenharten Faust auf den Tisch, daß die Metallbecher klirrten.

„Ein Bild!“ schrie er brutal. „Ja, weshalb gehen Sie denn nicht in die öffentlichen Versteigerungen, da bekommen Sie sie doch gleich dugendweise und in allen Größen, mit schönen Rahmen, so wie man sie sich nur wünschen kann. Ich muß das wissen, ich selber habe deren Hunderte hingeführt in die Auktionslokale und in die Keller des Nationaleigenthums. Gewiß, aus den Palästen der Cidevants, um so mehr, als ich oftmals mit Hand anlegen mußte, um sie loszuhaken von den Wänden. Diese verfl. . . . Aristokraten! So fest

hatten sie sie dort machen lassen, als ob es expreß geschehen wäre, um uns das Leben zu verbittern. Ja, und die Kommission zahlte uns drei Francs Tagelohn — einen Bettelpfennig! Aber Geduld! Dies soll anders kommen!"

„Auch ein Unzufriedener, ein Gegenhalter der neuen Aera“, dachte Liardot ironisch.

Mit dem jungen Maler aber war eine merkwürdige Veränderung vorgegangen. Er war aufgestanden, und ohne auf die mißbilligenden Ausrufe in dem Kreise seiner Freunde aus dem Wolke zu achten, zog er Liardot bis in den Hintergrund des Wirthszimmers.

„Sie wollten also wirklich mir ein Bild bestellen?“ fragte er erregt. „Also die Zeit, wo man Bilder braucht, wäre dennoch nicht mehr ferne, und unsereins könnte außs neue die Berechtigung erhalten zu leben und zu wirken an dem Platze, für den uns Gott geschaffen hat! Der Künstler wäre nicht mehr ein überflüssiges Mitglied der menschlichen Gesellschaft, und die Kunst sollte außs neue eine Stätte finden in diesem schönen Lande . . . aus dem rohe Fäuste sie vertrieben haben . . .? Ja, wer das glauben könnte!“

Der Ex-Sekretär des Konvents war unter dem Eindruck dieser Künstler-Exaltation außerordentlich verlegen geworden. Er wollte einige Worte hervorbringen, um eine Einleitung zu demjenigen zu bilden, was er zu sagen hatte, doch er brachte nur ein paar unzusammenhängende Phrasen hervor.

Der Maler war übrigens schon wieder zu sich gekommen, und er mochte sich die Unsicherheit seines plötzlich hereingeschnittenen Mäcen ganz richtig ausgelegt haben.

Er lachte ein wenig und schlug sich mit einer komischen Geberde vor die Stirn.

„Nah, was doch der Mensch sich gleich für Illusionen zu machen bereit ist!“ rief er und schien sich dabei zumeist selber ob seiner Leichtgläubigkeit verhöhnen zu wollen.

Und zum Tische zurückkehrend, nahm er seinen vorigen Platz ein, so daß Liardot nothgedrungen seinem Beispiele folgen mußte.

„Da ist mein Gevatter, der brave Kärner hier, doch ein ganz anderer Mann“, höhnte er weiter. „Ja, Citoyen, er hat Ihnen den besten Rath gegeben. Gehen Sie zu einer der Auktionen, auf denen das Nationalgut verschleudert wird, dort können Sie die Bilder außs Gewicht kaufen. Sehen Sie, erst vorige Woche ist die ganze Galerie aus dem Hôtel Vandrenil in eines dieser Magazine geschafft worden, wo die braven Ratten der Republik in aller Eile ihre Kunstkenntnisse bereichern können, indem sie die alten und neuen Meister benagen . . . Herr du meines Lebens! Ich selber habe als Tagelöhner mitgeholfen beim Hinüberführen der Bilder — erstens, um sie zu sehen, und dann will der Mensch ja auch leben. Wie Kraut und Rüben haben wir sie zusammengeworfen, die Boucher's, Fragonard's, Lagrénée's, die Miquard und Greuze, von den Italienern und Niederländern gar nicht einmal zu reden . . . Nun, und wenn man an solchen Bei-

spielen sieht, wie viel oder vielmehr wie wenig die Kunst werth ist in unsern Tagen der göttlichen Republik — dann fühlt man sich ordentlich stolz und glücklich, für die Kommission der Nationalgüter-Verwerthung zu tagelöhnern! Nicht wahr, das ist lustig? Ja, es lebe die Revolution!"

Liardot konnte beim besten Willen keine Antwort finden, die zu den sonderbaren Reden des jungen Menschen gepaßt hätte. Glücklicherweise für ihn mischte sich nunmehr der Wirth in das Gespräch und jagte, zu Liardot gewendet, mit einer Beschützermiene, die sehr komisch aussah, er solle dem jungen Menschen nur ja nichts von alledem glauben, was er so daherrede.

„Das hat er oftmals so am Stück“, meinte der brave Amphitryon, „aber das will alles nichts heißen. Er malt um vieles besser, als er zu reden weiß, und wenn Sie einen Beweis dafür wollen, so gehen Sie hinaus auf die Gasse, schön in die Mitte, damit Sie die richtige Perspektive gewinnen, und schauen Sie sich mein Spauferkel an. Das Aushängeschild, meine ich, das dieser wackere junge Künstler gemalt hat und das noch jedermann wohl gefallen hat, der es nur zu Gesicht bekommen!“

„Nun also“, sagte Liardot erleichtert, „da sind wir ja einig, denn auch ich wünsche ein Aushängeschild!“

Ein Aushängeschild! Dieses magische Wort schien das Mißtrauen der ganzen ehrenwerthen Tafelrunde hinweg gebannt zu haben, denn auf diese Art war der Fremde, der Citoyen, ja ein ehrjamer Geschäftstreibender, der sich bei den elend schlechten Zeiten im Schweijße seines Angesichts, wie sie alle, um ein unsicheres Brod bemühen mußte, jedenfalls war er kein Spion.

„Natürlich“, spöttelte der junge Maler, „ich habe es ja gleich gewußt! Ja, ich bin eine künstlerische Spezialität in Aushängeschildern. Sehen Sie zum Beispiel die Tafel der weisen Frau hier an der Straßenecke, auf der geflügelte Engel die Kinder aus Krautköpfen und aus Rosenfelchen hervorholen; dann das Riesenschild meines Freundes, des Schusters, der seinerzeit dem Bürger Danton die Fußbekleidung machte . . . „Zum Patriot“ heißt die Boutique, dann den rauchenden Neger in der Quincampoix-Straße beim Kaufmann — nicht zu reden von dem Löwen, der den Frack auf dem Schilde eines Schneiders nicht zerreißen kann. Sie wollen ein Aushängeschild — das ist ausgezeichnet! Sind Sie ein Gastwirth, ein Todtengräber, ein Schweinemetzger? Reden Sie, damit ich meine Muse zur Hilfe rufen kann!“

„Nicht das Eine und nicht das andere“, versicherte Liardot bescheiden. „Ich muß etwas neues, noch nie dagewesenes haben, ebenso wie ich auf dem Punkte stehe, eine ganz und gar neue Industrie ins Leben zu rufen. Doch darüber müssen wir des Längern reden, denn die Komposition des Schildes ist die Hauptsache.“

Er winkte dem Wirth, um seine Zecher und die des jungen Künstlers zu bezahlen.

„Schlägt die Sache ein, so bin ich bereit, der ehrenwerthen Gesellschaft, die hier versammelt ist, einen Riesenpunsch zu geben“, verkündete er geheimnißvoll.

Ein vielstimmiges Hoch auf den verständnißinnigen Unternehmer war die Antwort.

Liardot nahm es als ein günstiges Omen; er war der Mann, von der Volksgunst sich emportragen zu lassen!“

III.

Der Moment war gekommen, da Liardots Einfall seine Feuerprobe bestehen sollte, nämlich der Eröffnungstag seines Bureaus.

Ging das Publikum in der That ein auf die neue Industrie, so war alles gewonnen, und aus den bescheidenen Anfängen konnte sich ein glänzendes Unternehmen entwickeln, so wie Liardot es vorgeahnt hatte in seinen Träumen. Fand er jedoch kein Verständniß für sein Unterfangen, so war er verloren und mußte sich zu den bürgerlich Todten werfen lassen.

Mit zitterndem Herzen öffnete er daher die Fensterläden an seinem Bureau und enthüllte das Aushängeschild, das bisher eine fest umspannte Sackleinwand verborgen gehalten hatte.

Dann zog er sich in das Innere seiner Räumlichkeiten zurück, um zu beobachten und abzuwarten.

Der erste Eindruck war kein ungünstiger — das Gemälde erregte Aufsehen, und alsbald bildete sich eine Gruppe von Neugierigen um das Haus, die ihre Bemerkungen austauschten, bald ernsthaft erschienen und bald lachten und dann immer wieder von neu Hinzugekommenen verdrängt wurden.

Das Aushängeschild also schien seine Schuldigkeit zu thun — freilich war auch die Komposition geeignet, die Neugierde und Wißbegierde der Leute in hohem Maße zu erregen.

Die Zeichnung des Bildes war kühn und korrekt, an die Malweise Bouchers erinnernd, die Farbe voller Glanz und Kraft, und obwohl das Ganze leicht und flüchtig hingeworfen erschien, so wäre doch für den Kenner die Hand eines hochbegabten Künstlers an tausend Dingen erkennbar gewesen.

Aber die Gaffer dort unten in der Gasse dachten an solche Dinge nicht. Sie betrachteten nur die lieblich anmuthige Scene, die auf dem Aushängeschild dargestellt war, und machten ihre Glossen über dasjenige, was sie anzudeuten hatte.

Eine gewaltige und doch schöne Frauengestalt nahm den Vordergrund des Bildes ein, die vollen Glieder umwallt von einem Purpurmantel, eine phrygische Mütze auf dem zwanglos einher flutenden Gelock. Eine Allegorie zweifelsohne, wie die Leute meinten, denn die Linke stützte sie auf ein mächtiges Schwert, ihre Rechte aber bot einem jungen Paare, das sich zärtlich umschlungen hielt, eine Bürgerkrone dar, um die sich ein Gewinde von Myrthen und Epheu flocht. Ein Altar, auf dem eine Opferflamme brannte, stand ein wenig im Hinter-

grunde, und ein Gott Hymen, den die dreifarbigte Schärpe des Standesbeamten schmückte, breitete segnend seine Hände aus, während sein jüngerer Bruder, ein neckischer Amor, mit seiner Fackel spielte.

Ring's umher aber flatterten Sylphen und Genien, tricolore Kokarden in dem Blondhaar, Blumen streuend und Kränze windend, und sonst allerhand poetische Kurzweil treibend.

Unter dem Bilde aber las man in Goldbuchstaben folgende Inschrift:

„Liardot, Heirats-Agentur.
Nr. 108, Straße der Tixeranderie.“

Also ein Heirats-Bureau, so ungefähr, wie es Institute gab, die Dienst vermittelten oder den Wechselverkehr zwischen den milchbedürftigen Sprößlingen der Städte und den Ammen vom Lande aufrecht hielten.

Die Meinungen waren getheilt, und noch konnte man nicht ahnen, wie zum Schluß das Zünglein der Wage sich stellen würde.

Die Einen fanden es ganz unerhört schamlos, daß man es wagen wollte, nun auch selbst die Liebe und die Ehe in den Bereich der industriösen Vermittelung herabzuziehen; die Andern — besonders die Frauen — waren nachdenklich geworden und meinten, so ganz übel sei die Sache denn doch nicht.

Der Deputirte, dessen schwarzseherischen Voraussetzungen Liardot seinen Einfall verdankte, hatte recht behalten — die Zahl der Ehescheidungs-gesuche war sofort nach dem In-ster-treten des Gesetzes in das Ungeheuerliche angewachsen.

Und besonders die Frauen schienen Eile zu haben, sich ihrer Fesseln zu entledigen, denn von sechstausend Gesuchen, die bereits im Monat Germinal den Tisch des Justizministers bedeckten, trugen viertausend die Unterschrift von zarter, weiblicher Hand. Ganz selbstverständlich aber war es, daß sie in einem neuen Bunde Entschädigung für das Mißgeschick und die Enttäuschungen suchten wollten, die ihnen die erste Verbindung bereitet hatte.

In nervöser Aufregung schritt Liardot in seinem Bureau auf und nieder. Alles hatte er auf diese eine Karte gesetzt, ja, er konnte sich nicht darüber täuschen, seine Schiffe hatte er hinter sich verbrannt.

Wenn es fehlschlug, so blieb ihm nichts anderes übrig, als, wie der junge Maler, auch zu tagelöhnern oder auszuwandern, denn er war alsdann im schlimmsten Sinne des Wortes ein ruinirter Mann.

Seine Stellung hatte er drangegeben, und bei den bewegten Zeiten war es unendlich schwer, irgend etwas passendes wieder zu finden; seine Ersparnisse aber, die ihn eine Zeit lang hätten aufrecht halten können, waren sämmtlich auf die Einrichtung seines Unternehmens verwendet worden:

Der Miethzins für ein Vierteljahr — zwei große Stuben zu ebener Erde und eine eigene Thür nach der Straße zu — die nöthigen Möbel für diese Räumlichkeiten — ein Schreibepult, einige Sessel, einen Schrank und zwei große Register, in blauem Pappendeckel gebunden — eines für die Damen, die sich ihm anvertrauten, das

andere für die Angehörigen des starken Geschlechts — dann einen neuen Anzug für ihn selber, da es doch eine Hauptsache für sein Geschäft war, daß dessen Inhaber eine elegante Figur mache — dann endlich die Kosten für das Aushängeschild, denn der junge Maler war nicht eben bescheiden gewesen.

Das Blut begann ihm zum Kopfe zu steigen, und es pochte ihm hörbar in den Schläfen — schon seit zwei Stunden lauerte er auf irgend einen Klienten, und niemand ließ sich blicken!

Armer Liardot! Wenn der heutige Tag ohne Ergebnis für sein Geschäft verlief, so war er der Lächerlichkeit preisgegeben und hingeworfen in der öffentlichen Meinung.

Schon zweimal war ein kleiner, unruhiger Mensch in sein Bureau getreten, um sich zu erkundigen. Er kannte ihn von seiner Thätigkeit im Konvent her — er war ein Zeitungsschreiber und ursprünglich ein Schönggeist. Mit der Herausgabe eines Dichter-Almanachs war er zugrunde gegangen, nunmehr aber redigirte er ein Unterhaltungsblatt, die Beilage zu dem „Kleinen Anzeiger“ („Petites Affiches“), das besonders von Damen viel gelesen wurde, da es Modeberichte und Residenzklatsch enthielt.

Der Herr Journalist aber konnte das Lachen kaum verbeißen, und Liardot sah es ihm an, wie heißhungrig er auf den boshaften Artikel lauerte, den er aus seiner, des Ex-Stenographen, zerstörten Existenz herauschreiben konnte. Dann würde man auf seine Kosten lachen und über jenen sagen: „Er ist doch ein witziger Kopf!“

Endlich — es war unterdessen bereits Mittag geworden — betrat eine Dame sein Lokal.

Draußen drängten sich die Leute, und man hörte Disput und Gelächter.

Die Dame erröthete und erblickte, dann fragte sie nach Herrn Liardot.

Dieser wäre ihr fast um den Hals gefallen, um ihr für den Unternehmungsggeist zu danken, mit dessen Hilfe sie mindestens den ärgsten Bann von ihm gelöst hatte.

Denn kaum hatte er sie gebeten, Platz zu nehmen, da erschienen noch ein halbes Duzend Damen, die sämmtlich mit Herrn Liardot zu sprechen wünschten, der, überglücklich, sich in Komplimenten und Höflichkeiten erschöpfte.

Noch einige Damen traten ein, und Liardot schien der Mann des Tages.

Aber bald fühlte er sich noch mehr verloren als zuvor, und der kalte Angstschweiß trat auf seine Stirne. Mit jeder neu verrinnenden Minute wurde seine Situation unhaltbarer und kritischer — vierzehn Damen und kein einziger Mann!

An eine solche Möglichkeit hatte er nicht gedacht, und alle seine feinen Geschäftsjahliche wollten für diese ungeduldigen Kundinnen nicht versagen. Umsonst entwickelte er ihnen seine Pläne, sprach von seinen Geschäftsprinzipien, die sämmtlich auf Solidität und Vertrauens-

würdigkeit basirten — die Theorie mißfiel den Damen, sie wollten die Praxis, einen Erfolg in Aktion sehen.

Schon wieder kam der Unterhaltungsjournalist herangeschossen und stellte abermals seine ironische Frage.

Da, in der Todesangst, kam Liardot ein siegreicher Gedanke.

Mit schnellen Blicken musterte er die vierzehn Grazien, die sein Bureau anfüllten, und eine besonders reizende Brünette fesselte seine Aufmerksamkeit.

Madame Celeste Girard, die geschiedene Frau eines Caféhaußbesizers unter den Arkaden der Rivoli-Straße — sie war eine der Ersten gewesen, die mit Hilfe des neuen Gesetzes ihre Freiheit zu erlangen gewußt hatte.

Liardot kannte sie von Ansehen, hin und wieder hatte er das Caféhauß besucht, an dessen raschem Aufblühen die reizvolle und umsichtige Frau, wie man sagte, einen ganz besonderen Antheil haben sollte. Ihren Gatten kannte er nicht, aber wenn er die feurigen, schwarzen Augen, die Rosenvangen und die schwellenden Lippen der Dame betrachtete, so hielt er sich für überzeugt, daß den Ehemann alle Schuld allein in diesem Falle treffen müßte.

Er nahm eine Heldenposition an, und mit triumphirendem Blicke auf den Reporter begann er seine Rede:

„Meine Damen! Als ich mein Unternehmen gründete, da trieb mich die Besorgniß für meine Nächsten; ich handelte als Menschenfreund und Patriot, und jeder Gedanke an eigenes Interesse war mir fremd geblieben!“ — so rief er emphatisch und berauschte sich in dem wohlwollenden Erstaunen, das sich in den Augen seines Auditoriums malte — „Aber siehe da, so wie eine jede gute That sich in sich selbst belohnt, so soll auch ich, wie es scheint, von der Vorziehung auf das Sichtbarlichste begünstigt werden, und gleich der erste Tag meines neuen Unternehmens schenkt mir ein Glück, nach dem ich bisher seit Jahren vergeblich seufzen mußte . . .“

Die Damen sahen mit erregtem und gerührtem Herzen, wie er sich jetzt vor Celeste Girard verbeugte.

„Madame — ich liebe Sie! — Nein, ich bete Sie an!“ rief er, und es klang in der That, als wenn ihm dies jubelnde Geständniß aus vollstem Herzen käme.

„Wollen Sie mich zum Glücklichsten der Sterblichen machen, indem Sie mir Ihre Hand schenken?“

Frau Celeste erröthete und zögerte einen Augenblick.

Aber Liardot war wirklich sympathisch, und er hatte ihr von jeher wohlgefallen.

Sie senkte schamhaft die Augen, dann aber schlug sie kräftig in die dargebotene Manneshand. Es war dem Ex-Sekretär zumuthe, als wenn er in den Lüften schwebte. Seine Ehre und sein Unternehmen waren gerettet, und außerdem noch hatte er ein reizendes Weib gewonnen.

„Ich gebe mir die Ehre, die sämmtlichen hier anwesenden Damen

zu bitten, als Zeuginnen unserer Hochzeit beizuwohnen und nach der Trauung unsere Gäste bei einem bescheidenen Mahl zu sein!"

So rief Liardot, den das Glück förmlich berauschte.

Die Damen lachten und sagten zu, und unter allgemeinem Jubel zeichnete sich der Agent als Erster in das blaue Herrenregister ein, während Madame Celeste Girard das Buch der Damen mittels einiger reizender Krähenfüße, die sie hinein malte, dem Gebrauch übergab.

Der heutige Tag war für die neue Industrie gewonnen, und Liardot hatte sich mit seinem kühnen Handstreich ganz ungemein hoch in den Augen der Damen dargestellt. Was ließ sich nicht alles von einem Manne erwarten, der ein so auskunftreiches Talent besaß und dessen Herz so empfindungsvoll für das Beste auf Erden — für eine glückliche Ehe schlug!

Am nächsten Morgen würde ganz Paris es lesen — und dieser erste Erfolg der Agentur mußte dann seine goldenen Früchte tragen.

Sogar der böshafte Journalist des „Kleinen Anzeiger“ hatte nichts auszusagen gewußt.

Also nur vorwärts, Liardot — Courage!

IV.

Etwa acht Tage waren verfloßen, und noch immer war die Verlobung Liardots mit Madame Celeste Girard der einzige Erfolg geblieben, den das neue Unternehmen aufzuweisen hatte. Die Situation aber war jetzt recht unleidlich und jedenfalls noch gefährlicher als zuvor geworden, und mit jeder neu verrinnenden Stunde fühlte Liardot sich herabgestimmter und hoffnungsloser werden.

Das heroische Rettungsmittel, das ihm anfangs zu einem so schmeichelhaften Triumphe verholfen hatte, war leider nur noch eine Schwierigkeit mehr für ihn geworden . . . denn was sollte ihm seine Verlobung, wenn es ihm nicht gelang, sich eine Existenz auf dem nun einmal eingeschlagenen Wege zu erwerben?

Jedenfalls aber war dieses Auskunftsmittel nur einmal anzuwenden gewesen, und er mußte von nun an auf andere Hilfsquellen fassen. Aber ach! trotz aller Mühe, die er sich gegeben hatte, männliche Aspiranten auf das Glück der Ehe heranzuziehen, hatte nichts verfangen wollen, und es schien, als ob es in ganz Paris keine heiratslustigen Männer mehr geben würde.

Mit wahren Entsetzen sah Liardot von nun ab in die Zukunft. Mit seinen Baarmitteln war er längst zu Ende und lebte nur noch auf Kredit, den er jedoch, als ehrlicher Mensch, der er war, höchst ungerne in Anspruch nehmen mochte, abgesehen davon, daß sich das Mißtrauen der Leute, die ihm borgten, bereits gegen ihn zu regen begann.

Madame Celeste Girard aber begann nicht minder ungeduldig zu werden, als die bisher so vertrauensseligen Kaufleute, und da sie seine Verhältnisse nur oberflächlich kannte, ihn aber doch für nicht ungünstig situiert hielt, so drängte sie auf jenes Verlobungsfeß, das

in seiner Unvorsichtigkeit Liardot seinen ersten Kundinnen in Aussicht gestellt hatte. Und um das Maß des Unheils voll zu machen, erschienen auch diese holden Damen täglich in seinem Bureau, da Celeste unterdessen mit ihnen allen eine jener leichten Frauenfreundschaften geschlossen hatte, wie das zarte Geschlecht sie nur allzu schnell zu knüpfen bereit ist, und auch sie verwandelten sich alsbald in heftig drängende Mahnerinnen, die auf ihrem Schein bestanden.

Dem armen Liardot wirbelte der Kopf vor lauter Kummer und Sorgen, und nirgends wollte ihm ein Ausweg aus diesem Labyrinth sichtbar werden, in das er, auf einen augenblicklichen Einfall bauend, allzu kühn sich verirrt hatte. Er schloß nicht mehr vor Kummer und Sorgen, und die trübseligsten Gedanken verfolgten ihn bei Tage und bei Nacht. Ach, und er überraschte sich häufig über schmerzlichen Sehnsuchtsanfällen nach jener Sklaverei in seiner früheren Stellung, nach dem Galeerendienste an seinem braunroth angestrichenen Pulte im Konvent.

Es war am Ende doch noch erquicklicher, die Reden der Volksvertreter nachzuschreiben, als der boshafte Geläufigkeit weiblicher Zungen preisgegeben zu sein, und wenn ihn die Fesseln der Sklaverei in seiner gebundenen Stellung damals bedrückt hatten, so peitschten ihn in seiner jetzigen Freiheit die Brennesseln der Sorge, daß er fast den Verstand verlor.

Und immer klarer sah er es vor Augen, das kandinische Joch, dem er den Nacken beugen mußte — nämlich die entsetzliche Demüthigung einer Erklärung an Celeste, daß er sich zu hoch verstiegen habe, als er den kühnen Plan auszusprechen wagte, es solle ihm gegönnt sein, ihr Loos auf Erden dem seinigen zu verbinden.

Seine Hoffnungen waren zerronnen, seine Heirat eine Unmöglichkeit geworden. Unglückseliger Liardot! Denn um das Maß seines Elends voll zu machen, hatte sich Gott Amor nun auch noch zu seinen Widersachern gesellt. Er liebte Celeste, die ihm jeden Tag in reizenderem Lichte erschien, nunmehr bereits mit seinem ganzen Herzen, und der Gedanke, sie verlieren zu müssen, war ihm weitaus das Schmerzlichste von allem. Was hätte er nicht thun, nicht wagen, nicht erdulden wollen, um sie trotz alledem die Seine nennen zu können!

Aber nichts wollte ihm glücken, jede Hoffnung zerrann in ein Nichts, so wie er Miene machte, sie festhalten zu wollen.

Als er zu dieser Erkenntniß gekommen war, betrat er sein Bureau nicht mehr, in dem nur neue Qualen seiner harrten. Die Agentur blieb geschlossen, und auf eigene Faust behauptete ein Bursche, den er als Diener angenommen hatte, sein Herr sei verreist — in die Provinz, wichtiger Geschäfte halber; so waren für ihn, den Figaro der Agentur, doch mindestens noch einige Tage gewonnen.

Liardot aber irrte unterdessen in den entferntesten Vorstädten von Paris umher, rathlos und verzweifeln und sich selber vorkommend wie ein Verbrecher. Auch des Nachts pilgerte er ruhelos umher, immer marschirend, ohne darauf zu achten, wohin,

bis er dann auf einer Bank oder unter einem Hausthor endlich einschlummerte.

Auf einer dieser Ahasver-Promenaden gerieth er nun zufällig in die Galerie des Palais-Egalité, in dem sich jene berühmten Spielhäuser befanden, die allabendlich eine fabelhaft hohe Summe in Umlauf brachten und an deren grünen Tischen in bunter Reihe Geheimnisse und vornehme Fremde aus allen Ländern Europas saßen.

Mechanisch wandte Liardot die teppichbelegten Treppen hinauf; es war ihm eingefallen, daß dort oben ein ehemaliger Bekannter von ihm Bank hielt, dem er einstmals in seiner früheren Stellung einen großen Dienst erwiesen hatte. Er betrat den Saal, der mit wahrhaft königlichem Luxus ausgestattet war, und wie durch einen Schleier sah er eine dichtgedrängte Gesellschaft an dem Tische sitzen, dann sank er selber auf eine der weichen Ottomanen hin, die an den Wänden entlang liefen, und schloß ein.

Bis gegen Morgen mochte er so geruht haben, da wurde er wach und bemerkte, daß das Spiel noch immer seinen Gang nahm, nur daß die zuvor hochrothen Gesichter der Spieler jetzt bleich und verzerrt aussahen.

Sie starrten auf die bunten Blätter, die der Bankhalter ausgab und mit eintöniger Stimme ausrief.

Der Zufall! Ja, so wie er dort jedem sein Loos bescheerte, so war es auch im Leben — dem Einen wurde trotz aller Mühen und trotz allen Ringens nur eine Niete, dem Andern ohne sein Zutun das volle und immer wiederholte Glück.

Auch dem Besitzer des Hauses selbst hatte es gelächelt. Früher war er ein einfacher Laçi gewesen, der die Livrée eines vornehmen Hauses getragen hatte. Seine Herrschaft aber war emigriert und er stellenlos geworden. Da versuchte er sein Glück, indem er mit seinen Ersparnissen ein kleines Lokal miethete, in dem er ein Roulette aufstellte und dann später auch ein Trente et quarante hielt.

Jetzt sollte er bereits ein großes Vermögen besitzen, und sein Spielhaus war das eleganteste und bestbesuchte von Paris.

Auch einige der anderen Gäste kannte Liardot persönlich.

Der Eine von ihnen hieß Buillion und war ehemals ein Küfermeister gewesen. Mit unbedeutenden Baarmitteln war es ihm trotzdem gelungen, der Käufer der Theatiner-Abtei zu werden, die als Eigenthum der Nation unter den Hammer kam.

Der Weinkeller der frommen Brüder aber hatte ein Vermögen für ihn bedeutet, und seitdem galt Buillion als einer der ersten Weinhändler Frankreichs, selbst auch im Auslande.

Sein Nachbar rechts war nicht minder ein Emporkömmling der letzten Jahre. Er hieß Labour und war noch in den Diensten eines adeligen Hauses gewesen; heute war er der Besitzer des Hôtel de l'Europe, und er hatte ein Fremdenbuch, in dem die vornehmsten Namen aus allen Theilen der Erde verzeichnet standen.

Und sein Freund Lejeune, ein einstiger Baupolier — war er

nicht beim Barackenbau für die Soldaten und als Unternehmer der Demolirungen ein mehrfacher Millionär geworden?

Und jene beiden ihm gegenüber — Fabrikanten, die einst nur einfache Arbeiter gewesen; dann ein Notar, der nunmehr als Rentier lebte! Alle diese Männer aber waren unbeweibt; im Sturme ihres Emporkommens hatten sie nicht Zeit gefunden, sich einen eigenen Herd zu gründen.

Wie, wenn er den Muth gefunden hätte, sich ihnen zu nähern und die alte Bekanntschaft zu erneuern? Ein Weilchen später konnte er ihnen dann sagen, daß es sein treues Freundesherz schmerze, sie also sich zugrunde richten zu sehen. Denn wohin führte am Ende dies alles — das Spiel, die Ausschweifungen, der wilde Strudel des Pariser Lebens, in dem sie ihre besten Mannesjahre vergeudeten? Ein einjames Alter, eine gebrochene Gesundheit, die Mißachtung der Mitbürger würden ihr Loos sein. Er aber, Liardot, war imstande, sie auf den Pfad wahrer Glückseligkeit zu führen, den sie als Patrioten und wackere Männer zu betreten sich beeilen mußten. Ein treues Weib, spielende Kinder, die in kommenden Zeiten die Kraft und der Stolz des bedrängten Vaterlandes sein konnten.

Liardot jagte auf seiner Ottomane sich alle die Gründe vor, die er jenen anzuführen hatte, er sagte in Gedanken seine Rede, wurde pathetisch, rührte sich selber bis zu Thränen, sah vorahnend, wie die Spieler ihm um den Hals fielen und ihm dankten, der sie aus dem Abgrunde der Verjüngung gerettet hatte . . . dies alles war herrlich und wunderschön — aber noch immer lehnte er zusammengekauert auf den goldgestickten Kissen, die die Munificenz des Spielhausbesizers sogar den Zuschauern zur Verfügung stellte.

Alles nimmt auf dieser Welt sein Ende, und sogar für die Spieler kommt der Moment, wo ihre Kraft versagt. Die Kerzen erlöschten, und ein letztes Mal hatte der Croupier gerufen: „Le jeu est fait, messieurs, rien ne va plus.“

Liardot wandte hinaus in die Straßen, die jetzt in der Morgenfrühe viel öder waren, als in der Nacht.

Ja, sein Loos war besiegelt! Wie jener Knabe Ikarus hatte er einen zu hohen Flug gewagt, und mit verjüngten Flügeln fiel er nun in das Meer des Nichts, dessen trübe Wogen hohnlachend über ihn zusammenschlugen.

Er war des Kampfes müde, dem doch kein Sieg mehr winken konnte; sein Plan war fehlgeschlagen, aber auch sonst nichts mehr wollte er versuchen in dieser undankbaren Welt.

Dort in der Ferne glitzerte die Seine, die mütterliche Vertraute, die schon so manchen letzten Verzweiflungsauswurf aus dem Munde solcher Schiffbrüchiger des Lebens, wie er es war, empfangen hatte — zu ihr wollte er sich flüchten, und dann war alles zu Ende.

Aber er mußte sich beeilen, denn seine Kräfte drohten ihn zu verlassen. Seit drei Tagen hatte er nichts mehr gegessen, und allerhand phantastische Bilder stiegen vor seinem Geiste auf. Er wandte

hin und her, wie ein Fieberkranker, und konnte kaum seinen Weg noch unterscheiden, so daß ihn ein paar Bauern, die zu Markte zogen, für einen Betrunknen hielten und verspotteten.

Plötzlich war es ihm auch, als habe er sich beim Namen rufen hören, und zwar von der holden Stimme seiner angebeteten Celeste.

Entsetzlicher Gedanke, sie noch sehen zu müssen, als ein Verbrecher vor ihr dazustehen!

Mit dem Aufgebot seiner letzten Kräfte eilte er vorwärts — denn er zweifelte nicht mehr daran, daß er im Begriffe sei, krank zu werden, vielleicht fieberkrank, und dies alles heilte eine einzige Umarmung der Nixe, die ihn dort unten aus ihrer Silberflut verlockend ansah

Ein letztes Aufklatern seines Bewußtseins aber ließ ihn noch erkennen, daß er verfolgt wurde, dabei fühlte er sich am Arme gefaßt, umschlungen — dann aber verließ ihn die Besinnung, und ohnmächtig sank er zusammen.

Als er wieder zu sich kam, lag er auf einem Sopha, und an seinem Lager standen Madame Girard und ein Arzt. Auf seinem Kopfe fühlte er ein eisgekühltes Tuch, und soeben bemühte sich die göttliche Celeste, ihm noch einige Tropfen einer belebenden Tinktur einzuflöschen.

„So, nun wäre unser Patient so ziemlich getettet“, sprach der Doktor gutmüthig. „Jetzt, Madame, kann ich ihn ruhig Ihren Feenhänden überlassen. Eine Tasse Fleischbrühe, ein Glas Bordeaux und einige Biskuit fürs erste, später ein gebratenes Huhn und ein Stückchen Fisch.“

Liardot hielt sich mäschenstill, bis der Aeskulap sich entfernt hatte. Also nun war doch das Aergste über ihn hereingebrochen — eine Erklärung mit Celeste! Was konnte nur sich ereignet haben, und wie war er hierher gekommen? Vermuthlich hatte man ihn aus den Fluten aufgefischt und hierher getragen.

Ach, und wie schön sie war, wie appetitlich und liebevoll! Wahrlich, es konnte nicht leicht einen unglückseligeren Menschen in ganz Paris geben, als es der Ex-Logograph des Konvents in diesem Augenblicke war.

Da kam Celeste bereits zurück, und Liardot blickte mit wahrer Seelenangst zu ihr hinüber. Jetzt mußte sich alles offenbaren, sein Ruin, seine Verzweiflung, seine Hoffnungslosigkeit!

Madame Girard aber redete vorläufig kein Wort, sondern zog ein kleines Tischchen, das in einem Winkel stand, an das Lager ihres Verlobten und servirte ihm mit ihren weißen Händen das gebratene Huhn und ein wenig eingemachte Früchte.

Liardot zögerte einen Augenblick, dann aber besiegte ihn die Natur, und in wenigen Minuten war alles verschlungen, das Fleisch, die Früchte, der Vol-au-vent, der Fisch und das Dessert. Auch eine Flasche Bordeaux war vertilgt worden, und Celeste hatte die himm-

liche Gnade gehabt, ihm jedes Glas zuvor noch mit ihren Rosenslippen zu kredenzen.

Dann erst fing sie an zu reden, aber sanft und mild.

Sie hatte Liardot vorübergehen sehen, als sie in der Morgenfrühe ihre Fenster öffnete, um frische Luft zu schöpfen, weil sie vor Sorge um ihn seit mehreren Nächten nicht geschlafen und dadurch Kopfweh hatte.

Wer aber beschreibt ihr Erstaunen, als sie ihren Verlobten dort unten in der Gasse erblicken mußte — verstört, mit unmordentlichen Kleidern, unsicheren Ganges, als wenn er am Wein sich übernommen hätte entsetzlich!

Sie rief ihn an, doch er, als er ihre Stimme kaum vernommen hatte, versuchte zu fliehen.

Die Nachbarn hatten ihn erkannt, man hielt ihn für pflöglisch toll geworden. Einige besonders beherzte Männer hatten ihm nachgesetzt, doch als man ihn ergreifen wollte, war er ihnen bereits in die Arme gesunken.

Endlich hatte man ihn hierher geschleppt, in die Wohnung seiner Braut, vor aller Augen.

Was aber sollte nun dies alles bedeuten? Weshalb war er verschollen seit nunmehr drei langen Tagen? Er hatte sie ohne Nachricht gelassen, und sein Diener sagte nur, daß er auf Reisen sei. Eine Erklärung von alledem wollte und mußte sie haben, denn an ihm zu zweifeln fiel ihr selbst jetzt nicht ein, ja, sie glaubte immer noch, daß Liardot ein Ehrenmann sei, der nicht mit seinem Worte spiele.

Der Ex-Logograph fühlte sich zerknirscht wie ein armer Sünder. Er sprang von seinem Lager auf, das er ihrer Güte verdankte, und fiel ihr zu Füßen. Dann aber begann er seine Beichte, ausführlich und nichts überspringend.

Er schilderte ihr seine kühnen Hoffnungen, seine Kämpfe, seine Vorätze, von seiner Liebe zu ihr redete er, und wie er, um sie zu besitzen, das Neueste vollbringen und wagen würde . . . wenn er nur wüßte, wie man es angreifen könnte und was er beginnen sollte, um zum Erfolg zu gelangen. Ach, Celeste verdiente ja das schönste Loos auf Erden — ihre Güte, ihre Schönheit, all ihre liebevolle Grazie konnte kein Mann auf Erden ihr jemals belohnen, am allerwenigsten aber der unglückselige Liardot. Und deshalb war es auch zu Ende für ihn mit allem Wagen und Wollen — er mußte sterben gehen!

Celeste blickte einen Augenblick nachdenklich vor sich hin, während Liardot den Kopf gesenkt hielt, wie ein armer Sünder, der den Gnadenreich erwartet, dann aber reichte sie ihm ihre Hand, um ihn emporzuheben.

Liardot wußte nicht, ob er träume oder wache — war es denn möglich — war es denkbar — Celeste konnte ihm verzeihen?

Doch in der That, es war so, sie zürnte ihm nicht, sie zerschmetterte ihn nicht mit ihren Worten, und es traf ihn kein vernichtender Blick aus ihren schwarzen Sonnenaugen.

„Unsinn“, sagte sie in etwas unmuthigem Tone, „vielleicht ist trotz alledem noch nicht alles verloren — setz' Dich hin, Liardot, wir wollen uns die Sache vernünftig überlegen.“

Celeste war Pariserin, also von Natur aus mit kühlem, praktischem Sinn begabt, außerdem noch mit der Fähigkeit, Vertrauen einzulösen und sich auf alle Fälle Geltung zu verschaffen.

Vielleicht hätte Liardot sich ein wenig mehr Emphase ihrerseits wünschen können — einige Thränen des Mitgeföhls, ein paar Worte der Liebe, einige Schwüre, sein Eigenthum sein und bleiben zu wollen bis über den Tod hinaus. . . .

Doch dergleichen Leidenschaftlichkeiten kennt die Pariserin nur unter dem Hochdruck sinnlicher Verliebtheit, im übrigen sieht sie die Dinge mit Ruhe und Besonnenheit an, genau so, wie sie sind und sie selber bleibt dabei kühl bis ans Herz hinan.

Langsam und bereits mit unverkennbarer Ueberlegenheit begann sie jetzt ihren Plan zu entwickeln, wie man am Ende doch noch einen Versuch machen könnte, die auf den Sand gerathene Agentur wieder flott zu machen, welche dann, wenn sie erst einmal in der Strömung war, sehr leicht von der hohen Flut der nun einmal eroberten öffentlichen Meinung emporgetragen werden konnte.

Die Schilderung seiner Bekannten in der Spielhölle hatte Celeste aufs neue ermuthigt. Wenn es gelang, diese reichen und selbstverständlich generösen Hagestolze dem Eölibat abtrünnig zu machen, so war alles gewonnen; mit einem Schlage hatte man dann Geld, Verbindungen, Einfluß und gesellschaftliche Stellung.

„Ja, aber wie sie gewinnen?“ zweifelte ängstlich Liardot.

Schon hatte Celeste ihr Lächeln wiedergefunden. „Laß mich nur machen“, versicherte sie, und ach, der Agent glaubte ihr nur allzu gern.

Celeste hieß ihn heimgehen und schlafen, indessen sie die nöthigen Vorbereitungen zu ihrem Unternehmen bereits in Scene setzen würde.

„Denn es scheint ja doch, als müßte ich in Zukunft Kopf und Verstand für uns beide haben“, bemerkte sie, als Liardot ihr abermals die Hände küßte.

Ein kleiner Geißelhieb, den er aber in der Begeisterung, die ihm die neu erwachte Hoffnung einflößte, überhörte.

Und dann — wer hätte einer Celeste auch nur zürnen können?

Glückseliger Liardot, der eine solche Perle sein eigen nennen sollte!

Nur daß sie ihn nicht ins Vertrauen zog, wohin ihre Pläne eigentlich abzielten, das hätte ihn verletzen können. Doch nein, er hatte Vertrauen, unbedingtes Vertrauen in seine Verlobte, seine Celeste!

V.

Es war Sonntag und ein wunderschönes Maienwetter obendrein, als Liardot, der einige Tage hindurch sein Bureau auf das Verbot Celestes nicht hatte betreten dürfen, nunmehr dort eintrat, worauf er, die Hände zusammenschlagend, in sprachloser Ueberraschung stehen blieb. Es war ein reizendes Bild, das sich da vor seinen Augen

eröffnete, und er konnte seinen Blicken kaum trauen, daß es möglich gewesen sein sollte, ein so liebliches Heim aus diesen beiden eben-erdigen Stuben zu machen.

Die Wände waren neu tapeziert worden und mit einigen hübschen Stichen in Goldrahmen geschmückt, an den Fenstern sah man weiße Vorhänge mit blaueideneu Ueberwürfen, und in den Ecken standen kleine Luxusmöbel mit allerlei zierlichen Nippsachen. Die ganze Mitte des Raumes aber nahm eine lange, weißgedeckte Tafel ein, und auf dem sanft erglänzenden Damastleinen strahlte Silber und Kristall, dufteten Blumen, und in der Mitte prangte ein köstlicher Aufsatz, den vier Delphine trugen, die von Nixen und Meerweibchen umspielt waren.

Au der Wand stand ein großer Kredenzstisch, auf dem abermals Silber und Kristall und Kuchen und Früchte in blinkenden Schalen zu sehen waren. Große Weinkörbe mit vielversprechendem Inhalt hielten sich in einem Winkel des Zimmers hübsch bei einander, und bereits kühlte eine Anzahl Champagnerflaschen ihren köstlichen Inhalt in großen Eiskübeln von Metall.

Unter all den Herrlichkeiten aber war Celeste selber noch das Appetitlichste, mindestens dachte Liardot so, wenn er sie anschaute, wie sie ordnend und waltend einhersehwebte in duftig frischer Frühlingstoilette, leicht und grazios, alles durch ihre Gegenwart belebend und umstrahlend.

Erstaunt und entzückt folgte Liardot ihren lieblichen Bewegungen, und es war leicht bemerkbar, daß er sich bereits in vollster Abhängigkeit von Celeste fühlen mußte.

In der That war es ihr gelungen, jede Willenskraft des braven Menschen durch ihre Schlaueit zu unterjochen, und von nun ab würde Liardot, wie sie triumphirend dachte, nur noch ihr ergebener und willfähriger Sklave sein.

„Nun?“ fragte sie jetzt und deutete mit unendlichem Selbstbewußtsein auf die so gründlich umgestalteten Räume und auf die schimmernde Tafel. „Habe ich mein Wort gehalten? Sehen Sie nun, Sie Schwachkopf, daß es zum Verzweifeln immer noch zu früh war?“

Liardot schüttelte ein wenig betrübt den Kopf, was jedoch Celeste nicht beachtete.

„Ja, wir haben Wunder geleistet, mein Vester!“ rief sie, in Selbstzufriedenheit strahlend.

„Ohne Geld, Sie und ich, und dabei im Drange des Augenblicks, alles so eilig wie möglich. Nun, Sie sind nicht entzückt — noch immer die feigherzigen Zweifel, die Reflexionen, die Furchtsamkeiten? Mein Herr Liardot, Sie sind ein Hasenherz!“

Der Agent besaß nicht genug Elastizität des Geistes, um sich sofort zu der Höhe der Anschauung emporzuschwingen, die Celeste von ihm beehrte.

„Ja, wenn aber unser Coup mißlingt — wenn irgend ein Faktor

nicht stimmen will in Deiner Rechnung — was dann?“ fragte er in unsicherem Tone.

Beringsschätzig schnippte Celeste ihre weißen Finger zu ihm hinüber. „Was dann?“ fragte sie mitleidig. „Nun, das werden wir sehen. Erst aber wollen wir warten, ob wirklich mein göttlich-großartiger Plan verunglückt!“

Sie warf sich in einen der Fauteuils, dessen Rücklehne eine Herzogskrone schmückte.

Ein nebenstehender Sessel trug die Chiffre eines Grafenhauses, ein Theil des Kristalls zeigte sogar die geschlossene Krone und die verschlungenen Buchstaben der Orleans, und auch an Devisen und buntpfarbigen Wappen war kein Mangel.

Lächelnd deutete Celeste auf diese bunte Reihe hin.

„Ein wenig zusammengewürfelt ist zwar alles, wie Sie sehen, aber das macht nichts, desto besser! Wir speisen auf den Trümmern der alten Zeit — es lebe die neue Aera, hoch die Republik! Ja, wenn ich denke, welche Mühe es mich nur gekostet hat, Ihren Widerstand zu besiegen, mein Herr Liardot! Ihre Beschränktheit ist wirklich schon altwäterisch zu nennen. Sie sibieln noch immer auf dem alten Topf; schämen Sie sich, mein Freund!“

Liardot schlug die Augen nieder. Er wagte es nicht, zu widersprechen, hatte er doch vergebens alle seine Gründe ins Treffen geführt, die ihm zu Gebote standen.

Schulden zu machen, über deren Wiederbezahlung man noch nicht die mindeste Gewißheit hatte, erschien ihm als ein Unrecht, ja, als der Anfang des Betruges.

Das eben aber fand Celeste absurd, veraltet, lächerlich, ihrer Meinung zufolge bewiesen Schulden nur, daß man Kredit habe — Kredit aber war die Seele des Handels, ohne Kredit war überhaupt das moderne Dasein nicht mehr denkbar.

Konnte man seine Schulden nicht bezahlen — nun, so waren eben die Gläubiger genöthigt, an dem Unglücke ihres Schuldners zu partizipiren. Das war so einfach wie „guten Morgen“ sagen. Ja, wenn man leichtsinnig Schulden hätte machen wollen, um ein Genußleben zu führen!

Das aber war nicht der Fall — es handelte sich ja bloß um das Geschäft. Und Liardot irrte sich, wenn er die Auslagen, die sie dafür gemacht hatte, für tadelnswerthen Luxus hielt.

Luxus in diesem Falle war nur das Nothwendige, ja, das Unausweichliche. Hatte etwa das Cafehaus ihres ersten Gatten nicht große, glänzende Spiegelscheiben, nicht blinkende Marmortische, nicht deckenhohe Spiegel, Sammetmöbel und wunderfeines Porzellan zum Serviren der Speisen und Getränke? Gab Herr Girard nicht ein Heidengeld aus für die Blumenbeete vor seiner Thür, für die Orangerie, für den Springbrunnen, dessen Strahl mit schönen Goldkugeln spielte? Nun, und Herr Girard war wahrlich kein Verschwender und auch kein leichtsinniger Mensch — im Gegentheil — ganz im Gegentheil!



Heimführung.

Nach einem Originalgemälde von Jac. Leisten

Handwritten text, possibly initials or a signature, located in the top left corner.

Das Bureau Liardots — es hatte ausgesehen wie eine Scheune, zum Erschrecken und zum Erkälten, an sich schon ein Hemmichuh für die Entwicklung des Geschäfts!

Ja, hatte denn Liardot wirklich kein Verständniß für die große Lehre, daß vergnügte und behaglich sichühlende Menschen freigiebig und coulant sind, während man im entgegengesetzten Falle sorgsam die Taschen zühält?

Liardot dachte nicht mehr daran, sich gegen ihren Willen aufzulehnen; hatte er doch ohnedies sich in alle ihre Launen gefügt, sogar ohne eigentlich recht zu begreifen, wohin sie denn hinauswollte.

Gleich zu Anfang ihrer Operationen hatte Celeste ihrem Verlobten befohlen, hinauszugehen zu Herrn Buillion, dem reichen Küfermeister.

Liardot sollte ihm einfach und freundlich entgegen kommen, ihn an ihre einstige Freundschaft erinnern und ihm dann erzählen, daß er im Begriff stehe, sich zu vermählen — mit einer jungen und schönen Frau, mit Madame Celeste Girard, die er ohnedies vielleicht vom Ansehen kannte. Und ganz unabsichtlich, so im vorübergehen sollte er ihn zu seiner Hochzeit einladen. Dies war geschehen, und selbstverständlich hatte Buillion zugesagt. Ein gutes Diner, schöne Frauen, wie Liardot ausdrücklich versicherte, eine reizende Neuvermählte, diesem allem widersteht ein Buillion nicht. Ganz selbstverständlich hatte er sich auch die Ehre ausgebeten, die Weine liefern zu dürfen zu dem Feste — auf Kredit — natürlich! Denn einem guten Freunde, der einen soeben zu seiner Hochzeit einladet, setzt man doch nicht das Pistol für sofortige Zahlung auf die Brust.

Jetzt handelte es sich um das Diner, nachdem die Angelegenheit mit den Weinen also in den besten Händen war.

Celeste begegnete im Tuileriengarten, am Arme ihres Verlobten spazieren gehend, Herrn Labour, dem Besitzer des Hôtel de l'Europe, ganz zufällig natürlich.

Aus ihren schwarzen Flammenaugen warf sie ihm einen Glutblick zu, worauf der empfindsame Hôtelier sich sofort daran machte, ihnen zu folgen. Dann ließ sie ihren Fächer fallen, den er sich beeilte aufzuheben, denn bereits begann er ein galantes Abenteuer zu wittern.

„Sieh' da — Labour — mein Freund Labour!“ rief Liardot, sich überrascht stellend, und der bereits halb verliebte Wirth beeilte sich, seinen famosen Freund Liardot wieder zu erkennen und ihn zu bitten, ihn mit Madame bekannt zu machen.

Noch waren sie nicht ein halbes Duzend Mal die große Lindenallee des Parkes auf und ab gegangen, so war auch bereits alles aufs beste abgemacht. Herr Labour hatte ganz von selbst sich erboten, das Diner für den Hochzeitstag zu liefern — „einen Schmans, Madame, der Ihrer würdig sein soll — ein Menü, bezaubernd, wie Ihre Augen!“

Einmal über das andere drückte er dem braven Liardot die Hand

und schwamm förmlich in Seligkeit, als dieser plötzlich so heißgeliebte Freund ihn einlud.

Die Konditorwaaren, Crèmes, das Gefrorene und das Dessert übernahm aus alter Freundschaft der Gevatter der göttlichen Geleste, der auch der langjährige Lieferant für das Café des Herrn Girard war.

Nun aber blieb das Schlimmste zu überwinden, nämlich die Versorgung einer menschenwürdigen Einrichtung für die Wohnung und die Beschaffung von Silberzeug, Kristall und des sonstwie Unentbehrlichen.

Geleste hatte von Liardot vernommen, daß ein entfernter Verwandter von ihm Schätzungsmeister der Kommission zur Verwerthung der als Nationalgut erklärten Mobilien sei. Diesen Mann suchte sie auf, umstrickte und bezauberte ihn und gab nicht eher Ruhe, bis er ihr eines seiner Magazine öffnete und sie das Nöthige daraus entnehmen ließ — leihweise vorläufig, später jedoch würde sie es ihm bezahlen; andernfalls könnte man ihm ja auch die Sachen wieder zurückgeben, meinte Geleste philosophisch.

Aber sie schien ihrer Sache und des Erfolges so sicher, daß sogar Liardot sich mitgerissen fühlte.

Nochmals instruirte sie ihn, dann eilte sie, ihre Hochzeitsgewänder anzulegen. Liardot mußte die unterdessen anlangenden Gäste empfangen, eine Aufgabe, deren er sich mit vieler Grazie entledigte.

Man fuhr hinaus auf das Bürgermeisteramt, wo sich die Dinge ungefähr wie auf dem Aushängeschild abspielten. Der Standesbeamte war ein junger und schöner Mann, mit dem Geleste ein klein wenig kokettirte, um in der Uebung zu bleiben.

Als das Paar die Ringe gewechselt hatte und die Ceremonie zu Ende war, fuhr man nach Hause und begegnete in der Straße der Tizanderie bereits den Leuten des Herrn Labour, die in großen, verdeckten Körben ein wahrhaft lukullisches Mahl herbeischleppten.

Echt gallische Lustigkeit würzte das Hochzeitseßen; man hatte bunte Reihe bei Tische gemacht, und neben jedem der Herren saß eine jener Damen, die der Agent gleich am Eröffnungstage seines Bureaus in der Freude seines Herzens eingeladen hatte.

Liardot hatte nicht zu viel versprochen — superbe Weine, ein unvergleichliches Mahl, schöne Weiber und eine holdselige Neuvermälte

Man trank und sang, scherzte und jubelte, und beim Dessert, als der Champagner des Herrn Buillion seine Schuldigkeit gethan hatte, fiel man einander in die Arme, um sich zu herzen und zu küssen

In diesem Augenblick winkte Geleste ihrem Liardot, der schleunigst aufsprang, um die großen blauen Register herbeizuholen.

„Es lebe die Liebe!“ rief sie wie berauscht.

Die Herren lachten und meinten, es gelte einen neuen Scherz, und fanden ihn ganz vorzüglich.

Doch selbst als sie begriffen, daß ihre Unterschrift in dem blauen

Buche etwas mehr als einen gelungenen Witz bedeuten würde, wehrten sie sich nicht allzusehr.

„Es sei ein Wink des Schicksals“, versicherte ihnen Madame Celeste, die in vollster Seligkeit ihren Liardot umhalsste.

Dieses Beispiel wirkte, und in Jubel und Lustigkeit schrieben die bisherigen Hagestolze ihre Namen ein.

„Aus Liebe und Patriotismus!“ wie Herr Labour, der sich schon lange einsam gefühlt hatte, versicherte.

Dann wurden die Tische fortgerückt, und die von Liebe und Wein berauschten Paare tanzten und küßten einander bis zum hellen Morgen.

Als die Gäste sich endlich entfernt hatten, fiel Liardot seiner Celeste zu Füßen und brach vor lauter Bewunderung und Liebe in Thränen aus.

Aber Madame Liardot entriß ihm ihre Hand zum erstenmale und meinte, sie sei auf das Aeußerste erschöpft und bedürfe der Ruhe.

„Celeste, ich bete Dich an!“ rief Liardot, vor Freuden schluchzend.

„Schwachkopf!“ erwiderte die schöne Frau, und ein leiser Ton der Ernsthaftigkeit schlug hindurch, trotz des anscheinenden Scherzes.

VI.

Etwa zwei Jahre mochten vergangen sein, seitdem Liardot seine Agentur eröffnet hatte, und schon stand die neuartige Industrie in üppig aufschießender Blüte. Alle die Voraussetzungen, unter denen er sie ins Leben gerufen hatte, waren eingetroffen, und der Agent war auf dem Wege, ein reicher Mann zu werden.

Der Zufall, der gleich zu Anfang sich ihm hilfreich erwiesen hatte, war ihm hold geblieben, und so kam es, daß er in den Ruf gelangte, eine ganz ungemein glückliche Hand zu besitzen. Diejenigen Paare, die ihm ihr Lebensglück verdankten, machten ihm freiwillig Reklame, und außerdem trug sein eigenes bescheidenes und ehrliches Wesen dazu bei, ihm das Vertrauen seiner Mitbürger und Bürgerinnen zu erwerben.

Nur in einem einzigen Falle hatte seine glückliche Hand sich nicht bewährt, und das war sein eigener gewesen.

Ja, seine Ehe mit der göttlichen Celeste war eine Hölle, und er litt um so mehr darunter, je sorgfältiger er sein häusliches Mißgeschick aus Geschäftsrücksichten zu verbergen bestrebt war.

Im Anfang hatte er es kaum begreifen können, was er erleben mußte, und das allmähliche Erwachen aus seinem entzückenden Liebes-
traum hatte ihn fast um den Verstand gebracht — doch immer mehr und mehr hatte Celeste die Maske fallen lassen, und nunmehr standen beide Gatten auf direktem Kriegsfuße miteinander.

Der Außenwelt gegenüber freilich war Madame Liardot nach wie vor die unwiderstehliche Zauberin, und alle Welt, die sie kannte, schwärmte für ihre Grazie und Liebenswürdigkeit. Dagegen mußte ihr unglückseliger Gatte als Prügelknabe für alle die Bosheit, den

Eigensinn und die Zankfucht ihrer Gemütsanlage dienen, und an ihn allein ließ sie auch den Unmuth aus, der von außen her sich in ihr anzusammeln pflegte.

Diese verschiedenen Stimmungen, Launen und Auslassungen aber hatte sie derart in ihrer Gewalt, daß sie ohne Zeitverlust von einem Extrem ins andere übergieng. Hatte sie soeben mit fremden Leuten noch gelächelt, so brach sie, wenn sie mit ihrem Gatten sich allein sah, sofort einen Streit vom Zaune, aus anscheinend beiter Laune fiel sie mit grundlosen Zänkereien über ihn her, und jede Mahlzeit verbitterte sie ihm mit böshaften Bemerkungen und Stichelreden.

Das Geschäft Liardots hatte sich ganz ungemein erweitert, und um die nöthigen Räumlichkeiten dafür zu gewinnen, hatte Liardot nunmehr das ganze Haus gemiethet.

Im ersten Stockwerke lagen die Zimmer seiner Frau und die Empfangsjalons für die Damen, und Celeste machte sich um das Geschäft in höchst anerkennenswerther Weise verdient. Aus Dankbarkeit und Liebe hatte Liardot die größten Anstrengungen gemacht, sich mit seiner Celeste auf einen guten Fuß zu stellen, ja, er war vor lauter Nachgiebigkeit bis zur Schwäche gekommen und endlich in vollständige Abhängigkeit gerathen.

Aber alles war vergebens geblieben; der böse Dämon, der in dem Herzen dieses Weibes hauste, war nicht zu bannen, und je mehr er sich vor ihr demüthigte, um so unbarmherziger setzte sie ihm den Fuß auf den Nacken.

Da endlich hatte er sich denn aufgelehnt, und mindestens suchte er sie, so viel als es ihm nur möglich war, zu meiden. Celeste verhöhnte ihn nur und wurde noch um einige Grade unleidlicher und losgelassener, so daß das Dasein Liardots sich zu einer unausgekehrten Qual gestaltete — und keine Aussicht, daß es jemals anders werden würde — keine Hoffnung auf Erlösung, weder in der einen, noch in der andern Weise!

Der Gedanke an eine Trennung von ihr beschäftigte immer wieder den Sinn des gemarterten Mannes, doch auch daran war leider nicht zu denken. Celeste kannte nur allzu genau seine Furcht vor der Deffentlichkeit, seinen unbefiegbaren Widerwillen gegen Skandal.

Das Bekanntwerden seines ehelichen Mißgeschickes aber mußte voraussichtlich ihn selbst in seinem Unternehmen auf das Empfindlichste schädigen.

Celeste hatte sich die Sympathien der Frauenwelt zu erwerben gewußt, und die besorgten Mütter heiratsfähiger Töchter liebten es, mit ihr Rath zu pflegen. Außerdem war ihre glückliche Ehe mit Liardot ja der augenscheinlichste Beweis, daß die Agentur auch Liebesheiraten zu stiften vermochte.

Ja, Liardot mußte glücklich sein um jeden Preis, und ungestraft konnte Celeste auf diese Lage der Dinge hin sündigen, sie hatte nicht so leicht eine ernstliche Auflehnung seinerseits zu fürchten.

Auch die moralische Ueberlegenheit, die sie in jener Zeit der

Krisis ihm gegenüber bewiesen hatte, als er muthlos und gebrochen zu ihren Füßen zusammengesunken war, kam ihr jetzt glänzend zustatten. Trotz aller Energie, die er im Verlauf der Dinge bewiesen, konnte Liardot es nicht dazu bringen, von ihr auch nur im mindesten anerkannt zu werden.

Er war und blieb der Schwachkopf, den sie errettet hatte, und ihre Eitelkeit und Selbstüberschätzung wuchsen ins ungeheuerliche.

Nur einen einzigen Vorzug besaß sie, den Liardot auch mit Freuden anerkannte. Dies war ihre Virtuosität im Umgange mit den vielen Personen, die alltäglich in dem Bureau des Agenten aus- und eingingen, und ihre Nachsicht mit den Launen und Thorheiten der Kunden schien ebenso uner schöp flich, wie die unergründliche Bosheit, die sie im Verkehr mit ihrem Gatten an den Tag legte.

Da, eines Tages geschah es, daß Liardot etwas früher als sonst von einem Geschäftsgange heimkehrte und, als er sein Bureau betreten wollte, ihm die Stimme seiner Geste in die Ohren klang — genau in demselben bösen, freischendenden und keifenden Tone, den zu vernehmen er bisher für sein ureigenes, ausschließliches Privilegium gehalten hatte.

Starr vor Schrecken blieb er stehen, und das Ohr an die Thür legend, begann er zu lauschen.

Zarwohl, er hatte sich nicht geirrt! Es war eine Scene, wie sie sich fast täglich in ihrer Intimität abspielte — dieselbe Mißachtung im Tone, der unbarmherzige Hohn, die Unart in den Reden!

Liardot glaubte zu träumen; er zupfte sich an der Nase und verjette sich einen Faustschlag auf die Brust.

Er war doch wach und bei Sinnen und befand sich keineswegs dort drinnen im Bureau, denn sonst wäre ihm alles begreiflich gewesen — aber er stand hier draußen, lauschend — und drinnen schrie und tobte Geste.

Wer aber, wer konnte jener Sterbliche sein, der sich einer ähnlichen Behandlung, wie er selber, vonseiten seiner holden Gattin erfreute?

Ganz leise öffnete er die Thür und trat ein, ohne bemerkt zu werden. An den großen Schreibtisch gelehnt, stand Geste, und Liardot bemerkte auf den ersten Blick, daß ihre Züge verzerrt und ihr Gesicht hochgeröthet war. Vor ihr stand ein großer, breitschulteriger Mann, der Liardot den Rücken zuwendete und der mit gesenktem Haupte und demüthiger Haltung den ganzen Redestrom der gereizten Frau über sich ergehen ließ, ohne eine Silbe zu erwidern. Seine Resignation und sein Stillschweigen aber schienen das zornige Weib nur noch mehr aufzubringen, und so bekannt und vertraut muthete es Herrn Liardot an, als sie nun in furienthaft gellenden Tönen auf den Unbekannten losfuhr.

„Keine Antwort, Sie Heuchler — Sie geben mir keine Antwort? — Das soll wohl gar Verachtung bedeuten, ja, ich bin Ihnen nicht einmal eine Antwort werth! Nicht einmal der kleinen Mühe

scheint es Ihnen zu verlohnen, daß Sie mindestens den Versuch machen, sich zu rechtfertigen!"

Die Stimme schlug ihr um, und es sah aus, als sollte sie an ihrer Wuth ersticken. In ihrer Unfähigkeit, weiter zu schelten, ergriff sie eines der blauen Register, auf dem sie bisher in nervöser Hast getrommelt hatte, und schwang es in der Luft umher in der ganz unzweifelhaften Absicht, es dem Fremden um die Ohren zu schlagen.

Jetzt war es aus mit der Zurückhaltung des Agenten. Er stürzte auf die Frau zu und entriß ihr das Register, dann faßte er sie nicht allzu sanft an beiden Armen.

"Sind Sie toll geworden, Madame?" schrie er sie an. "Meine Kundschaften behandeln Sie in dieser Weise? — Sie beschimpfen, Sie mißhandeln höchst ehrenwerthe Personen, die im besten Falle Sie in Folge Ihres Betragens doch nur für eine Wahnsinnige halten können!"

Celeste brach in ein höhnisches Gelächter aus. Ihre schwarzen Augen schleuderten nun auch Wuthblicke auf Liardot, der unterdessen alles dasjenige in Sicherheit zu bringen suchte, was in ihren weißen Händen etwa zum Wurfgeschloß hätte werden können.

"Schweigen Sie — Sie Dummkopf!" herrschte sie ihn an. "Wie können Sie sich erlauben, um Dinge zu bekümmern, die Sie nichts angehen? Ja, die Sie nicht im mindesten kümmern, sag' ich!"

"Aber Madame — aber Celeste!" suchte Liardot sie zu beruhigen. Sie machte eine drohende Bewegung, und augenscheinlich hatte sie auch ihre Stimme wiedergefunden.

"Aber Madame — aber Celeste!" spottete sie ihm nach und wurde vor lauter Zorn ganz gelb im Gesicht. "Wenn Sie etwa glauben, mich durch Ihr heuchlerisches Wesen zur Ruhe zu bringen, so sind Sie im Irrthum, sage ich Ihnen. Ich werde jeden genau so behandeln, wie er es verdient, merken Sie sich das. Dieser Herr übrigens, für den Sie so zärtlich besorgt sind — Ihre Kundschaft, wie Sie ihn nennen — er ist weder das Eine, noch das Andere. Er ist niemand, begreifen Sie das nicht, Sie Schwachkopf! — — niemand anders, als Herr Girard, mein erster Gemal, dem ich leider Sie zum Nachfolger gegeben habe!"

Die Blicke der beiden Männer begegneten sich in einem unnachahmlichen Ausdruck, und jeder von ihnen sagte sich im geheimen, daß ihm der andere sehr sympathisch vorkomme.

Liardot berührte die Schulter des Herrn Girard und fragte ihn halblaut, ob er nicht mit ihm gehen wolle.

Jener winkte ihm bejahend zu, und obwohl Celeste sie nochmals mit einer wahren Flut von Borneßworten überschüttete, gelang es ihnen, zu entkommen.

Sie war nämlich unvorsichtig genug gewesen, einen Ohnmachts-Anfall zu fingiren, und anstatt ihr Hilfe zu bringen und auf das Aeußerste bestürzt zu sein, faßte Liardot seinen Gast am Arm und zog ihn mit sich fort.

Längere Zeit hindurch schritten beide schweigend durch die Straßen. Ein starkes Verlegenheitsgefühl, das sie gleichmäßig empfanden, ließ sie nicht zu Worte kommen.

„Darf ich mir das Vergnügen machen, Sie zu einem Glase Wein zu laden?“ fragte endlich Liardot. Girard nahm sein Anerbieten an, und beide verfügten sich in eines der neu entstandenen Restaurants, wo sie eine Flasche goldigen, alten Burgunders leerten.

Bald schmolz auch die letzte Rinde vorsichtiger Zurückhaltung, die sie bisher beobachtet hatten. Sie betrachteten einander mit wohlwollenden Blicken, und jeder von ihnen war überzeugt, daß der andere ein charmanter Mensch sei, mit dem sich auf alle Fälle gut und friedlich müße leben lassen.

Nachdem sie über allerlei gleichgiltige Dinge geplaudert hatten, wagte Liardot es endlich, die brennende Frage zu berühren.

„Was hatten Sie ihr nur eigentlich zugefügt, daß sie gar so auffahren konnte?“ fragte er, ohne Madame Celeste zu nennen.

Der Caféhausbesitzer schüttelte wehmüthig den Kopf.

„Ach, mein Herr Liardot — ich möchte Sie nicht gern kränken — aber wissen Sie, wenn ich mich daran erinnere, wie Madame Celeste früher geartet war, so meine ich behaupten zu können, daß es überhaupt niemals eines speziellen Grundes bedurft hätte, um sie in diesen Zustand zu bringen. Sie wird vielleicht nur gerade nervös und irritirt gewesen sein, weiter nichts!“

Hastig stürzte der Agent ein Glas Burgunder hinunter.

„O, mein Herr Girard“, meinte er gepreßt, „da thun Sie vielleicht doch meiner guten, armen Celeste unrecht. Sie müssen sie jedenfalls in irgend einer Weise gekränkt oder doch gereizt haben? Denn sonst könnte ich mir diese Scene, deren unfreiwilliger Zuhörer ich wurde, absolut nicht erklären!“

Ganz zerknirscht blickte Girard vor sich nieder.

Eine Pause entstand, dann plötzlich aber schien der Caféhausbesitzer zu einem Entschlusse gekommen zu sein. Ueber den Tisch hinüber ergriff er die Hand des Agenten und schüttelte sie mit warmem, freundschaftlichem Drucke.

„Erlauben Sie — erlauben Sie mir, Liardot, daß ich Ihnen meine bewundernde Anerkennung ausdrücken darf!“ rief er gerührt. „Ja, ich muß es Ihnen sagen, daß Sie unendlich hoch in meinen Augen dastehen — daß ich Sie für einen Ehrenmann, für die Perle aller guten und verträglichen Menschen halte! Aber begreifen — begreifen kann ich es nicht, wie Sie es machen — nämlich daß Sie mit Ihrer Frau in einer zufriedenen und glücklichen Ehe leben!“

In tödtlichster Verlegenheit, den kalten Schweiß auf der Stirne, verbeugte sich der Agent.

„Zu gütig, Herr Girard — zu gütig!“ stammelte er. „Ja — in der That — unsere Ehe ist bemerkenswerth. Doch reden wir von etwas anderem. Noch immer kann ich es nicht begreifen, was Sie und Celeste so sehr zu entzweien vermochte?“

Girard schien jedoch in der Ergründung einer Frage, die er einmal gestellt hatte, ganz ungemein hartnäckig zu sein.

„Gleich, mein Herr Liardot, gleich werde ich darauf zurückkommen. Aber vorerst lassen Sie mich es Ihnen nochmals wiederholen, daß ich, was Ihre Ehe mit Celeste anbelangt, mit Staunen vor einem unauf lösbaren Räthsel stehe. Und eben deßhalb kann ich es mir auch nicht verzeihen, daß von dem Unwetter, welches mir gegolten, ein kleiner Schauer sich auch auf Ihr unschuldiges Haupt verirren mußte. Und nur der Gedanke allein kann mich trösten, daß es Ihnen leicht gelingen wird, Ihre Frau, soweit es Sie angeht, wieder zu beruhigen und den beneidenswerthen Status quo ante wieder herzustellen.“

Liardot lächelte etwas gezwungen.

„Sie sind zu gütig, mein Herr Girard. Derartige kleine Launen haben bei sonst gut gearzteten Frauen in der That nicht viel zu bedeuten. Celeste besitzt zu viel Verstand — hm, ja! und zu viele Herzensgüte, um zu schmolten oder den Unschuldigen mit dem Schuldigen büßen zu lassen. Aber reden wir von etwas anderem. Noch immer weiß ich trotz alledem nicht, welchem Beweggrunde Ihrerseits mein Bureau die Ehre und das Vergnügen Ihres Besuches zu verdanken hatte, denn ich kann doch unmöglich annehmen, daß Sie nur gekommen sein sollten, um Madame Liardot zu sehen?“

Girard erröthete.

„Nein, gewiß nicht, mein Wort darauf!“ entgegnete er lebhaft. „Ich fühlte mich im Gegentheil durchaus nicht unangenehm überrascht, als ich die Dame statt Ihrer im Bureau anwesend fand. Auch wollte ich mich unter einer flüchtigen Entschuldigung sofort wieder zurückziehen, aber Madame erlaubte es mir nicht. Sie wollte natürlich sofort aufs genaueste die Ursache erfahren, die mich in Ihr Haus geführt hatte. Und da sie sehr ungeduldig und sehr mißtrauisch ist, so konnte ich nicht anders, als ihr sagen, was mich zu jenem Besuche bewogen hatte.“

„Nun, und ich darf es doch ebenfalls erfahren?“ drängte Liardot.

Herr Girard trommelte den neuesten Marsch, der täglich vor seinem Caséhause gespielt wurde, auf dem Tisch herunter.

„Gewiß — ganz ohne Zweifel“, bemerkte er verlegen und leicht wie ein schämiges Mädchen erröthend. „Ich — ich wollte mir Ihre Hilfe ansbitten, um — mich wieder zu vermählen.“

„Aha! Also doch eine Kundschaft!“ rief mit Befriedigung der Agent.

Herr Girard nickte. Das Schwierigste war überwunden.

„Sehen Sie“, berichtete er lebhaft, „ich hatte das Heiratszwar verschworen — damals, als durch das neue Gesetz die Bande, die mich seßelten, gelöst worden waren. Aber — die Tage folgen einander und gleichen einander nicht. Die Zeit heilt alles; man vergißt und lernt das Leben wieder in rosigem Lichte betrachten. Und dann fühlte ich mich einsam, mein Geschäft war verwaist, denn eine Fremde kann doch niemals die Frau und Besitzerin ersetzen. Dazu kam, daß mein Gevatter und eine Menge anderer Bekannten mir solche Wunderdinge

von Ihrem Eheglück an der Seite Ihrer Frau erzählten. Das flößte mir eine ungemein große Meinung von Ihnen ein, und ich fing an, wie alle Welt, an Ihre glückliche Hand zu glauben, denn wenn Sie glücklich mit Celeste leben konnten, so durfte ich ja nicht minder hoffen, an der Seite einer geliebten Frau das Glück meines Daseins und die Liebe und Zärtlichkeit, die mir fehlen, wiederzufinden.“

Diesmal war es an Liardot, die Hand des Caféhäusbesizers zu ergreifen, um sie freundschaftlich zu drücken.

„Bravo!“ rief er, „ganz ausgezeichnet! Ich gratulire, mein Herr, zu Ihrem ganz außerordentlich weisen und wohlgefaßten Entschluß. Ja, es ist das größte Elend auf Erden, so ein verlassenes Junggesellenleben, und Sie haben recht, tausendmal recht, ihm zu entsagen. Ich will mein möglichstes thun, um Ihnen zu einem ganz besonderen Glück zu verhelfen, so wie Sie es verdienen, mein lieber Herr Girard. Gleich morgen will ich daran denken, für Sie zu suchen; ja, wenn mich nicht alles täuscht, so habe ich bereits etwas passendes für Sie im Auge!“

Girard winkte lebhaft abwehrend mit beiden Händen.

„Gemach, mein lieber Freund, gemacht“, sagte er mit komisch-furchtbarer Miene. „Es eilt nicht so sehr, denn ich muß es Ihnen gestehen, seit jener Scene mit Madame Girard — ach nein, pardon! mit Madame Liardot, meine ich, hat sich mein Vermählungsseifer wieder gewaltig abgekühlt. Ich sehe längst vergessene, dunkle Bilder am Horizont vor mir aufziehen, ich fühle wieder das gewisse Ohrensausen, das mich stets bei den virtuosen Redebübungen einer gewissen Dame befiel, ich sehe mich aufs neue in jener lächerlichen Rolle eines Ehemannes, der vor jedem Aufsehen zittert und deshalb doppelt und dreifach gemißhandelt werden darf. Und an diesen Erinnerungen — nehmen Sie es mir nicht übel, Liardot — habe ich genug, mehr als genug, um mich nicht wieder den gleichen Unannehmlichkeiten auszusetzen.“

Der Agent fürchte die Stirn. „Und darf ich fragen, verehrter Freund, ob meine Frau Sie überhaupt dazu kommen ließ, ihr den Grund mitzutheilen, der Sie in mein Bureau geführt hatte?“

Girard zuckte. „Ohne Zweifel, Herr Liardot. Im Anfange unjerer Unterredung war sie sogar sehr höflich, ja, fast freundschaftlich. Sie fragte mich, wie es mir gehe, wie das Geschäft sich befinde; sogar nach einigen Stammgästen, die früher lebhaftere Verehrer von ihr waren, erkundigte sie sich. Als ich ihr mittheilte, daß ich mich wieder vermählen wolle, zuckte sie die Schulter, fragte mich aber gleich darauf sehr artig, welche Ansprüche ich denn an diejenige Dame zu stellen gesonnen sei, die ich mit meiner Hand beglücken wollte. Ich entgegnete ihr ganz unschuldig, daß es mein Wunsch sei, ein Mädchen zu finden, welches blonde Haare und blaue Augen besitze, von großer und schlanker Figur und vor allem aber von sanfter, von möglichst sanfter Gemüthsart sei. Da aber brach das Unwetter los, das ich, ohne die mindeste Ahnung davon zu haben, durch meine Worte entseßelt hatte.“

Noch in der Erinnerung daran schüttelte der brave Mann sich wie ein Pudel nach einem Sturzbad.

„Brrrr! Flugs war er da, jener Ton der Stimme, den Sie vielleicht noch nicht von ihr gehört haben, mein Herr Liardot, der aber zur Zeit, da ich mit ihr verheiratet war, den Schrecken meines Lebens bildete — ein Ton, halb kreischend und halb tobend — ein Ton, den man unmöglich mit Worten beschreiben kann, der mich aber damals auf Schritt und Tritt verfolgte, der mir selbst in tiefster Einsamkeit noch in die Ohren gellte . . .“

Ein tiefer Seufzer entrang sich der Brust des Agenten, so daß Herr Girard bestürzt zu ihm hinüber blickte.

„Ah, Sie wissen, was ich meine?“ fragte er verduzt.

Bergebens suchte Liardot durch eine plötzlich aufgesetzte Heiterkeitsmiene ihn zu täuschen, Herr Girard hatte bereits alles errathen, und nunmehr lag der selbstverleugnende Heroismus des wackeren Liardot klar vor seinen Augen da.

Wie hatte er denn nur an alle jene Märchen von der glücklichen Ehe des armen Teufels glauben können — er, der Celeste und ihre fatale Gemüthsart nur allzu genau kannte! Hatte sie denn nicht auch, so lange sie Madame Girard war, durch ihr satzenfremdliches Wesen die Außenwelt zu bezaubern gewußt und alle Schärfe ihrer Krallen nur für ihn allein zu bewahren verstanden, so daß in den Augen seiner Bekannten alle Schuld an dem endlichen Bruche ihn allein getroffen hatte und jeder die unglückliche Frau beklagte, die so sanft und dabei für all ihre Güte so schlecht belohnt worden war?

„In der That sehr komisch!“ sagte aus seinem Nachdenken erwachend und mit gezwungener Heiterkeit der Agent. „Aber der plötzliche Zornesausbruch von Madame Liardot bleibt mir deshalb doch unerklärlich! Es sei denn, daß sie Ihnen die gar zu entzückte Schilderung verübelt hätte, die Sie ihr von den Reizen jener präsumptiven Brant nach Ihrem Herzen entworfen haben. Sie wissen, Freund, in solchen Dingen verstehen die Frauen keinen Spaß!“

Herr Girard lächelte trübselig vor sich hin. „Möglich, sehr möglich! mein Herr Liardot, denn sie wiederholte meine Worte in sehr bitterbösem Tone . . . Und dazu hohnlachte sie, wie nur sie es versteht . . .“

„Also blond, groß und schlank ist die Dame Ihrer Träume?“ so fuhr sie auf mich los — mit blauen Augen und von besonders sanfter Gemüthsart? Sanft — sanft — sanft! — Ja, sind Sie denn hierher gekommen, um mich zu beleidigen? Wollen Sie mir etwa nachträglich erst klar machen, daß ich eigentlich niemals nach Ihrem Geschmack gewesen sei? — daß Ihre Liebe zu mir nur eine Verirrung, vielleicht gar eine später bereute Uebereilung bedeutet habe? Sanft! besonders sanft — gerechter Himmel! Als ob ich Ihnen gegenüber nicht stets sanft wie ein Lamm, ja, von einer wahrhaft lächerlichen Sanftmuth gewesen wäre? Eine Sanftmuth, die ich heute nicht mehr begreife, die auch kein anderer jemals begriffen hat oder begreifen würde . . .“

Liardot nickte mit dem Kopfe, als Girard so weit gekommen war; von dort ab hatte er das Weitere schauernd miterlebt.

Denn hier war der kritische Wendepunkt eingetreten, wo Celeste die Stimme versagte und das blaue Register in Wirksamkeit treten sollte.

„In diesem Augenblicke warfen Sie sich als mein Beschützer auf“, schloß Herr Girard seine Rede, „und ich will mir aus der ganzen Sache nichts machen, da diese Scene mit Madame Liardot mir zu Ihrer Bekanntschaft verholfen hat, vorausgesetzt, daß Sie, mein lieber Liardot, nicht noch unangenehme Konsequenzen dadurch zu ertragen bekommen!“

Liardot hatte die Gläser neu gefüllt und trank dem zart sinnigen Manne zu.

„Ah bah, denken wir nicht mehr daran und reden wir von besseren Dingen. Also schlank und blond muß sie sein, die Brant, die Sie sich ersehnen; um so besser, so habe ich, was Sie wünschen. Jawohl, mein Freund Girard! — eine junge Dame aus superber Familie, ein Engel an Sanftmuth und Bescheidenheit — blond wie die Mehren und blauäugig wie die Bergißmeinnicht. Auch eine hübsche Mitgift besitzt sie, die nicht zu verachten ist. Gleich morgen werde ich mit den Eltern sprechen, und am Sonntag stelle ich Sie in der Familie vor . . .“

Der Caféhäusbesitzer hielt dem allzu diensteifrigen Freunde den beredten Mund zu.

„Still, mein Bester, still! Nicht ein Wort mehr von der Sache! Lassen wir mein Heiratsprojekt ruhen mit so vielem anderen! Wer weiß, ob es nicht der Himmel selber gewesen, der mir diese Scene mit Celeste über den Hals schickte. Nein, nein, mein Freund, der Mensch soll die Götter nicht versuchen. Ich werde mir eine tüchtige Wirthschafterin suchen — und alles ist in Ordnung. Auf diese Weise brauche ich mindestens nicht mehr zu zittern, weder für den Frieden meiner Tage, noch für die Ruhe meiner Nächte.“

„Aber, mein Freund — Celeste und die junge Dame, die ich meine, das ist doch ein himmelweiter Unterschied!“ rief der Agent ungeduldig. „Wer wird sich denn gleich so ins Bockshorn jagen lassen? Die Celeste sind, Gott sei Dank, doch nicht allzu häufig in der Welt! Und das Mädchen, das ich für Sie im Auge habe — ich wiederhole es Ihnen — ist ein Engel!“

Herr Girard aber blieb unerschütterlich. „Auch Satan war ein Engel — vor dem Sündenfall!“ bewerkte er verstockt. „Nein, nein, Liardot, Ihre glückliche Hand in Ehren! — aber sicher ist sicher, und wer sich der Gefahr nicht aussetzt, kommt auch nicht in ihr um!“

Von dem nahen Kirchturme des heiligen Sulpicius schlug es Mitternacht in feierlichen, weithin verhallenden Tönen.

„O weh!“ rief der Caféhäusbesitzer, als er die Stunde mit der Zeit auf seiner großen Repetiruhr verglichen hatte. „Da habe ich abermals etwas schönes angerichtet — Sie Armer! Was werden Sie erleben, wenn Sie nun nach Hause kommen? Mir schaudert die Haut,

wenn ich daran denke! Das hätte ich niemals vermuthet, daß ich Madame Girard — das heißt, daß ich Celeste — nein, daß ich Madame Liardot noch einmal eine schlaflose Nacht verdanken würde!“

Er begleitete ihn bis zu der Thür seiner Wohnung, dort verabschiedete er sich von ihm, wie von einem lieben Kameraden, den man mit bekümmertem Herzen einer ganz ungemein bösarigen Gefahr entgegen gehen sieht.

„Armer Teufel!“ sagte er vor sich hin, als er aus der Straße der Tixanderie in die Rue Montmartre einbog.

VII.

Als Celeste aus ihrer fingirten Ohnmacht erwachte und bemerkte, daß die beiden Herren, anstatt nach Hilfe zu rufen, feige davongegangen waren, kannte ihr Unmuth keine Grenzen mehr. Aber ihr Zorn fiel hauptsächlich auf Liardot, denn sie glaubte annehmen zu dürfen, daß er die Triebfeder gewesen sei zu diesem Verrathe, der gegen sie gespielt worden war. Und geschickt genug hatte er es angestellt, so daß er sich jetzt in sicherer Ruhe wiegte; aber als weder der Arzt, noch irgend jemand sonst erschien, da wurde es ihr klar, daß man sie genarrt hatte.

Nun ging sie wie eine gefangene Löwin in ihrem Gemach umher und zählte die Viertelstunden und endlich die Minuten. Es war kein Zweifel, daß nunmehr, nachdem sie sich gefunden, die beiden edlen Seelen einander sehr nahe kommen, ja, sich verständigen würden. Höchst wahrscheinlich saßen sie jetzt in irgend einem Wirthshaus, auch im Weine sich übernehmend, und spotteten über sie oder tauschten ihre Erfahrungen aus. Selbstverständlich spielten beide die ungerecht Unterdrückten, malten das Martyrium ihrer Ehe in höchst effektvollen Farben, befreundeten einander und lobten sich gegenseitig, nur sie allein war die Unverträgliche, die Mißethäterin . . . ach, es war zu abscheulich!

Die Zeit verrann, und kein Liardot ließ sich blicken. Und sie war dazu verdammt, hier allein zu sein und sich in machtlosem Aerger zu verzehren.

Gerade als es Mitternacht schlug, hatte ihr Zorn den höchsten Punkt erreicht; ihre Nerven hielten nicht länger Stand, und sie verfiel in Krämpfe, aber diesmal waren es ungeheuchelte und zwar außerordentlich wilde Krämpfe, die sie durchraßten und durchschüttelten.

Ihre bestürzten Dienerinnen schlugen sofort Lärm, einige Nachbarinnen eilten herbei, man schickte nach dem Arzt, und auf seinen Befehl brachte man Madame zu Bette, umhüllte sie mit nassen Tüchern und rieb ihr die Stirn mit stärkenden Essenzen. Ein paar Freundinnen etablirten sich als freiwillige Krankenpflegerinnen, alle Welt legte Hand an — und selbstverständlich erregte die Abwesenheit des Gatten die allgemeine Mißbilligung.

Wie konnte man so herzlos, ja, so grausam sein, ein so sanftes und noch obendrein leidendes Weib zu verlassen? Ja, dieser Liardot

war ein herzloser Mensch, trotz seiner äußerlichen Liebenswürdigkeit und seiner einnehmenden Manieren.

In diesen ganzen Apparat von Unwohlsein und Krankenpflege stolperte nun gegen ein Uhr morgens der Agent hinein.

Die Unterredung mit Herrn Girard hatte ihn mehr aufgeregt, als er sich merken lassen wollte; dazu war ihm der alte Burgunder in den Kopf gestiegen, und seine Wangen waren fieberhaft geröthet, ebenso seine Augen, die in ganz ungewöhnlichem Feuer brannten.

„Um Gottes willen, die arme Frau!“ seufzte eine der Freundinnen entsetzt. „Der Mensch ist nicht allein roh und herzlos, nein, er besitzt auch noch geheime Laster. Er ist betrunken — sehen Sie nur, meine Liebe — er ist betrunken!“

Die andere freiwillige Krankenpflegerin hob mit wehmüthigem Ausdruck ihre Blicke zum Himmel empor. „Diese Männer!“ seufzte sie — „oh, diese Männer!“

Madame Celeste lag unterdessen regungslos und wie eine Märtyrerin auf ihrem Lager. Als Liardot, der trotz alledem ein gutes Herz bejaß, sich ihr näherte und sie um tausend Gotteswillen ansah, ihm doch ein Wort der Veröhnlichkeit zu sagen und ihm wieder gut zu sein, spielte sie die Todte oder mindestens die bis zum Tode Ersthöpfe.

„Celeste, meine theure Celeste! Verzeihe mir!“ schluchzte der Agent, der um den Preis einer kleinen Feigheit und obendrein wirklich gerührt, wie er war, das ganze Erlebniß fortzutilgen wünschte.

In diesem Augenblick siegte das Temperament der lebhaften Frau, die sich übrigens schon vollkommen wieder erholt hatte, sowohl über ihre Klugheit, als auch über ihre Verstellungskunst.

Sie fuhr von ihrem Lager empor, und abermals feierte ihre gelentige Zunge ein wahres Erntefest.

Liardot seinerseits fühlte sich bis zum Aeußersten getrieben; vom Weine und durch die Zusammenkunft mit seinem Vorgänger erhitzt, blieb er ihr nichts schuldig, und die beiden Freundinnen, die sich entsetzt in einen Winkel des Gemaches geflüchtet hatten, erhielten einen Einblick in das ganze Verhältniß der beiden Leute, das bisher vor den Augen der Oeffentlichkeit so sorgsam verhüllt worden war.

Ja, Liardot war ein Tyrann, ein Glender, ein heimtückischer Missethäter, der sich nur zu dem einzigen Zwecke mit Herrn Girard in Verbindung gesetzt hatte, um seine arme, schutzlose Frau zu beleidigen und zu quälen. Der Gemal der Vergangenheit und der gegenwärtige, sie waren einander werth, und man mochte sie sich gönnen. Zu beklagen war nur sie selber, die unglückselige Celeste, das arme Opfer, das in der entsetzlichsten Weise aus der Scylla in die Charybdis gerathen war.

Also Undank — nur Undank war ihr Lohn für all ihre Opfer, ihre Treue und ihre Tugend!

Liardot fühlte sich wahnsinnig werden, und er athmete wie ein Erlöster auf, als abermals ein Anfall der Krämpfe sich einstellte und

mindestens für den Augenblick der sanften Celeste den Mund schloß. Dann fiel sie in tiefen Schlummer und verbrachte als viel bedauerte Märtyrerin eine ganze Woche im Bette. Als sie wieder aufstand, hatte sich die Stellung Liardots in seinem Hause und der Welt gegenüber um ein Merkliches verschlimmert. Nunmehr galt es als abgemacht, daß er ein Tyrann sei, der geheimen Ausschweifungen huldige und sein braves, tugendhaftes Weib beleidige.

Die Tugend!

Das war, neben den Opfern, die sie ihm gebracht hatte, nun das neueste Steckenpferd Celestes. Und Liardot sah mit wahrem Todeserschrecken in eine Zukunft hinein, die ihm, wie es jetzt schien, keine Erlösung, sondern nur noch neue Verschärfungen seiner Pein zu bringen hatte. Eine Vernichtung für sein ganzes Leben, wenn das so fortgehen sollte!

Das Maß der Unbehaglichkeiten seines Interieurs hatte noch eine Erhöhung erfahren durch einen zwar nicht offenen, dafür aber desto gefährlicheren Feind, der seine stille und unaufhörliche Miniarbeit gegen den letzten Rest von Zufriedenheit in dem Herzen seiner Frau gerichtet hatte.

Celeste alterte, und mit einer wahren Verzweiflung sah sie ihre Reize sich vermindern und ihre Schönheit schwinden. Vergebens hatte sie zu den Mitteln der Kunst gegriffen, alle Anstrengungen blieben umsonst gegen diesen fatalen Gegner, dessen Macht jede neu ver rinnende Stunde stärkt.

Wie hilflos erwiesen sich alle die vielfach angepriesenen Tinkturen, Schminken und Salben, wie elend scheiterte jede Hoffnung und all das Vertrauen, das sie in die Unfehlbarkeit der berühmtesten Charlatans gesetzt.

Die sächerförmigen Falten, die jetzt ihre Augenwinkel umgaben, vermochte kein blane de perles und keine Ninon de l'Enelos-Tinktur wieder fortzuwischen; den ermüdeten Zug, der ihre Mundwinkel nach abwärts senkte, verbarg kein Email des fées, und die hart und dunkel gewordene Röthe ihrer Wangen schattirte das poudre de riz höchstens ins Violette hinein. Ihr Spiegel, der bisher so liebenswürdig gegen sie gewesen war, hatte sich ebenfalls verändert, und Celeste konnte es nicht mehr über sich gewinnen, lange Stunden in entzücktem Zwiegespräch mit ihm zu verbringen. Es gab jetzt nur noch eine Seligkeit für sie, und das waren die begeisterten Lobeserhebungen, die sie aus dem Munde der wenigen Verehrer, die ihr treu geblieben waren, noch zu hören bekam.

Derjenige, der am meisten und am schamlosesten die ungemessenste Schmeichelei handhabte, war ihr der Liebste, und sie nahm, ohne zu erröthen, die banalsten und unwahrscheinlichsten Verückungen auf.

Ein höchst fragwürdiges Subjekt hatte sich auf diese Weise zu ihrem Lieblich aufgeschwungen, und trotz aller Abmahnungen ihres Gatten hatte sie ihn zu der Rolle eines Hausfreundes befördert, so daß der Agent nunmehr bei sich selber nicht mehr zu

Hause war und sogar seinen Leuten gegenüber nur noch als Ueberlästiger erschien.

Herr Oktavius Lally — so hieß dieser Zudringliche, für den Celeste sich mit jedem Tage mehr passionirte — war eines Morgens zu Herrn Liardot gekommen mit dem Auftrage, ihm eine möglichst reiche Frau zu verschaffen, und in der That hatte der Agent sich auch alle mögliche Mühe für ihn gegeben.

Einigemal hatte es sogar auch geschienen, als ob das von Lally heißerstrebt Ziel erreicht wäre, aber immer wieder hatte irgend ein tückischer Zufall die Hoffnungen des Ehe Kandidaten zerstört, und endlich war Liardot der vergebenen Anstrengungen überdrüssig geworden und hatte Herrn Lally aufgegeben.

Und nun hatte dieser gar festen Fuß in seinem eigenen Hause gefaßt!

Wenn er sich dazu empor schwang, seiner Frau über ihr Betragen und die fortwährende Anwesenheit des Herrn Lally bescheidene Vorstellungen zu machen, so erwiderte Celeste mit boshaftem Lächeln, daß er dies dem Herrn Lally selber jagen sollte. Wer hinderte ihn denn daran, als Herr seines Hauses einem unwillkommenen Gaste die Thür zu zeigen? Sie selber war ja nur ein unterdrücktes, unglückseliges Weib, sie konnte nur schweigen und leiden.

Liardot fühlte den Hohn, er verschluckte die bittere Antwort, die ihm auf der Zunge schwebte, und ging davon.

Herr Lally war nämlich ein großer Taugenichts, von nicht übler Erscheinung, der sich rühmte, eine wahrhaft phänomenale Muskelkraft zu besitzen, und der in allen brodlosen Künsten ein unübertroffener Meister war. Niemand handhabte besser als er das Fleuret und den Säbel, er durchlöcherte ein Kartens-Aß im Fluge, er ritt, schwamm und turnte mit Leidenschaft.

Und ein friedlicher, in allen ritterlichen Dingen höchst ungeübter Bürger hätte es wagen sollen, einem solchen Goliath die Thür zu zeigen!

Ueber die Herkunft des Herrn Lally kursirten einige unverbürgte Gerüchte, von denen anzunehmen war, daß er sie selber ins Leben gerufen hatte.

Es hieß nämlich, daß er der illegitime Sprößling einer höchst vornehmen Dame sei und daß er in nicht allzu ferner Zeit der Erbe eines immensen Vermögens sein würde.

Madame Celeste war ihrem Gatten geradezu ins Gesicht geflogen, als dieser einige bescheidene Zweifel gegen diese Behauptungen Lallys auszusprechen wagte. Wie konnte er — ein elender Kleinbürger — es auch nur wagen, Personen aus vornehmen Kreisen, deren Distinktion weit über seinen Verstand ging, beurtheilen zu wollen — anstatt die Güte und Herablassung des Herrn Lally anzuerkennen, der als Freund des Hauses mit einer rührenden Bescheidenheit vorlieb nahm, und der ganz ohne allen Zweifel ihrer auch dann nicht vergessen würde, wenn er sich erst im Besitze jener bevorzugten Stellung und der Reich-

thümer sah, zu denen ihn seine Geburt und seine vornehme Herkunft berechtigten.

Liardot mußte sich fügen, und alles blieb wie zuvor.

Kam er in sein Bureau, so fand er Lally, an dem Pulste seiner Gattin lehrend und feurige oder schmachtende Blicke mit ihr tauschend; wollte er diniren, so mußte er Lally den Ehrenplatz und bei Tisch die besten Stücke theilte; gab er ein Fest, so schrieb Lally die Einladungskarten und vertheilte sie an seine eigenen Freunde. Lally und nichts als Lally! Er trank seine Weine, ritt seine Pferde, und wenn Liardot an den Sonntagen mit seiner Frau ins Gehölz fuhr, so mußte er Lally den Rücksitz überlassen und selber auf der kleinen Rothbank seines neumodischen englischen Wagens hocken. Allen Tadel aber, den die Außenwelt der Madame Celeste spendete, entkräftete sie mit dem Hinweis auf ihr eheliches Unglück und ihre Tugend.

War es denn wirklich ein so großes Verbrechen, wenn eine verkannte und unverstandene, edle Seele sich an dem Busen eines wahrhaften Freundes hin und wieder ausweinte oder ihren Kummer, der ihr allein zu tragen allzu schwer wurde, in das mitfühlende Herz eines Ehrenmannes ausschüttete? Und sah man es denn nicht allzu klar, daß Liardot sie immer mehr vernachlässigte?

Fast alle Abende brachte er außer dem Hause zu, meist in Gesellschaft ihres ersten Gatten, des Herrn Girard, den er auch zur Feindseligkeit gegen sie verlockt hatte. Dann benutzte er jede Gelegenheit, sich zu entfernen; alle Geschäftsreisen besorgte er selber und pflegte dann in der Regel so lange als nur irgend möglich auszubleiben.

War es nicht noch obendrein bewundernswürdig, daß Celeste unter solchen Umständen nicht von ihren Pflichten abwich, wie tausend andere, weniger tugendhafte Frauen an ihrer Stelle es gethan haben würden? Ja, war sie nicht eigentlich eine Heilige, die die laute Anerkennung der Mitwelt und eine demüthige Anbetung seitens ihres undankbaren Gatten verdiente?

Wenn man vor Liardot die Tugend seiner Gemalin rühmte, so konnte er nur mit der größten Mühe seine Ungeduld zurückhalten — denn im Namen dieser ehelichen Treue tyrannisirte zu werden, fand er höchst widersinnig, und er hielt dafür, daß es die Pflicht einer jeden ehrlichen Frau erfordern müsse, ein solches Gebahren zu verabscheuen. Am liebsten wäre ihm übrigens ein offener Bruch mit Celeste gewesen — doch dazu ließ sie es nicht kommen. Sie hütete sich wohl, ihm zu diesem Schritte Veranlassung zu geben, und Liardot seinerseits wagte es nicht, offen auf eine Trennung von ihr loszutreten, obgleich sein guter Freund Girard ihm fast täglich versicherte, daß dies die einzige Rettung für ihn sei. Celeste hingegen erklärte ihm, daß sie ihn noch immer liebe, obwohl er es wahrlich nicht verdiene, und daß sie nicht im entferntesten daran denke, ihm seine Freiheit zurückzugeben.

Da ereignete es sich, daß Liardot abermals eine Reise in die Provinz machen mußte, wo er ein wichtiges Geschäft zum Abschluß bringen sollte; die Dauer seines Aufenthaltes daselbst hatte er auf eine Woche abgeschätzt, durch einen Zufall wurde er jedoch auf zwei Tage abgekirzt, und nun trat er eiligst die Rückreise an. In ununterbrochener Fahrt langte er bereits schon am Abend des dritten Tages nach seiner Entfernung wieder in Paris an.

Es war schon tiefe Nacht, als er in die Nähe seines Hauses kam, und um Geleste nicht zu erschrecken, schickte er seinen Wagen fort und wollte sich leise in seine Wohnung schleichen — denn jedenfalls lag sie bereits im tiefsten Schlafe, da sie, wie sie ihm versicherte, niemals während seiner Abwesenheit irgend welche Unterhaltungen zu besuchen pflegte. Wie groß war indeß sein Erstaunen, als er, näher kommend, in dem Boudoir seiner höchst eingezogen lebenden Gattin noch Licht gewahrte.

Eine Zeit lang stand er unschlüssig dort unten und überlegte, was er nun beginnen sollte. An der Haussglocke Sturm zu läuten, schien ihm nicht rathsam, denn damit würde er dem späten Gaste, den er dort oben vermuthete, nur Zeit zum Entkommen lassen — aber auch Geleste konnte damit die nöthige Zeit gewinnen, um sich zu sammeln und ihm dann mit einer ihr eigenen Unschuldsmiene entgegenzutreten, so daß er zu seinem ehelichen Mißgeschick höchstens noch den Spott der Welt auf sich geladen hätte.

Und wenn es dennoch der Zufall wollte, daß er ihr mit seinem Argwohn wirklich Unrecht gethan hätte — welche neue Waffe würde der heuchlerischen Frau alsdann durch dieses Abenteuer in die Hand gegeben!

Nein, nein, er mußte Gewißheit haben — ein- für allemal. Und nach einigen Augenblicken der Ueberlegung hatte sich auch schon das Mittel dazu gefunden.

An der Ecke der Straße wurde gebaut, und an dem Gerüst hingen lange Leitern, weit höher noch, als er deren bedurfte. Es gelang Liardot, eine derselben loszumachen und ohne Geräusch bis zu seinem Hause zu schleppen, wo er sie so leise, als nur irgend möglich, an den Balkon lehnte.

Vorsichtig kletterte er hinauf, und es gelang ihm, sich auf den Balkon zu schwingen; von dort aus hatte er die volle Aussicht in das Boudoir hinein.

Mit angehaltenem Athem guckte er durch den nur schlecht zugehobenen Vorhang, bald aber faßte er sich an die Stirn, als wenn er dem Zeugniß seiner Augen nicht hätte trauen können.

Die Scene, die er dort erblickte, ging wirklich weit über alle seine Vermuthungen hinaus . . .

Auf ihrem Divan lehnte in malerisch hingegossenen Formen die tugendhafte Geleste, und Herr Vally kniete zu ihren Füßen. Sie wechselten glühende Küsse. Liardot sah das Leuchten ihrer Augen und glaubte die zärtlichen Worte zu vernehmen, die sie einander zu-

flüsterten. Dann plötzlich stand Herr Lally auf und schäumte von dem Champagner, der auf dem Tische stand, an dem sie jedenfalls zuvor soupiriert hatten, ein großes Glas voll ein, und unter Lachen und Scherzen tranken sie einander zu.

Liardot hielt sich nicht länger. Mit Gewalt stieß er die Balkonthür ein, so daß die Glasscheiben wild umher flogen, dann sprang er in das Boudoir, wo das Liebespaar, als hätte es einen Geist erblickt, erschreckt auseinanderstob.

„Glende!“ donnerte er. Celeste an. „Verruchtes Weib, treuloße Gattin, Verrätherin an meiner Ehre!“

Aber schon hatte Madame Liardot, die anfangs todtenbleich geworden war, sich zu beruhigen gewußt, und da sie nach der einen Seite hin alles verloren sah, suchte sie mindestens nach der anderen hin den Anker auszuwerfen.

Mit dem Ausdruck einer beleidigten Königin unterbrach sie den Strom der entrüsteten Worte, in denen der allzu lange geduldig gebliebene Gatte sich endlich Luft machte.

„Nicht weiter — nicht eine Silbe mehr!“ rief sie emphatisch. „Sparen Sie Ihre Schimpfworte — ja, mäßigen Sie sich in Ihren Schmähungen, die Sie später werden bereuen müssen, sobald Sie erst den wahren Sachverhalt erfahren haben. Jawohl, mein Herr Liardot, aus eigenem Antriebe müßten Sie mir alsdann Abbitte leisten, schon wegen des schmählichen Argwohns, den Sie gegen mich an den Tag gelegt haben. Sie glaubten mich schuldig — Sie dachten mich als zerknirschte Sünderin zu finden — nun wohl, Sie haben sich auf das Bemerkenswertheste geirrt. Ja, mein Herr, und ich danke dem Himmel, daß er Ihnen den Gedanken eingab, so unerwartet und plötzlich vor uns zu erscheinen! Denn eben in demselben Augenblicke waren wir uns darüber eins geworden, Lally und ich, mit der Mittheilung vor Sie hinzutreten, daß wir einander angehören wollen als Mann und Weib!“

Sie blickte triumphirend auf Liardot, der förmlich starr vor Erstaunen über diese kühne Wendung des aalglatten Weibes da stand.

Lally war freilich nicht minder überrascht, doch hatte Celeste ihm insgeheim vertraulich zugewinkt, und er mochte glauben, es handle sich nur um eine Finte. Vielleicht hatte Celeste erwartet, daß Liardot, verblüfft von ihrer Frechheit, kapituliren würde. Ein Mensch, der, wie er, den Skandal und das öffentliche Aufsehen über alles fürchtete, mußte sich, ihrer Meinung gemäß, aufs Bitten und aufs Versöhnen verlegen.

Doch nein — Liardot athmete laut auf und verließ eilig das Gemach. Er stürzte die Stiegen hinab, öffnete sein Bureau mit einem Schlüssel, den er stets bei sich trug, und bereits nach Verlauf weniger Augenblicke erschien er wieder in dem Boudoir, seine blauen Register unter dem Arme tragend.

Celeste hatte unterdessen in Lally hineingeredet und ihn beschworen, sie nicht beide durch eine etwaige Weigerung, falls Liardot

sich den Anschein geben sollte, als ob er auf die Sache einginge, der Lächerlichkeit preiszugeben. Denn alles war ja doch, wie sie behauptete, nur Spiegelschere, sie war und blieb ja doch die legitime Gattin des Agenten.

„Ja, aber das Gesetz!“ bemerkte Herr Lally in mißtrauischem Tone. „Bedenken Sie, meine Theure — in vier Wochen können Sie befreit sein von einander; ja, Sie können nach dem, was vorgefallen ist, Ihren Dummkopf von Mann gar nicht einmal zwingen, Sie zu behalten.“

Der Eintritt Liardots hatte ihrer Unterredung ein Ende gemacht. Er legte die Register auf den Tisch und bot den Liebenden eine bereits eingetauchte Feder.

„Hier, meine Herrschaften!“ sagte er munter. „Unterschreiben Sie, und eine ausreichende Mitgift für die Braut soll meine Sorge sein!“

Dies wirkte, denn Lally hatte drängende Schulden und seit den letzten Tagen keinen Centimen mehr in der Tasche. Er hatte auf Geleste gerechnet, um sich aus der Verlegenheit zu ziehen, und nun blieb ihm nichts anderes übrig, als zu unterschreiben, um sich in den Besitz einer Summe Geldes zu setzen.

Auch Geleste unterschrieb, doch diesmal mit ängstlich pochendem Herzen. Liardot ließ sie noch außerdem ein in aller Form ausgestelltes Eheversprechen unterzeichnen, wohingegen er in Form eines Schuldscheines sich zur Zahlung eines nicht unbedeutenden Geldbetrages an die Eheleute Lally verpflichtete.

„Gerettet!“ rief er, als sie die Dokumente ausgetauscht hatten. Er machte den Verlobten eine höfliche Verbeugung, und das zweite, noch unbenutzte Glas mit Champagner füllend, stieß er mit beiden auf eine glückliche Zukunft an.

Zene im gegenseitigen Besitze wissen, während er selbst dadurch endliche Erlösung von langen Leiden gefunden — — wer fühlte sich da wohl glücklicher als Liardot!

Und er empfand nicht einmal die geringste Reizung, Herrn Lally gegenüber Gleiches mit Gleichem zu vergelten und der Dritte in ihrem Bunde zu sein.

VIII.

Herr Girard, der Cafehausbesitzer, war soeben damit beschäftigt, die Jahresbilanz in seinen Büchern abzuschließen, als Liardot in sein Comptoir hineingestürzt kam und ihm mit verklärter Miene um den Hals fiel.

„Ich bin befreit, Freund, bin erlöst, bin im Himmel!“ rief er dabei und schien vor lauter Wonne ordentlich zu strahlen.

Herr Girard ließ sich erzählen, um was es sich handele, und läutete dann dem Diener zur Herbeischaffung einiger Flaschen guten, alten Weines.

„Wir müssen dieses höchst unerwartete Ereigniß würdig feiern“, meinte er mit behäbigem Lächeln. Und Liardot stieß mit ihm an —

zum erstenmal seit ihrer Bekanntschaft mit ebenso leichtem Herzen, als dieser brave Girard es bereits besaß.

„Also Madame Vally!“ bemerkte nachdenklich der Caféhausbesitzer. „Nun, ich gratulire — wir werden ja sehen! — Aber“, meinte er schelmisch, „Du, Freund Liardot, bist ja jetzt frei, nun werden wir uns Mühe geben, so rasch wie möglich Dir wieder zu dem Glück der Ehe zu verhelfen. Siehst Du, ich besitze eine Nichte, die ganz nach Deinem Geschmack sein müßte . . . Sie ist nicht allzu groß, besitzt schwarze Haare und volle Formen, ist lebhaft und geistig —“

Mit wahrem Schrecken hielt ihm Liardot jetzt den Mund zu.

„Um Gottes willen, schweige!“ rief er, dann lachten beide vergnügt und behaglich laut auf.

Herr Girard deutete auf sein Hauptbuch, das auch in diesem Jahre wieder eine stattliche Gewinnziffer aufwies.

„Noch einige Jahre Arbeit, mein Freund, und dann ziehen wir uns zurück und pflanzen unsern Kohl — das heißt, wir pflanzen Melonen und veredeln Früchte, und außerdem erziehen wir die wunderbarsten Hühner und Tauben. O, ich weiß bereits alles, was wir leisten werden — Du wirst sehen, daß wir uns bei den Ausstellungen Medaillen und die ersten Preise erobern. Und wir beide wollen dann friedlich nebeneinander leben — das wird göttlich werden. Aus der Ferne aber wollen wir Madame Celeste im Auge behalten. Ich fürchte, es steht ihr nicht allzu viel Gutes bevor — sie hat den Himmel zu oft versucht!“

Bei diesem Programm war es geblieben, und die Beziehungen der beiden Männer zu einander hatten sich noch freundlicher gestaltet als zuvor.

Celeste und Herr Vally hatten ihrerseits so bald als möglich ihre Hochzeit gefeiert und waren in eine hübsche Wohnung eingezogen, welche sie der Freigebigkeit Liardots zu verdanken hatten.

Bereits schon nach kürzester Zeit hatte der so unvorhergesehene Brautstand zu den unglücklichsten Ansichten Anlaß gegeben, denn Herr Vally ließ seine Maske gewaltig fallen — aber Celeste glaubte trotzdem noch immer bombenfest an seine vornehme Herkunft und an die Reichthümer, die ihm eines Tages in den Schoß zu fallen hatten.

Der Tag ihrer Vermählung vor dem Standesbeamten zerstörte indeß auch diese Illusionen, in denen sie sich wiegte. Nicht einmal von illegitimer Geburt war ihr dritter Gatte, und von irgend einer Mutter-Prinzessin war noch weniger die Rede. Die Papiere des Herrn Vally wiesen als Vater und Mutter ein simples Akrobatenspaar auf, das auf Messen und Märkten seine Künste ausübte. Der ehrwürdige Erzeuger hieß mit seinem Rosenamen Friponille (Fris-Alles), die Mutter, die mit Centnergewichten Fangleball spielte, nannte man Habaëu la Corraine. Herr Vally selber aber war Kunstreiter gewesen und hatte das Herz einer alten Bäuerin erobert, die ihm ihr Vermögen vermacht hatte, welches aber in seinen Händen, während er nach einem höheren Glücke suchte, bereits vollständig zerronnen war.

Seine Heirat mit Celeste war wirklich nur ein Verzweiflungsakt gewesen, und bald genug ließ er sie das empfinden. Kaum waren sie verheiratet, als er sich auch bereits der Mitgift bemächtigte, die Liardot seiner Gattin in Anerkennung ihrer Verdienste um ihn und sein Unternehmen gespendet, und in kurzer Zeit hatte er im Spiel und durch sonstige Ausschweifungen die ganze Summe bis auf den letzten Centimen vergeudet.

Nun begann für die Aermste ein wahres Jammerleben, denn Herr Lally stellte an sie die Ansprüche, daß sie für die Mittel zu seinem Unterhalt zu sorgen habe — wie und wodurch, war ihm gleichgültig. Sie hatte ihn seines letzten Mittels, Geld zu erhalten, durch ihre Heirat mit ihm beraubt, nun sollte sie auch die Folgen dieses Schrittes tragen.

Jetzt war es an Celeste, mit Aufbietung von Willenskraft und Selbstüberwindung die Außenwelt über den wahren Stand der Dinge zu täuschen, und manchmal erinnerte sie sich schluchzend an Liardot und Girard, auf deren Langmuth und Güte sie allzu sehr getrost hatte.

Einigemal versuchte sie es, dem Elenden Troß zu bieten, doch nur zu bald wurde es ihr klar, daß alle Weiberbosheit und Tücke gegen die Zügellosigkeit eines rohen Mannes nur wie schwache Binsen im Vergleich zu einer plumpen Keule sind.

In überraschend kurzer Zeit hatte Lally sein Ziel erreicht, und sie fügte sich ihm in stummem Gehorsam — bereits überglücklich, wenn sie durch Demuth und Nachgiebigkeit seinen Zorn gegen sie entzweifeln konnte.

Eines Tages entäußerte sie sich sogar ihres letzten Restes von Eigensinn und Stolz, indem sie sich an Girard und Liardot wandte mit der Bitte, etwas für sie zu thun, da sie am Ende ihrer Hilfsquellen sich befände.

Die beiden Männer wechselten einen Blick des Einverständnisses, als sie die bleichen Wangen und die verweinten Augen der einst so unverträglichen Celeste betrachteten hatten.

Ja, man mußte etwas für sie thun, aber nicht durch bloße Geldspenden, die doch nur ein Tropfen Wasser auf einen heißen Stein gewesen wären.

Herr Liardot hatte einen guten Einfall. Man mußte Lally zu irgend einer Arbeit zwingen — und er glaubte etwas gefunden zu haben, was ihm nicht übel gefallen würde, da es immer noch ein halber Müßiggang war. Er wollte nämlich, um seine immer wachsende Agentur zu unterstützen, ein Wochenblatt herausgeben, das mit der Zeit auch täglich erscheinen konnte. Und Lally war, wie er glaubte, der richtige Mann dazu.

Im Nivöse des Jahres IV erschien denn auch richtig die neue Zeitung: „L'indicateur des mariages“ und machte Furore.

Herr Lally war der Herausgeber, und da er eine pyramidale Unverschämtheit, einigen Witß und viele Zuade besaß, so war er ganz ungemein passend zur Herbeischaffung von Neuigkeiten, und er schenkte

sich auch nicht, irgend gewagte Artikel mit dem Degen in der Hand zu vertreten.

Bald hatte er Geschmac an der Sache gefunden, und obwohl es ihm an jeder Bildung mangelte, verstand er es, mit Hilfe eines schriftgewandten Sekretärs sich auf die Höhe der Situation zu schwingen und langsam sich mindestens das Allernothwendigste an Kenntnissen anzueignen. Dahingegen hätte man schwerlich jemanden finden können, der eine brillantere Figur in der Gesellschaft vorstellte. Bei öffentlichen Festen, in den Coullissen der Theater, bei Festvorstellungen und Paraden — überall sah man den unvergleichlichen Herrn Lally, der sich auf diese Weise zu einer Art großstädtischer Unentbehrlichkeit emporzuschwindelte. Selbstverständlich war er auch ein großer Sportsmann vor dem Herrn, und eine Promenade im Gehölz oder in Longchamps ohne die „Charette anglaise“ des famosen Lally wäre nicht denkbar gewesen.

Sein Verhältniß zu Celeste hatte sich insofern erträglich gestaltet, als er sie gänzlich unterjocht hatte und sie sich vor ihm fürchtete. Sie trug ihr Schicksal mit größter Gelassenheit und spielte die zärtliche Gattin, die in der Sorge um den verehrten Gemal ihr Glück auf Erden findet.

Einige Jahre vergingen auf diese Weise, und die großen Weltereignisse brachen stürmend herein. Auf das Konjulat des Eroberers Bonaparte folgte das Kaiserreich mit seinen länderzertrümmernden Neubildungen und seiner Tyrannei im Innern.

Lally gehörte zu den leidenschaftlichsten Verehrern des großen Korsen und drängte sich mit aller Macht an ihn heran, als er noch zu den Strebern gehörte. Seine brutale Kraft, seine heuchlerische Untermwürfigkeit, dazu diese Journalistik, die halb aus Klopffechtere, halb aus Verachtung aller geistigen Größe bestand, für welches die Wahrheit nicht existirte, sondern nur dem heeresstolzen Gebieter geschmeichelt wurde — kurzum, das Wesen Lallys gefiel dem neuen Regenten Frankreichs, und Herr Lally erhielt einen Posten in dem Ministerium, allwo er ein wenig seine Vergangenheit von sich abstreifen konnte, bis er als neue Kraft in einem Regierungsblatte Verwendung fand.

Ja, Herr Lally machte auch noch fernere Carrière, denn später findet man ihn am spanischen Hofe als außerordentlichen Bevollmächtigten in einem Prozesse, den die Heeresverwaltung Frankreichs mit der spanischen Regierung führte.

Der „Heirats-Anzeiger“ war unterdessen längst selig entschlafen, und Herr Liardot hatte seine Agentur verkauft, um mit seinem Freunde Girard sich an den Ufern der Loire in einem reizenden Landhause anzusiedeln.

Celeste, welche ihrer schwachen Gesundheit wegen, wie man sagte, ihren Gemal auf seinen Reisen nicht begleiten konnte und der auch die Pariser Luft nicht wohl bekam, lebte in äußerster Zurückgezogenheit auf dem Lande, in der Familie ihres Bevatters, jenes Zucker-

bäckers, der aus Freundschaft die Torten und Kuchen zu ihrem Hochzeitsmahle gelegentlich ihrer Heirat mit Liardot geliefert hatte.

Das Kaiserthum hatte das Ehescheidungs-gesetz, das die Republik gegeben, wieder außer Kraft gesetzt, aber die Heirats-Agenturen waren nichtsdestoweniger üppig in die Halme geschossen.

Aus dem unscheinbaren Bureau in der Straße der Tixerterie ist ein Palast geworden, in dem ein internationales Unternehmen blüht, das in seinen Registern vornehme Namen verzeichnet hat und sich auf Belobigungsschreiben der respectabelsten Herrschaften aus aller Herren Länder beruft. Liardot, der Gründer dieser Industrie, ist längst vergessen, wie so mancher andere, der sich um die Menschheit vielfaches Verdienst erworben.

Hatte er die moderne Zeit errathen, in der sich alles nur noch um Gewinnst und Geld dreht, in der sogar das Heiligste und Theuerste, die Liebe, zum Geschäft herabgezogen wird?

Das Aushängeschild, von der Hand des namenlosen Malers gefertigt, tauchte vor mehreren Jahren in einer der Auktionen des Hôtel Drouot in Paris wieder auf. Die Malerei war wunderbar frisch geblieben, und noch immer bot die allegorische Gestalt, die französische Republik, dem jungen Liebespaare die myrthenumschlungene Bürgerkrone dar. In dem Parlament aber stritt man sich aufs neue soeben um die Wiederbelebung des Gesetzes, das seit längeren Jahren auf die Tagesordnung gesetzt worden war, aber fortwährende Ablehnungen erfahren hatte. Und als die „Neuerer“ endlich siegten, gab es abermals einen Ansturm mißvergnügter Ehepaare zu den Schranken des Gerichts.

Alles schon dagewesen! Noch ein Jubiläum in unserer jubiläumstollen Zeit — — das hundertjährige des „eriten Heirats-Bureaus!“





Das Viergespann des Teufels.

Von Dr. B....



Es war an einem dunkeln Winterabend. Der Wind strich rauh durch die Straßen der Weltbadestadt B., Schneeflocken und scharfe Eiskristalle in wildem Reigen vor sich hertreibend. Der Winter des Jahres 188. war ein schlimmer Gefelle, und die Kurgäste, die des milden Winterklimas wegen hier Aufenthalt genommen hatten, wunderten sich baß darüber. Stand doch in dem „Führer durch das Bad B.“ deutlich und klar zu lesen, daß die Temperatur während des Winters sehr selten über —1 Grad hinausgehe! Und seit Wochen schon das abscheuliche Wetter!

Durch die etwas spärlich erleuchteten Straßen schritt eiligen Schrittes ein Mann. Er hatte offenbar Eile, denn er warf, das breite Trottoir der Kaiserstraße entlang gehend, keinen Blick in die prächtig ausgestatteten Läden, die mit ihrem hellen Schein die Straße streckenweise erleuchteten.

An der Kolonnade angekommen, bog er über die Straße; er nahm sich nicht die Zeit, die Freitreppe hinaufzugehen, um dadurch das schützende Dach der prächtigen Halle zu gewinnen. Er schritt unten den Fahrweg weiter, und als gerade ein heftiger Windstoß in die alten, stolzen Platanen, die dort den Weg einsäumen, fuhr, schien er zum erstenmal aus seinem Sinnen aufzuwachen. Er blieb einen Augenblick stehen, überjah den weiten Kurhausplatz, der in sommerlicher Schönheit und Pracht in Deutschland seinesgleichen nicht hat, schüttelte leicht den Kopf, zog den Kragen seines Rockes höher hinauf, um dann um so eiliger dem nahen Kurhaus zuzusteuern.

Auch hier herrschte wenig Leben. Die elektrischen Lampen, die in ruhiger Klarheit die nächste Umgebung hell beleuchteten, schienen heute Abend zwecklos zu glühen, denn nur selten sah man eine eingehüllte Gestalt sich über den Platz bewegen.

Unser Wanderer hatte die schweren Flügelthüren des Kurhauseinganges geöffnet, einem der im Vestibül herumstehenden Diener

Hut und Mantel übergeben und war in das im Flügel des Hauses befindliche Lesezimmer getreten.

Dem Uneingeweihten, der diesen Raum zum erstenmal betritt, würde wohl manches auffallend erscheinen sein. An einem langen, grünen Tische sitzen da Kranke aller Nationen, eifrig lesend oder Bilder betrachtend, die Engländer am zahlreichsten vertreten, fast gar nicht die Russen, denn sie, die doch fast drei Viertel des Jahres in Schnee und Eis verbringen, scheuen die Kälte mehr, als die Angehörigen anderer Nationen.

Dem, der jetzt in diesen Raum eintrat, war das sich darbietende Bild bekannt; er warf keinen Blick auf die Lesenden, sondern schritt leise, um nicht durch das Geräusch seiner Schritte die herrschende Stille zu unterbrechen, durch den Saal und bog in einen kleinen Nebenraum.

„Da sind Sie ja endlich, Doktor“, schallte es ihm entgegen, „wie lange haben Sie uns warten lassen, wir hatten es schon aufgegeben, Sie überhaupt wiederzusehen.“

Es war ein hochgewachsener Herr, die Gestalt vortheilhaft durch eine Uniform gehoben, dem man den Aristokraten auf den ersten Blick ansah, der das sprach und der jetzt aufstand, um den Ankömmling zu begrüßen.

Noch zwei andere Herren begrüßten gleichfalls in herzlichster und freundschaftlicher Weise den Eingetretenen, indem sie ihm gleichzeitig einen Sitz boten.

„Nun, lieber Doktor“, begann der Eine, ein Mann in den dreißiger Jahren, dessen Reichthum es ihm gestattete, seinen kranken Körper hier in der theuren Badestadt zu pflegen, „erzählen Sie uns wenigstens, was Sie seit einigen Tagen von unserem Symposium fern gehalten hat.“

„Ach, wäre es etwas erfreuliches, ich hätte es Ihnen unaufgefordert erzählt“, antwortete der Angeredete, indem er sich mit der Hand über die Augen strich, als wollte er dort ein trübes Bild verschwechen.

„Ich will nicht hoffen . . .“

„Nein, nicht das, was Sie denken. Vor einigen Wochen starb, wie Sie sich erinnern, mein alter Freund, der Amtsrichter. Er hat ja lange Zeit schwer gelitten, und seine Auflösung muß mehr als eine Erlösung angesehen werden, und heute . . .“

„Ist wenigstens die Familie versorgt, denn wie ich weiß, ist dieselbe ziemlich zahlreich.“

„Das ist eben die traurige Seite der Sache; die Wittve ist auf die kleine Pension angewiesen. Denn, denken Sie, heute erhalte ich die Nachricht, daß der ältere Bruder meines Freundes, der Majoratsherr, ebenfalls gestorben ist. Er war ja Junggeselle, und nun geht der ganze große Besitz auf den jüngeren Bruder der beiden über, ohne daß die Angehörigen meines Freundes auch nur einen Deut erhalten. Hätte der Amtsrichter nur die wenigen Wochen gelebt, wie

anders hätten sich dann die Verhältnisse gestaltet. Er selbst wäre der Erbe des Majorats geworden, und nach seinem Tode wäre ihm sein ältester Sohn gefolgt.“

„Unter diesen Verhältnissen werden Sie, mein lieber Doktor, die Schuld an dem traurigen Geschick der Familie wohl allein tragen?“ warf jetzt der Baron F. ein, der bisher nur den stummen Zuhörer abgegeben hatte.

„Was?“ fuhr der Arzt auf, „wie meinen Sie das?“

„Sie dürfen mich nicht falsch verstehen“, antwortete jener, „wenn ich von einer Schuld Ihrerseits spreche, so meine ich nicht etwa, daß sie von Ihnen als Mensch ausgeht — denn, lieber Doktor, um solches zu denken, müßte ich Sie nicht so gut und so lange kennen — nein, ich meine, daß die Schuld der Medizin zufällt, deren eifriger Anhänger Sie ja sind.“

„Ich verstehe Sie immer noch nicht.“

„Sehen Sie, mein lieber Doktor, ich kenne die Grundsätze der bisherigen oder vielmehr jetzigen Medizin aus meinen früheren langen Leidensjahren genau genug, um zu wissen, daß Sie, als Arzt, keinen Augenblick gezwweifelt haben, Ihrem kranken Freunde Opiate, wahrscheinlich Morphium, zu verabreichen. Habe ich nicht recht?“

„Sicher, aber ich wüßte nicht, wie und wo jemand in solchem Verhalten eine Schuld entdecken könnte. Mein Freund litt, wie Ihnen ja bekannt ist, an Phthisis pulmonum, der Lungenschwindsucht, einer Krankheit, bei der jeder Arzt oder, wie Sie sich auszudrücken belieben, jeder Anhänger der jetzigen Medizin ohne Bedenken Morphium giebt. Sie sollten nur einmal sehen, wie wundervoll die Wirkung ist, wie sich der Husten vermindert, wie die Athmung leichter wird, wie sich der Appetit hebt und wie vor allem die Gemüthsstimmung des Patienten eine freudige wird, sich Hoffnung auf Genesung und baldige Gesundung einstellt.“

„Und wie lange, mein lieber Doktor, hält dieser Zustand vor?“

„Da muß ich allerdings, wenn ich offen sprechen soll, gestehen, daß das nicht lange Zeit der Fall ist: drei, höchstens vier Tage. Aber wir haben in unserer wunderthätigen Wissenschaft ein Mittel, um diesen Zustand dauernd zu machen: wir erhöhen einfach in bestimmten Zwischenräumen die Dosis des Morphium und erreichen damit, daß sich der Patient immerhin ziemlich wohl fühlt.“

„Und wie hoch gehen Sie denn in Ihrer wunderthätigen Wissenschaft mit der Dosis? — wenn ich fragen darf.“

„Das beschränkt sich von selbst; wir steigen so lange, bis der Patient durch den Tod erlöst wird.“

„Nun, meine Herren“, replizierte jetzt Baron F. ernst, „die Verhältnisse mögen so liegen, wie unser gemeinsamer Freund es uns eben auseinandergesetzt hat, aber sie haben auch eine Rehrseite, und die möchte ich Ihnen jetzt zeigen. Ich gestehe offen, daß ich, als Nichtarzt, es nicht wagen würde, meine persönliche, durch vielfache Erfahrung gewonnene Ansicht gegen die eines Arztes zu setzen, wenn

ich mich nicht auf die Ansichten eines anderen Arztes, eines Dr. D...*) stützen könnte, die derselbe jetzt in einem Werke veröffentlicht.

„Das Morphinum ruft zwar die Symptome, die uns unser Freund vorhin aufgezählt hat, hervor, aber — und das ist das gewichtige Aber — nur während einer kurzen Zeitdauer; sobald es längere Zeit, Wochen, vielleicht Monate hindurch genommen wird, führt es, wie sämtliche stark wirkende Medikamente, zu einer schnellen Abnahme der Lebenskraft des betreffenden Kranken.

„Die jedesmalige Erhöhung der Dosis hat zwar den sichtbaren Erfolg, daß die Beschwerden wieder eine Zeit lang etwas nachlassen, aber gleichzeitig nehmen die Kräfte des Patienten in beschleunigterem Tempo ab, als vorher bei der geringeren Dosis.

„So kommt es denn, meine Herren, daß die Leidenszeit eines Kranken durch Morphinum zwar etwas gemildert, dafür aber beträchtlich abgekürzt wird. Der Kranke würde ohne Morphinum vielleicht noch einmal so lange Zeit, als mit Morphinum, leben, wenn auch mit etwas größeren Beschwerden. Ich sage absichtlich „mit etwas größeren Beschwerden“, denn in Wahrheit lindert Morphinum, wie ich mich oft überzeugt habe, bei einige Zeit andauerndem Gebrauche die Beschwerden nur noch wenig oder sogar überhaupt nicht mehr.

„In dem Falle also, von dem unsere Unterhaltung ihren Ausgang nahm, würde das Geschick einer ganzen Familie ein anderes, weit besseres geworden sein, wenn dem Patienten kein Morphinum verabreicht worden wäre. Ähnliche Fälle kommen in der Praxis manchmal vor, zum Beispiel bei Pensionirungen, bei Lebensversicherungen und so weiter.“

„Und glauben Sie wirklich“, fragte einer der Herren, „daß diese nachtheilige Wirkung der Opiate den Ärzten unbekannt sei?“

„Das sicherlich nicht, denn ich erinnere mich zum Beispiel, daß an dem großen städtischen Krankenhause zu M. kein Kranker, der an schweren, fieberlosen Leiden darniederlag, Morphinum erhielt. Aber das sind immer Ausnahmefälle. In der Regel wurden Opiate gegeben, was Sie schon daraus ersehen, daß ich einst bei einer Zählung, die ich in Gemeinschaft eines mir bekannten Apothekers vornahm, unter zehn Rezepten durchschnittlich acht mit Opiaten vorfand. Natürlich zählten wir nur solche Rezepte, die bezüglich innerlich zu nehmenden Arzneien ausgestellt waren.“

„Sie scheinen demnach der Ansicht zu sein“, sagte der Arzt, „daß Opiate und besonders Morphinum überhaupt nicht mehr in der Medizin angewendet werden sollen.“

„Davon bin ich weit entfernt“, antwortete der Angeredete, „meine Ansicht, wie die meines Gewährsmannes, ist folgende: Die Wirkung der Opiate und anderer ähnlichen Mittel ist nur für kurze Zeit angemessen; kommen die Opiate für längere Zeit zur Verwendung, so

*) Dr. Alfr. Damm, „Neura, eine neue medizinische Wissenschaft“, bei A. Staeckmeyr, München, Karlsru.

führen sie, wie gesagt, eine schnelle Abnahme der Kräfte des Patienten herbei. Aus dieser Thatsache ergibt sich die richtige Anwendung eigentlich von selbst: derartige Mittel sollten nur bei Fieberkrankheiten, niemals bei langdauernden fieberlosen Leiden verordnet werden. In letzterem Falle sollte der Arzt sie nur dann verabreichen lassen, nachdem er dem Patienten und dessen Angehörigen die Sachlage offen dargelegt und ihren Willen eingeholt hat. Wenn das geschehen würde — und es müßte nach meiner Ansicht geschehen, denn der Arzt soll doch der Berather, nicht aber der Herr über Leben und Tod seiner Patienten sein — wenn das geschehen würde, sage ich, so würde es auch, wie ich nebenbei bemerken will, nicht so viele Morphiumsüchtige geben.“

Der vierte Herr, der bisher mit großem Interesse der Unterhaltung zugehört hatte, ohne sich aber an ihr zu betheiligen, hob sich jetzt aus seiner Sophaecke und sagte: „Was Sie da gesagt haben, lieber Baron, war für mich im höchsten Grade interessant, denn es deckte sich vollkommen mit den Erfahrungen, die ich persönlich, sowohl bei meinem eigenen Leiden, einer Lähmung, als auch bei Erkrankungen von Bekannten gemacht habe. Nur bezog sich das, was ich erfahren, nicht auf das Morphium oder die Opiate überhaupt, sondern auf drei andere Arzneien, nämlich Chloral, Quecksilber und Jod. Auch hier verhält sich die Sache genau so, wie bei jenen. Bei vorübergehenden Erkrankungen mag die Anwendung jener Medikamente sehr angebracht sein; wenn aber ein chronisches, langdauerndes Leiden vorliegt, so nimmt der Patient bei längerem Gebrauche nicht nur nicht eine günstige Wirkung wahr, sondern er fühlt sogar deutlich, wie die Kräfte abnehmen.“

„Mein Gewährsmann“, warf der Baron ein, „in dessen Werk ich eine genaue Erklärung dieser Erscheinung fand, bezeichnet den Zustand mit dem Ausdruck „Gewöhnung“. Er sagt, daß dabei ganz bestimmte Symptome auftreten, unter ihnen zum Beispiel Verdauungsstörungen, Blutarmuth, Neigung zu Erkältungen, Abnahme der Gedächtniskraft, Ausfallen der Kopfschaare und so weiter.“

„Diese Wirkung der vier Medikamente, des Morphiums, des Chloralhydrats, des Quecksilbers und des Jods“, fuhr der vorige Sprecher fort, „ist eine so auffällige und deutliche, daß die Patienten der Bäder jene Vier „das Viergespann des Teufels“ genannt haben, wie Ihnen, Herr Baron, wohl bekannt sein dürfte. Wir, die wir schon alles durchgemacht haben, was die jetzige Medizin von Maßregeln besitzt, die wir Kaltwasser-, die Massage-, elektrische Kuren, ja, die Semmel- und die Vertelische Kur gebraucht haben, wir Patienten, deren Lebenszweck eigentlich kein anderer ist, als unsere Krankheit zu pflegen, vermeiden es natürlich sorgfältig, gegen unsere Leiden und Beschwerden eine jener Arzneien zur Anwendung zu bringen. Um aber auf diesen Standpunkt zu gelangen, bedarf es vielfältiger Erfahrung, und wohl die meisten der chronisch Kranken haben nicht mehr Lebenskraft genug, um, ohne zu erliegen, die Wahrheit über

die nachtheilige Wirkung jener Arzneien bei ihren Leiden an sich selbst zu erfahren. Dessenlich aber, in Wochenschriften und Zeitungen, darüber zu reden, ist deßhalb schwer angänglich, weil man die Gegnerschaft aller Vertreter der jetzigen Medizin hervorrufen würde. Ihr Gewährsmann, Herr Baron, hätte wohl auch nicht wagen dürfen, mit seinen Ansichten in die Dessenlichkeit zu treten, wenn er nicht in der Lage wäre, sie vollgiltig beweisen zu können."

"Ich will", warf hier der Arzt ein, „gern zugeben, daß meine Wissenschaft den Gipfel der Erkenntniß noch nicht erreicht hat; aber jagen Sie selbst, wohin sollen wir kommen, wenn Ansichten, wie die obige über die Wirkung jener vier Medicamente, ins Volk dringen? Was sollen wir Aerzte dann, wenn wir dem Widerspruch unserer chronisch Kranken begegnen, thun? Man soll unreines Wasser nicht weggießen, bevor man nicht reines hat."

"Auch in dieser Richtung, lieber Doktor", antwortete Baron F., „bin ich nicht Ihrer Meinung. Die Medizin ist ihrem Wesen nach eine von den anderen ganz verschiedene Wissenschaft. Die Jurisprudenz, die Philologie, die Theologie, die Philosophie und so weiter haben sämmtlich immer nur eine kleine Schaar von Interessenten. Die weitaus größere Zahl der Menschen, der gebildeten sowohl wie der weniger gebildeten, hat keine Veranlassung, sich über Streitfragen, neue Anschauungen und dergleichen, die in jenen Wissenschaften auftauchen, zu unterrichten. Deßhalb ist es auch ganz angebracht, wenn hier die Schriften und Werke mit dem ganzen Apparat von terminis technicis und Fremdwörtern ausgerüstet sind. Ganz anders liegen die Verhältnisse bei der medizinischen Wissenschaft. Hier ist jeder Einzelne interessirt, mag er gebildet oder nicht gebildet, mag er von hoher oder niederer Abkunft stammen, mag er reich oder arm sein. Die Medizin ist die Wissenschaft vom Zustande des Menschen. Jeder Einzelne muß gewärtig sein, daß sich sein Zustand abnorm verändert, daß er erkrankt und die Hilfe der Medizin in Anspruch nehmen muß. Aber damit nicht genug! Jeder Einzelne muß auch wissen, wie er leben muß, wenn er gesund bleiben will."

"Deßhalb halte ich es für richtig und korrekt, wenn die Medizin eine andere Richtung einschlagen, wenn sie es aufgeben würde, sich hinter Latein und hinter terminis technicis zu verschauzen. Warum soll der Krauke nicht wissen, welche Arznei er zu sich nimmt; warum soll der Gesunde nicht erfahren, wie er sich seine Gesundheit erhält? Die Medizin ist im Gegensatz zu den andern Wissenschaften eine Wissenschaft für die Allgemeinheit, und diese Thatsache müßte von den medizinischen Schriftstellern in Betracht gezogen werden."

"Und welchen Grund glauben Sie wohl, Herr Baron, hat die Medizin, daß sie den Zustand, in welchem sie sich während langer Jahrhunderte befunden, auch in unserer aufgeklärten, alles Veraltete beseitigenden Zeit aufrecht erhält? Denn daß Sie, Herr Baron, als Mann, der sich für alle neuen Erscheinungen und Vorkommnisse auf diesem Gebiet lebhaft interessirt, nicht davon Kenntniß erhalten haben

sollten, daß die populäre Medizin schon früher ihre Vertreter, unter denen wohl am meisten bekannt der Leipziger Professor Voß, gefunden hat — das darf ich wohl nicht annehmen?“

„Natürlich ist mir die Sache nicht unbekannt geblieben, nur ist das, was ich unter populärer Medizin verstehe, verschieden von dem, was man bisher darunter verstand. Und wenn man diesen Unterschied verstehen will, so muß man wenigstens den Hauptunterschied zwischen der jetzigen Staatsmedizin und derjenigen, zu deren Anhängern auch ich zähle, kennen. Das läßt sich mit wenigen Worten sagen: die jetzige Medizin sucht das Leben und demzufolge auch die Krankheiten in den einzelnen Organen und Körperteilen; ist jemand zum Beispiel lungenkrank, so wird die Lunge behandelt, der Patient wird nach einer Gegend mit Höhenklima geschickt, um seiner Lunge dort reine Luft zuzuführen; ist jemand magenkrank, so richtet sich die ärztliche Behandlung nur auf den Magen; hat jemand Rheumatismus in den Armen oder Beinen, so werden die betreffenden Stellen behandelt; ja man geht so weit, daß man bei heftigem Rheumatismus, bezw. bei heftigen Neuralgien die Nerven an den schmerzenden Stellen — durchschneidet, natürlich stets ohne jedweden Erfolg. So, wie in den angezogenen drei Fällen, verhält es sich mit jedem Leiden, mit jeder Krankheit.

„Dagegen sagt nun mein Gewährsmann in seinem Werke: kein Organ, kein Körperteil hat eigenes Leben; alles Leben muß von einer Zentralstelle ausgehen; diese bildet das Nervensystem, bestehend aus dem Hirn, dem Rückenmark und dem Sympathikus. Nicht also die Lunge ist es, die Zahl und Tiefe der Athemzüge bestimmt, nicht das Herz entscheidet über den Rhythmus und Tonus der Schläge, nicht der Magen regelt die Verdauung, nicht der Kehlkopf bestimmt die Laute der Sprache — alle diese und sämtliche anderen Thätigkeiten des Menschen werden geleitet und geregelt vom Nervensystem aus. Wenn nun ein Organ oder Körperteil erkrankt, so kann doch unmöglich die betreffende leidende Stelle des Nervensystems gesund bleiben. Das Verhältnis zwischen beiden gestaltet sich vielmehr so, daß das Nervensystem zuerst (primär) erkrankt und erst in zweiter Linie (sekundär) die Organe und Körperteile. Will man also eine Krankheit, zum Beispiel die Lungenschwindsucht, den Krebs, die Zuckerruhr, das Nierenleiden und andere, wirklich heilen, so darf man nicht das betreffende Organ, sondern man muß das Nervensystem entsprechend behandeln. Daß bisher von der jetzigen Medizin ansnahmslos das Erstere geschieht, erklärt es zur Genüge, daß die bisherige Medizin so viel „unheilbare“ Krankheiten kennt.

„Und jetzt komme ich zurück auf Ihre Entgegnung. Die Erklärung dafür, daß die jetzige Medizin die populäre Gestaltung der Wissenschaft mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln verwirft, liegt in der Unvollkommenheit der jetzigen Medizin selbst. Dem Laien kann zum Beispiel unmöglich gesagt werden, daß der Arzt bei zahlreichen Krankheiten hilflos dasteht, daß er auf ein „ut aliquid

fiat“ angewiesen ist. Und daraus ergibt sich ohne weiteres der Unterschied zwischen der bisherigen populären Medizin und derjenigen, die ich meine.

„Dann, wenn erst die Gebildeten der Nation einen Einblick in die Vorgänge, die das Leben des Menschen beeinflussen — Vorgänge, die in ihrer Wirkungsweise der jetzigen Medizin, bei ihrer Ansicht von lebenden Organen und Körpertheilen, unbekannt geblieben sind — gewonnen haben, wird auch das Volk erfahren, was ihm frommt und was ihm schadet, und Ausdrücke, wie der oben genannte: „Das Viergespann des Teufels“, werden, als praktisch werthlos, aus dem Gedächtniß der Nation schwinden.“

Primula veris.



Schlüsselblume, Himmelschlüssel,
 Heißt man dich, du gold'ne Blüte:
 Sei der Schlüssel meines Herzens
 Und den Himmel drin behüte!

Ihm allein, den still ich liebe,
 Diesen Schlüssel ich vertraue:
 Mög' er ihm mein Herz erschließen,
 Daß er drin sein Bildniß schaue!

E. Griner.





In Santa Lucia.

Skizze aus Neapel von Ant. Andrea.

„Sul mare lucica
l'astro d'argento,
placida è l'onda
prospero è il vento:
Venite all' agile
barchetta mia! —
Santa Lucia,
Santa Lucia.“

Nicht der „silberne Mond“ — wie es in dem lieblichen neapolitanischen Volksliede heißt — erglänzt auf den sanft schwellenden Wogen, sondern die volle goldige Mittagssonne, so heiß und blendend, daß man kaum imstande ist, zu athmen und die Augen offen zu halten. In schimmerndem Golfbett ruht das Meer, während der Besuv, gemüthlich rauchend, Wache steht, daß des Ostwindes Wehen nicht seinen Schlummer störe.

Der flimmernde Dunstkreis über dem Quai von Santa Lucia haucht erstickende Schwüle aus, so daß der hier pulsirende, mächtige Schlag des neapolitanischen Volkslebens eine Weile ins Stocken geräth.

Den an der Meeresseite aufgereihten Buden, wo unter anderem Mischeln, Citronenwasser, Zuckerwerk und Drangen feilgeboten werden, entströmt ein widerlicher Geruch von überreifen Früchten, Fischen und abgestandenem Salzwasser.

Auf der ganzen langen Strecke vom Castel del Ovo, dem alten mauerischen Militärgefängniß, bis zu dem antiken Springbrunnen an der zum Arsenal aufwärts laufenden Straßenwendung werden kaum ein Duzend Menschen sichtbar; träge sitzen die Verkäufer und Verkäuferinnen unter ihren großen Schirmen von Sackleinwand und schauen schläfrig in den heißen Tag; nur ein paar alte Weiber, die Spindel in der Hand, schwäzen über die schwere Arbeit und das kärgliche Essen. Zwischen einer Mineralwasser- und Zuckerwerk-Bude sitzt eine zerlumpte, noch hübsche Frau auf dem Bürgersteig, emsig beschäftigt, ihrem krausköpfigen Jungen das Ungeziefer aus dem Haar zu lesen. Neben ihr steht eine Korbschachtel



Heimfahrt vom Felde.

Nach einem Originalgemälde von Johann Friedrich Engel.

110

mit Kämmen und Schildpattnadeln, welche sie den Vorübergehenden zum Verkauf anbietet: es ist zu bezweifeln, daß sie für sich selbst oder einen ihrer Buben je einen Kamm anwendet.

Auf der steinernen Brüstung am Meere liegen behaglich ausgestreckt ein paar Lazzaroni, kräftige Kerle mit schlanken Gliedern und schönen Zügen; im Schatten des Castel del Ovo wälzt sich auf dem feuchten Sande eine Schaar halbnackter Kinder, die sich ihre täglichen Soldi mit Taucherkünsten verdienen und auf die Abfahrt des Dampfbootes nach Capri warten, um die Reisenden durch ihre Purzelbäume in und auf dem Wasser zu ergötzen.

Dort, ganz im Süden, das Eiland mit den beiden blau- und rosig-schimmernden Felspiken, ist Capri mit seinen beiden Höhepunkten, dem Monte Solare und dem Tiberiusberg.

Hin und wieder wird die Mittagsstille von Santa Lucia — bestehend aus einem unbestimmten, gedämpften Murmeln, Schwirren und Rauschen — von dem Rasseln und Rollen der Pferdebahn unterbrochen, die alle halbe Stunde vom Torretto nach dem Refugorio, dem großartigen Arbeitshaus am nördlichen Ende von Neapel, geht: eine interessante Fahrt von etwa einer Stunde, die im Süden beginnt, den ganzen Quai entlang, vorbei an der schönen „Villa nazionale“, dem hocheleganten Geschäft der Gebrüder Miccio, an Santa Lucia, dem königlichen Schloß, dem großen Hafensplatz, sowie an dem Bahnhof vorüber führt und im äußersten Norden endet. Hier zweigt sich, nach Osten hinlaufend, die Straße ab zu dem außerhalb der Stadt gelegenen Campo Santo Nuovo (neuen Friedhof).

Zwischen vier und fünf Uhr erst wacht Santa Lucia auf zu seinem eigentlichen Leben — von orientalisches bunter Mannigfaltigkeit — beweglich, geräuschvoll, unermüdlich, bis spät in die Nacht. In allen Tonarten schreien Verkäufer und Verkäuferinnen ihre Waare aus: Früchte, Statuetten, Fische, Gefrorenes, Kreuzfixe, überzuckerte Oliven, „Mirakel“, Blumen, Trinkwasser, Sorrentiner Seidentücher, Schmuckgegenstände aus Lava, Zeitungen, Führer und Ansichten von Neapel, den türkischen Fez, den papiernen Schutzpatron St. Gennaro und viele andere seltene, wunderliche Gegenstände, von denen sich der Tourist, der am meisten damit verfolgt wird, nichts träumen läßt.

Einheimische Müßiggänger, Ausländer, die es ewig eilig haben, elegante Equipagen, rasselnde Carrozzellen, meckernde Ziegenherden, Esel und Eseltreiber, Bettelmönche, Lastträger, Maler mit dem samosen Caprejerhut und dem Farbekasten unter dem Arm, Stiefelpuger, Draganino-Tonkünstler, der aufgepuzte Hanswurst (Ciarlatano) mit Trommel und Pfeife, von einer Schaar halbnackter Buben umtanzt — der vagabondirende Barbier, der für wenige Soldi einen erfolgreichen Aderlaß ausschreit und sich bei allen Heiligen verschwört, jede Art von Hühneraugen schmerzlos und ein- für allemal auszurotten — Modelle — Klosterzöglinge — — dies alles und noch manch anderes, das den Sinnen undefinierbar bleibt, wogt in betäubendem Wirrwarr durcheinander, im goldenen, lachenden Sonnenschein.

Nicht das Treiben der großen Welt gilt es hier zu beobachten, das entfaltet sich ausschließlich im Toledo, in der „Villa nazionale“ und auf dem Quai der Via Carraccioli. Santa Lucia ist der Schauplatz für das Leben und Treiben des neapolitanischen Volkes mit seinen Licht- und Schattenseiten.

Hier finden sich die merkwürdigsten Typen: der träge Lazzarone mit seiner öffentlich zur Schau getragenen Weltverachtung, dem male-riischen Fetzenmantel, den anmuthigen Bewegungen — frech, schlau und unvergleichlich genügsam.

Das bleiche, blonde Schifferweib, den schönen, fränklichen Bambino im Arm — träumerisch, unsauber, zärtliche Mutter, hingebende, eifer-süchtige Gattin.

Der sehnige Fischer am Strande, mit verwitterten, charaktervollen Zügen — abgehärtet gegen Unwetter und Ungemach, hartnäckig, an-spruchslos, gutmüthig.

Der schlanke, junge Matrose, nachlässig an der Brüstung am Quai lehrend, munter schwatzend mit einem hübschen Korallenmädchen, seinem Liebchen. Lebenslust spricht ihm aus den Augen, Leidenschaft und Troß zucken ihm um die rothen, vollen Lippen; seine braune, muskelige Hand weiß das Messer wie das Ruder zu führen.

Die häßlichen alten Spindelweiber in buntem Kopftuch — fleisch-gewordene Hexen aus dem Dornröschen-Märchen — klatschüchtig, mißgünstig, neugierig und über die Maßen abergläubig.

Vor allen aber der unübertreffliche Solechianielle ambulante (wandernde Schuhlicker). Lang, mager, zerlumpt, in einer Hand einen durchlöchernten Feldstihl, in der anderen einen ausgetretenen Pantoffel, auf dem krummen Rücken einen Holzkasten, aus welchem schiefgelaufene Abjäge, durchgeriebene Schuhspitzen, gährende Sohlen — etwas Pech-draht, Leder und ein Pfriem hervorgucken. Bedächtig, mit trübseliger, versunkener Miene, den Blick zu Boden, geht er stumm und langsam seine Straße: sucht er vielleicht den Stein der Weisen oder, gleich Diogenes, wenigstens einen Menschen — der stille, melancholische, ge-dankenvolle Solechianielle?

Ach nein! Ein Loch im Stiefel oder Schuh der Vorübergehenden. Wehe dem Unglücklichen, an welchem er es findet!

Mit einem Sprunge stürzt er sich auf seine Beute, daß der ahnungslose Spaziergänger glaubt, es sei auf sein Leben abgesehen, gestikulirt, grinst und zeigt frohlockend auf die blankgewichste Fuß-spiße des Ueberfallenen, der hoch erröthet in dem Bewußtsein, dem kleinen Schaden seines Stiefels zwischen Sohle und Oberleder mit einer starken Auflage guter Tinte (er ist ein Schreiber, und diese kostet ihm nichts) abgeholfen zu haben. Das Falkenauge des Solechianielles hat ihn dennoch entdeckt! Was hilft's, daß er sein Bedauern aus-drückt, keine Zeit zu haben, um sich der Ausbesserung seines Stiefels zu unterziehen, daß er bittet, fleht, schimpft und flucht, damit man ihn seine Straße ziehen lasse? — unbarmherzig wird er von dem Solechianielle — dessen Pantoffel ihm unaufhörlich vor den Augen

tanzt — verfolgt, gejagt, gehehrt, bis er endlich athemlos den Toledo erreicht und sich in die Sicherheit des Menschengewühls flüchtet.

Wenn es dem Soledchianelle gelingt, jemanden zu erwischen, der ihm sein schadhaftes Fußwerk anvertraut (gewöhnlich Laufbüchsen und Leute vom Laude), so pflanzt er seinen Feldstuhl auf, setzt sein Opfer hinauf, zieht ihm den Stiefel aus, steckt den entblößten Fuß in seinen Pantoffel — den er eigens zu diesem Zwecke bei sich führt — hockt auf seinen Traglasten nieder und beginnt den fremden Stiefel gründlich zu durchhämmern. Verschwunden ist unterdessen sein Trübsinn, seine Schweigsamkeit und starre Aufmerksamkeit. Mit allerlei lustigen Anekdoten weiß er seinen Kunden zu unterhalten, ihn durch sein Lachen, seine Gesten, sein lebhaftes Geplauder dermaßen zu zerstreuen, daß dieser ganz vergißt, ihm auf die Finger zu sehen. Wenn er nach einer Weile seinen Stiefel wieder anzieht und der Soledchianelle seine paar Soldi in Empfang nimmt, spiegelt sich auf beider Miene absolute Zufriedenheit. Der Landmann schüttelt dem liebenswürdigen Schuhlicker die Hand; fröhlich — das heißt melancholisch wie vorher — zieht dieser seine Straße. Armer, vertrauensvoller Contadino! Ehe du nach Hause kommst, wird das Loch in deinem Stiefel viel größer sein, als du nach der Stadt gingst . . .

So gern der Neapolitaner lärmst, so sehr er sich an dem Lärmen anderer ergötzt, geht er doch mit seiner eigentlichen Sprache ungemein haushälterisch um. Er kürzt die Worte ab, wo er irgend kann, und spricht am liebsten mit Geberden. Die Zeitungsverkäufer rufen ihr: „Il Pungolo“ aus: — „O' Pun!“ und „Il Piccolo“: — „O Pi!“

Der Toskaner ist stolz auf sein voll zweifilbig ausgesprochenes „niente“ (nichts); der Süditaliener verkürzt es auf „nient“; der Neapolitaner spricht es gar nicht mehr aus, sondern bringt mit der Zunge einen kleinen, dem Geräusch eines Kusses ähnllichen Laut hervor.

Eine mit Blumen geschmückte Bude, in welcher ein Berg goldgelber Orangen unter dunklem Blättergrün hervorschimmerte, verlockte mich näher zu treten:

„Avete delle Mandorine?“ (Haben Sie Mandorinen?)

Der Inhaber der Bude macht eine eigenthümliche Grimasse, und da keine Antwort erfolgt, jagte ich zum zweitenmal: „Ich wünsche Mandorinen!“ — Dieselbe, noch etwas ausgeprägtere Grimasse.

Ob mein Italienisch nicht Neapolitanisch genug ist?

„Delle Mandorino!“ betone ich nochmals aufs deutlichste.

„Non ne teng-o-o-o!“ schreit mich der Kerl plötzlich wüthend an, in offenbarer Entrüstung, daß jemand italienisch spricht und nicht weiß, daß Augeneinkneifen, Kopfsheben und Naserrümpfen als Gesamtgrimasse jagen will: „Ich habe keine mehr!“

Nicht weit von der „großen Treppe“ von Santa Lucia drängt sich lärmend und schwägend eine Schaar zerlumpter Gestalten beiderlei Geschlechts um einen offenen, kleinen Brunnen, an dessen niederem Rande einige Weiber und Mädchen auf Holzbänken sitzen und große Gläser Wasser zum Munde führen.

Dieser Brunnen ist eine berühmte Mineralquelle, deren eisenhaltiges Wasser unter dem Namen: „Acqua feruginosa“ an allen Straßenecken von Neapel verkauft wird.

Doch wie schöpfen die Leute das Wasser?!

Einer der dienstthuenden Kerle, in einem gleichfarbig grauen, schmutzigen Hemd und Beinkleid, zieht sich die durchlöchernten, grauen Leinwandshuhe aus und bringt ein Paar Füße zum Vorschein, die jedem Begriff von Reinlichkeit Hohn sprechen, steigt in den Brunnen, indem er die besagten Füße behutsam in die zu diesem Zweck in die Brunnenwand gebrochenen Löcher setzt — etwa so tief, daß ihm das Wasser bis an die Waden reicht, taucht mit den Händen — ein würdiges Pendant zu seinen Füßen — den Eimer unter, daß dieser voll wird, und klettert alsdann heraus, um die heilsame Erfrischung (il rinfresco) dem harrenden Publikum zu verabreichen, dessen Zahl an der Quelle selbst sich täglich auf ein paar Hundert beläuft.

Wenn die Natur nicht so freundlich für das arme Volk sorgte, wenn die immer warme Sonne, die immer frische Seeluft, die unerschöpflichen Heilquellen nicht mehr zu seiner Erhaltung beitragen, als Nahrung, Reinlichkeit und Kleidung, so wäre das überbevölkerte Santa Lucia längst ausgestorben. Und gar erst, wenn die Leute in ihren elenden Wohnungen, anstatt draußen unter dem wonnigen, milden Himmel, leben müßten!

Die etwa zwei Meter breiten und vierzig Meter langen Gassen, welche das Armenviertel (Quartiere de' Poveri) bilden, sind nicht mehr als fünf, und es finden darin gegen 15,000 Menschen Unterkommen. Die Häuser zu beiden Seiten sind so hoch, daß kaum ein schmaler Streifen vom Himmel zwischen ihnen sichtbar wird. Die Wände sind behangen — vom Keller bis zum Dach — mit Wäsche, gewaschenen Lumpen, Netzen, Angeln, Fischreusen, Bettdecken, Kleidungsstücken und tausend anderen Gegenständen, die das Besizthum der Armut bilden.

Nie dringt ein Sonnenstrahl in diese ewig feuchten, schlüpfrigen, schlecht oder gar nicht gepflasterten Gassen, und die Seeluft verirrt sich höchstens bis in die Eingänge am Quai. O, diese elenden, luft- und lichtlosen, übelriechenden Armenherbergen! wo das Ungeziefer ungestört nistet und Menschen und Thiere in ekelhafter Gemeinschaft leben. — Meine Nerven waren nicht stark genug, mein Magen zu empfindlich und mein Herz zu weich, um mehr als einen Streifblick in diese Stätten menschlichen Elends und menschlicher Verkommenheit zu werfen.

Kaum setzte ich den Fuß in eines der entsetzlichen Case de' Poveri, als es in allen Ecken lebendig wurde: aus den dunkelsten, verborgensten Winkeln, aus jedem Loch, jeder Spalte krochen, schlichen und sprangen menschliche Wesen, abgezehrt, bleich, halbnackt, krank und verkrüppelt, hervor: schreiend, leuchend, hustend und betend wurde ich umringt; zahllose Hände streckten sich mir bittend entgegen; Kinder umklammerten meine Knie: „O'Soldo — o'Soldo! per pietà! per l'amor di

Dio!“ — und dazwischen unverständliche Laute, wüthes, heiseres Stimmengeschwirr, gesammelte Dankjagungen, gemurmelte Segenswünsche, viel zahlreicher als die paar Kupfermünzen, welche ich zu vertheilen hatte.

Als ich endlich zu Worte kommen konnte, bat ich ein bleiches Weib, das ein abgekehrtes Kindlein an der Brust trug, mir das Innere ihres Hauses zu zeigen.

„Auch meinen „Palazzo“ will ich Ihnen gern zeigen!“ scherzte ein lahmer, alter Mann, der sich zum Gehen nicht seiner Füße, sondern seiner Kniee bediente. Er lachte, während mir die Thränen in den Augen brannten.

Das Weib mit dem Kinde stieß eine morsiche, lose in den Angeln hängende Thür auf; eine dunkle Oeffnung, der eine entsetzliche Luft entströmte, gähnte mich an.

„Eccomi!“ sagte die Frau, indem sie sich höflich zurückzog, um mir den Vortritt zu lassen. Da ich über eine Treppenstufe stolperte, rief sie mir zu: „Avanti, Signuri! Man gewöhnt sich an die Dunkelheit.“

Bald vermochte ich in der That den fensterlosen, feuchtdumpfen Kellerraum zu prüfen.

In der hintersten Ecke desselben ein Haufen Stroh und Lumpen, an der einen Wand ein Brett, auf dem ein Oelflämmchen, unter dem an die Wand geklebten Bilde der Madonna, in den letzten Zügen lag, ein morscher Schemel, ein leeres Faß und ein am Boden stehender Topf bildeten die ganze Ausstattang.

Von dem übelriechenden Strohlager richtete sich ein altes, skelettähnliches Weib empor und — was war das? Eine Ratte sprang auf, die in einem Loch in der Wand verschwand.

„Das ist meine Schwiegermutter“, bemerkte die bleiche Frau, deren Gast ich war, „zwar fränklich und mürrisch, aber sonst ein gutes Geschöpf. Wenn ich unten an der Marine zu thun habe, versieht sie mir den Bambino.“

„Aber — die Ratten —“ warf ich heimlich schauernd ein.

„Eh — Signorino!“ öffnete die Alte auf dem Lager den zahllosen Mund. „Wir sind daran gewöhnt. — Die armen Dinger wollen auch leben.“

Im Vergleich zu der in den Kellerwohnungen herrschenden Luft erschien diejenige in den Gassen balsamisch erfrischend. Unwillkürlich athmet man draußen auf, als ob man dem Grabe entstiegen sei.

Wir fehlte der Muth, noch andere dieser grauerregenden Behausungen näher in Augenschein zu nehmen, obgleich man mich von allen Seiten herein nöthigte.

„Ho! Annunziata!“ rief meine Führerin nach einem Hause uns gegenüber hin, wo aus einer offenstehenden Thür leichter Rauch und Kindergeschrei drang. „Hast! Deine Kleinen noch nicht satt?“

Ihrem Winke folgend, trat ich auf die Schwelle und blickte in einen ganz ähnlichen Raum, wie denjenigen, wo die Ratte mich er-

schreckte; auch die Ausstattung war nicht besser, nur daß sich hier, anstatt des alten Weibes, vier Kinder auf dem elenden Strohlager wälzten, eines völlig nackt, die andern mit irgend einem beliebigen Lumpen spärlich bedeckt.

In der vorderen Ecke brannte ein schwaches Feuer am Boden; daneben kauerte ein kaum erwachsenes, bildschönes Mädchen, das in einem brodelnden Topfe rührte. Sie warf mir einen schenen, finstern Blick zu und blieb, mir den Rücken zugekehrt, am Feuer stehen. Ihre Kleidung bestand aus einem bunten, vielfach geflickten Hemdchen und einem Röckchen, das ihr kaum bis übers Knie reichte.

Sie ist sechzehn Jahre alt — die älteste von fünf Geschwistern — fünf Waisen, die von der Mildthätigkeit der Nachbarn leben!

Der Arme hilft dem Armeren.

Im Topfe kochte eine Hand voll getrockneter Bohnen; auf dem Schemel lagen drei Apfelsinen. Das war der ganze Borrath, mit dem Annunziata sich und ihre vier Geschwister für diesen Tag „satt zu machen“ hatte.

„Mach eines unter uns, Herr! hat heut weniger als das in den Mund zu stecken“, bemerkte das bleiche Weib mit dem Kinde im Arm. Sie schien in meiner verdutzten Miene gelesen zu haben.

Niedergeschlagen, von Mitleid gequält, vom Ekel geschüttelt, flüchtete ich mich aus dem Quartiere de' Poveri an den sonnigen, geräuschvollen Quai, wo das ganze menschliche Leben mit einem Schlage in einen Karneval verwandelt wird und Santa Lucia wieder „la benedetta“ (die gesegnete) heißt.

Vor einer Bude, wo Getränke verabreicht werden, wand sich ein „Frate“ in der langen, schwarzen Kutte, unter den Händen zweier wüsth aussehender Burtschen, während eine Schaar Weiber sie schreiend und lachend umstanden.

„U'numero! U'numero per il Lotto, Frati!“ rief und freischte es von allen Seiten auf den Priester ein. Es handelte sich nämlich um eine „Glücksnummer“, welche die Neapolitaner auf diese Weise von dem ihnen zufällig in den Weg kommenden Geistlichen erpressen, und die derselbe — dem Aberglauben gemäß — aufs gerathewohl nennen muß.

Eine Zeit lang sträubt sich der also überfallene Frate, den Leuten zu willfahren; er weiß, daß er sich seines Lebens nicht mehr sicher ist — in Santa Lucia, wenn seine Nummer fehlschlägt; endlich nennt er jedoch hastig ein paar beliebige Zahlen und sucht dann schleunigst das Weite.

Der Neapolitaner hat zwei gewaltige, unüberwindliche Leidenschaften, um derenwillen er ohne Bedenken seine ewige Seligkeit opfern würde: das Lotto und die famose Volkspilgerfahrt nach Montevergine!

Um des Sonnabends ins Lotto setzen zu können, darbt und arbeitet er sechs Tage in der Woche.

Um im Mai die Fahrt nach Montevergine zu machen, spart er

das ganze Jahr und verkauft im Nothfalle sein ganzes Hab und Gut — den Strohsack, auf welchem er schläft.

Nach dem heißen, bewegten, geräuschvollen Tage erhebt sich der milde, erfrischende, ruhebringende Abend über Santa Lucia. So weit das Auge reicht, rosig schimmernde, sich allmählich vertiefende, sanfte Dämmerung — am durchsichtigen Himmel vom großen Heer der funkelnden, flimmernden, glänzenden Sterne durchbrochen, auf der Erde — am Strande — am unabsehbaren Meeresufer — von zahllosen hellen Lichtern.

Die lange Reihe der Häfen von Portici, Resina, Torre del Greco, Torre dell'Annunziata und Castellammare verwandelt sich in ein ausgedehntes, flimmerndes Lichtfeld, das sich auf der klaren Meeresfläche wieder spiegelt, wie die Milchstraße am Nachthimmel.

Die stehende Rauchwolke über dem Vesuv wird immer röther, glutvoller; von Zeit zu Zeit entfährt ihr ein dicker, sprühender Strahl, der majestätisch in die Höhe steigt, plötzlich fällt und dann, verwandelt in einen langen Streif dunklen, flüssigen Feuers, am Abhang des Kraters langsam verglimmt.

Das Meer ist leicht bewegt; sein harmonischer Wellenschlag begleitet die gedämpften Stimmen der Nacht — in Santa Lucia, wo das laute Tagesleben sanft verhallt.

Phantastisch heben sich, zwischen dem dunklen Glanz des Wassers und dem hellen Geflimmer in der Luft, die Umrisse des Castel dell'Ovo ab, um dessen düstere Mauern die Wogen den nächtlichen Reigen tanzen — zu ihrem eigenen melodischen Rauschen und Tönen.

Ringsumher tauchen rothe Lichter auf, die immer weitere Kreise um das alte Fort ziehen; leise plätschernd schaukeln die Klähne der Polypenfischer, die hier beim Fackelscheine ihre Töpfe anslegen und in Erwartung auf den Fang träumerisch nach dem Ufer hinklauschen, wo eine Schaar junger Leute, auf dem Wege nach Posilippo, zur Mandolina singt:

„O dolce Napoli,
O suol beato,
ove sorridere
volle il creato.
Tu sei l'impero
dell' allegria;
santa Lucia!
santa Lucia!“

Das ist der poetische, nie in Alltäglichkeit verlaufende Reiz von Santa Lucia, daß die heitere Schönheit der Schöpfung das Geschöpf viel empfänglicher macht für alles, was schön und heiter, als das, was häßlich und traurig ist. Die mehr als 15,000 Einwohner dieses verhältnißmäßig kleinen Stadttheils leben im häßlichsten, traurigsten Elend, ohne es zu empfinden. Unmittelbar stehen sie unter dem Einfluß der sie umgebenden Natur; diese ist so reich, daß der Begriff von Armuth ihren Kindern nie zum Bewußtsein kommt — selbst nicht, wenn sie hungern und krank sind. Und wie innig ist ihr ganzes

Thun und Treiben mit dem großartigen Leben der Natur verwebt! Regen und Sturm, Luftp und Sonnenschein hemmen oder befördern ihre Arbeit; ihre ganze Existenz hängt vom Meere ab, ihr ganzes Gedeihen von dem blauen Himmel über ihnen.

Kein Wunder, daß es für sie keine andere Welt giebt, als „la bella Napoli“, daß sie in der Fremde sterben vor Heimweh nach dem heiteren Golf, daß sie die Dürftigkeit daheim dem Wohlstande im Ausland vorziehen — wie jener Waisenknaabe Gigi, den Mylady aus einer Gasse des Armenviertels mit nach London nahm, wo er, in Sammet und Gemsleder gekleidet, als Groom auf der Britsche ihrer eleganten Equipage Staat machen sollte. Eine Zeit lang ließ sich der schwarzlotige Fischerknaabe das Leben in seidnen Strümpfen, Ueberfluß und Londoner Nebel gefallen, dann aber erfaßte ihn die Sehnsucht nach Santa Lucia und dem entrückten Lazzaronileben, in der freien, würzigen Seeluft, dermaßen, daß er heimlich auf und davon lief, um heimwärts zu ziehen.

Lieber im warmen, sonnigen „Napoli“ darben, als im kalten, nebeligen London schwelgen! —

Mylady ist übrigens nur eine Stümperin im Wohlthun — eine armfelige Menschenfreundin, trotz ihres guten Willens und ihres beträchtlichen Vermögens. Der arme Fischerknaabe kennt eine Menschenfreundin, hat eine Wohlthäterin, die tausendmal reicher, mächtiger und freigebiger ist. Fragt nur die 15,000 Seelen im „Quartiere de' Poveri!“

Wer wärmt sie, wenn sie frieren —

Heilt sie, wenn sie krank sind —

Erfreut sie, wenn der Hunger sie betrübt?

Wer verklärt ihnen das kümmerliche Dasein —

Berschönt ihnen das Elend —

Lehrt sie ein Leben voll Noth und Entbehrung lieben?

Die ewig freundliche, Licht und Wärme spendende Sonne von Santa Lucia.



Revanche.

Novellette von A. E. Volger.

„Doris, ich wiederhole es, ich werde todtkrank, werde sterben. Zum zweitenmal erlebe ich solch eine Niederlage, wie die Baronin Dffbreit sie mir auf dem letzten Hofball bereitere, nicht! Ich übersehen?! Ich eine Null! Ich, neben ihr!? Ein Königreich für Laurins Rebekke, mit deren Hilfe man die Lüfte durchheilen, die verborgensten Dinge entdecken konnte! Helfen Sie mir, Doris, ich lohne es Ihnen fürstlich, wenn Sie das Geheimniß der Baronin ergründen.“

„Gnädige Frau“, erwiderte das Kammermädchen, welches mit Puderquaste und Frisirmantel rathlos vor ihrer Herrin stand und mit ängstlichem Blick sah, wie das feine Battisttuch in der Hand derselben hastig zusammen und auseinander gerollt ward, „gnädige Frau, es ist sicher nicht meine Schuld, daß ich es noch nicht kenne. Ich bin wie ein Polizeispion umhergeschlichen, aus dem Vorzimmer der Frau Baronin Zerksleben in das Dienerzimmer der Gräfin Rodfels, aus dem gräßlichen Palais in das der Erzellenz Hanau; bis ins kleinste Detail habe ich Auskunft über die Pläne und Arrangements dieser Damen erhalten, aber in dem Hause der Frau Baronin Dffbreit war nichts zu erforschen, nicht durch List, nicht durch ehrliches Fragen, durch nichts, nichts!“

„Und ich muß es wissen, muß dies räthselhaft verschleierte Geheimniß kennen lernen um jeden Preis! Doris“, rief sie aufspringend, „nicht wahr, Sie begreifen, daß ich an meinem Geburtstagsfeste in meinen Salons nicht nur die am meisten Bewunderte, die Schönste sein, sondern auch Revanche haben will, Revanche dafür, daß es ihr geglückt ist, mich in den Schatten zu stellen.“

Wie zur Befräftigung dieser Worte, flog das zu einem unkenntlichen Knäuel zusammengeballte Tuch in die Kaminecke und schmetterte im vorüberjaulen eine leichtgeschürzte Schäferin herab, welche kokett nach dem ihr gegenüberstehenden, die Flöte blasenden Schäfer blinzelte. Klirrend fiel sie zu Boden, und die zauberhaft kleinen Köschen und Blattranken, welche ihr Gewand umkränzt hatten, deckten, in hunderte von Atomen zersplittert, den Boden.

„O, wie schade!“ flüsterte Doris bedauernd.

„O, wie wundervoll!“ jubelte hell die Frau Kommerzienrath von Niedorf und schlug fröhlich jauchzend die schlanken Hände zusammen. „Doris, Scherben am frühen Morgen bedeuten Glück! Schnell, eilen, fliegen Sie auf Ihren Späherposten, die Scherben bringen uns Glück; heute erfahren Sie das große Geheimniß! — Nein, nein, nein“, wehrte sie und nahm dem Mädchen den zierlichen Bejen aus der Hand, mit dem sie die Ueberreste der Schäferin auf

ein Kehrschippchen von cuivre poli nehmen wollte, „ich besorge es selbst, gehen Sie nur!“

Unruhvoll durchschritt die Frau Kommerzienrath dann wohl eine Stunde lang das prächtige, mit dem raffiniertesten Geschmack und Luxus ausgestattete Toilettenzimmer. Einmal trat sie scharf ausspähend an das Fenster, blickte dann nach der Uhr, jezt minutenlang in den deckenhohen Kristallspiegel, und blieb endlich lauschend an der ein wenig geöffneten Thür stehen.

Wirklich, leichte, schnell näher kommende Schritte schlugen an ihr Ohr.

„Nun?“

„Endlich, endlich!“ klingt es siegesfroh zurück, und freudig erglüht stand Doris, tief Athem schöpfend, vor ihrer Herrin.

„Nun?“ wiederholte diese, und ihre Mienen verrathen die sie verzehrende Spannung. „Was hat sie diesmal, Doris?“

„Das weiß ich noch nicht, gnädige Frau; ich weiß nur — gnädige Frau verzeihen“, fuhr sie stockend und verlegen zu Boden blickend fort, „was mir soeben der Postsekretär erzählte, der — der schon längst ein Auge auf mich hat und nach mir sieht.“

„Und was sagte er, Doris?“

„Daß heute zwei Pakete an Frau Baronin Dffbreit gekommen sind, zwei große Pakete.“

„Weiter nichts? Nicht, was in den Paketen war?“

„Stoffe, schwere Stoffe!“

„Und wer jaudte die Stoffe?“

„Gnädige Frau werden sich wundern — eine ganz unbekannte Firma: Collberg und Conrad, Lindenstraße. Unter fünfzehnhundert Mark an Werth waren sie der Post übergeben.“

„Collberg und Conrad“, flüsterte, nachdenklich den Kopf schüttelnd, die Frau Kommerzienrath, „Collberg und Conrad? — Doris!“ rief sie dann nach längerem Sinnen, „gehen Sie, bitten Sie den Herrn Kommerzienrath um Auskunft über diese, selbst mir gänzlich unbekannte Firma.“

Sehr schnell und ziemlich enttäuscht kam die Jose zurück. „Nein, gnädige Frau werden es nicht glauben, es ist ja eine Antiquitätenhandlung! — der Herr Kommerzienrath sagte, die größte Antiquitätenhandlung, welche existirt. Diese Handlung, sagte er, hätte einen Weltruf durch ihre echten Gobelins und Brokate, durch ihre kostbaren persischen und orientalischen Stickereien.“

Ein heller Jubelruf unterbrach das eifrig redende Mädchen, welches schnell wie ein Echo gleichfalls ein Freudengeschrei ausstieß und geschickt drei zu ihr hinsplatternde Zwanzigmarkscheine auffing.

Am Spätabend desselben Tages rollte die Niedorfsche Equipage durch die erleuchteten Straßen in das äußerste Westende der Großstadt und hielt vor einem langgestreckten, zweistöckigen Hause mit eisenbeschlagenem Thorflügel, welches die Firma Collberg und Conrad beherbergte.

Zwei dichtverschleierte Damen, denen ein Diener folgte, durchschritten den gewölbten Hausgang, welcher in einen großen, mit seltsamen Geräthen, Urnen, Möbeln und köstlichen alten Teppichen decorirten Saal mündete.

„Mein Herr“, redete fast besangen und zögernd die Frau Kommerzienrath von Niedorf den sie empfangenden Herrn an, „Frau Baronin von Dffbreit war vor einigen Tagen hier und kaufte von Ihnen —.“ Sie hielt inne und blickte ihn unsicher an.

„Ganz recht, gnädige Frau, ich selbst hatte die Ehre, die Frau Baronin bedienen und ihr gestern von diesem köstlichen Brokat zusenden zu dürfen.“ Rauschend entfaltete er einen himmelblauen, mit feinen, silberglänzenden Arabesken durchwebten Seidenbrokat, welcher schwerfältig, gleißend und schimmernd zur Erde niederfloß.

„Wundervoll! herrlich!“ ertönte es gleichzeitig aus Beider Mund.

„Verloren!“ murmelte in unbeschreiblicher Qual, eine Zornesthräne zerdrückend, die Kommerzienrätthin, „unrettbar verloren!“

In diesem Gewande, das fühlte sie, war die einzige, ihr an Schönheit und Toilettenkunst ebenbürtige Gegnerin unübertreffbar! Ein glühendes Haßgefühl gegen jene, ein ohnmächtiger Zorn gegen sich selbst wallte in ihr auf; warum hatte sie nie daran gedacht, daß solch schwerer, königlicher Stoff auch, zur Toilette verarbeitet, eben so prächtig wirken mußte, wie als — — da fuhr ihr, wie ein Blitzstrahl, ein zündender, diabolischer Gedanke durchs Hirn.

Revanche!

„Ist dieser Stoff, der ganze natürlich, verkäuflich, mein Herr?“

„Zu Befehl, gnädigste Frau.“

„Und wie viel ist es?“

„Da Frau Baronin fünfzehn Meter davon bekommen, sind es genau noch siebzig Meter.“

„Siebzig Meter. Es wird genügen. Bitte, übersenden Sie mir den Brokat.“

„Gnädige Frau“, erwiderte, sich verbeugend, der Verkäufer, „ich darf mir erlauben zu bemerken, daß der Preis für einen Meter hundert Mark ist.“

„Kommerzienrath von Niedorf“, jagte als einzige Antwort, mit einer unnachahmlich lässigen Handbewegung die Dame, und nach wenigen Minuten rollten die Gummiräder des eleganten Gefährts wieder pfeilschnell über die breiten Straßen.

Acht Tage danach strahlte die Villa des Kommerzienraths von Niedorf in blendendem Lichtglanz. Licht und Blumen, Kristall und Silber, Edelsteine, Brillanten und Ordenssterne, schöne Frauen und stolze Männergestalten in goldstrohenden Uniformen, alles wogte und funkelte durcheinander und einte sich dennoch zu einem berückenden Bilde vornehmer, märchenhafter Pracht.

Mit kaum beherrschter Ungeduld blickte Frau von Niedorf nach dem Saloneingang. Wie sie bligen, die dunklen Augen, und sah auf-

funkelnd leuchten, wenn die Diener die Portiären heben und neue Gäste eintreten! Immer nur andere! Immer nicht die Eine! Da! — Ein leises, beifälliges Murmeln, das sacht, wie schwellender Windhauch, durch den Saal rauscht — ein allgemeines Wenden der Köpfe, ein bewunderndes, erstauntes Lächeln auf jedem Antlitz — ein entzücktes „Ah!“ Sie ist es!

Mit ihrem allerholdesten, verbindlichsten Lächeln tritt die Kommerzienrätin aus dem dichten Kreise von Herren und Damen, der sich um sie geschaart, und schwebt, mit Hand und Augen grüßend, ihrer bestgehabtesten, geliebten Freundin und Rivalin entgegen. Wunder schön ist sie, diese üppige, schlankte Frau, die so vornehm ruhig und selbstbewußt durch den Saal und die Reihen ihrer Gäste schreitet! Das schlichte, fast schmucklose Empirekleid von zartgelbem Sammet umschließt die tadellosen Formen nur, um sie im Verhüllen am vortheilhaftesten zu zeigen, und für den nach altgriechischem Vorbild frisirten, zierlichen, dunklen Kopf gab es kaum einen Schmuck, welcher die edle Form desselben voller zur Geltung brächte, als die einfache, mit Rubinen besetzte Goldspange. Ja, sie war schön, aber die in silberglänzende, blaue Gewänder gekleidete, blonde Märchenfee, welche ihr, graziös sich nach allen Seiten neigend, entgegentritt, die ist nicht nur schön, sondern berauschend, sinnberückend schön. „Eine Undine“, flüstert und sagt es, indem die beiden herrlichen Frauengestalten den Saal durchwandeln, „eine Königin im Reiche der Schönheit!“ — „Ein herzbethörendes, liebliches Weib!“

„Warum kommst Du so spät, Theuerste?“

„Verzeihe, ich —“

„O, ich begreife vollkommen“, lächelt, sie unterbrechend, sich schmeichelnd herniederbeugend, die Kommerzienrätin und läßt ihre Hand wie kostend über den knisternden Brokat des Ärmels gleiten, „begreife, daß solch eine wunderbare Toilettenkomposition Zeit und Nachdenken erfordert; Du siehst superbe aus! In Wahrheit wie ein entzückendes, von Meisterhand geschaffenes und zum Leben erwachtes Rokokobild. Ich mache Dir mein Kompliment, liebe Hertha!“

Ein Etwas in Stimme und Blick der Redenden ließ die Baronin aufblicken. Diese, allem Anscheine nach neidlose Anerkennung ihres neuen Sieges gab ihr zu denken! Ließ sich Frau von Niedorf sonst so widerstandslos von Frau von Offbreit das Scepter aus der Hand winden?

Kämpften sie nicht vielmehr, wenn auch ohne Hilfe vergifteter Aepfel, wie weilsand Schneewittchens böse Stiefmutter, so doch mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln um den einen Preis: die Aller schönste zu sein? Deshalb, eben deshalb erfaßte sie eine leise Besorgniß, als sie während des ganzen Abends, vor und während des Soupers fühlte und sah, daß die Kommerzienrätin sich bemühte, sie und ihre eigenartige, distinguirte Erscheinung in den Vordergrund zu stellen, während sie selbst mit bezaubernd harmloser Bescheidenheit sich zurückzog.

Die Hausfrau hatte die Tajel aufgehoben. In animirtester Stimmung standen hier und da Gäste, plaudernd und eifrig disputirend, in Gruppen, andere durchwandelten heiter scherzend die eleganten Gemächer, und wieder andere saßen schauend, behaglich isolirt in den lauschigen, grünen Ecklauben.

„Beste Frau von Niedorf, bitte, zeigen Sie uns endlich Ihren Geburtstagstisch.“ — „Sie versprachen ja, nach dem Souper —, bitte, bitte!“ — „Bitte, führen Sie uns in das heute unaufgeschlossene Heiligthum, in Ihren kleinen Salon, bitte, bitte, bitte!“ Ein reizender Kranz von jungen Damen hielt die Hausfrau wie in einer lebendigen Kette gefangen, und von neuem umschwirrten sie jugendfrische, süß bittende Stimmen: „Bitte, bitte, wir vergehen vor Erwartung.“

„O meine Damen“, wehrte Frau von Niedorf lächelnd und doch fast verlegen und befangen, „ich bin ja mit dem bescheidenen Geschenk meines Mannes heut geschmückt, sehen Sie doch — alles Geburtstagsüberraschungen.“ Damit zeigte sie, leicht ihren Nacken beugend, nach der prächtigen Haarspange und ließ ihre Augen erst an sich herab und dann wieder nach ihrem Handgelenk schweifen, an dem dieselbe Rubinenglut funkelte, wie in dem dunklen Kraushaar.

„Pardon, meine Gnädige, so entschlüpfen Sie uns nicht“, half der lebenswürdige General Hanau den jungen Damen, „Ihre Worte, mit denen Sie uns auf „nach dem Souper“ vertrösteten, waren ebenso vieljagend als der Blick, welcher dabei das verschlossene Paradies dort streifte! Wir alle warten!“

„Liebste Leonie“, lachte auch Frau von Dffbreit, „laß Dich erbitten, zeige uns Deine Kostbarkeiten, damit wir von neuem Ursache haben, Dich um Deinen generösen, lebenswürdigen Gemal zu beneiden. Ohne Gnade! Vorwärts, gerade aus!“ commandirte sie und legte fröhlich lachend ihren Arm in den der Kommerzienrätthin.

„Tu l'as voulu, George Dandin!“ raunte ihr diese leise zu, und ein böser, triumphirender Bliz schoß aus ihren Augen auf ihre lichtblaue Begleiterin, indem sie die Thür des kleinen Salons öffnete und die Baronin eintreten ließ.

Ein kurzes, lautes „Ah!“, dem sofort die tiefste Stille folgte, ertönte. Frau von Dffbreit aber unterdrückte, aufstöhnend, einen Schrei und grub die Zähne tief in die schneeweiß gewordenen Lippen, der goldziselirte Perlmutterfächer, den sie in der Hand hielt, brach mitten durch. Und weßhalb?

Blauer, mit silbernen Arabesken durchwebter Seidenbrokat fiel in schweren, gleißenden Falten von den Wänden und Decken, der Thür und dem Fenster des ehemals mit dunklem Sammet decorirten kleinen Salons herab — derselbe Brokat, von dem die aparte Toilette der Baronin Dffbreit stammte. Derselbe Brokat lag auch, in Puffen und glatte Bezüge geordnet, schimmernd auf den Canapen, Sesseln und Divans und wurde von einer blendenden Lichtfülle überstrahlt, die sich in einer Unzahl von Kristallampeln und Gehängen brach und vervielfältigte.

Schier leblos, wirklich wieder wie ein dem ihm zugehörigen Rahmen eingefügtes Bild stand die Baronin allein in dem seehaften Raume, und während wohl der eine und der andere der Gäste einen verständnißsinnigen Blick, ein Lächeln für dieses seine Intriguenstück im Salon hatte, flüsterte unhörbar leise die Kommerzienrätthin: „Revanche!“



R i p p s a c h e n.

Ein deutscher Fiedler. Joachim, der berühmte Violinkünstler, erzählte einst ein beiteres Geschichtchen aus seinem Londoner Aufenthalt. Er erkrant sich bekanntlich eines üppigen Haarruckses, bis auf einen lablen Fleck, den er aber leicht verbergen kann, wenn er eine bestimmte Locke seiner Haare nicht schneiden läßt. Als er nun in London vor einem Konzert in einem Friseurladen die Haare in Ordnung bringen ließ, wollte der englische Haarkünstler durchaus die Locke beseitigen, was jedoch Joachim nicht zugab, worauf der Friseur mit ungebeugelter Entrüstung ausrief: „Lassen Sie mich doch diese Locke abschneiden, Sie sehen sonst wahrhaftig wie ein deutscher Fiedler aus!“

Die Angst vor „Blutvergiftungen“. In letzter Zeit bringen die Tagesblätter unter ihren vermischten Nachrichten sehr häufig Erzählungen von Blutvergiftungen nach scheinbar unbedeutenden Verletzungen. Das eine Mal ist es der Stich der Nadel, mit welcher ein kunter, natürlich mit giftiger Farbe gefärbter Stoff genäht worden ist; das andere Mal der Stich mit einer Nadel, welche mit arsenhaltiger Tinte versehen war; hier ist es eine kleine Abschürfung am Arme, die durch einen farbigen Struempfs inficirt wurde, dort eine Schnittwunde, die man mit Briefmarkenpapier oder anderem giftigen Material beklebt hat. Mit besonderer Vorliebe springen Theile vom Streichholzklöpschen in offene Wunden oder verursachen auch Brandwunden, welche dann, weil der giftige Phosphor hineingeriet, die Quelle einer Blutvergiftung abgeben, in Folge deren die Finger einer ganzen Hand, ja ein ganzer Arm amputirt werden mußten zc. Durch derartige Berichte wird das Publikum in hohem Grade ängstlich gemacht, ja bei einer vorkommenden Verletzung oft in die größte Aufregung versetzt. Und das ohne Grund. Alle diese Erzählungen beruhen entweder auf völlig falscher Beurtheilung des betreffenden Falles oder auf müßiger Erfindung. Wahr ist es, jede Wunde, auch die unbedeutendste, kann der Eingangspunkt einer Blutvergiftung werden; aber die Gifte, welche eine solche hervorrufen können, sind ganz anderer Natur und dem großen Publikum als Gifte gewöhnlich nicht bekannt. Es sind die Zerlegungstoffe, welche beim Faulen, Verweien, Gähren zc. thierischer oder pflanzlicher Stoffe sich bilden und welche in jedem Schmutz, ja in jedem Staube und somit in der ganzen Atmosphäre in großer Menge enthalten sind. Gifte, wie Phosphor, Arsenik, Blei, Säuren zc. sind Wunden in dieser Weise nicht schädlich. Der brennende Phosphor wird gar nicht vom Körper aufgenommen, da er selbst durch die Bildung des Brandschorfes die Haut, beziehungsweise die Wunde dazu unfähig macht. Ausgedehnte Phosphorbrennungen in tiefen Wunden, bei Explosionen in Laboratorien, sind unschädlich verlaufen. Arsenik, Kupfer, Blei zc. werden in so außerordentlich geringer Menge selbst unter den günstigsten Verhältnissen ins Blut gelangen, daß von einer Vergiftung gar nicht die Rede sein kann. Das Briefmarkenpapier enthält keinerlei Gift. Ganz anders wirken die septischen oder Infektionsstoffe, die der Fäulniß zc. entstammen. Da genügt die Aufnahme einiger nur mikroskopisch sichtbarer Theilchen in die Wunde, um bei der Berührung mit der Wundabsonderung oder dem Blute im ungünstigsten Falle auch dieses in Zerlegung zu bringen, eine Zerlegung, welche erfahrungsmäßig nicht nur örtlich rasch um sich greift, sondern auch bald in den inneren Organen sich bemerkbar macht und oft eine rasche Auflösung zur Folge hat. Zum Glück besitzt übrigens der menschliche Körper gegen diese Infektionskeime eine ziemlich große Widerstandsfähigkeit, so daß bei weitem nicht jede Wunde dieser Gefahr erliegt. Es gehört

dazu entweder ein gewisser Grad Vernachlässigung oder Unreinlichkeit oder eine gewisse Disposition. Wie gesagt, die Gefahr der Blutvergiftung beim Eindringen von „Giften“ in zufällige Wunden ist nicht vorhanden. Wohl aber ist es der Vorsicht gemäß, auch kleinste Wunden zu beachten und dieselben von Anfang an vor allem mit peinlicher Reinlichkeit zu behandeln.

Curt Abels „Neue Generation“, ein soeben bei C. F. Conrad in Berlin erschienenes Drama, behandelt den Kampf der gebildeten Katholiken gegen den Orthodoxismus und Fanatismus im römischen Klerus. Der schon durch eine Anzahl erfolgreicher Bühnensstücke bekannte Autor weiß auch hier durch geschickte Scenienführung eine sich stets steigende Wirkung zu erzielen, und die grellfarbigen Bilder des Dramas packen um so mehr, als sie modernes Leben mit der Offenheit der realistischen Schule darstellen.

Es ist ein bemerkenswerther und nicht genug zu lobender Zug unseres Zeitalters, daß die Wissenschaften und Künste nicht mehr das Privilegium einzelner Bevorzugter sind, sondern die größten Geister ihren Stolz darein setzen, von jedem aus dem Volke verstanden zu werden. Alles wird popularisiert, nur eine Wissenschaft, welche tief in das Leben eines jeden Kulturmenschen eingreift, blieb im ganzen und großen noch immer das Geheimnis der Fachgelehrten; wir meinen die Rechtswissenschaft. Das soeben im Verlage von F. W. v. Pöcher in Leipzig erschienene **„Nachschlagebuch der Arbeiterschutzesetzgebung des Deutschen Reiches“** von Ernst Dreier und Friedrich Streißler kommt nun einem Bedürfnisse entgegen, welches von allen Kreisen der Bevölkerung gewiß lebhaft empfunden wird. Welcher Arbeiter, Arbeitgeber, Staats- und Kommunalbeamte kommt nicht in die Lage, in dem so weit verzweigten Gebiete der deutschen Arbeiterschutzesetzgebung Rath suchen oder geben zu müssen? Wer kann die zahlreichen Gesetze alle im Kopfe behalten? Die Beantwortung einer bestimmten Frage in den Gesetzbüchern nachzuschlagen, verstehen die wenigsten, es ist deshalb eine sehr glückliche Idee zu nennen, welche die Verfasser des „Nachschlagebuches“ zur Ausführung brachten. Die gesammte Sozialgesetzgebung des deutschen Reiches ist in diesem Buche nach Schlagwörtern alphabetisch geordnet aneinander gereiht, so daß es jedem Laien leicht wird, aufzufinden was er sucht. Wer einen Blick in das Buch wirft, wird finden, daß hiermit etwas wirklich Praktisches geboten ist. Der billige Preis von einer Mark macht die Anschaffung jedem leicht. V.

Dante Alighieri's „Göttliche Komödie“ liegt uns in einer neuen, mit erläuternden Anmerkungen versehenen Uebersetzung von Sophie Hasenclever vor, die soeben im Verlag von Felix Bagel in Düsseldorf erschienen ist. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß die „Göttliche Komödie“ nie mehr als einen Achtungserfolg in Deutschland errang. Liegt dies an der Unlust des Publikums, sich in dies Meisterwerk der Dichtkunst zu vertiefen, oder liegt es im Charakter der Uebersetzungen, von denen die meisten schwerfällig mehr den philosophischen Inhalt, seine dogmatischen Subtilitäten betonen? Zweifellos ist letzteres der Fall und darum die „Göttliche Komödie“ nicht so zum Gemeingut geworden, wie sie es ihrer inneren Natur nach verdient. Eine um so dankbarere Aufgabe hat sich Sophie Hasenclever, deren meisterhafte Uebersetzungen der Gedichte Michelangelo's allseitige Anerkennung fanden, gestellt. Ihre ausgesprochene Absicht, das „iesinnige Werk des großen Italieners durch zwar kunstgerechte und den Ernst und die Würde des Originals voll und ganz erfassende, aber doch leichtverständliche, gefällige Wiedergabe unserem Volke näher zu bringen, das Verständniß für diese großartigste Dichtung des Mittelalters durch eben diese klare, mühelos ersagbare Darstellung, die mehr den poetischen als den philosophischen Inhalt hervorhebt, zu vermitteln und so das Lesen des Dichtwerkes selbst zu einem wirklichen Genuß zu gestalten“, hat sie in glänzender Weise gelöst. Ganz eingedrungen in den Geist der „Göttlichen Komödie“, erfüllt und begeistert von den erhabenen Schönheiten dieser Dichtung, gab sie nicht eine trockene philologische Uebersetzung, sie hat — was nur eine echte Dichternatur vermochte — dasjenige, was sie darin gefunden und empfunden, gewissermaßen wiedergekehren in unserer Sprache. So tritt uns hier des gefeierten Florentiners „Göttliche Komödie“, obwohl ganz im Geiste des Uebersetzers gehalten, zum ersten Male in der Form echt deutschen Einfühlens

entgegen, die Gestalten darin warmblütig und lebenskräftig wie die unserer größten Dichter, die theologischen verwickelten Auseinandersetzungen soweit geklärt, daß der gesunde Menschenverstand sich in diesem Gedankensabyrinth leicht zurecht findet. Die Ausstattung ist vortrefflich und der Preis von 6 Mark für das 520 Seiten 8° umfassende Buch in vornehmem Kasifolband als ein sehrmäßiger anzuerkennen.

Vestüre im Walde.

„Lieb ist Leid!“ — In Goldbuchstaben
 Steht es auf vergilbtem Blatt. —
 Glaubt's ihm nicht, dem blaffen Knaben,
 Der so trüb gesungen hat!
 Glaubt's ihm nicht, ihr jungen Rosen; —
 Glaubt dem Lenzesonnenbust,
 Glaubt des Maiwinds holdem Kosen,
 Glaubt dem Hauch der Waldeslust!
 Glaubt der Falter frohem Scherzen
 Und der Vöglein Seligkeit, —
 Glaubt dem eignen, warmen Herzen:
 „Lieb ist Glück für alle Zeit!“
 Voll und rein sollt ihr's erfahren! —
 Was der Lenz so hold verspricht,
 Wird das Leben offenbaren:
 „Lieb ist Wonne, Lieb ist Picht!“

Erklärung und Heimführung.

Im Park war's, wo im Grün die Marmorbilder ragen,
 Da wollte Junker Kurt die holde Doris fragen,
 Ob sie ihr Herz ihm schenkt, das längst für sie erglüht.
 Die edle Jungfrau spricht verschämt ein „Ja“. Vom Steine
 Lacht ihr die Nymphe zu, die frei sich süßt im Haine
 Und mittheilslos den Haun zu ihren Füßen sieht. —
 Die junge Gattin führt der Junker nach dem Schlosse,
 Der Hochzeitsgäste Schwarm zerstob. Von all' dem Troste
 Bleibt nur das junge Paar lustwandelnd still zurück.
 Ein Marmorbild taucht auf: „Sieh' wie in wildem Ringen
 Des Mannes Kraft vermag die Sträubende zu zwingen,
 Nur durch den Widerstand gewinnt an Reiz — das Glück.“

Heimfahrt vom Felde. Es ist ein anmuthendes Idyll, welches der Maler J. Fr. Engel in seinem Bilde „Heimfahrt vom Felde“ fixirt. Auf dem kristallklaren Bergsee führt der hochbeladene Kahn des Felbes Früchte heim, die offenbar von einer jener kleinen Inseln, wie sie dieje Seen so häufig aufreihen, eingeheimst sind. Lustig spielen die Kinder in dem Berge saftigen Grünfutters, auf dessen Gipfel der stets muntere, kläffige, vierbeinige Spielkamerad aufmerksam den Flug der Vögel verfolgt, und voller Befriedigung über den reichen Gottesseggen wie über die vollendete Arbeit rudert die Mutter den kleinen Kahn heim, wo die Gais, die Milchspenderin der kleinen Familie, fröhlich dem ledern Schmause entgegenmedert





Neueste Moden.

Nr. 1. Stoffhut.

Diese Capote ist aus kupferfarbigem, mit Goldpunkten besetztem Sammet an-



Nr. 1. Stoffhut.

gefertigt. Der Stoff wird faltig derartig über das Kopftheil gelegt, daß vom hintern Rand des Hutes der Sammet im Ganzen nach vorn genommen wird. Die dort zu-

Der Salon 1890. Heft VII. Band II.

8



Fig. 2. Anzug aus schottischem Wollenstoff.

samentreffenden Enden sind in offeneslebenden Falten befestigt. Zur Ausschmückung derselben ist obenauf noch eine flachliegende Schleife aus gelbgrünem Sammetband und ein Büschel Federn angebracht. Zur Herstellung bedarf man zuerst einer Tüll-



Nr. 3. Jade aus dunkelrothem Tuch und schwarzseidnen Fassimenten.

form und 25 Centm. Florene zum Futter. 50 Centm. Sammet und 2 Mr. Sammetband.

Nr. 2. Anzug aus schottischem Wollenstoff.

Ueber einem glatten, falschen Rock ist der zweite Rock am Vordertheil, leicht

8*



god.

Pl. 4. Bindung auf steifenem Sammet
mit rephabener Seite.

Pl. 5 Bindung für eine Haut.

693L



faltig nach den Hüften gezogen, befestigt. Am Rücktheil sind tiefe, nach der Mitte zu gelegte Falten angebracht. Die anliegenden Vordertheile der Taille sind übereinandergelegt und mit je drei großen Knöpfen versehen, welche den Schluß bilden. Der obere Anschnitt dieser Theile hat einen geschlitzten Umlegtragen. Unter diesem befindet sich außerdem noch ein Stebtragen vom Kleiderstoff, sowie ein glattes Herren-Unterhemdchen mit Knopf. Die Ärmel sind oben faltig eingesetzt und werden untenhin anliegend. Die Hüften umgiebt ein kleines Schoositztheil, in welchem Taschen angebracht sind. Diese sowohl, wie auch die Ärmelausschläge sind mit Knöpfen besetzt. Der runde Filzbund hat breite, schottische Pandschnupfen ebenauf, nebst einem großen, mit Tupfen besetzten Schleier. Der erforderliche Stoff zu diesem Anzug besteht aus 11 Mtr. Wollstoff.

Nr. 3. Jacke aus dunkelrothem Tuch und schwarzseidenen Passementen.

Die anliegende Jacke ist an den Vordertheilen von oben bis unten hin mit



Nr. 6. Kutte für Knaben.

Passementschlingen geschlossen. Auch die glatten Ärmel haben diese Verzierung an der Außenseite herab. Ueber dieser Jacke befindet sich ein, aus schwarzseidenen Passementen hergestelltes Jigaro-Jäckchen, dessen Rand mit Seidenbällchen besetzt ist. Auch die Schulterverzierung der Ärmel ist damit verbunden und von gleichem Material. Unter dem Stebtragen aus Passementen schließt vorn der untere aus Tuch. Der Hut „Poléro“ ist aus stahlgrauem Filz mit rundum aufgebogenem Rand. Dieser Rand ist mit Großgrainband eingefaßt. Am Kopftheil des Hutes befindet sich eine Feder von hellerem Gran. Boa und Muff vervollständigen diesen hübschen Anzug.

Nr. 4. Anzug aus oltterfarbenem Sammet und rothfarbener Seide.

Der Rock aus glatttem Sammet ist rund und hat nur am Rücktheil tiefe Falten. Die Taille, gleichfalls aus Sammet, ist fest anliegend. Dieselbe ist in schrägabenden, abwechselnd mit Seidenlagen untermischten Theilen hergestellt. An dem Stebtragen aus Sammet befindet sich ein Pakttheil aus gleichem Stoff. Auf dieses Theil wird ein, aus drei Lagen Seidenstoff bestehender Streifen gelegt, welcher von einem zweiten, von der andern Schulter ausgehenden gekreuzt wird. Darauf

kommen wieder von jeder Seite ebenfalls sich kreuzende Sammettheile, welche wieder von anderen seidenen Stofftheilen, die vom Arm ausgehen, an den Seiten bedeckt werden. Diese letzteren Theile sind unten in der Taille befestigt und an den Hüften bogig nach den Rückfalten des Rockes gezogen, von wo sie spärpenartig herabfallen. Die glatten Sammetärmel haben als einzige Verzierung auf den Schultern Bissen aus Seidenstoff. Die Capote aus otterfarbencm Sammet hat rethfarbene Bindebänder und über den Stoffalten eine Schmelzkronc. Zur Herstellung dieses Anzugs bedarf man: 12 Mtr. Sammet und 6 Mtr. Seidenstoff.

Ar. 5. Anzug für eine Braut.

Das glattanliegende Kleid aus französischer Faille ist in Prinzessform geschnitten. Zur Verzierung der Vordertheile an der Taille und am Rock sind glatte



Ar. 7. Jace. (Vorder- und Rückansicht.)

Theile aus gestreifter Seide oder Moire angebracht, welche auf der Taille einen mit Blüten begrenzten Ausschnitt haben. In der Taille selbst werden die vorn aneinanderstehenden Theile ebenfalls mit Blüten festgehalten. Ueber den kurzen Ärmeln aus glattem Seidenstoff sind lange, unten gerade geschnittene Jüdinne-ärmel aus gestreiftem Stoff mit hochstehenden Schulterfalten angebracht. Die Falten am Rücktheil des Rockes sind schleppenartig verlängert. Ueber der Blütenkronc im Haar ist ein bis zum Kleidersaum herabhängender Schleier befestigt. Die Schnbe sind aus weißer Faille mit einer Blüte verziert. Lange weiße Handschuhe. Im Ohr Perlen. Stoff zu diesem Anzug ist erforderlich: 18 Mtr. Faille und 6 Mtr. gestreifte Seide.

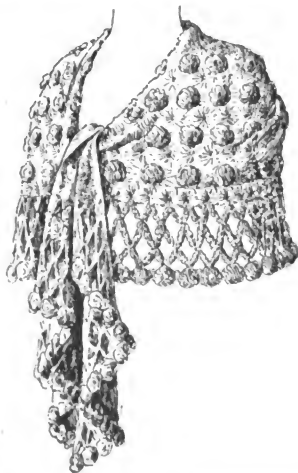
Ar. 6. Kutte für Knaben.

Für kleine Knaben wird dieser Kittel aus Plüsch mit dazu passender Bengaline und einem runden Spitzenkragen angefertigt. Das Rücktheil ist in drei Doppelfalten

genommen. Die Vordertheile, welche ebenfalls Doppelfalten haben, ergeben die Mittelfalte mit einem Einsatzteil aus Pongaline, welches oben eingereibt und unten lose über den Ledergürtel herabfällt. Die glatten Ärmel sind unten weit und innen faltig befestigt.

Nr. 7. Jacke. (Vorder- und Rückansicht.)

Diese Jacke wird aus kupferfarbigem Tuch angefertigt. Der anliegende Rücken hat kleine Schößchen. Die Vordertheile sind auf der Brust mit einem Knopf befestigt und treten von da an nach unten zurück. Ebenso auch am obern Ausschnitt, dort begrenzt diesen ein vom Rücktheil ausgehender Umlegtragen aus gleichem Stoff.



Nr. 8. Gehäkeltes Halstuch aus Chenillewolle.

Unter diesen Vordertheilen befindet sich eine glatte Weste mit Stebkragen aus gleichfarbigem Sammet. Die Seitentheile der Jacke haben eine taschenartige Verzierung. Die Ärmel sind an den Schultern faltig und unten gefchligt. Ein mit Sammet befestigtes Einsatzteil vervollständigt den Ärmel. Man bedarf zur Aufertignng dieser Jacke: 1 Mtr. 80 Centm. Tuch von 1 Mtr. 30 Centm. Breite und 1 Mtr. 20 Centm. Sammet zur Weste, zum Futter an Schoß, Kragen und Ärmelaufschlägen.

Nr. 8. Gehäkeltes Halstuch aus Chenillewolle.

Man fertigt dieses Tuch beliebig aus johannisbrod- oder lachsfarbiger Wolle. Dasselbe wird in der Länge in hin- und zurückgehenden Touren, abwechselnd in Bällchentreuen und Marguerits, gehäkelt.



Auch ein Künstler.

Nach einem Originalgemälde von P. Corallo

Digitized by Google



Das Geheimniß.

Von Friedrich Meißner.

Personen: Stephanie Baronin von Lutzburg, 30 Jahre alt.
Helene Freiin von Rheinach, 17 Jahre alt.

(Die Scene ist ein elegantes Boudoir. Auf einem Tische ein Körbchen mit Rosen.
An der Wand eine Uhr.)

Helene (in Eile hereintretend). Was ist die Uhr? Halb fünf — um fünf Uhr wollte Herr von Klingsporn hier sein. Ah, wie mein Herz klopft! Fast fürchte ich mich! (Sie gewahrt das Körbchen mit den Rosen.) Ach, wie schön! Ich werde mir eine davon ins Haar stecken. Herr von Klingsporn sagte mir neulich abends, daß er nichts reizender fände, als eine Rose — eine weiße Rose — unmittelbar hinter dem Ohr getragen. An sich war das ja nur eine von seinen gewöhnlichen Bemerkungen, das weiß ich sehr wohl; allein der Blick, mit dem er mir dabei bis ins Herz schaute, sagte mehr — o, unendlich viel mehr! Und gleich darauf fragte er mich, ob er uns heute Nachmittag um fünf Uhr seine Aufwartung machen dürfe, er habe meiner Tante ein Besuch vorzutragen, bei dem es sich um eine Lebensfrage für ihn handle. „Und darf ich denn hoffen, Fräulein Helene, daß auch Sie liebenswürdig und gnädig gegen mich sein werden?“ sagte er mit seiner weichen, wundervollen Stimme. Als ob er daran noch zweifeln könnte! Ich war auch eben im Begriff, ihm eine sehr liebenswürdige und sehr gnädige Antwort zu geben, als der alte, schreckliche Oberst von Hartenschild herankam und mit ihm meine Tante, die so jung und reizend aussah, wie noch nie zuvor, und die immer abwechselnd den Oberst und dann wieder Herrn von Klingsporn anlächelte. Meine Tante — ich wollte sagen, meine Cousine, denn seit ich in diesem Winter zum erstenmal Gesellschaften besuche, besteht sie darauf, daß ich sie Cousine nenne — fing an, von der langweiligen Oper zu reden, die wir am Sonnabend besucht hatten, und so ging die schöne Gelegenheit für mich flöten. Auch Herr von Klingsporn schaute ganz trübselig drein, als er sich verabschieden mußte, ohne noch ein Wort oder einen Blick von mir erhaschen zu können. Er

liebt mich wirklich unbeschreiblich! Gestanden hat er mir's zwar noch nicht, daran ist jedoch nur seine schüchterne, bescheidene Zurückhaltung schuld. Er verfehlt aber niemals, sich Sonntags sowohl wie auch an den Donnerstag-Abenden der Tante pünktlichst einzufinden. Ach, was hat er doch für schöne Augen! Und wie kann er seufzen! Gleich von Anfang an hab' ich's wohl gemerkt, daß er nur meinertwegen meine Tante — meine Cousine, wollt' ich sagen — mit so zarter Aufmerksamkeit behandelte. Die Männer sind wirklich drollig. Wenn sie in die Nichten verliebt sind, dann machen sie den Tanten den Hof. Neulich, auf dem Balle bei dem Minister, tanzte er fünf Walzer mit mir, und er tanzt — wie ein Engel! Daß er ein auffallend schöner Mann ist, darüber herrscht nur eine Meinung; ich hörte auch schon verschiedentlich, daß ihm eine schnelle diplomatische Laufbahn gewiß sei. (Sie setzt sich nieder und schreibt): „Frau Helene von Klingsporn, geborene Freiin von Rheinach.“ Baronin oder Gräfin von Klingsporn würde besser aussehen, aber — es geht auch so. (Sie blickt nach der Uhr.) Mein Himmel! Gleich fünf! (Sie sieht in den Spiegel.) Ich muß laufen und mir noch den goldenen Gürtel umthun. Wie gut, daß der Schneider mir gestern Abend noch das weiße Kostüm brachte! Weiß, fleckenlos weiß muß man erscheinen, wenn man einen Antrag entgegen nimmt.

(Sitz ab.)

Stephanie Baronin von Luxburg (tritt schnell herein). Was ist die Uhr? Drei viertel auf fünf — und Herr von Klingsporn will um fünf Uhr hier sein. Kinder, dieses Herzklopfen! Es ist ja auch kein Wunder, wenn ich bedenke, daß sich jetzt mein Schicksal entscheiden soll. (Sie erblickt das Blumenkörbchen.) Sieh' da, die schönen Rosen! Ich werde mir diese beiden purpurfarbenen hier unter dem Ohr befestigen. Willy von Klingsporn sagte mir, daß eine Frau nie entzückender ausjähle, als wenn sie zwei rothe Rosen im Haar, dicht unter dem Ohr, trüge. (Sie schmückt sich mit den Rosen.) Ich muß mich beeilen, ehe Helene hereinkommt; das Mädchen wäre sonst vorlaut genug, mich eine Kofette zu schelten. Ich muß gestehen, daß ich thatsächlich etwas für den reizenden jungen Mann zu empfinden anfangte, der heute kommen wird, um mir seinen Antrag zu machen. Der gute Willy! Sein Brief läßt gar keinen Zweifel über seine Absichten zu, obgleich er bis auf den heutigen Tag noch nicht den Muth gefunden hat, sich unumwunden auszusprechen. Man sollte ihm eine solche Furchtsamkeit eigentlich gar nicht zutrauen. Aber er hat sich verrathen, und wie! Am deutlichsten sprechen seine auffallend häufigen Besuche, seit er mir in Ostende vorgestellt wurde; dann seine plötzlich erwachte Leidenschaft für die Musik — und dabei jingt er wie eine Krähe! — und schließlich sein zuvorkommendes Wesen gegen meine Nichte — Cousine wollt' ich sagen. Die Männer sind kuriose Geschöpfe! Die Nichten werden umschmeichelt, wenn sie's auf die Tanten abgesehen haben. Immerhin; Ihr Schwachen soll seinen Lohn finden, mein reizender Herr von Klingsporn! (Sie setzt sich nieder.) Der Oberst dürfte allerdings außer sich gerathen. Er betet mich geradezu an. Allein —

er hat, schlecht gerechnet, schon seine einundfünfzig Jahre auf dem Rücken, während Willy erst fünf- oder sechsundzwanzig zählt. (Sie sogt einen Seufzer aus.) Aber was gräme ich mich? Meine Todfeinde selbst würden mich nicht für älter als höchstens siebenundzwanzig halten — wir stehen daher fast in genau demselben Alter. (Man hört Helene drauhen fingen.) Da kommt Helene! Ob ich ihr mittheile, was Willy von Klingsporen heute hierherführt? Wenn ich nur eine passende Einleitung fände! (Sie nimmt ein Journal zur Hand.) Wie beginne ich's nur?

(Helene tritt herein.)

Helene (beiseite). Ich möchte ihr lieber gleich mein Herz ausschütten und ihr sagen, wie ich mit Herrn von Klingsporen stehe. (Laut.) Guten Tag, Tante — Stephanie wollt' ich sagen.

Baronin. Guten Tag, Lenchen. Sieh', sieh', wie hübsch Dich das weiße Kostüm kleidet, und dazu die zarte Rose im Haar!

Helene. O Du liebe Schmeichlerin! Hättest nur hören jollen, wie der Herr von Klingsporen gestern von Deinem schönen Haar schwärmte!

Baronin (beiseite). Sie kommt ganz von selber auf das Thema. (Laut.) Also mein Haar hat er bewundert?

Helene. Und wie! Er ist aber nicht der Einzige.

Baronin. Ei, ei! Wer denn noch?

Helene. Da fragst Du noch? Natürlich der Oberst von Hartenschild.

Baronin. Du Märchen! Nimm aber nicht erst Deine Arbeit zur Hand, sondern komm und setz' Dich zu mir. Ich habe Dir etwas mitzutheilen — ein Geheimniß.

Helene (setzt sich). Ein Geheimniß? Wie merkwürdig! Ich habe nämlich auch ein kleines Geheimniß für Dich in petto.

Baronin. Nicht doch! Wirklich? Du hast recht, das ist in der That merkwürdig! Aber nun sag' mir dafür auch Deins zuerst.

Helene. O nein, Stephanie, zuerst bist Du an der Reihe.

Baronin. Nein, Du.

Helene. Beste Stephanie — Du!

Baronin. Meinetwegen denn. Das Alter hat den Vortritt.

Helene. Aber ich bitte Dich — das Alter!

Baronin. Schon gut. Höre also. Was würdest Du dazu sagen, wenn mir heute jemand einen Heiratsantrag machte?

Helene (beiseite). Natürlich der Oberst! (Laut.) Das würde ich ganz selbstverständlich finden. Eine so schöne und so junge Frau, wie Du —

Baronin. Erlaube, ich bin dreißig Jahre alt.

Helene. Gerade das Alter, in welchem die Frauen am reizvollsten und begehrtesten sind — wie der Oberst erst neulich sagte.

Baronin. Der Oberst! Der weiß ja nie, was er sagt. Wie gern verzichtete ich darauf, „am reizvollsten und am begehrtesten“ zu sein, wenn ich heute wieder erst siebzehn Jahre zählte!

Helene. Siebzehn! Ein dummes Alter, wo man noch so dünne Arme und spiße Ellenbogen hat, und überall nichts als Ecken und Kanten!

Baronin. Nicht immer, Lenchen; es giebt auch Ausnahmen.

Helene (mit einem Seufzer der Befriedigung). Mag sein — das ist auch nur noch ein Glück. Aber wir wollten ja von Dir sprechen, Stephanie. Deine dreißig Jahre sieht man Dir nicht an, und da der Oberst doch nahe an fünfzig sein muß —

Baronin. Der Oberst! Wer —

Helene. Lache nur nicht; ich habe meine Augen im Kopfe und weiß noch sehr gut, daß zwei und zwei vier ist. Entjimmst Du Dich noch jenes Abends bei der alten Erzellenz, der Generalin, wo der Oberst Dich vollständig mit Beschlag belegt hatte und von mir gar keine Notiz nahm?

Baronin (lächelnd). Ja; ja.

Helene. Nun, da war's schon kein Geheimniß mehr, daß er Dich anbetet.

Baronin. Unsinn, Lenchen. Diesmal hast Du Dich ausnahmsweise einmal geirrt.

Helene. Das habe ich nicht.

Baronin. Ich will gern zugeben, daß der Oberst eine freundschaftliche Verehrung für mich empfindet, im übrigen aber ist er doch schon alt genug, um mein Vater sein zu können. Nein, mein Liebchen, der Oberst ist's nicht.

Helene. Ah!

Baronin. Ich erwarte einen jungen Kavaliere, der übrigens jeden Augenblick erscheinen muß.

Helene. Einen jungen Kavaliere?

Baronin. Einen jungen Kavaliere. Du hast denselben hier ebenso oft gesehen und begrüßt, wie den Oberst Hartenschild.

Helene. Tante! Du meinst doch nicht etwa den Herrn von Klingjorn?

Baronin (lächelnd). Und warum nicht? Gewiß, den meine ich.

Helene (ihre Bewegung bekämpfend). O! Ah! Hat er Dir seine Liebe gestanden?

Baronin. Ja — das heißt — in Worten noch nicht. Aber ich wußte vom ersten Augenblick an, was er auf dem Herzen hatte.

Helene. Wirklich?

Baronin. Sein Geheimniß verrieth sich selbst. Seine häufigen Besuche —

Helene (beiseite). Wir sind hier Zwei, meine gute Tante.

Baronin. Seine zarte Aufmerksamkeit gegen mich —

Helene (beiseite). Gegen uns.

Baronin. Dann sein verändertes Wesen — seine Beklommenheit — seine plötzliche Schwärmerei für die Musik, die mit solcher Heftigkeit in ihm erwachte, als er mich bei meinem Onkel, dem Unterstaatssekretär, singen gehört hatte, daß er schon am nächsten Tage

bei sich eine Stimme entdeckte und hierher kam und mich bat, ihm doch seine beiden unausstehlichen Lieder auf dem Klavier zu begleiten. Und seit der Zeit ist er hier ein- und ausgegangen.

Helene *(beiseite)*. Natürlich, ich war ja immer da.

Baronin. Am vergangenen Sonntag, als Du den Besuch bei der Generalin machtest, war ich mit ihm allein. Wir sangen das „Schifferständchen“. Du kannst Dir gar nicht denken, Helene, wie melancholisch er dabei war! Er seufzte in jeder Pause, und ich — seufzte auch.

Helene *(beiseite)*. Diese schreckliche Kofette!

Baronin. Endlich übermannte ihn die Heftigkeit seiner Gefühle; er blickte mich an, die Erklärung auf den Lippen — da aber kamst Du herein, so recht zur Unzeit.

Helene. Das thut mir leid.

Baronin. Er war daher gezwungen, sich schriftlich auszusprechen. Und diesen Brief wollte ich Dir zeigen.

Helene. Laß nur.

Baronin. Wie?

Helene. O, ich meinte — weißt Du, es wäre doch recht fatal — später, meine ich — wenn der Unterschied —

Baronin. Nun?

Helene. Er ist doch erst fünfundzwanzig Jahre alt.

Baronin. Bitte, sechsundzwanzig.

Helene. Und Du bist dreißig.

Baronin. Ich sehe aber aus wie siebenundzwanzig; selbst meine Todfeinde sagen das.

Helene. Du bist doch aber dreißig.

Baronin. Wir haben nun genug von mir geredet. Laß mich nun auch Dein Geheimniß wissen.

Helene. Ich bewahre!

Baronin. Ich muß doch sehr bitten! Soeben noch —

Helene. Aber — nein!

Baronin. Doch, Liebchen. Du weißt, Vertrauen ist Vertrauen werth.

Helene. Wenn Du es denn mit Gewalt wissen willst —

Baronin. Nun?

Helene. So vernimm denn — mein Herz ist gebrochen!

Baronin. Wie war das?

Helene. Die Welt ist ein Jammerthal!

Baronin. Lenchen! Bestes Lenchen — sprich Dich deutlicher aus! Was ist Dir? Öffne mir Dein Herz.

Helene. O, niemals, niemals! *(Sie bricht in Thränen aus.)*

Baronin. Lenchen, Du mußt krank sein! Lenchen, sprich doch!

(Jose tritt auf.)

Jose. Der Herr von Klingsporn. Er wartet im Salon.

Baronin. Sogleich.

(Jose ab.)

Helene. Ja, geh' nur, geh' nur, Stephanie. Laß ihn nur ja nicht warten.

Baronin. Gewiß nicht. Habe ich doch um seinen Besuch gebeten. Vorher aber muß ich wissen --

Helene. Herr von Klinghorn wartet auf Dich!

Baronin. Nun ja doch. Ich werde wahrscheinlich bald wieder hier sein. (Weißt.) Mein Gott, ich zittere wie ein junges Mädchen!

(Sie geht hinaus.)

Helene. Also meine Tante liebt er! Denn meine Tante ist und bleibt sie, und wenn sie dem Obersten hundertmal sagt, ich sei ihre Cousine. Und ich bildete mir ein -- o, ich Narrin! Wo waren meine Gedanken? Und dabei habe ich ihm noch fortwährend in die Hände gespielt! Ja, wahrhaftig, es ist eine böse, eine graujame Welt! O, ich wollte, ich wäre todt! Und ins Theater gehe ich heute unter keinen Umständen -- und keine Macht der Erde bringt mich wieder in eine Gesellschaft! (Sie lehnt ihren Kopf an die Sopphalle und weint. Dann bemerkt sie einen Brief auf dem Tische.) Das ist der Brief, worin er sich schriftlich ausgesprochen hat. Ich darf ihn wohl lesen, da sie selber ihn mir ja zeigen wollte. (Sie liest.) „Gnädigste Frau Baronin! Nur zögernd und mit bedrücktem Herzen wage ich mich an Sie zu wenden“ (Weißt.) Die Bedrückungen waren hier unnöthig . . . „hoffend, daß Sie die Bitte, die ich Ihnen zu Füßen zu legen gedente, weder für zu vermessen, noch für voreilig erachten werden. Darf ich, gnädigste Frau Baronin, mich Ihres geneigten Gehörs versichert halten?“ (Weißt.) Die Frage hätte er sich sparen können . . . „In Ihrer Hand liegt mein Geschick; Ihrem schönen Herzen vertrauend, werde ich mir morgen Nachmittag um fünf Uhr die Ehre geben, Ihnen mein Anliegen persönlich vorzutragen.“ (Sie steht auf.) Das ist ja ganz klar! (Sie betrachtet den Brief noch einmal lange und sinnend.) So ganz klar ist's doch wohl nicht. Hier steht kein Wort davon, daß er die Tante liebt oder sogar mehr liebt als -- jemand anders. (Sie liest.) „Vermessen“ . . . Das ist sowohl auf sie wie auf mich anzuwenden; meine Tante wäre ohne Frage eine gute Partie, und auch ich habe ein Vermögen zu erwarten. „Voreilig“ . . . Vielleicht, wenn meine Jugend in Betracht kommt . . . (Sie liest weiter.) „Das Fräulein von Rheinach ist zwar noch so jung“ . . . Nun, meine Tante braucht doch nicht meinen Konsens, wenn sie heiraten will -- also kann er doch auch sie nicht meinen. Wie konnte ich nur so thöricht sein und weinen? Habe ich nicht noch allen Grund, zu hoffen? (Die Baronin tritt ein.) Stephanie!

Baronin (geht in höchster Erregung, wortlos und sich bestig sächelnd, auf und nieder.)

Helene (weißt.) Was ist das nun wieder? (Pant.) Beste Stephanie, fehlt Dir etwas?

Baronin (zornig.) Mir ist warm!

Helene. Dir ist warm?

Baronin. Ja! Heiß!

Helene. . Heiß, Stephanie?

Baronin. Ja! Heiß! Es ist gar nicht zu sagen — alles hört auf — und ich glaubte doch —

Helene (eifrig.) Du glaubtest — was glaubtest Du?

Baronin. Daß der — der — der Mensch in mich verliebt sei.

Helene. Und ist er's denn nicht?

Baronin. Er denkt gar nicht dran; er hat ganz etwas anderes im Kopf!

Helene. Ganz etwas anderes?

Baronin. Gewiß! Und nun rathe einmal, was sein Anliegen gewesen ist.

Helene. Ja, wenn ich das wüßte!

Baronin. Er kam, um meine und auch Deine Fürsprache zu erbitten — bei unserem Onkel, dem Unterstaatssekretär — ich sage Dir, es ist zu lächerlich — er möchte gern — (Sie bricht in ein Gelächter aus.)

Helene. Aber was denn? Was möchte er denn gern?

Baronin. Irgend eine Anstellung. Das war des Pudels Kern. Darum hat er uns seit den letzten zwei Monaten das Haus eingelaufen. Darum habe ich sein „Schifferständchen“ erdulden müssen, und darum habe ich ihm gestattet, in meinem Wohnzimmer seine schlechten Cigarretten zu rauchen!

Helene. Und darum hat er mich an einem Abend fünfmal zum Walzer aufgefordert!

Baronin. Der Heuchler!

Helene. O, die Männer, die Männer! Deinen Fächer, bitte!

(Sie fächelt sich mit zorniger Festigkeit.)

Baronin. Was ist Dir, Kind?

Helene. Mir ist heiß!

Baronin. Du gutes Dingelchen! Und nur aus Theilnahme für mich!

Helene. Selbstverständlich, Tante. Was sind diese Männer doch für ein egoistisches Volk! Nur an sich denken sie, nur an sich!

Baronin. Hast recht, Lenchen, hast recht. So ein Mann hat kein Herz.

Helene. Und keine Seele!

Baronin. Und keine Seele. Na, dann hilft's nichts. Aber wovon sprachen wir doch gerade, als die Marie diesen — diesen Herrn von Klingsporn anmeldete? Ja, richtig — ich erinnere mich — Du sagtest mir, daß Dein Herz gebrochen wäre.

Helene. O, das war ja nur Scherz!

Baronin. Das war nur Scherz; —?

Helene. Ja doch, was denn sonst? Uebrigens — ich muß mehr unter Leute kommen; ich muß öfter ins Theater gehen und auch mehr Bälle und Gesellschaften besuchen. Und die Männer sollen mir nur kommen! Ich will sie alle in mich verliebt machen, dann aber sollen sie schmachten, bis sie krank und elend werden!

Baronin. Oder bis der Tag gekommen ist, mein Lenchen, wo man Dir Dein Herz gestohlen hat.

Helene. O, der Tag kommt nie!

Baronin. Sei dessen nicht allzu sicher.

(Die Jose tritt ein und meldet den Oberst von Hartenschild.)

Baronin. Der Oberst! Ah! — (Zu Helene gewendet.) Soll ich den zum Sündenbock machen?

Helene (schelmisch.) Du wirst doch nicht? Den Mann, der so alt ist, daß er Dein Vater sein könnte, wie Du sagtest?

Baronin. Das habe ich nicht gesagt! (Die Baronin und Helene stehen einander gegenüber und schauen sich lächelnd an.) Wenigstens meinte ich's —

Helene (lachend.) Aha!

Baronin. Jedenfalls ist er ein lieber, prächtiger, herzenguter Mann, und man kann doch billigerweise nicht verlangen, daß er außerdem noch ein Adonis, ein Phönix und ein Engel zugleich sein soll. (Sie wendet sich der Thür zu.) Ah, sieh' da, unser Herr Oberst! Seien Sie mir herzlich willkommen!

(Der Vorhang fällt schnell.)





Eine der ältesten und einflußreichen Familien Deutschlands.

Von Dr. Adolph Kohut.



Es hat in Deutschland Familien gegeben, welche, ohne zur regierenden Dynastie zu gehören, Jahre, Jahrzehente und Jahrhunderte hindurch dem Staate und der Gesellschaft hervorragende Söhne und Töchter geschenkt haben, welsch' letztere ihrerseits den Ruhm der Geschlechter erhöhten und dieselben mit einem ganz eigenartigen Glorienschein umgaben. Ich erinnere nur an die Staligers, Fuggers und Rothschildds. Während jedoch diese Generationen sich immer nur durch eine einseitige Begabung auszeichneten und theils durch Gelehrsamkeit, theils durch ihr Vermögen glänzten, hat es wohl nur wenige Geschlechter gegeben, welche auf den mannigfaltigsten Gebieten des öffentlichen Lebens, des Handels, der Kunst und Wissenschaft, der Medizin, Jurisprudenz, Politik, Theologie u. s. w. eine so einflußreiche Rolle gespielt hätten, wie die Familie Sack, ja, man kann sagen, daß sie nicht allein die älteste, sondern wohl auch die interessanteste Generation ist, welche wir kennen, und die es deßhalb wohl verdient, daß wir uns mit derselben etwas eingehender beschäftigen, zumal ihr die eigenartige Hofrath Sackische Stiftung entstammt, die bereits oft die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gelenkt hat und die wohl auch für die Zukunft noch von sich reden machen wird.

Wir folgen bei unseren Untersuchungen einem hochinteressanten, „Das silberne Buch der Familie Sack“ betitelten und mit zahlreichen Stammbäumen und Porträts geschmückten Werke, welches vor einigen Jahren für die Mitglieder der Hofrath Sackischen Stiftung von einem Angehörigen der Familie, Dr. W. Sack, herausgegeben wurde, aber im Buchhandel nicht erschienen ist.

Von jeher hat man auf das Alter einer Familie mit Recht einen besonderen Werth gelegt, nicht allein, weil ein altes Geschlecht eine körperlich gesunde Erbkonstitution und psychische Kraft voraussetzt,

sondern auch, weil die nachweisliche Abstammung aus einer guten, alten Familie eine gewisse Folie für die gesellschaftliche Stellung bietet und dem Einzelnen ein Sporn und Vorbild ist zur Tüchtigkeit und würdevollen Führung. Die Sächsische Familie ist in dieser Beziehung vielleicht ein Unikum. In allen Staats- und Privatstellungen, in allen Ländern finden sich Mitglieder dieser deutschen Familie, die dadurch nicht allein eine kulturhistorische, sondern auch eine staatsökonomische und politische Bedeutung gewinnt.

Wer ist nun der älteste Ahnherr dieser Familie?

Diese Frage ist nicht so leicht zu beantworten. Bekanntlich hat das Wort „Sack“ in allen Sprachen den gleichen Stamm und die gleiche Bedeutung, was einige damit erklären, daß bei der Sprachverwirrung vom Thurmbau zu Babel jeder, als einziges Eigenthum, seinen Sack davon trug. Andere behaupten, der Baumeister des Thurmes habe Sack geheißen, nach dem natürlich alle Bauleute in der Verwirrung geschrien und dann beim Auseinanderlaufen seinen Namen in alle Weltgegenden getragen hätten. Natürlich läßt sich nicht beweisen, ob dieser altbabylonische Baumeister der Ahne der Familie Sack gewesen — ihre Spuren ließen sich dann bis in die vorgeschichtliche Zeit verfolgen. Ein anderer, schon weniger problematischer Ahne findet sich als Saccius modestus auf der römischen Igelers Säule bei Trier — muthmaßlich aus dem zweiten Jahrhundert nach Christi Geburt stammend — verzeichnet, der seinem Namen gemäß bescheidenere Pläne verfolgt haben muß, als sein Vorfahr, der Baumeister, obgleich die genannte Säule die anständige Höhe von 23 Meter und eine Basis von 25 Quadratmeter besitzt.

Im Mittelalter begegnen wir, um das Jahr 1202, einem Arnold Sack, Oberst bei dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg, und einem Conrad Sack, der sich 1303 als Landmeister des deutschen Ritterordens hervorgethan hat. Im Jahre 1350 wurde eine Familie Sack in der Schweiz bekannt, von welcher Martin Sack Abt zu Dissentis war. Auch in Italien tritt um diese Zeit eine Familie dieses Namens hervor, von denen einer ein berühmter Arzt, ein anderer Dichter und ein dritter, Bartholomäus Saccus, ein bedeutender Geschichtschreiber gewesen ist. Der Letztere wurde — 1475 — unter Sixtus IV. Bibliothekar im Vatikan und schrieb unter anderem ein Buch über das Leben der Päpste, welches viele Auflagen erlebte. Um das Jahr 1355 heißt es von einem Werner Sack, daß er Bergmann der Festung und Burg zu Coblenz gewesen, und ein Godard Sack besiegelt 1400 eine noch ungedruckte Schrift, in welcher Walraf Wejeselein zu Rifendich seine Trierischen Güter aufzählt. Im Jahre 1417 findet sich ein Siegfried Sack als Canonicus des Stiffts St. Crucis zu Nordhausen vor. Ein Ulrich Sack wurde 1442 als Vogt zu Coburg genannt. Im Jahre 1554, bald nach Luther, begegnen wir dann dem berühmten Magister Siegridus Saccus, späteren ersten lutherischen Prediger an der Domkirche zu Magdeburg. Alle Daten und Aktenstücke weisen auf diesen Sack als den Urahn aller Sätze

hin. Er war in Nordhausen gebürtig und stammte aus dem Harze. George Sack, geb. 9. Juni 1642, † 28. Juli 1703, Rathskämmerer zu Harzgerode, war besonders mit einer reichen und vielvermögenden Nachkommenchaft gesegnet. Als die namhaftesten nenne ich den Oberkonsistorialrath und Oberhofprediger zu Berlin, August Friedrich Wilhelm Sack, den wirklichen Geheimen Staatsrath und Ober-Präsidenten von Pommern, Dr. jur. Johann August Sack, den Chefpräsident des Oberlandesgerichts Justus Johann Leopold Maximilian Sack, den Geh. Finanzrath und preussischen Steuerdirektor Ernst Heinrich Eberhard Siegesmund Sack und andere.

Ein Enkel von Georg Sack, der Hof- und Justizkommissionsrath Simon Heinrich Sack zu Slogau — geb. 27. Juni 1723, † 2. Dezember 1791 — ist nun der Gründer der berühmten Sackischen Familienstiftung. Dieselbe bestimmte beträchtliche Summen sowohl für Schuls als Universitätsstipendien, sowie für Wittwen und Waisen des Sackischen Geschlechts zum besten und zur Erhaltung des Wohlstandes derselben. Bei der Niedrigkeit der Umsätze und der damals (1791) geringen Zahl der Stiftungsaspiranten entstanden bedeutende Ueberschüsse aus den Revenüen. Der damalige Staatsminister Graf von Hoym, welcher für die Verwaltung in Schlesien mit fast unbeschränkten Vollmachten ausgestattet war, benutzte sehr bald, schon nach zwei Jahren, diese „auffallende Erscheinung“, der Erscheinung von Ueberschüssen in der Sackischen Familienstiftung, und stellte höchsten Ortes vor, daß durch fortgesetzte Belegung der gesammelten Zinsüberschüsse in siebenzig Jahren die Stiftung der einzige Kapitalist Schlesiens sein würde. Auf seine Veranlassung berechnete der „sehr zuverlässige und sachkundige“ Professor Grünson, daß nach zweihundert Jahren der Stiftungsfonds die ungeheure Summe von 1,083,168,426 Thaler besitzen würde, wenn die jährlichen Ueberschüsse jedesmal zu 4 Prozent zinsbar belegt würden. Die Oberamtsregierung trat zugleich mit der Behauptung auf, daß die Sackische Familie nichts als die in der Stiftung ihr zugeordneten Benefizien fordern dürfe, und daß sie sich die Beschränkung des Fonds zum besten des Staates gefallen lassen müsse. Nach vielfachen Verhandlungen und Reskripten der Behörden mit den Mitgliedern der Familie kam 1805 ein Hauptvergleich zustande, welcher tief einschneidende Bestimmungen enthielt. Ende jenes Jahres betrug der Kapitalüberschuß etwa 154,000 Thaler, wovon die eine Hälfte an den Fiskus, die andere an die Familie gelangte. Die Zahl der damals lebenden Sacke betrug 130, es kam daher auf jeden ein Antheil von 515 Thaler und 11 Silbergroschen. Während jedoch die Zahl der Familienglieder von Jahr zu Jahr wuchs, nahmen die Revenüenüberschüsse von Jahr zu Jahr ab; daher beauftragte schon im Jahre 1833 ein großer Theil der Stiftungsinteressenten, wegen zu befürchtender Unzulänglichkeit der Revenüen der Stiftungskasse, die Eistirung der Ueberschußzinsen-Vertheilung für 1834 und folgende Jahre, wurde jedoch abschlägig beschieden; ebenso hatte das Gesuch der Interessenten, die Vertheilung wenigstens auf ein Jahr aus-

zuziehen, bis durch Familienbeschluß eine Aenderung bewirkt werden könnte, einen ungünstigen Erfolg. 1846 hörten die Ueberschüsse gänzlich auf, und so mußte zur Bestreitung der angemeldeten Benefizien der Hilfsfonds, welcher damals etwa 15,000 Thaler betrug, in Angriff genommen werden, der denn auch von nun an immer mehr zusammenschrumpfte. Eine Immediateingabe an den König Friedrich Wilhelm IV., die Revenüenüberschüsse der Familienstiftung, welche bisher der Fiskus bezog, zu erstatten, wurde abschlägig beschieden.

Nachdem der Hilfsfonds verbraucht war, trat seit 1856 die längst vorhergesehene Periode des Nothstandes ein. Die Grünionschen Berechnungen, auf welche der Eingriff des Fiskus künstlich aufgebaut war, hatten eine Blamage erlebt, wie sie nicht eklatanter sein konnte. Während der sehr zuverlässige Professor die Interessentenzahl 1866 auf 222 Köpfe berechnet hatte, war diese Zahl im Jahre 1818 bereits überschritten, und statt der 222 waren 1866 gegen 850 Köpfe vorhanden; während der Genannte auf den erhöhten Benefizien die Insuffizienz erst nach 200 Jahren als möglich hinstellte, war sie schon nach 50 Jahren eingetreten!

Damit der Leser sich über die Lage der Stiftung, wie sie seit den letzten drei Jahrzehnten sich gestaltet hatte, ein klares Bild verschafft, recapituliren wir in Kürze: Im Testament des Stifters wurden die Stipendien auf so niedrige Sätze normirt, daß dadurch die Zinsen des Stiftungsfonds nicht angebraucht und daher — abgesehen von den Eingriffen des Staates — in einem Reglement von 1805 diese Sätze nicht allein erhöht, sondern auch neue Benefizien geschaffen wurden. Für den Fall, daß die Zinsen hierzu nicht ausreichen würden, sollten zunächst die neuerschaffenen Benefizien wieder wegfallen, und bei weiterer Insuffizienz sollten auch die ursprünglichen, vom Stifter bestimmten Sätze zurückgezogen werden. Wenn aber die Revenüen auch nicht mehr hinreichten, diese zu decken, so sollten — nach dem Willen des Stifters — diejenigen, welche den Sächsischen Namen führen, den Vorzug haben und die anderen Familienmitglieder ausgeschlossen werden. Angesichts der wachsenden Ausdehnung der Familie und bei dem immer mehr zunehmenden Sinken des Zinsfußes hat in den letzten Jahren die Anzahlung der Benefizien vollends aufgehört.

Um dem gänzlichen Verfall der Stiftung vorzubeugen, sind seitens der Familienmitglieder schon so manche Schritte unternommen worden. Zunächst ist eine Petition an das preussische Herrenhaus ergangen, um zu veranlassen, daß die königlich preussische Staatsregierung die aus dieser Familienstiftung empfangene Summe von 178,711 Thalern 14 Sgr. 2 Pfg. zum Stiftungsfonds zurückerstatte — aber die Petition wurde abgelehnt, obschon der Abgeordnete von Kleist-Nezow im Herrenhause für dieselbe warm eingetreten war und hervorgehoben hatte, daß mit jenem Verfahren der Stiftung gegen den Willen des Stifters ein offenes Unrecht zugefügt worden sei.

Es wurden ferner wiederholt Familientage abgehalten, um die Interessen der Stiftung kräftig zu wahren. Natürlich wohnten diesen

Familientagen nicht die sämtlichen, etwa 1200 Familienmitglieder bei, doch war stets die Betheiligung eine sehr rege. Solche Tage finden alle fünf Jahre statt.

Schließlich wurde von Dr. Wilhelm Sack ein eigenes Organ im Interesse der Stiftung, „die Taube“*), begründet, die mit vielem Geschmack und Geschick geleitet ist. Das Blatt bestrebt sich, einen Fonds zur Bestreitung derjenigen Ausgaben zu begründen, welche zur wirksamen Durchführung der Beschlüsse der Familientage nothwendig sind. Natürlich sucht das Journal auch den Familiensinn zu heben und so neben den materiellen auch die idealen Zwecke zu fördern.

Es wäre zum besten der hochherzigen und edlen Humanitäts- und Wohlthätigkeitszwecke, welche die Sack'sche Stiftung verfolgt, sehr zu wünschen, daß eine neue Eingabe an die Staatsregierung diese veranlaßte, wenigstens einen Theil der oben erwähnten, dem Fiskus zugefallenen Summe zurückzuerstatten.

Welch kerniges Geschlecht diese Sack—jen sind, mag man schon aus nachstehenden Charakterzügen einiger der bedeutendsten Sacke entnehmen.

Ueber August Friedrich Wilhelm Sack, Hofprediger unter Friedrich dem Großen, wird berichtet, daß er auch seinem Könige gegenüber furchtlos und freimüthig in dem Ausdruck seiner Ueberszeugung war. Er stand mit dem gewaltigen Monarchen nicht auf so gutem Fuße, wie mit dessen Gemalin, der Königin Elisabeth Christine. Einmal taufte er in der Familie eines höheren Offiziers, als Friedrich II. persönlich Gevatter stand. Inmitten der vielleicht etwas langen Taufrede unterhielt sich der hohe Herr ziemlich laut mit einer Mitgeväterin. Da hielt plötzlich der alte Sack mit seiner Rede inne. Der König: „So red' er doch weiter!“ — Sack: „Wenn Majestät reden, so muß ich schweigen!“ Darauf versprach der König, ruhig zu sein. Sack fing nun seine Taufrede, in der er etwa bis zur Hälfte gekommen war, noch einmal von vorne an, und Friedrich II. blieb bis zu Ende mäuschenstill, wohl in der Befürchtung, die Predigt zum drittenmal hören zu müssen. Bei der heiligen Handlung selbst aber konnte er es nicht über sich gewinnen, doch noch einen kleinen Schabernack dadurch auszuführen, daß er das Gewand des Täuflings mit einem Licht in Verbindung setzte. Der kleine Brand wurde rasch gelöscht, und als die Gesellschaft sich zum Essen begab, rief der König seinem Hofprediger zu: „Er hat bloß mit Wasser, ich aber habe mit Feuer getauft.“ Sack antwortete darauf mit Berufung auf die bekannte Bibelstelle: „Ja, Eure Majestät, aber nicht mit dem heiligen Geist!“

Sein Sohn, Friedrich Samuel Gottfried Sack, Bischof, Ober-Konistorialrath und Oberhofprediger, wurde Miterzieher des späteren Königs Friedrich Wilhelms III., dessen naher Freund er stets geblieben. Er war der bedeutendste Anreger der Union in Preußen, und in seiner Schrift: „Ueber die Vereinigung der beiden

*) Im Sack'schen Familienwappen befindet sich eine Taube.

protestantischen Kirchenparteien in der preußischen Monarchie“ sind die Grundlagen derselben festgestellt.

Von den drei Söhnen des Bischofs sind als namhafte Koryphäen zu nennen: Friedrich Wilhelm Sack, Chef des Obertribunals, Friedrich Ferdinand Adolph Sack, Oberkonsistorialrath und Oberhofprediger, und Karl Heinrich Sack, Professor an der Berliner Universität. Den beiden letztgenannten Brüdern wohnte ein tiefer Sinn für das Ideal des menschlichen Lebens inne, und ihre hinterlassenen Gedichte, von denen ein Theil im Druck erschienen ist, zeugen von wahrhaft poetischer Begabung.

Ein besonderer Prachtmensch war der erwähnte Stifter Simon Heinrich Sack, Justiz- und Kommissionsrath, geb. 27. Juni 1723 zu Hacklingen, † 2. Dezember 1792. Mit einem scharfen Verstande verband er ein gerades, freies, offenes Gemüt, Einfachheit der Sitten, Geduld, Ausdauer, Nachsicht gegen die Fehler der Nebenmenschen und große Ordnungsliebe. Vor allem hing sein Herz mit großer Liebe an seiner Familie. Ihr Flor war seine größte Freude. Als vielgesuchter Advokat erwarb er ein sehr großes Vermögen, welches er größtentheils zu einer Familienstiftung bestimmte, wie solches, wie wir wissen, aus seinem Testamente ersichtlich ist.

Von den Eigenthümlichkeiten des Stifters mögen schon die von ihm getroffenen Bestimmungen gelegentlich seines Ablebens zeugen; dieselben lauten unter anderem:

„1. Es soll sich mit der Anordnung meines Begräbnißes niemand weiter befassen, als meine Tochter, die Hofrätin Cramer; zur Befreiung der diesfälligen Kosten soll sie von dem vorhandenen baaren Gelde 400 Rthlr. nehmen, und es wird alles ihrer Einrichtung überlassen; bloß mit dem Beifügen, daß keine Kosten gespart, sondern ein jeder für seine dabei zu leistenden Dienste gut bezahlt werden soll, daher denn auch nichts daran gelegen ist, oder 100 Rthlr. mehr oder weniger dazu verwendet werden.

„2. Gleich nach dem Tode soll meine Leiche ohne Waschen, oder sonstigen Anzug in ein reines Betttuch eingehüllt, in den Sarg gelegt, dieser aber bis zur Beerdigung unten in mein großes Hausgewölbe gesetzt werden. Unterdessen wird der Hausflur mit schwarzem Tuch ausge schlagen, und die Leiche am Begräbnißtage früh eigends dahin gesetzt. Der Kutscher sorget, daß Pferde und Wagen vorher bei meinem Nachbar Zudriegel untergebracht werden und dieser erhält für das Standgeld auf 2 bis 3 Tage 5 Rthlr.“ —

Es würde auch zu weit führen, wollte ich hier sämmtliche hervorragende Mitglieder der Familie aufzählen, und ich muß mich daher nur noch auf die interessantesten Vertreter dieses Geschlechts beschränken. Diese sind:

Johann August Sack, Oberpräsident zu Pommern. Nach dem Tilsiter Frieden leitete er die Kontributionsverhandlungen mit den Franzosen. Mit dem Freiherrn Minister von Stein arbeitete er die Städteordnung und mit Scharnhorst und Gneisenau die Landweh-

ordnung aus. Als Oberpräsident von Pommern hat er sich große Verdienste um diese Provinz erworben. Außer der Hebung der Schifffahrt und des Seehandels wandte er noch seine besondere Fürsorge Chausseebauten und dem Postverkehr im inneren Lande zu. Volksschulen, Straf- und Arbeitshäuser wurden durch ihn befördert oder neu errichtet, ja überall, wo das Auge auf gewerblichem, geselligem oder geistigem Gebiete forschet, finden sich Spuren seines rastlosen Strebens.

Einer der interessantesten der Säden war der Hofrath Philipp Wilhelm Sack, geb. 22. Februar 1734, † 12. Dezember 1813, der jüngste Bruder des obengenannten Stifter's. Als Kürassieroffizier zeichnete er sich durch Kühnheit und Tapferkeit im siebenjährigen Kriege vielfach aus. Einst von den Kosaken gefangen genommen und mit dem Kopfe am Sattel des Feindes befestigt und fortgeschleppt, rettete er sich durch List und schwamm in Uniform und Kürass durch die Oder zu den Seinen zurück. 1778 finden wir ihn als Hof- und Regierungsekretär bei der Regierung zu Minden und später als Hofrath und Generalpächter des königl. Amtes „Hausberge“. Auf dem Gute „Rothenhof“ wohnend, war er ein ausgezeichnete und weit und breit berühmter Landwirth. Seine Eleven bildete er mit Gewissenhaftigkeit und Strenge. Unter anderem mußte der Neueintretende bei den Inspektionsgängen genau in die Fußstapfen seines Chefs treten. Er heiratete erst im Alter von 47 Jahren. Seine Frau, Ottilie geb. Baumann, war Nonne in einem Kloster gewesen, aus dem er sie entführte. Er fuhr nie anders als vierspännig. Im hohen Alter kaufte er das sogenannte „Schloß“ zu Hausberge bei Minden, in dessen Gartenanlagen sein und seiner Frau Grabdenkmal noch vorhanden ist. Er hinterließ sechs Söhne und sechs verheiratete Töchter, welche unter dem Namen „die Rothenhöfer“ allgemein bekannt waren. Während der Kriege von 1813 bis 1815 lieferte Ph. W. Sack fünf Söhne als Offiziere zum Heere; zwei davon fielen in Rußland, einer wurde schwer verwundet. Er hat unter allen Säden die zahlreichste Nachkommenschaft aufzuweisen.

Von den genannten „Rothenhöfer“ Säden ist einer der merkwürdigsten Eduard Sack. In der Schlacht bei Ligny als Ulanenlieutenant bei einer Carré-Attaque durch drei Kugeln verwundet, nahm er nach dem Kriege seine juristischen Studien in Göttingen wieder auf und wurde schließlich Staatsprokurator bei den Gerichten zu Altona und Düsseldorf. Hier schon erwarb er sich als Mitbegründer der rheinisch-westfälischen Gefängnißgesellschaft große Verdienste um die Verbesserung des Gefängnißwesens. Seine zweite Frau war eine Stieftochter des Professors von Fichte (Sohn des durch seine Reden an die deutsche Nation berühmten Philosophen). Er war der Vater von 23 Kindern, von denen 18 ein höheres Alter erreicht haben. Sein ältester Sohn unterrichtete den preussischen Kronprinzen, späteren Kaiser Friedrich, auf der Universität in der Führung der Waffen.

Es dürfte interessant sein, zu erfahren, daß der — inzwischen

verstorbene — Justizrath Albert Schulze identisch war mit dem in Friß Reuters: „Mit mine Festungstid“ erwähnten „Oll Capitaine.“

Justus Leopold Maximilian Sack war Chefpräsident des Oberlandesgerichts zu Ratibor; Christoph Wilhelm Heinrich Sethe, Chefpräsident des rheinischen Revisionshofes und der bedeutendste Jurist seiner Zeit, war mit der Tochter des Kriminalraths Sack zu Münster verheiratet. Nachstehende Episode aus seinem bewegten Leben dürfte unsere Leser interessiren. 1812 war er Mitglied des errichteten Staatsraths und Generalprocurator der Rheinprovinz. Als unter den Fabrikarbeitern im Bergeschen bei den Napoleonischen Militäraushebungen ein Aufstand ausbrach und Sethe, der als Generalprocurator bei der Untersuchung fungirte, sich dem willkürlichen Verfahren der Behörde widersetzte, wurde er im April 1813 zur Verantwortung nach Paris gezogen. Hier sollte er Napoleon vorgestellt werden, der dies mit den Worten ablehnte: „Je ne veux pas voir l'avocat du Rhin.“ Der Minister Röderer eröffnete ihm, daß er dem Kaiser Napoleon als der gefährlichste Mann im Großherzogthum Berg geschildert worden sei, machte ihm heftige Vorwürfe über sein Verfahren und bemerkte ihm schließlich, daß Napoleon ihn erschießen lassen könnte. Sethe erwiderte darauf gelassen: „Alors il faut auparavant fusiller la voix.“

Von namhaften Männern, welche direct von der Familie Sack abstammen oder mit ihr verwandt waren und sind, seien schließlich hier noch hervorgehoben: der berühmte Naturforscher Professor Dr. Ernst Haeckel, Professor Clausius, einer der größten Physiker unserer Zeit, der preussische Staatsmann und Rechtsgelehrte Johann Albrecht Friedrich Eichhorn, der Regierungspräsident Carl Friedrich Hermann v. Eichhorn, der Konsistorialrath und Professor Wilhelm Heinrich Erbkam, der General der Infanterie von Hueser, der commandirende General und Generaladjutant des Kaisers Wilhelms I. von Obernitz, Professor Dr. Bindseil, Professor Dr. Budde, Geh. Regierungsrath und vortragender Rath im preuss. Kultusministerium Ruegler, Landgerichtspräsident Ed. Sack in Frankfurt a. D., Korvettenkapitän H. Sack, Kammerherr Freiherr von Wincke, der, jetzt in Brasilien lebende Afrikareisende und Botaniker Herman Sohaux, die Schriftstellerin Frida Sohaux-Schanz in Leipzig u. s. w.

Schon aus dem Gesagten ersieht man, daß in ganz Deutschland keine zweite Familie mit einer ähnlichen Stiftung und Verfassung existirt. Sie repräsentirt so recht eigentlich das gebiegene, vornehme und behäbige Bürgerthum. Die obigen Ausführungen haben gezeigt, welche stattliche Reihe namhafter Staatsmänner, Politiker, hoher Beamten, Theologen zc. aus ihr hervorgingen, die eine Zierde ihres Standes und des deutschen Volkes waren und theilweise noch sind.

Es giebt kein zweites Geschlecht, das — wie das Sack'sche — derart über die ganze Erde verbreitet wäre.

Wir rufen ihm ein vivat, floreat, crescat! aus voller Seele zu!





Felix Mendelssohns Beziehungen zu Goethe*).

Von Fr. A. von Winterfeld.

Nur für eine kurze Spanne Zeit — von 1809 bis 1832 — fällt das Leben Felix Mendelssohns mit dem von Goethe zusammen, und noch um die Hälfte kürzer ist der die Jahre 1821 bis 1832 umfassende Zeitraum der gegenseitigen Beziehungen zwischen dem Knaben und Jüngling und dem hochbetagten Greise. Diese äußersten Unterschiede des Alters beeinträchtigten die Innigkeit jener Beziehungen durchaus nicht, förderten sie im Gegentheil: der Greis hatte seine helle Freude an dem vielverheißenden, jungen Menschenkinde, das wiederum zu ihm, als zu einem begeisternden Ideal, empor sah, von dem fruchtbringende Keime der Anregung für das Leben, gerade in der empfänglichsten Periode desselben, ausgehen sollten.

Der alte, originelle Zelter, der sich vom Maurergesellen autodidaktisch zum Professor und Direktor der Berliner Singakademie emporgearbeitet, der langjährige Freund und Korrespondent Goethes, dem sich seine sonst so knorrige Natur fast demüthig unterordnete, hatte in seinen Briefen schon so oft der außerordentlichen Begabung des jungen Felix, seines Schülers, gedacht, daß Goethe mit lebhaft erwecktem Interesse den Lehrer und den Schüler zu einem Besuche in Weimar aufforderte.

Hoherfreut sagt Zelter zu: „Meinem besten Schüler will ich gern Dein Antlitz zeigen, ehe ich von der Welt gehe, worin ich's freilich so lange als möglich aushalten will.“

Nicht gering war die Aufregung, in welche die ganze Familie Mendelssohn durch den bevorstehenden Besuch versetzt wurde. „Deffne Deine Sinne“, ermahnt der Vater den Sohn, „beobachte Dich selbst streng, halte Dich, besonders bei Tisch, anständig, sprich deutlich und

*) Quellen: Goethes Briefwechsel mit Zelter, Felix Mendelssohns Briefe, E. Henjel, R. Mendelssohn, L. Kellstab: Erinnerungen.

angemessen.“ Die um vier Jahre ältere, musikalisch ebenfalls hochbegabte Schwester Fanny droht: „Sperrt Augen und Ohren auf, wenn Du zu Goethe kommst, das rathe ich Dir; kannst Du bei Deiner Rückkehr nicht jedes Wort aus seinem Munde erzählen, so sind wir Freunde gewesen.“

Die Mutter aber schreibt an ihre Schwägerin, Henriette Mendelssohn, in Paris: „Denke Dir, daß dem kleinen Schlingel das Glück bevorsteht, mit Zelter nach Weimar zu gehen, der ihn Goethe zu zeigen wünscht. Du kannst denken, was es mich kostet, mich von dem lieben Kinde, wenn auch nur auf einige Wochen, zu trennen. Ich betrachte es aber als keinen geringen Vorzug, daß er Goethe unter solchen Umständen vorgestellt wird, unter seinem Dache wohnen und den Segen des großen Mannes erwerben kann.“

Im Herbst des Jahres 1821 wurde die Reise unternommen. Der damals kaum zwölfjährige Felix hatte bereits eine erstaunliche musikalische Produktivität entwickelt, die neben vielen anderen Sachen sogar zwei kleine Opern umfaßte. Auch im Klavierspiel, namentlich im Phantasiren, leistete er außerordentliches.

Den besten Begriff von der Aufnahme im Goethe'schen Hause und dem Verkehr dajelbst geben die an seine Familie gerichteten Briefe des Knaben, die kindliche Unbefangenheit mit merkwürdiger, frühreifer Beobachtungs- und Beurtheilungsgabe vereinigen und aus denen wir einige Stellen wiedergeben*):

„ . . . Jetzt hört Alle, Alle zu. Hent' ist Dienstag. Sonntag kam die Sonne von Weimar, Goethe, an. Am Morgen gingen wir in die Kirche, wo der 100. Psalm von Händel halb gegeben wurde. (Die Orgel ist groß und doch schwach; die Marienorgel**) ist, obwohl klein, doch viel mächtiger.) Dann ging ich nach dem „Elephanten“, wo ich Lucas Cranachs Haus zeichnete. Nach zwei Stunden kam Professor Zelter: „Goethe ist da, der alte Herr ist da!“ Gleich waren wir die Treppe hinunter in Goethes Haus. Er war im Garten und kam eben um eine Hecke herum. (Er ist sehr freundlich, doch alle Bildnisse von ihm finde ich nicht ähnlich. Er sah sich dann seine interessante Sammlung von Versteinerungen an, welche der Sohn geordnet hatte, und sagte immer: „hm, hm, ich bin recht zufrieden.“) Nachdem ging ich noch eine halbe Stunde im Garten mit ihm und Professor Zelter. Dann zu Tisch. Man hält ihn nicht für einen Dreundsiebzigjährigen, sondern für einen Fünfsziger. Jeden Morgen erhalte ich vom Autor des „Faust“ und des „Werther“ einen Kuß und jeden Nachmittag vom Vater und Freund Goethe zwei Küsse. Bedenkt! Nachmittags spielte ich Goethe über zwei Stunden vor, theils Fugen von Bach, theils phantasirte ich. (Den Abend spielte man Whist und Professor Zelter sagte: „Whist heißt, Du sollst das Maul halten.“ Ein Kraftausdruck! Den Abend aßen

*) Densel: „Die Familie Mendelssohn.“

**) Die Orgel in der Marienkirche in Berlin.

wir alle zusammen, auch sogar Goethe, der sonst niemals zu Abend ist.) Nun, meine liebe, hustende Fanny: gestern Morgen brachte ich Deine Lieder der jungen Frau von Goethe, die eine hübsche Stimme hat. Sie wird sie dem alten Herrn vorsingen. Ich sagte ihm auch schon, daß Du sie gemacht hättest und fragte, ob er sie wohl hören wollte. Er sagte: 'Ja, ja, sehr gerne.' Der Frau von Goethe gefallen sie besonders. Ein gutes Omen. Heute oder morgen soll er sie hören."

" Montag war ich bei der Frau von Henkel*) und auch bei dem Erbgroßherzog, dem meine G moll-Sonate sehr wohl gefiel. Donnerstag früh kamen die Großherzogin, die Großfürstin und der Erbgroßherzog zu uns, denen ich vorspielen mußte. Und nun spielte ich von elf Uhr, mit Unterbrechung von zwei Stunden, bis zehn Uhr abends. Ich spiele hier viel mehr als zu Hause, unter vier Stunden selten, zuweilen sechs, ja wohl gar acht Stunden. Alle Nachmittage macht Goethe das Streichersche Instrument mit den Worten auf: 'Ich habe Dich heute noch gar nicht gehört, mache mir ein wenig Lärm vor', und dann pflegt er sich neben mich zu setzen, und wenn ich fertig bin — ich phantasire gewöhnlich — so giebt er mir einen Kuß. Von seiner Güte und Freundlichkeit macht Ihr Euch gar keinen Begriff. Daß seine Figur imposant ist, kann ich nicht finden, er ist eben nicht viel größer als der Vater. Doch seine Haltung, seine Sprache, die sind imposant. Einen ungeheuren Klang der Stimme hat er und schreien kann er wie zehntausend Streiter. Sein Haar ist noch nicht weiß, sein Gang fest, seine Rede sanft. Sonnabend war Adele Schoppenhauer — die Tochter**) — bei uns. Die Rede kam auf unsere Abreise und Adele schlug vor, daß wir alle hingehen und uns Professor Zelter zu Füßen werfen sollten und um ein paar Tage Zugabe flehen. Er wurde in die Stube geschleppt, und nun brach Goethe mit seiner Donnerstimme los, schalt Professor Zelter, daß er uns mit nach dem alten Nest — Jena — nehmen wollte, befahl ihm, still zu schweigen, ohne Widerrede zu gehorchen, uns hier zu lassen, allein nach Jena zu gehen und schloß ihn so von allen Seiten ein, daß er alles nach Goethes Willen thun wird. Nun wurde Goethe von allen Seiten bestürmt, man küßte ihn Mund und Hand und wer da nicht ankommen konnte, der streichelte ihn und küßte ihm die Schultern, und wäre er nicht zu Hause gewesen, ich glaube, wir hätten ihn nach Hause begleitet, wie das römische Volk den Cicero nach der ersten catilinarischen Rede."

Diese Briefe, von Felix Mutter an die Tante Henriette in Paris geschickt, veranlaßten dieselbe zu dem prophetischen Auspruch: „Wenn Gott diesen Knaben erhält, so werden nach langen, langen Jahren seine Briefe einst Epoche machen; bewahren Sie sie wie ein Heiligthum.“

*) Oberhofmeisterin Gräfin Henkel.

**) Die Schwester des Philosophen.

Obwohl Goethe sonst eine gewisse unnahbare Würde und Gemessenheit zur Schau zu tragen pflegte — selbst Zelter, mit dem er das brüderliche Du austauschte, wagte nicht anders, als im höchsten Ceremoniel, d. h. in seidnen Strümpfen, kurzen, seidnen Beinkleidern, Frack und Schnallenschuhen vor ihm zu erscheinen — so legte er diese doch gänzlich dem „kleinen Berliner“ gegenüber ab, dessen zuthunliches, unbefangenes, frisches Wesen ihn ungemein ansprach. Außerordentliches Vergnügen machte es Goethe, Felix Talent vor einem Kreise von Gästen, die er zu diesem Zwecke geladen, auf die Probe zu stellen, über welche Kellstab, welcher derselben beiwohnte, interessantes berichtet.

Zuerst mußte der Knabe über ein gegebenes Thema frei phantasiren. Es war ein einfaches, ziemlich triviales Lied: „Einst träumte ich von Hannchen“, welches ihm Zelter mit seinen von der Gicht gelähmten Fingern vorspielte. Nun setzte sich Felix an den Flügel, ging aber sofort in ein stürmisches Allegro über, dessen Grundlage die sanfte Melodie war, die er bald im Diskant, bald im Bass nahm und mit neuen, reichen Gedanken durchflocht. Mit Staunen hörte man die kleinen Hände in den Tonmassen arbeiten, die schwierigsten Kombinationen beherrschen und überraschende kontrapunktische Sätze zwischen einem mächtigen Harmonienstrom entwickeln. Zelter, dessen Grundsatz es war, möglichst wenig zu loben, rief, als Felix geendet: „Na, Du hast wohl von Kobold und Drachen geträumt! Das ging ja über Stock und Blut!“ Goethe aber nahm den Lockenkopf des kleinen Künstlers zwischen die Hände, streichelte ihn und sprach scherzend: „Damit kommst Du noch nicht durch, Du mußt noch mehr spielen, bevor wir Dich ganz anerkennen.“ Darauf spielte Felix Bachsche Fugen, die Goethe besonders liebte, und als dieser ein Menuett verlangte, rief der Knabe leuchtenden Auges: „Ich will Ihnen das schönste spielen, die es in der ganzen Welt giebt!“ und spielte die Menuett aus „Don Juan“.

Goethe, der Mozart und namentlich den „Don Juan“ unendlich bewunderte, wollte nun auch die Ouverture hören. Doch dagegen protestirte der kleine Künstler lebhaft: „Die läßt sich auf dem Klavier nicht spielen, wie sie geschrieben ist, und ändern darf man nichts daran.“ In der Ouverture zum „Figaro“, die er dann vortrug, gab er die Orchestereffekte so vortrefflich, ließ durch mitgespielte Stimmen so viel feine Züge in der Instrumentation hervortreten, daß die Wirkung eine bewundernswerthe war.

Goethe, der immer heiterer blickte und immer aufgeräumter wurde, sagte nun scherzend: „Jetzt hast Du bekannte Stücke gespielt; nun wollen wir einmal sehen, ob Du auch etwas spielen kannst, was Du noch nicht kennst.“ Zunächst legte er Felix ein Blatt mit klar, wenn auch klein geschriebenen Noten vor. Es war Mozarts Notenschrift. Der Knabe spielte das Stück mit einer Sicherheit, als sei es ihm längst bekannt. „Das ist noch gar nichts“, neckte Goethe, „das können andere auch. Jetzt will ich Dir aber etwas geben, wobei Du stecken

bleiben wirst.“ Nun legte er ein Manuscript auf das Pult, das allerdings seltsam aussah. Man konnte kaum erkennen, ob es Noten waren, oder halbverwischte, mit der Feder gespritzte Tintenflecke. Felix rief lachend: „Wie soll man das lesen!“ wurde aber ernsthaft, als Zelter, ihm über die Achsel blickend, rief: „Das hat Beethoven geschrieben, das kann man auf eine Weise erkennen. Der schreibt immer wie mit dem Besenstiel und mit dem Kermel darüber gewischt.“

Felix versenkte sich ehrfurchtsvoll in das Lesen des Blattes. Goethe aber drängte: „Nun zeige, was Du kannst.“ Der Knabe begann. Obgleich ein einfaches Stück, so war es doch sehr schwierig, den musikalischen Gedanken aus den halb ausgestrichenen, halb verwischten Noten herauszufinden. Beim ersten Durchspielen gab es denn auch manchen Fehlgriff. Das zweite Mal aber fehlte nicht eine Note und plastisch trat die Komposition hervor. Mehrmals rief Felix während des Vortrages: „Das ist ganz Beethoven, daran hätte ich ihn erkannt!“

Als Felix darauf in den Garten gesprungen war, äußerte sich Goethe: „Was dieser kleine Mann im Phantasiere und Primavistaspielen leistet, das grenzt ans wunderbare und ich habe es bei so jungen Jahren nicht für möglich gehalten.“ Auf Zelters Aussprache, daß er bald Felix nichts mehr werde lehren können, meinte Goethe: „Mit dem Einfluß des Lehrers ist es überhaupt eine problematische Sache. Das, was den Künstler groß und eigenthümlich macht, kann er nur aus sich selbst nehmen. Welchen Lehrern verdanken denn Raphael, Haydn, Mozart ihre unsterblichen Schöpfungen?“

Bald war der „kleine Berliner“ der Liebling nicht nur des Goetheschen Hauses, sondern auch der Stadt und des Hofes. Mit den Hofdamen neckte er sich so unbefangen herum, als wenn es seine Schwestern wären und die Damen in Weimar trieben es so arg, daß Goethe zu Zelter sagte: „Die Weiber hier verderben mir noch den Jungen.“

Felix hatte dem Dichter von dem Kompositionstalent seiner Schwester Fanny erzählt. Da brachte Goethe das für sie gedichtete Lied: „An die Entfernte.“

„Wenn ich mir in stiller Seele
Singe leise Lieder vor:
Wie ich fühle, daß sie fehle,
Die ich einzig außerkor.
Möcht' ich hoffen, daß sie sänge,
Was ich ihr so gern vertraut;
Ach, aus dieser Brust und Enge
Drängen frohe Lieder laut.“

Fanny aber war nicht wenig stolz auf diesen Dichtergruß.

Bei aller Ehrfurcht vor Goethe behielt sich Felix doch sein eigenes Urtheil vor. So schreibt er über Goethes enthusiastisches Lob der Pianistin Szymanowska, die dieser über Hummel stellte: „Er hat ihr hübsches Gesicht mit ihrem nicht hübschen Spiel verwechselt“,

und von Goethes Freund, dem Lexikographen Riemer, sagt er: „Das Lexikonmachen ist ihm gut bekommen; er ist dick, fett und glänzend wie ein Prälat oder Vollmond.“

Wären Goethe dergleichen Aeußerungen zu Ohren gekommen, so würden sie ihn in seinem Urtheil, daß die Berliner eine „verwegene Nation“ seien, wohl noch bestärkt haben.

Endlich mußte geschieden sein und zum Andenken schenkte der Dichter seinem jungen Gast ein silbernes Medaillon mit seinem Bildniß in rothem Etui. Außerdem hatte er unter ein, von Fräulein Adele Schoppenhauer in rosa Papier ausgeschnittenes, geflügeltes, von einem bekränzten Genius gerittenes Steckenpferd eigenhändig die Verse geschrieben:

„Wenn über die ernste Partitur
Muntere Steckenpferdchen reiten,
Nur zu, auf weiter Töne Flur,
Wirft manchem Lust bereiten,
Wie Du's gethan mit Lieb und Glück.
Wir wünschen Dich allesammt zurück.“

Man kann sich denken, mit welcher Spannung der junge Reisende von den Seinigen in Berlin zurückerwartet wurde und was es nach seiner Ankunft für ein Fragen und Erzählen gab. Der schon so lebhaft Knabe schien noch viel aufgeregter als sonst und sprudelte von Humor. Fast konnte man ihn, wie die Mutter schreibt, mit einem Vulkan vergleichen.

Die räumliche Entfernung unterbrach den Verkehr nicht, der brieflich fortgesetzt wurde. Felix schrieb zu Weihnachten einen langen Brief an Goethes Schwiegertochter, begleitet von einem „Waldeusef“ für deren Söhne Walter und Wolf, die seine Spielkameraden in Weimar gewesen waren, während Goethe in seinen Briefen an Zelter stets Felix gedenkt. So schreibt er am 5. Februar 1822: „Auch Felix sag' ein gutes Wort und seinen Eltern. Seit Eurer Abreise ist mein Flügel verstummt.“

Auf der Rückkehr von einer Reise in die Schweiz machte die ganze Familie Mendelssohn im Herbst 1822 einen Besuch bei Goethe, von welchem sie mit ausgezeichnete Güte aufgenommen wurde. Die Mutter schreibt darüber: „Goethe der Vornehme, Hohe, Ministerielle, um den Würde, Ruhm, Dichterglanz eine blendende Strahlenkrone bilden, vor dem gewöhnliche Sterbliche erbangen, ist so gütig und väterlich gegen den Knaben, daß ich nur mit dem innigsten Danke und freudiger Nührung mir diese beglückenden Bilder zurückrufen kann.“

Stundenlang sprach Goethe mit Felix Vater über den Sohn, mit Wohlgefallen ruhten seine Blicke auf ihm und sein Ernst verwandelte sich in Heiterkeit, sobald er spielte. Seit Felix Abwesenheit war der Flügel unberührt geblieben und Goethe selbst öffnete ihn mit den Worten: „Komm' und wecke mir all' die geflügelten Geister, die so lange darin geschlummert.“ Eines Abends erbat er sich von Felix eine Fuge von Bach, die die junge Frau von Goethe

ihm bezeichnet hatte. Da Felix sie nicht auswendig wußte und ihm nur das Thema bekannt war, so führte er dies in einem langen fugirten Satze durch. Goethe war ganz hingerissen und sagte zur Mutter: „Es ist ein himmlischer, kostbarer Knabe! Schicken Sie ihn mir recht bald wieder, daß ich mich an ihm erquicke.“ Dann sagte er wieder einmal zu ihm: „Du bist mein David, der die bösen Träume durch Dein Spiel bannst; ich werde aber nie wie Saul den Speer nach Dir werfen.“

Obgleich sich die Damen in Weimar alle Mühe gaben, den Knaben zu verhäßeln, so war er doch nur auf Goethes Anerkennung und Neigung stolz. Auch gegen Fanny war dieser sehr gütig und freundlich; sie mußte ihm viel Bach spielen und seine von ihr in Musik gesetzten Lieder hatten seinen vollen Beifall.

In den nächsten drei Jahren fand eine persönliche Begegnung nicht statt. Doch unterrichtete Zelter Goethe stets von Felix Fortschritten. Erst auf der Rückreise von Paris, wohin Felix mit seinem Vater im März 1825 auf einige Monate gegangen war, wurde Goethe wieder ein Besuch abgestattet, über den derselbe von Zelter berichtet: „Herr Mendelssohn mit seinem Sohne verweilte auf seiner Rückreise leider nur kurze Zeit. Felix produzirte sein neuestes Quartett zum Erstaunen vor jedermann. Diese persönliche, hör- und vernehmbarere Dedikation hat mir sehr wohl gethan.“ Für die Widmung des H moll-Quartetts aber bedankte sich Goethe durch folgendes „Liebeschreiben“, wie es Zelter nennt: „Du hast mir, mein theurer Felix, durch die gehaltvolle Sendung sehr viel Vergnügen gemacht; ob schon angekündigt, überraschte sie mich doch. Notenstich, Titelblatt, sodann der allerherrlichste Einband wetteifern miteinander, die Gabe stattlich zu vollenden. Ich habe sie daher für einen wohlgebildeten Körper zu achten, mit dessen schöner, kräftig-reicher Seele Du mich zu höchster Bewunderung schon bekannt machtest. Nimm daher den allerbesten Dank und laß mich hoffen, Du werdest mir bald wieder Gelegenheit geben, Deine staunenswürdigen Thätigkeiten in Gegenwart zu bewundern. Empfiehl mich den würdigen Eltern, der gleichbegabten Schwester und dem vortrefflichen Meister. Möge mein Andenken in solchem Kreise immerfort lebendig dauern. Weimar, 18. Juni 1825. Treulich F. W. Goethe.“

Felix Ausbildung war durchaus keine einseitig musikalische, sondern eine harmonisch allgemeine. So hatte er seinen Lehrer Heyse — den Vater von Paul Heyse — mit einer metrischen Uebersetzung des Lustspiels von Terenz: „Die Mädchen von Andros“ überrascht und auch Goethe ein Exemplar davon übersendet. Dieser schreibt darüber an Zelter: „Nun will ich Dich noch freundlichst ersuchen haben, dem trefflichen, thätigen Felix Schönstens zu danken für das herrliche Exemplar ernster, ästhetischer Studien; seine Arbeit soll den Weimariischen Kunstfreunden in den langen Winterabenden eine besondere Unterhaltung sein.“

Auf die Kunde, daß durch Felix Bemühungen und unter seiner

Leitung am 11. März 1829 zum ersten Mal nach fast hundert-jähriger Vergessenheit die Bach'sche „Matthäus-Passion“ zur Auf-führung kommen sollte, schrieb der Dichter an Zelter: „Es ist mir, als ob ich von ferne das Meer brausen hörte. Dabei wünsch' ich Glück zu so vollendetem Gelingen des fast Undarstellbaren. Was Du an Felix erlebst, gön'n' ich Dir von Herzen; mir ist es unter meinen vielen Schülern kaum mit einem so wohl geworden.“

Als Felix im Sommer 1829 in London infolge Umwerfens des Wagens erheblich am Fuße verletzt worden war und das Bett hüten mußte, erkundigte sich Goethe theilnehmendst nach ihm: „Dringend wünsch' ich zu erfahren, ob von dem werthen Felix günstige Nachrichten eingegangen sind. Ich nehme den größten Antheil an ihm, denn es ist höchst ärgerlich, einen Menschen, aus dem so viel geworden ist, durch einen niederträchtigen Zufall in seiner fortschreitenden Thätigkeit gefährdet zu sehen. Sage mir etwas tröstliches.“

Im Jahre 1830 pilgerte Felix nach dem Heimatlande der Kunst, Italien, und auf dem Wege dorthin besuchte er noch einmal den greisen Dichter. Er fand ihn, den er acht Jahre lang nicht gesehen, äußerlich zwar unverändert, dagegen anfänglich stiller und weniger lebhaft. Bald aber thaute der alte Herr auf und wurde ebenso munter, freundlich und vertraulich wie sonst, forderte Felix auf, die jungen Damen zu necken und theilte sich selbst lebhaft dabei. Dann sagte er: „Gute Kinder — hübsche Kinder — muß immer lustig sein — tolles Volk“, und machte dazu Augen, wie ein alter Löwe, wenn er einschlafen will. Als ihm Felix vorspielte, meinte er, er hätte so lange keine Musik gehört, nun wäre er mit deren neuesten Fortschreiten gar nicht bekannt, Felix müsse ihm recht viel davon erzählen.

Auf Felix Bitte, ihn, den neunzehnjährigen, wie früher Du zu nennen, verlangte er, daß Felix länger als die vorgesezten zwei Tage bleiben müsse, damit er sich wieder daran gewöhnen könnte.

Jeden Morgen nahm Goethe eine „Musikstunde“ bei Felix, der ihm Stücke von allen großen Komponisten nach der Reihenfolge vor-spielen und erläutern mußte. Nach dem ersten Satz der C moll-Symphonie von Beethoven — Beethoven war ihm eigentlich nicht recht sympathisch — meinte Goethe: „Das bewegt gar nichts, das macht nur Staunen, das ist grandios, ganz toll — man möchte sich fürchten, das Haus fiele ein — und wenn das nun gar erst alle die Menschen zusammen spielen!“

Nach Tisch pflegte er mit seinem jungen Freunde eine Stunde in lebhaft angeregter Unterhaltung zu verbringen, Stunden, die man, wie Felix sagt, sein Leben lang nicht wieder vergißt. Als Goethes Schwiegertochter Ottilie den alten Herrn fragte, ob auch Felix nicht zu oft käme, fuhr er sie fast an, er müsse erst ordentlich anfangen, mit ihm zu sprechen und noch vieles von ihm lernen. Goethe, der sonst die Besucher eher zum gehen wie zum bleiben aufzufordern

pflegte, wollte von der Abreise, die immer wieder verschoben wurde, gar nichts hören.

• Endlich mußte doch geschieden sein und der Dichtergreis schenkte dem jungen Künstler, nachdem dieser ihn noch einmal seine Lieblingsstücke von Mozart und Haydn vorgespielt, als Andenken einen Bogen vom Manuskript des „Faust“ mit der Unterschrift: „Dem lieben, jungen Freund F. M. B., kräftig, zartem Beherrscher des Pianos, zur Erinnerung froher Maitage 1830, J. W. von Goethe.“ Dann sagte er halb wehmüthig: „Da geht man nun fort — wollen sehen, daß wir uns aufrecht erhalten bis zur Rückkehr“, küßte Felix bewegt und dieser fuhr ab.

An Zelter schrieb Goethe: „Soeben fährt beim klarsten Himmel und schönsten Sonnenschein der treffliche Felix ab, nachdem er vierzehn Tage vergnüglich bei uns zugebracht und alles mit seiner vollendeten, liebenswürdigen Kunst erbaut, um bei uns ein Andenken zurückzulassen, welches immer hoch zu feiern ist. Mir war seine Gegenwart besonders wohlthätig; er ist daher auch mit meinen Segnungen geschieden.“

Felix unterließ nicht, dem väterlichen Freund von seinen Reiseerlebnissen und Eindrücken getreuliche Berichte zu erstatten, die mit freudigem Interesse aufgenommen wurden. So schreibt Goethe an Zelter: „Vor allen Dingen habe ich zu vermelden, daß ich einen ganz allerliebsten, ausführlichen Brief von Felix aus Rom erhalten habe, welcher das reinste Bild des vorzüglichen, jungen Mannes darstellt. Für den ist nun weiter nicht zu sorgen, das schöne Schwimmbad seines Talents wird ihn durch die Wogen und Brandungen des Lebens hindurchführen.“ Diese Weissagung sollte zur schönsten Wahrheit werden.

Während des Aufenthaltes in Italien setzte Felix Goethes Walpurgisnacht in Musik, eine Arbeit, die diesen ungemein erfreute und interessirte.

Auf der Heimkehr in Paris traf Felix die Nachricht von Goethes Tod. Wie tief ihn dieselbe ergriff, zeigen seine darüber an die Eltern gerichteten Worte: „Es ist eine Nachricht, die einen wieder so arm macht! Wie anders sieht das Land nun aus. Es ist so eine von den Botschaften, die mir nun beim Namen Paris immer einfallen werden und deren Eindruck mir durch alle Freundlichkeit, alles Saufen und Brausen und das ganze lustige Leben hier nicht verlöschen wird.“

Auch der alte Zelter folgte nach wenigen Wochen seinem Freunde in die Ewigkeit.

Der Segen des erhabenen Dichters aber begleitete den jungen Künstler auf seiner Lebensbahn und erregte und erhielt in ihm den Sinn für das Gesunde, Tüchtige, die Abneigung gegen alles Kränkende und Schwächliche in Kunst und Leben.





Der Schabernack.

Erzählung von Hilsesker Frey.

Warum ich alle diese Vorbereitungen treffe, wie wenn es sich darum handele, ein Fest zu begehen oder irgend einen anderen jener wichtigen Tage, welche der Mensch als bemerkenswerth aus der Reihe der übrigen durch Blumen-schmuck und Gläserklang herauszuheben pflegt? Je nun, es ist imgrunde auch der Fall! Ein Fest ist es in der That, mit dessen Feier wir uns eben beschäftigen. Zwar keines von denen, welche mit alljährlicher Wiederkehr im Kalender verzeichnet stehen oder sonst aus der Gewohnheit der Menschen hervorgehen. Nur mein altes Herz kennt die Ursachen desselben unter Euch allen, die Ihr ringsum gehet und kommt. Allein es ist so voll von seinem wirklich innerlichen Glücke, daß es schier überströmen will. Deshalb muß es in diesem Drange seine Freude theilen, vervielfältigen, an Euch abgeben — abgesehen davon, daß Ihr ein gutes Anrecht darauf habt. Denn wie ich, zieht Ihr Euren Lebensunterhalt aus dem mächtigen Etablissement, dessen Schlotte draußen ihre Rauchwolken in die Lüfte schicken, wie wenn sie ihnen Kunde zutragen wollen von der Betriebsamkeit, welche hier unten herrscht. Alle sind wir Angestellte des alten, ehrwürdigen Hauses Beltliner, ob wir nun hinter dem Pulte stehen und das Soll und Haben unserer Firma in die mächtigen Bücher eintragen, welche drinnen im Comptoir die Wände bis hinauf zur gewölbten Decke bekleiden, oder drüben in den Fabrikräumen ruhigen Antlitzes und mit schwieligen Händen die Werke schaffen, welche als Zeugniß von unserer Tüchtigkeit hinausgehen in die weite Gotteserde. Eine einzige Familie bilden wir, enger verknüpft in den Banden, als sie bisweilen von der Gemeinsamkeit des Blutes geschaffen werden. Und wie uns Wehe und Schaden auf gleiche Weise betrifft, so soll auch die Freude, wie sie empfunden wird von der Brust des Einzelnen, in alle übrigen hinüberquellen.

Erst noch hier die Guirlande ein wenig mehr nach rechts geschoben, damit der Bogen, welchen sie bildet, die richtige Wölbung

gewinnt — dort auf jenem Platz fehlt noch das Glas! Ein Römer muß es sein! Sei, wie der Rheinwein in ihm perlen soll!... Und nun will ich Euch erzählen, was es für eine Bewandniß mit diesem Tage, welchem ich ein so festliches Gepräge geben möchte, denn eigentlich hat.

Se nun, Ihr kennt sie doch beide, den Bruno Dettweiler, welcher immer so ernst und in sich gekehrt seinen Weg dahinschreitet, als ob die Welt für ihn keinerlei Freuden hat, und Fritz Denjow, das pure Gegentheil von ihm, an dem alles lacht und glücklich erscheint! Oft ist Euch schon aufgefallen, daß zwischen diesen beiden eine tiefgewurzelte Abneigung besteht, und der Eine oder Andere hat mich auch angegangen, ihm die Ursache davon mitzutheilen. Zumal von den Jüngeren, welche es gewiß befremden muß, daß, wo alle übrigen sonst friedfertig und einträchtig nebeneinander ihrer Beschäftigung obliegen, zwei Menschenkinder in augenscheinlichem Groll auseinander gehalten werden. Die Alten freilich haben sich schon daran gewöhnt, wenn es ihnen auch in früheren Jahren darum keinesfalls weniger hart angekommen sein mag. Ich aber schwieg beharrlich. War es denn übrigens nothwendig, daß ich es wissen mußte, was zwischen Bruno Dettweiler und Fritz Denjow vorgekommen —

Ihr lacht! Ihr schüttelt ungläubig das Haupt! Ach so, Ihr meint, daß es nicht wohl möglich, ich sollte ohne Kenntniß von einem Vorfall sein, welcher Beziehung hat zu dem Hause Weltliner! Se nun, so unrecht möget Ihr darin nicht haben! Wer so lange, wie ich, in diesen Mauern gewohnt, muß wohl oder übel zur lebendigen Chronik der Ereignisse werden, welche sich darin abspielt. Ein junger Fant, bei welchem man selbst kaum mit der Lupe den Flaum über der Lippe entdeckt hätte, kam ich her, und heute bin ich über und über grau, ein alter, morscher, schneebedeckter Stamm, welcher weiß, daß der erste Sturm, welcher über die Ebene tobt, ihn niederwerfen muß. Mein Amt bestand darin, die letzten Handlangerdienste im Comptoir zu verrichten, und nächste Weihnacht werden es bereits dreißig Jahre, daß ich die Schlüssel zu der Kasse führen darf, in welcher die Millionen des Hauses Weltliner, ein nettes Sümmdchen, über welches nicht leicht eine andere Firma in Berlin verfügen dürfte, ihren Port gefunden haben.

Ich erinnere mich noch genau, wie sie beide in das Geschäft traten — Bruno Dettweiler und Fritz Denjow. Es war zu gleicher Zeit um die Ostern bei einem Unterschied von nur wenigen Tagen. Um so größer war derjenige in der Stellung, welche sie hier einnahmen. Denn Ihr dürft von den heutigen glänzenden Verhältnissen, in denen Fritz Denjow lebt, keinen Rückschluß ziehen auf seine damaligen. Er war armer Leute Kind, aus einer Handwerkerfamilie, die in irgend einem Winkel Deutschlands das Dasein mühsam von einem Tage zum andern schleppte. Daß er hierher nach Berlin kam, hatte er eben seinem Glückstern und dem Edelsinn unseres ehemaligen Chefs, des alten Kommerzienrathes, zu danken, welcher sich gern den

Dürftigen und Mittellosen als eine Stütze zeigte. Nun, Ihr wißt ja alle, was das für ein Mann gewesen, der alte Jakob Beltliner mit den mürrischen Zügen in dem verwitterten Gesicht und dem ewig jungen, freundlichen Herzen. Was wir hier sehen, hat er geschaffen, und ich meine, es hat schon darum seinen absonderlichen Werth, weil es aus so winzigen Anfängen hervorgegangen ist.

Reist er einmal im Sommer, wie das so seine Gepflogenheit war, das Mäntel über der Schulter und den Knotenstock in der Rechten, durch Thüringen. Abends kommt er in eine Arbeiterwohnung, wo man ihn freundlich aufnimmt und abgibt von dem schmalen Tische, welcher auf den Tisch getragen wird. Die scharfen Augen des alten Beltliner aber nehmen wahr, daß in diesem schlichten Hauswesen der Keim stecke für alle Tugenden, an denen er seine Freude hatte. Er erzählte nachmals oft genug, daß er sich auf der weißgeschuerten Diele wohler gefühlt, als in den parkettirten Salons, in welchen man sich um seine Gesellschaft riß, und das schwarze Brod zur schmackhaften Mehlsuppe, wie sie dort auf den Tisch kam, mundete ihm besser, als alle raffinierte Kost, mit welcher man in gewissen Kreisen den Gaumen zu kitzeln sich abmüht. Als er dann weiter zog, lohnte er den erstaunten Arbeiterleuten die aufgewendete Gastfreundlichkeit auf das Reichlichste. Aber den besten Dank, zu welchem sich sein menschenkundiger Sinn verstand, zollte er damit, daß er versprach, sich des blonden, hübschen Knaben, welcher sich so zutraulich an ihn geschmiegt und beim Abschied weinend seine Knie umfaßt hatte, annehmen zu wollen.

Da waren die Beziehungen Bruno Dettweilers zu diesem Hause anders und tiefer begründet. Sein Vater war ein Geschäftsfreund vom alten Kommerzienrath; er hatte also von Geburt aus etwas in die Suppe zu brocken und fand selbst zur Familie unseres Chefs Zutritt. Unter uns übrigen nahm er also gewissermaßen eine Ausnahme-stellung ein, und wir konnten erfahren, daß er dieselbe weidlich auszunützen suchte. Ihr werdet mir es wohl glauben, daß ich das nicht erwähne aus Behagen an unfreundlichen Erinnerungen, sondern allein, weil die Wahrheit keine Lünche verträgt. Ueberdies stellte ich mich von früh an leidlich gut zu Bruno Dettweiler. Ich ließ mir seine Ueberhebungen ebensowenig gefallen, wie mir sein immer gefülltes Portemonnaie etwa imponiren konnte. Selbst ein zügelndes Wort nahm er von mir hin, ohne dabei in die gewohnte Heftigkeit zu gerathen. Ich mochte ihn übrigens gern leiden, trotz der Fehler, von welchen sich die Andern zumeist abgestoßen fühlten. Das rasche Wort, die hitzige Geberde — sie waren für mich immer wenig mehr als die rauhe Kruste, unter welcher die guten Seiten des Charakters, verborgen für den oberflächlichen Blick, ruhten.

Ihr wißt: geflüchtlichen Vorzug oder ebenfolche Beeinträchtigung giebt es in diesen Mauern nicht. Fähigkeit des Geistes oder Tüchtigkeit des Armes, je nachdem man hier im Comptoir arbeitet oder draußen in der Fabrik, entscheiden allein, ob man eine mehr oder

minder bevorzugte Stellung einnimmt. Das war der Grundsatz, nach welchem der alte Jakob Beltliner regierte; und wie sich jener bewährte, erfieht man aus der Blüte, zu welcher dies Etablissement dabei gediehen ist. Gleichwohl meine ich, daß von sämmtlichen Angestellten jener Zeit Bruno Dettweiler und Fritz Denjow seinem Herzen zumal nahe standen. Nicht, als ob er sie durch Arbeiterlaß oder bessere Befoldung bevorzugte; das kannte der alte Kommerzienrath nicht; gleiches Recht bestimmte er für alle; aber wenn sein Auge den beiden jungen, schlanken Burischen begegnete, huschte es wie Sonnenstrahl über die sonst so erusten Züge. Es war auch seine Schuld nicht, wenn Bruno Dettweiler abwärts sank in seiner Gunst, während Fritz Denjow in demselben Verhältniß höher stieg. Vorgezogen hat er niemanden von den beiden; aber würde es nach ihm gegangen sein, so wäre Bruno Dettweiler nicht auf den Verdienst angewiesen, welchen ihm seine Stelle drüben hinter dem Pulte abwirft, sondern besäße die hübsche Villa im Grunewald, wo heute Fritz Denjow im Sommer ein so behagliches Heim hat, und die ansehnliche Summe, welche das Baarvermögen desselben ausmacht, und —

Aber ich will nach der Reihe erzählen! Sonst überstolpern sich die Erinnerungen, zumal, wenn sie mit einer solchen Hast herbeistürmen, wie das heute und bei diesem Gegenstande der Fall ist.

Zwischen Bruno Dettweiler und Fritz Denjow wollte kein rechtes Einverständniß aufkommen. Wer sie beobachtete, merkte das leichtlich, wiewohl sie sich alle Mühe gaben, die betreffende Gesinnung nicht unnöthig zu verrathen. Denn Jakob Beltliner duldete keinerlei Hader in seinem Etablissement. Zuneigung, Freundschaft konnte er seinen Angestellten freilich nicht zu einander einimpfen, aber das offenbare Gegentheil davon war ihm bis in die Seele hinein verhaßt. Seine Grundsätze dauern noch heute fort, wo ihn doch die Erde schon eine ansehnliche Reihe von Jahren in ihrem kühlen Schoße birgt. Woher es auch kommt, daß mancher von Euch nicht einmal wahrgenommen hat, daß Bruno Dettweiler und Fritz Denjow in solcher Feindschaft neben einander lebten.

Es mag sein, daß der erste Keim der Abneigung, wie sie zwischen den beiden damals so jugendlichen Leuten sich entwickelte, mit der Verschiedenheit der Charaktere gelegt war. Dazu gesellte sich dann aber eine Art von Eifersucht: sie waren Widersacher in der Gunst des alten Kommerzienraths, welche der Eine zu verlieren fürchtete, der Andere zu gewinnen suchte. Da letzterer Fritz Denjow ist, brauche ich eigentlich kaum des Besonderen zu betonen, daß er nicht etwa unedle Mittel bei diesem Streben in Anwendung brachte. Er bemühte sich eben, nur streng und gewissenhaft seine Pflicht zu erfüllen, während der Uebermuth und die Lust am Leben, wie sie Bruno Dettweiler inne wohnten, manche kleine Nachlässigkeiten im Gefolge hatten. Fritz Denjow kam nie um einen Vorschuß bei mir ein, wogegen Bruno Dettweiler, welcher doch von zu Hause einen ansehnlichen Zuschuß erhielt, stets seine Einnahmen im voraus erhoben hatte. Der alte

Beltliner sagte dazu freilich nichts, so lange nicht eine bestimmte Summe überschritten wurde. Aber daß es ihm nicht angenehm war, konnte ich genugsam aus seinen Zügen ersehen, wenn er einmal einen Blick in meine Kasse that, um nachzusehen, wie neben seinem eigenen Soll und Haben dasjenige seiner Angestellten sich entwickelte.

Zu dieser Gegnerschaft sollte bald eine neue hinzukommen.

Der Kommerzienrath besaß ein Bündel, Agnese Vollrodt, bei welcher er mehr als den gesetzlichen Vormund vertrat. Nicht nur, daß er ihr ansehnliches Vermögen ebenso gewissenhaft wie geschickt verwaltete — er ersetzte dem hübschen, schlanken Mädchen in jeder Hinsicht die Eltern, deren sie schon in frühester Kindheit verlustig gegangen war. Als Agnese Vollrodt heranwuchs, hielt er natürlich Umschau nach dem Manne, welchem er sie anvertrauen könne für die Zeit, wo er nicht mehr über sie wachen durfte. Dazu soll er nun Bruno Dettweiler ausersehen haben. Ich sage ausdrücklich „soll“, denn etwas bestimmtes darüber hat niemand erfahren, und Jakob Beltliner war nicht der Mann, ein Mädchenherz, welches unter seine Obhut gestellt worden, dahin zu vergewaltigen, daß es, ohne genügend befragt zu sein, an jemanden gefesselt wurde.

Es fanden Bälle und Lustbarkeiten oben in der Wohnung des Kommerzienrathes statt, deren strahlender Stern, deren natürlicher Mittelpunkt das schöne Mädchen mit den Tugenden eines schlichten Bürgerkinds und der Mitgift einer Aristokratin war.

Es geschah nicht selten, daß der Kommerzienrath die jungen Leute unter seinem Personal zu solchen Festlichkeiten hinzuzog. Entsprach das doch seiner eigensten Anschauung, daß wir insgesammt eine einzige Familie ausmachen, deren Pflicht und gutes Recht es sei, sich um ihn zu schaaren. So konnte ohnedies Agnese Vollrodt ohne Aufälligkeit mit Bruno Dettweiler zusammenkommen, und die Verbindung, an welcher dem alten Beltliner so viel lag, ließ sich ebenso geschickt wie leicht anknüpfen.

Bruno war damals in der Blüte der Jugend — mit seinen dunkeln Augen und dem lebhaften Wesen war er ganz gewiß imstande, ein Mädchenherz, selbst wenn dasselbe recht wählerisch sein sollte, für sich einzunehmen. Er tanzte wild, beinahe leidenschaftlich; er war ein fröhlicher Gesellschafter, kurz: wir alle, die wir Augen im Kopfe und Verständniß hatten für die Dinge, welche ringsumher vorgingen, zweifelten nicht, daß aus den beiden ein Paar werde.

Da geschah etwas unerwartetes. Agnese Vollrodt, von ihrem Vormund befragt, ob sie den Bewerbungen Bruno Dettweilers Gehör schenke, schlug kurz und entschieden die Hand desselben aus, weil sich ihr Herz für — Friß Denjow entschieden.

Ich sage Euch, das gab ein Aufsehen, wie es unter uns noch niemals stattgefunden hatte. Das ganze Etablissement war in Aufruhr — von der Villa angefangen, wo der alte Kommerzienrath wohnte, bis zu dem letzten Arbeiter, welcher am Ambos stand. Darauf hatte sich niemand gefaßt gemacht. Nicht allein, weil jedermann ge-

glaubt, daß eine Heirat, für welche kein Geringerer Fürsprecher war, als der Chef des Hauses Veltliner, unter keinen Umständen scheitern könne, sondern noch mehr durch die Gründe, mit welchen Agnese Bollrodt die Hand eines so begünstigten Freiers ablehnte. Der Kommerzienrath soll sehr unangenehm berührt gewesen sein von dem Ausgange, welchen die Angelegenheit genommen. Er hatte sich wohl Bruno's Vater gegenüber, mit welchem er seit alters her innig befreundet gewesen, so zuversichtlich über seine Pläne geäußert, daß er sich nun wie einer eingegangenen Verpflichtung gegenüber befand. Wenigstens handelte er so, daß alle diese Schlüsse erlaubt sind. Gegen Bruno, der bald wüthete, bald verzweifelte, war er nachsichtig wie sonst niemals in seinem ganzen Leben, auf Agnese Bollrodt suchte er mit guten Gründen einzuwirken. Allein das kleine, eben erst den kurzen Kleidern entwachsene Mädchen zeigte eine Entschiedenheit des Willens, auf welche selbst ein so welt- und menschenkundiger Mann, wie der alte Jakob Veltliner, nicht gefaßt war.

Und Fritz Densow? Ich lese aus Euren Blicken die Frage, wie die Stellung sei, welche dieser bei der ganzen Angelegenheit eingenommen.

Je nun! Der war noch erstaunter als wir! Arm, dazu mit seiner allseits genugsam bekannten Bescheidenheit ausgestattet, wäre es ihm niemals in den Sinn gekommen, seinen Blick zu der reichen Erbin zu erheben, geschweige ihr seine Liebe zu gestehen. Die größte Kühnheit, zu welcher er sich aufgerafft, bestand darin, daß er Agnesen um Erlaubniß gebeten, einen Walzer in ihre Tanzordnung zu schreiben, wobei er selbstverständlich niemals über die engegezogene Grenze schritt, welche er zwischen sich und dem Mündel seines Chefs errichtet wußte.

Nun erklärte sie aus freien Stücken, daß sie ihn liebe, daß sie ihn zum Gatten wähle . . .

Man schilt unsere Zeit so gern prosaisch, nüchtern, selbstisch. Da gebar sie vor unseren eigenen Augen eine Episode, so umspannen von dem holden Dämmerlicht der Romantik, wie sie unsere Mütter und Großmütter kaum märchenhafter erlebt haben konnten . . .

Fritz Densow's Stellung unter uns allen war zuerst nichts weniger als beneidenswerth. Allerdings war der bescheidene und freundliche Gesell im allgemeinen beliebter als Bruno Dettweiler, dessen aufbrausendes, selbstbewußtes Wesen schon oft genug Anstoß erregt hatte. Aber gleichwohl that uns die Lage leid, in welche er gerathen. Hier und da wurde ein Stein auf Fritz Densow geworfen, welcher häßlich gegen seinen bisher so guten Ruf klirrte. Man munkelte, daß er bei dieser Angelegenheit mit falschen Karten spiele. Die reiche Erbin läge ihm schon lange in dem Sinn. Er stelle sich nur so überrascht von ihrer Wahl. Er habe sich im geheimen längst Agnesen zu nähern gewußt, und sie handele jetzt nur nach den Einflüsterungen, welche er ihr ebenso geschickt wie unablässig in das Ohr geträufelt hatte.

Ich muß zu meiner Schande gestehen, daß auch ich keineswegs wider solche Verdächtigungen standhaft blieb.

Einsam, fast gemieden von jedermann, war der geworden, welcher bisher der Liebling sowohl der Fabrik, als auch des Comptoirs gewesen. Selbst der alte Kommerzienrath schloß sich dieser allgemeinen Bewegung an: er sprach nicht mehr Worte zu Fritz Denjow, als unumgänglich nöthig waren, und diese so knapp und kalt, daß sie das deutliche Abbild seiner Gesinnung wurden.

Da, eines Tages, war Fritz Denjow verschwunden. Keinem Menschen hatte er ein Sterbenswörtchen von diesem seinen Schritte mitgetheilt. In einem Briefe an mich schrieb er, daß ihm das Leben unter solchen Verhältnissen unerträglich sei, in einem ferneren an den alten Kommerzienrath legte er seine Gründe höflich und entschieden dar, indem er gleichzeitig die Hand Agnese Vollroths ausschlug. Seine Ehre stehe ihm höher als eine Verbindung, welche mit einer solchen Beeinträchtigung jener verbunden sei. Er werde die Neigung, welche zu dem lieben, schönen Kinde zu keimen begonnen, nach Kräften zu verwinden suchen und bitte sie, dem Manne anzugehören, für welchen sie bestimmt worden. Er für seinen Theil begnüge sich mit der Erinnerung, wenn auch nur auf knappe Zeit ein Herz besessen zu haben, welches dauernd sein eigen zu nennen ihm vom Geschick nicht vergönnt gewesen.

Wir gafften uns alle wie die Thoren an, als das passirte. Keiner glaubte es dem andern; man traute seinen eigenen Augen kaum. Aber der Platz an Fritz Denjows Pult blieb leer; das hübsche, freundliche Gesicht, auf welchem niemals ein böser Zug gegen einen von uns aufgetaucht, war verschwunden. Uns allen wollte das nicht in den Kopf, und die gedrückte Stimmung, welche in jüngster Zeit im ganzen Etablissement geherrscht, nahm womöglich noch zu. Nicht zum mindesten wurde der alte Kommerzienrath davon in Besitz genommen. Abgesehen davon, daß er Fritz Denjow immer lieb wie einen Sohn gehalten, schätzte er ihn auch wegen seiner kaufmännischen Tüchtigkeit. Der hatte seinen Platz ausgefüllt, wie wenig andere; in der Fabrik wußte er ebenso Bescheid wie im Comptoir, und den Preis für die einzelnen Artikel konnte er im Schlafe herjagen. Eine solche Kraft war nicht an jedem Tage gewonnen, die Lücke, welche durch das Ausscheiden derselben entstehen mußte, konnte nicht leicht ausgefüllt werden.

Dazu quälte den alten Herrn ohne Zweifel das Bewußtsein, daß er gegen Fritz Denjow einen Verdacht gehegt, welcher wenigstens bisher in keiner Weise gerechtfertigt gewesen war.

Noch einige fernere Züge, mit welchen der Scheidende seine Gesinnung charakterisirt hatte, mußten ein helles Licht auf dieselbe werfen. Weder war sein Gehalt erhoben worden, noch die ansehnliche Summe, welche ihm als Ertrag einer vieljährigen Ersparniß in unseren Büchern zugute geschrieben worden. Nur die nothwendigste Habe hatte er mit sich genommen; es war kein Zweifel, er wollte nichts besitzen, was aus einem Hause herrührte, wo man gegen ihn einen so schmähslichen Verdacht hegte.



Aus der französischen Revolution.
Nach einem Originalgemälde von Paul Ewedomsky.

MS

Er verweilte bei seinen hochbetagten Eltern in jenem thüringischen Dorfe, von wo ihn einst der Kommerzienrath in sein Etablissement geholt hatte.

Die erste Kunde davon gelangte auf einem Umwege zu uns, der seltsam genug war. Als der Kommerzienrath eines Abends im Klub war, erzählte ihm Benno Wiebermann, der Chef der großen Eisengießerei, mit jener Offenheit, wie sie unter Ehrenmännern, selbst wenn sie Konkurrenten sind, vorhanden sein soll, daß er Fritz Denjow, als er von dessen Ausscheiden aus seiner bisherigen Stellung erfahren, eine solche bei ihm angeboten habe. Trotz der glänzenden Bedingungen, welche er ihm gestellt, habe jener gleichwohl darauf verzichtet, weil er niemals in ein Geschäft eintreten würde, welches dem Hause Jakob Westliner Konkurrenz biete.

Ihr könnt Euch denken, daß derlei Kunde, herzugetragen aus einem wahrhaft glaubwürdigen Munde, einen tiefen Eindruck bei einem Charakter, wie es der alte Kommerzienrath war, hinterlassen mußte.

Es folgten nun etliche Wochen, schwül wie die Zeit vor einem Gewitter mitten im Hochsommer. Alle standen wir unter dem Eindruck, daß noch etwas geschehen müsse, wodurch die Luft gereinigt werde.

Ich habe es unterlassen, Euch mitzutheilen, wie Bruno Dettweiler sich mit dieser Lage abfand. Daß sie mißlich genug war, könnt Ihr Euch denken. Schon das Bewußtsein, dort einen Korb empfangen zu haben, wo er seines Erfolges so sicher gewesen, mußte an seinem Herzen nagen. Dazu mochte er Agnese Bollrodt wirklich geliebt haben. Wenn er übrigens gehofft, daß mit dem freiwilligen Verzicht Fritz Denjows eine Wendung zu seinen Gunsten eintreten würde, so hatte er sich darin ebenso getäuscht, wie alle diejenigen, welche derselben Meinung gewesen waren. Seinen schüchternen Versuch, sich ihr von neuem zu nähern, wies sie taktvoll, aber sehr entschieden zurück. Ihr Herz gehöre Fritz Denjow. Wenn man ihr augenblicklich, wo sie minderjährig, nicht gestatte, dem Manne ihrer Wahl angetraut zu werden, so werde sie eben warten, bis die Verjährung über ihre Hand in ihren eigenen Willen gestellt sei. Das trete mit ihrem siebzehnten Geburtstag ein, welcher in einigen Monaten erreicht sei. Dann brauche auch Fritz Denjow nicht mehr Rücksicht zu nehmen auf das Urtheil von Leuten, welche nicht nur in sein Herzensleben sich einen gewaltigen Eingriff erlaubt, sondern ihn sogar aus seiner Stellung durch allerlei Verleumdungen verjagt hätten.

Alle Welt war erstaunt über die Energie dieses beinahe noch halben Kindes.

Wir sollten noch ganz andere Dinge erleben. Der siebzehnte Geburtstag Agnese Bollrodt's kam und mit ihm die so sehnsüchtig herbeigewünschte Großjährigkeitserklärung. Bei dem Kommerzienrath fand eine Festlichkeit statt, welche jedoch nach der Lage der Dinge unter ziemlich gedrückter Stimmung der Anwesenden verlief. Von uns war ganz gegen die Gewohnheit unseres Chefs niemand geladen, selbstverständlich, weil die Verhältnisse so verworren geworden waren,

daß man wirklich kaum noch wußte, wie man sich zu verhalten, geschweige denn, was man von der Zukunft erwarten sollte. Am ruhigsten benahm sich Agnese; sie hatte eben ihre Pläne, von denen sie sich nicht abbringen ließ.

Einige Tage darauf fuhr sie nach Thüringen in das Dorf, wo Fritz Densow Raft hielt von den Stürmen, welche ihn aus seiner Stellung hinweg gefegt hatten. Was dort vorgekommen, weiß niemand. Aber noch am Abend kehrte Agnese nach Berlin zurück, ebenso muthlos und verzweifelt, wie sie wenige Stunden zuvor voll Willenskraft und Selbstbewußtsein diese Reise unternommen hatte.

Es war sonnenklar: Fritz Densow hatte die ihm jetzt bedingungslos angetragene Hand von neuem ausgeschlagen.

Von dieser Zeit an ging mit Agnese eine Veränderung vor, welche einem jeden auffallen mußte. Das blühende Mädchen begann zu kränkeln, die eben erst sich erknospende Rose ward zu einer Lilie.

Eines Tages mußte sie das Lager hüten — eine Beute des hitzigen Fiebers, welches durch ihre Adern tobte.

Es fehlte natürlich nicht an Ärzten, aber das Mittel, welches helfen könnte, vermochten sie nicht herbeizuschaffen. Alle waren sie nämlich darin einig, daß allein der Kummer um das betrogene Liebesglück diese junge Menschenblüte so hart mitgenommen habe.

Da — es war Abend, und die Flocken wirbelten durch die Winterluft. Wir standen hinter unseren Pulten, stets gewärtig, daß eine trübe Nachricht drüben von der Wohnung unseres Chefs zu uns herüber geraunt werde. Weihnachten stand vor der Thür, aber in uns wollte keine frohe Stimmung aufkommen, weil die Ereignisse, deren Zeuge wir gewesen, jeden Muth für die Zukunft niederhielten. Alle wünschten wir, daß das Fest womöglich vorüber sei, weil das Einerlei der täglichen Arbeit uns heilsamer deuchte, als die plötzliche Raft, welche den Geist nur frei macht für das Wirbelspiel der Gedanken . . . Da also keucht jemand in das Comptoir und flüstert uns, nachdem er sich scheu umgeblickt, zu: eben sei im schärfsten Trabe vor die Wohnung des Kommerzienrathes ein Wagen gefahren, aus welchem, wie er deutlich gesehen, Fritz Densow stieg . . .

* * *

Ja, er war wieder hier! Schon am nächsten Morgen stand er auf dem Platze, welcher seitdem unbesetzt geblieben. Der Kommerzienrath hatte ihn selber hereingeführt, wie wenn er damit andeuten wolle, daß er ein Unrecht, welches er, wenn auch nur in seinen Gedanken begangen, damit wieder gut machen wolle. Und Fritz trat dann der Reihe nach zu jedem Einzelnen von uns, ihm meist schweigsam, aber doch unter beredtem Blicke die Hand schüttelnd.

Es fiel mir schon damals auf, daß Bruno Dettweiler gerade in diesem so charakteristischen Augenblick nicht zugegen war. Mag sein, daß das aus Zufall geschah. Es wurden jedoch Stimmen laut, welche

behaupteten, er habe von seinem Plage aus, welcher hart am Fenster war, die beiden, den Kommerzienrath nämlich und Friß Denjow, herzukommen sehen und sich schnell zuvor entfernt.

Er ist wieder hier! Das murmelte froh die kranke, bleiche Maid, neben deren Lager Friß Denjow saß, die kleine, abgemagerte Hand in der seinigen, während die Blut im Herzen der beiden Menschenkinder vielleicht noch diejenige übertraf, welche vom Fieber aus aufflamte. Von Zeit zu Zeit neigte sich der junge Mann nieder, um seine Lippen auf diese Hand zu drücken oder die seinige ordnete vorjorglich die Polster, auf welchen das von locker geseffelten Blondhaaren umrahmte Haupt ruhte.

Zuweilen schlug Agnese die Augen auf, wie wenn sie jäh aus einem garstigen Traume aufgeschreckt wurde.

„Liebst Du mich denn wirklich?“ hauchte es leise, wie ein Moll-Akkord der Aeolsharfe.

„Mehr als mich selbst, Agnese!“

„Und Du wirst mich nicht wieder verlassen?“

„Niemals im ganzen Leben!“

Und er erzählte. Leuchtenden Auges lauschte Agnese dem Flüster-ton seiner Worte. Wie er sie stets geliebt, so lange er sie kenne. Noch ein halber Knabe, kaum hinein geschlüpft in die städtische Hülle, wie sie ihm bei der Uebersiedelung von dem thüringischen Dorfe nach Berlin zuerst so ungewohnt erschienen, habe dies Gefühl in seiner Brust zu keimen begonnen. Dann wuchs es mächtiglich, knospete und trieb Blüten. Aber er habe nimmer geglaubt, daß jene Liebe Erhöhung finden könne. Für sträflich hielt er sie, für eine Ueberhebung, bis —

Die Aerzte hatten recht. Sobald das Mittel, welches aus keinem Kräutlein herausgepreßt werden konnte, so viele ihrer auch mannig-fach und heilkräftig die nahrungsprossende Erde bedecken, herbeigeschafft war, genas Agnese. Glück und Jugend, die beiden Faktoren, welche dem Sensenmann schon manche Beute vor seiner Sichel hinweggerafft haben, wirkten auch hier auf das Günstigste zusammen. In demselben Maße, wie das neue Jahr wuchs, schrumpfte die Krankheit zusammen. Die Sonnenstrahlen des Lenzes trafen das junge Mädchen schon genesen. Sie war schöner geworden als zuvor; der Widerschein eines Glückes, welches von ihr so mühsam erkämpft worden, erklärte die edlen Züge.

Wir alle gönnten dasselbe den beiden guten Menschen ebenso aufrichtig, wie wir nunmehr davon überzeugt waren, daß wir einen völlig grundlosen Verdacht wider Friß Denjow gehegt hatten.

Inzwischen gingen mit Bruno Dettweiler Dinge vor, welche einen jeden von uns überaus peinlich berühren mußten. Der Grund dafür lag ohne Zweifel in der Bevorzugung, welche Friß Denjow zu-theil geworden war. Es mag sein, daß Bruno gleichfalls in Agnesen aufrichtig sich verliebt hatte; in jedem Falle war es seine eruste Absicht gewesen, sie als Gattin heimzuführen, und der Korb, welchen

ſie ihm zutheil werden ließ, hatte ihn mit tiefer Bitterkeit erfüllt. In der Kunſt, ſich zu beherrſchen und das Leben maßvoll zu genießen, war er niemals ein Meiſter geweſen; jezt aber begann er geradezu gegen ſich ebenſo zu wüthen, wie er von Ingrimms wider alle Welt erfaßt ſchien. Des Nachts ſah er kein Bett, am Tage war er unwirſch in ſeinem Betragen und zerſtreut bei den Obliegenheiten, welche er zu erfüllen hatte. Der Kommerzienrath ſah wohl aus Rückſicht auf die Vorgänge, deren Opfer Bruno geworden, dem Treiben deſſelben eine Weiſe zu, aber auf die Dauer konnte er unmöglich ſchweigen, wofern er nicht Grundſätzen, deren Prieſter er ſtets geweſen, untreu werden wollte. Eine öffentliche Scene gab es allerdings nicht, aber wir alle wußten, daß der Kommerzienrath droben in ſeinem lauſchigen Privat-Comptoir mit den alten, ſchönen Stahlſtichen und dem warmen Holzgetäfel in aller Stille oft genug unſerem verirrtten Kollegen Troſt- und Mahnworte in die Seele ſprach. Ebenſogut hätte er dem Winde etwas erzählen können. Nicht nur, daß Bruno ſeine Lebensweiſe in keiner Hinſicht änderte, ſo verdoppelte er womöglich den ſchlimmen Anſatz, welchen er genommen. Es lag darin ein Troß, welchen wir ihm ſchon deßhalb verübeln mußten, weil er direkt gegen einen Mann gerichtet war, den wir inſgeſammt wie einen Vater verehrten. Wie nachſichtig der alte Weltliner noch immer blieb, konnte ich übrigens am beſten ermeſſen. Ich weiß, wie oft der bedeutende Vorſchuß, welchen ſich Bruno zu ſeinem tollen Nachtleben von mir hatte auszahlen laſſen, durch einen einzigen Federſtrich aus meinen Büchern und damit natürlich auch aus der Welt geſchafft wurde. Aber ich weiß auch, wie dem edeln Greiſe die Hand dabei zitterte; und welche Vorſtellungen durch ſeine Seele zuden mochten, erſah ich aus dem düſteren, gramerfüllten Zug, welcher dabei über ſein Angeſicht hujchte.

Es war kein Zweifel: Bruno rüttelte nicht allein an ſeinem Ruf und an ſeiner Geſundheit, ſondern auch an ſeinem Vermögen auf eine Weiſe, die keineswegs andauern konnte.

Gegen Friß Denſow benahm er ſich herausfordernd, gehäßig, rückſichtslos. Es war allein der Selbſtbeherrſchung dieſes zu danken, daß unſer Comptoir nicht der Schauplatz peinlicher Auftritte wurde.

So verdidtete ſich der Frühling zum Sommer, und an die überhizten Tage deſſelben ſetzten ſich ſchließlich die kühlen, erquickenden Abende, welche den deutſchen Herbt ſo traulich und angenehm machen.

Während des Sommers war der Kommerzienrath mit Agneſen in einem Oſtſeebade geweſen. Zu unſer aller nicht geringem Erſtaunen, da wir wußten, wie wenig er ſich ſonſt mit dieſer Sitte unſeres modernen Geſellſchaftslebens befreundet konnte. Nichts, ſo pflegte er zu ſagen, ſei ihm ſo verhaßt, wie das ſchier heimatloie Bagabondiren von Ort zu Ort bei Leuten, welche traulich und geſund innerhalb ihrer eigenen Räume leben könnten. Allerdings reiſte er auch einmal in jedem Sommer, aber, nach der Gepflogenheit unſerer Väter, möglichſt zu Fuß, um Land und Leute unſeres ſchönen, mäch-

tigen, weiten Vaterlandes des Eingehenden kennen zu lernen und nach dem Arbeitsleben, wie er es hier in unserer Mitte führte, in Beziehung zu treten zu den stillen, keuschen Freuden, wie sie doch allein die Natur bietet.

Ihr findet vielleicht, ich verwebe die Gestalt des alten Weltliners mehr, als gerade nothwendig erscheint, in das Geflecht meiner Erzählung. Je nun, das mag in der That der Fall sein. Aber Ihr müßt es mir schon darum zugute halten, weil Ihr wißt, mit wie inniger Verehrung ich selbst in der Erinnerung an ihm hange. Ueberdies muß meine Erzählung bald von ihm Abschied nehmen, denn ich komme jetzt zu der Zeit, da er uns für immer entrißen wurde.

„Der Kommerzienrath ist krank“, so hallte es eines Morgens durch unsere Reihen.

Ich erinnere mich des Tages noch wie heute. Es war im Herbst, schon nach der Scheide hin, wo die kälteren Tage ansetzen. Der Reim zu dem Leiden, welches ihn hinwegraffte, mußte schon lange Zeit in ihn gelegt worden sein. Aber er hatte sich kräftiglich gegen dasselbe gewehrt mit jener Zähigkeit, welche all sein Thun charakterisirte. Nun begriffen wir auch, weshalb er in das Bad gereist war — ebenso wie uns manche andere Wandlung klar wurde, welche im Wesen unseres alten Chefs gerade die jüngste Zeit so energisch sich gezeigt hatte. Denn der Tod wirft seine Schatten oft genug voraus; mit der Zerziehung des Körpers, wie sie bevorsteht, verbindet sich dann gewissermaßen auch diejenige des Willens. So wurde der ehedem so strenge, entschiedene Mann gefügig und lenksam wie ein Kind. Auch der ernste, sogar meist mürrische Zug, wie er seinem verwitterten Gesicht aufgeprägt gewesen, war wie hinweg geweht von demselben. Die alten, treuen Augen lachten so freundlich und milde, daß uns beinahe selbst undenkbar erschien, wie uns so oft ein einziger Blick aus ihnen erzittern gemacht hatte.

Ihr fragt, woran er eigentlich gestorben. Ja, das ist schwer zu sagen. Im Grunde hatte der Tod wohl ein Anrecht auf ihn, wie auf einen jeden, der das Maß der Jahre, welche dem Menschen im allgemeinen beschieden werden, erreicht hat. Der morsche Stamm bricht eben zusammen, um neuen Sprößlingen in dem ewigen Urwald der Menschheit Platz zu machen. So will es das Gesetz der Natur, welchem wir uns insgesammt beugen müssen. Gleichwohl hätte er uns noch eine Reihe von Jahren erhalten bleiben können nach dem Schein von Nüchternheit, welchen er äußerlich darbot. Allein allerhand Widrigkeiten, wie sie in unerquicklichem Durcheinander auf ihn einstürzten, untergruben wohl dieselbe. Damals begann jene soziale Bewegung, welche so garstige Mißhelligkeiten schuf zwischen den Arbeitern und ihrem Brodherrn. Wir alle haben gesehen, welche Ausdehnung sie genommen, und die Wirren, welche sich daran schlossen. Jakob Weltliner war ein Prophet; ahnenden Geistes sah er voraus, was wir erlebt haben; er war ein Vater der Arbeiter, aus deren Reihen er doch selber hervorgegangen; er achtete die Rechte derselben, aber er

hätte niemals Uebergriffe in sein eigenes geduldet; daß auch der Same des Unfriedens aufgehen konnte zwischen den Schloten, die er selbst einst erbaut, neben dem Ambos, der einst unter seinem nervigen Arm erdröhnt — das goß einen Giftstrom in sein Inneres, welcher ihn wohl oder übel tödten mußte.

Dazu sein eigenes, freundloses Familienleben! Die Aussicht, daß ihn, den Kinderlosen, Verwandte beerben würden, mit denen er nichts gemein hatte als den Namen oder einige Tropfen Blut, auf die er wahrscheinlich nicht allzu stolz war! Die Gewißheit, daß diese Erben, welche sammt und sonders nicht so eingeschlagen waren, wie der alte Arbeiterkönig gewünscht, sein Werk binnen kürzester Zeit zer schlagen würden, wenn er ihren Willen in seinem Testament nicht durch ein ganzes Heer von Paragraphen eindämmte! Denn wenn es noch hämmert und leucht drinnen in den Räumen der Fabrik, wenn wir noch hinter unseren Pulken stehen, wenn der Name Weltliner noch nicht gelöscht ist aus dem Buche, wo die Firmen des Welthandels verzeichnet stehen, so ist das allein dem findigen Sinn des alten Kommerzienraths zu danken, welcher durch allerhand geschickte Verfügungen die augenblicklichen Besitzer zwang, mit der Annahme des Erbes auch sein Werk weiter zu führen.

Ich bin aber ferner davon überzeugt, daß auch der Zwist, wie er zwischen Bruno Dettweiler und Fritz Densow entglommen war, einen weiblichen Kummer in sein Herz goß. Denn wenn er uns auch insgesammt lieb hatte, so waren es die Weiden doch zumeist, an denen sein Herz hing.

Nun lag er da auf seinem Schmerzenslager, hinter den brennenden Schläfen die Pläne, wie er noch nach seinem Tode diejenigen, welche bei Lebzeiten treu zu ihm gestanden, vor allen Fährlichkeiten des Daseins sichern könne.

So war es sein Lieblingswunsch gewesen, den Tag erleben zu dürfen, wo Fritz Densows und Agnese Bollroths Hände zum ewigen Bund vereint würden.

Das Schickjal wollte es jedoch anders. An einem Wintersonntage war es, wo ihn der Tod hinwegrief. Die Sonne warf ihre vollen Strahlen wie im Lenz. Sie wollte ein gutes Geleite für die Fortsiedelung des Mannes geben, welcher während seines ganzen Lebens beflissen gewesen war, den Mitmenschen eitel Sonnenschein für den Dornenpfad des irdischen Daseins zu verschaffen.

Wir begruben ihn, wir weinten ihm die Thränen nach, welche er verdiente, um uns schließlich mit dem Linderungsmittel zu trösten, welches er selber so oft in unser aller Mitte den köstlichsten Balsam genannt hatte für sämtliche Wunden, welche der Brust des Sterblichen geschlagen werden können — nämlich mit der Arbeit.

Das Testament enthielt die Bestimmungen, welche die Aelteren von Euch insgesammt kennen. Jeder von uns war angemessen bedacht, niemand bevorzugt. Wichtig erscheint vor allem die Verfügung, daß ein jeder der Angestellten, welche beim Abscheiden Jakob Weltliners

das Personal seines Etablissements bildeten, bis zu seinem Lebensende auch von seinen Erben daselbst belassen werden mußte. Daher kommt es, daß uns, wenn wir, wie eben jetzt, in der Kunde beisammen sitzen, manches treue Auge anblickt und Züge, in denen beinahe überreich an Ereignissen aller Art die Erinnerung horstet.

Es ist selbstverständlich, daß von dem Druck dieses Todesfalles die Vermählung Fritz Denjows mit Agnesen, welche eigentlich um diese Zeit stattfinden sollte, weiter hinausgeschoben wurde.

Zu der Ruhe des Gemüths, deren der Mensch bedarf, um der Erinnerung an einen theuren Todten mit einer gewissen Weihe sich hingeben zu können, kamen wir gleichwohl nicht. Bruno Dettweiler setzte uns in Bewegung. Wenn er nämlich schon früher oft genug seine tollen Stunden gehabt hatte, so nahmen diese jetzt auf eine wahrhaft beängstigende Weise zu. Wir entschuldigten dies Treiben, so gut es eben ging, mit einer Nachsicht, für welche er uns imgrunde Dank wissen mußte. Zu dem Schmerz, sagten wir uns, welchen er um sein verlorenes Liebesglück erleiden mußte, hatte sich nun derjenige um den Tod des Kommerzienraths gesellt. Allerdings sagte die Art und Weise, wie Bruno diese Trauer ertödtete, keineswegs jedem von uns zu. Die Macht der Gewohnheit that da viel, wie überall, wo man begonnen hat, sich ihr zu fügen. Wir kannten Bruno Dettweiler so lange Zeit als einen tollen Gesellen, daß wir ihm sogar jetzt sein Gebaren mit einer Nachsicht, die mir später niemals recht einleuchten wollte, zugute hielten.

Der Tod seines Vaters, welcher seinem alten Freunde, dem Kommerzienrath in schnellster Zeit nachfolgte, setzte ihn in den Besitz eines Vermögens, welches zwar nicht bedeutend war, aber ihn gleichwohl in die Lage brachte, seinen Launen erst recht die Zügel zu gewähren.

Einige Tage freilich war er von dem Schmerz ersichtlich niedergedrückt. Kaum, daß er seine Wohnung verließ, und wenn er in das Comptoir trat, las man aus seinen Zügen deutlich den Kummer, von welchem er übermannt war. Doch das hielt so lange an, wie gute Vorsätze etwa, welche in dem Hause eines Leichtsinrigen aufgestiegen sind. Das Leben, wie es nun begann, übertraf noch das frühere bei weitem. Mag sein, daß ja der Kummer, welchen er jetzt zu ertöden hatte, noch um ein Beträchtliches gestiegen war. Dazu verschaffte sich aber noch eine andere Lesart Geltung, wonach Bruno Dettweiler eine weit größere Erbschaft erhofft hatte, als ihm zugefallen, und der Verdruß darüber ihm nicht weniger in den Kopf gestiegen war, als etwa der Schmerz, welchen er über das Ableben seines Vaters wohl hätte empfinden müssen.

In jedem Falle war er aus Rand und Band. Das Geld flog nur so, als wäre es aus Lehm gemacht und die Tasche, aus welcher er es nahm, unerschöpflich wie ein Brunnen.

Sein ungehöriges Leben erregte peinliches Aufsehen auch außerhalb des Comptoirs. Die Thätigkeit schrumpfte zu dem mindesten

Maß zusammen, zu welchem er verpflichtet war. Es ist kein Zweifel. Die Erben Jakob Weltliners hätten einem solchen Angestellten ohne jeden Aufschub den Laufpaß gegeben, wenn ihnen durch die Bestimmungen des Testaments nicht die Hände gebunden waren.

Inzwischen kam der Tag heran, an welchem die Vermählung Fritz Denjows mit Agnesen stattfinden sollte.

Selbstverständlich waren wir insgesammt geladen. Und ebenso wenig dachte jemand daran, sich etwa eigenwillig fern zu halten. Nach einer so langen Zeit der Verwirrung und des Herzeleid's war dieser Tag dazu bestimmt, zum erstenmale wieder eine freundliche Stimmung in uns wachzurufen.

Schon vorweg warf er seine freundlichen Schatten. Die Vorbereitungen nahmen unsere Mußestunden gefällig in Anspruch und schufen mit den munteren Abwechslungen, welche sie boten, eine heilsame Gegenwehr wider den Rückfall in allen Schmerz.

Daß Bruno Dettweiler sich an diesen Vorbereitungen nicht betheiligte, braucht wohl kaum des Besonderen erwähnt zu werden. Nach dem, was geschehen war, erwartete das auch kein Mensch. Die Lücke, welche zwischen ihm und Fritz Denjow bestand, hatte sich insofern geweitet, als auch unser aller Beziehungen zu ihm so sehr, als es nur anging, gelockert worden waren. Es stand fest, daß er auf eine schiefe Ebene gerathen war, welche in einen Abgrund führen mußte. Die Gesellschaft, in welcher er verkehrte, kannten wir nicht, aber wir wußten, daß sie aus allerhand zweifelhaften Elementen, wie sie in einer Weltstadt leichtlich aufkommen und weiter bestehen, zusammengewürfelt war. Nicht als ob ihnen der äußere Firniß fehlte, die noblen Passionen und das gewandte Auftreten — allein das anscheinend vor Gesundheit strotzende Fleisch war unterkötzig, hinter dem Glanze lauerte die Fäulniß in erschreckendster Gestalt.

Mit diesen Leuten verbrachte Bruno Dettweiler seine Nächte. Ihre Späße erheiterten ihn, unter sie verstreute er sein Geld! . . .

Er zeigte ein wahrhaftes Vergnügen daran, es mit vollen Händen auszugeben. Da die Kasse, wie ich Euch schon oben gesagt, bereits damals meiner Obhut anvertraut worden und Brunos Vermögen nach dem Ableben seines Vaters bei uns niedergelegt war, mußte jede Summe, welche er erhob, durch meine Hand gehen. Die Goldstücke und Banknoten flogen nur so, die an sich nicht beträchtliche Erbschaft schmolz zusammen, wie wenn sie geflüchtiglich aus der Welt geschafft werden solle.

Eine Weile sah ich dem Treiben stillschweigend zu. Schließlich, als es immer bunter wurde, nahm ich einmal Bruno beiseite und machte ihm Vorstellungen. Da kam ich aber gerade gut an; wie ein Toller lachte er mich aus, und als ich ihm energischer zu Leibe ging, verbat er sich sehr bestimmt meine Einmischung in Angelegenheiten, welche seine eigenen Privatverhältnisse betrafen.

Das saß!

Damit waren die Beziehungen zwischen uns beiden abgebrochen.

Ich behandelte ihn nunmehr so, wie er es selbst gewünscht hatte. Wie viel Werth Bruno Dettweiler meinen Rathschlägen beimaß, bewies er außerdem noch durch die That. Schon am nächsten Tage trat er an die Kasse und forderte mich geschäftlich-trocken auf, ihm den Rest seines Guthabens, etwas mehr als fünftausend Thaler, aus-zuzahlen.

Ich trat zum Geldschrank, um ihm die Summe zu entnehmen.

In mir kochte die Wuth auf, als ich das schöne Geld dem Verschwender übergeben sollte. Wie sauer mochte es einst von seinem Vater verdient worden sein, um nun im Sekt, beim Spiel und wer weiß wo noch vergeudet zu werden.

Ich erinnere mich des Augenblicks noch wie heute. Auch die Gedanken, wie ich sie gerade hegte, sind nicht wieder aus meinem Gedächtniß zu verjagen. Ebenso, daß die Geldsorte, welche ich hinwarf, daß die Stücke rollten und die Scheine flogen, zwei Banknoten zu dem Werthe von je tausend Thalern enthielt.

Bornehm und nachlässig strich Bruno das Geld ein, wobei er die Scheine mit einer Geberde der Blasirtheit, welche mich nervös machte, zusammenknitterte und in die Westentasche steckte.

Ich würgte meine Wuth hinunter, so gut es ging oder vielmehr wie man sich in eine Lage findet, die nicht mehr abzuändern ist.

Wenige Tage darauf fand die Hochzeit Fritz Densows mit Agnesen statt.

Das war ein so schönes Fest, wie es wohl keiner von uns zuvor erlebt. Kein Mißton störte die Fröhlichkeit. Alles war reichlich, ohne übertrieben glänzend zu sein. Die Anordnungen hatte das Brautpaar mir überlassen, und ich glaubte sie nicht besser treffen zu können, als indem ich jeden unnöthigen Aufwand vermied.

Ich muß hinzufügen, daß sich in der letzten Zeit die alten freundlichen Beziehungen zwischen Fritz Densow und mir, wosfern das überhaupt möglich, noch gesteigert hatten. In jedem Falle verkehrten wir jetzt beinahe ununterbrochen mit einander. Allerdings lag der Grund auch daran, daß Agnese Vollrodt damals in meinem Hause lebte. Nachdem nämlich der Kommerzienrath gestorben war, stand sie wieder so vereinsamt in der Welt, daß sie wohl oder übel daran denken mußte, wenigstens bis zu ihrer Vermählung Anschluß an eine Familie und womöglich Aufenthalt in derselben zu suchen. Das bot ich ihr an, und sie ging darauf ein. Ich war damals wie heute unvermält, aber ich hatte gleichwohl ein ziemlich behagliches Hauswesen, weil mein Mütterchen, das freilich inzwischen längst bei Gott ist, dasselbe leitete. Allerdings konnte ich dem jungen Mädchen keine sonderlichen Annehmlichkeiten gewähren, da die alte Frau schon damals völlig taub war. Aber beide kamen herzlich gut mit einander aus, und die Freundschaft, welche zwischen dem eben erblühten jungen Mädchen und der erdenmüden Greisin entstand, hat denn auch ohne Trübung bis zum Tode derselben angehalten.

Mein Mütterlein unterwies die zukünftige Hausfrau in allen

Obliegenheiten ihres bevorstehenden Berufes. Sie führte Agnesen an den Herd und in den Keller, vor den Wäscheschrank und in die Vorrathskammer, denn es gab manche Lücke in dem wirthschaftlichen Wissen der so früh ihrer Mutter beraubten Waise, welche noch vor der Hochzeit geschickt und schnell ausgefüllt werden mußte.

Ich habe schon wiederholt erwähnt, daß zu Agnese Bollrodt's Erbtheil von ihren Eltern her eine Villa im Grunewald gehörte, jener schmucke, heitere Bau, dessen weiße jonische Säulen ein Stück antiker Welt in die betreffende märkische Landschaft herüberpflanzen. Für Agnesen knüpften sich weisevolle Erinnerungen an diese Stätte, denn hier hatten ihre Eltern das kurze Stück irdischen Glückes verträumt, welches ihnen beschieden gewesen. Das Besitzthum war deshalb von dem Kommerzienrath als Agnesens Vormund nicht veräußert worden, indem er feinsinnigen Geistes die Gefühle mit empfand, welche im Herzen des jungen Mädchens wohnten. Er hatte stets, halb im Scherz, halb in sicherem Ernst gesagt, das müsse der Ort sein, wo Agnese nach ihrer Vermählung das Glück ihrer jungen Ehe in einer Art von Zurückgezogenheit vom Geräusch der nahen Weltstadt genießen solle.

Es entsprach also nur werthvollen Ueberlieferungen, wenn wir daran gingen, diesen Plan jetzt in Wirklichkeit umzusetzen.

Agnese klatschte in ihre kleinen Händchen vor Ueberfreude. Aber sie knüpfte gleichwohl eine Bedingung an unsere Maßnahmen. Sie allein wolle nicht in der Villa wohnen. Zumal nicht im Winter, wo die Abgeschlossenheit der Lage doch gar zu deutlich für sie bemerkbar werden dürfte. Ueberdies sei Fritz vom frühen Morgen bis zum Beginn des Abends hier bei uns im Comptoir, und da sie gar nicht daran denke, mehr als einen einzigen Diensthoten zu nehmen, müsse der Tag gar zu einsam für sie verlaufen. Abgesehen davon, daß die Villa selbst zu viele Räume enthielt, um von einem so kleinen und, wie sie ihn führen wolle, so bescheidenen Hauswesen beschlagnahmt zu werden. Gegen alle solche Mißstände wisse sie nur die eine Abhilfe, daß wir, mein Mütterlein und ich, gleichfalls dort Wohnung nehmen. Das obere Stockwerk sei mindestens ebenso geräumig wie unsere bisherige Wohnung in Berlin, während sie das untere für sich behalten wolle. Dann habe sie, indem Fritz und ich im Comptoir seien, an meinem Mütterchen einerseits Gesellschaft, während sie demselben andererseits den Dank abtragen könne für die Freundlichkeiten, welche sie bei uns erfahre.

Wer sollte sich einem solchen Wunsche, der noch dazu in der liebenswürdigsten Form vorgetragen worden, verschließen! . . .

Schon zu Beginn des Winters hatten wir darum unser neues Heim bezogen. Selbstverständlich immer noch Agnese Bollrodt in unserer Mitte haltend, welche auf diese Weise die beste Gelegenheit hatte, unter Anleitung und mit Beihilfe meines praktischen Mütterchens ihre eigene Wohnung in aller Gemächlichkeit herzurichten.

Diese Tage oder vielmehr die Abende, wo wir vor dem antiken

Kamin saßen, während die erwärmende Flamme freundlich empor züngelte oder das Theewasser im behaglichsten Brodeln an unser Ohr surrte, verfloßen so gemüthlich, wie das unter Menschen, welche innig-einigen Sinnes sind, eben nur möglich sein kann.

Gleichwohl erschien uns diese Zeit nur als das matte Vorbild derjenigen, welche kommen mußte, wenn Fritz Densow und Agnese erst ein Paar wären.

Wir malten sie uns mit aller Phantasie froh denkender Menschenkinder aus. Diese Tage sollten auch sofort nach der Vermählungsfeier beginnen. Denn weder Agnese noch Fritz fanden daran einen Gefallen, sich der modischen Thorheit einer Hochzeitsreise anzubequemen. Statt von einem Hôtel zum andern zu irren, wollten sie lieber die rosige Zeit der Flitterwochen in einem Heim zubringen, wie es einladender und behaglicher nimmer gedacht werden kann.

So philosophirte Fritz Densow, als wir, einen Tag vor der Hochzeit die Räume durchschreitend, Musterung hielten, ob und wie weit man noch etwa die letzte Hand anlegen müsse, damit allen Anforderungen einer wohlgeordneten Häuslichkeit genügt sei.

Es war ein frostig-schöner Dezembertag, als wir beisammen die Feier begingen, welche Fritz Densow und Agnese Bollrodt für immer verbinden sollte. Nach dem heiligen Trauakte folgte das Hochzeitsessen mit all dem bunten Zeitvertreib, wie ihn die lieben Freunde des jung vermählten Paares bei uns Deutschen nach alter, guter Gepflogenheit in Scene setzen.

Inmitten der Scherze und Toaste, der Lieder und Vorträge entschlüpfte das Paar.

Fritz hob Agnese in den Schlitten, welcher vor dem Thore schon dieses Augenblickes geharrt hatte, um dem Heim zuzuwenden, welches sie aufnehmen sollte.

Pfeilschnell flog das leichte Gefährt über die schneebedeckte Fläche dahin.

Was ich Euch erzähle, liegt mehr als dreiundzwanzig Jahre zurück. Damals war Berlin noch bei weitem nicht die Weltstadt wie heute. Die Straßenzeilen eilten nicht so unabsehbar in die umgebende Landschaft hinaus, der Verkehr mit dieser war, zumal zur Nachtzeit, völlig unterbunden. Aus den Thoren Berlins, war man auf dem Felde, im Walde, ohne durch die tausend Anzeichen, welche heute die Peripherie einer Großstadt in weitestem Bogen umkreisen, an die Nähe derselben erinnert zu werden.

So dachte Fritz Densow, indem sich sein junges Weib an ihn schmiegte.

Die Nacht war zauberhaft schön. Aus dem tiefblauen Winterhimmel warf das schier unzählbare Heer von Sternen sein flimmern-des, wechselndes Licht. Die Landschaft war dicht verhummt in ihre weiche, flaumige Schneehülle, welche glitzerte und flimmerte in jenem märchenhaften Schein, wie ihn allein die deutsche Winternacht gebiert.

Die beiden jungen Menschenkiuder sprachen kein Wort. Zu der

Freude, welche sie über ihr Glück empfanden, gesellte sich jene weichevolle Stimmung, wie sie von der Schönheit der Natur in unsere Seele gegossen wird.

Allmählich schälte sich vor ihren Blicken die Villa aus der sie umgebenden Landschaft.

Ihr kennt das schmucke, säulengetragene Haus ja genugsam, so daß ich es Euch des Näheren nicht zu schildern brauche. Noch heute steht es inmitten jener Gartenanlagen, welche nach der Straße hin sich terrassenförmig abdachen — von dieser selbst durch das manneshohe, mächtige Eisengitter getrennt, welches, ein Meisterwerk der Schmiedekunst, aus unserer Fabrik hervorgegangen ist und einst den Eltern der nunmehrigen Gattin Fritz Denjows als Geschenk dargebracht war.

Der Schlitten hielt. Fritz Denjow hob seine junge Gemalin, so flink diese auch sein wollte, heraus. Dann wandte sich das Gefährt zurück, um die glatte, schneebedeckte Bahn von neuem zu durchmessen.

Als der junge Mann das Thor öffnen wollte, nahm er zu seinem Verdruß wahr, daß der Schlüssel nicht in die Oeffnung zu bringen war.

So viel er sich abmühte, kam er nicht über den unergiebigsten Versuch hinaus.

Erst wäuhend, daß er einen falschen Schlüssel eingesteckt habe, gelangte er bald zu der sicheren Ueberzeugung, daß die Oeffnung im Schlosse von ruckloser Hand zugestopft worden.

Aber wer in aller Welt sollte ihm diesen Schabernack gespielt haben!

Mit der Wuth darüber, in eine solche fatale Lage gerathen zu sein, verband er immer von neuem die Versuche, den Schlüssel doch noch in die Oeffnung zu bringen.

Umsonst!

Zitternd vor Frost, die kleinen Füße in den weißen Atlaschuhen steckend, stand Agnese neben ihm.

Er dachte daran, die übel angebrachte Füllung des Schlüsseloches mit dem Messer zu entfernen. Aber als er in die Tasche fuhr, erinnerte er sich erst, keines bei sich zu haben. Er kam ja von seiner Hochzeitsfeier, zu welcher man sich mit derlei Werkeltagsinstrumenten nicht verzieht.

Nun versuchte er es, mit den Fingern die Füllung herauszubringen. Allein das war unmöglich. Der Niederträchtige, welcher ihm den Streich gespielt, hatte sie so vorsorglich in die Oeffnung gezwängt, daß es wahrscheinlich nicht einmal mit einem spitzen Werkzeugen möglich wurde, so ohne weiteres den Raum für den Schlüssel zu gewinnen.

Fritz Denjows Wuth stieg in dem Maße, wie seine sämmtlichen Versuche mißlangen.

Dazu seine Besorgniß um das zarte, leicht verhüllte Wesen, welches jedem derselben mit einem wohl begreiflichen Interesse zuschaute.

Er rief laut, daß die Magd, welche drinnen in der Villa war, ihn höre — denn die übrigen Bewohner derselben, mein altes Mütterchen und ich, waren noch zurück geblieben unter den Hochzeitsgästen. Aber sein Ruf mußte ungehört verhallen, da die Villa viel zu weit von der Straße entfernt war, um denselben aufnehmen zu können. . . . Und selbst wenn die Magd durch einen glücklichen Zufall davon erreicht wurde, war ihm sehr wenig hiermit gedient. Sie konnte von innen das Schloß ebensowenig öffnen, wie er von außen. Höchstens, daß sie das Instrument herbeischaffte, mit dessen Hilfe man das Schloß etwa seiner heillosen Füllung entleerte.

Inzwischen verging die Zeit, die immer kostbarer wurde, da Agnese unter der grimmigen Kälte entsetzlich leiden mußte.

Sie sprach kein Wort der Klage, aber jedes Bittern, welches ihren Körper schüttelte, verkündete die Qualen, welche sie litt.

„Agnese“, bat er, „theures, geliebtes Weib! Verzeih mir die Leiden, welche Du zu bestehen hast!“

„Du täuschst Dich“, erwiderte sie, indem sie zu lächeln versuchte. „Mich friert keineswegs so sehr. . . . Uebrigens, was klagst Du Dich an, da Du doch schuldlos bist an dem Schabernack, welchen man uns gespielt hat!“

„Ich kenne den Urheber“, murmelte Fritz. . . . „O, wäre er hier! Unter diesen meinen Händen sollte er büßen für alles Wehe, welches er uns zugefügt!“

Dabei rüttelte er an dem Gitter, daß es in seinen Fugen frachte. Aber das Schloß gab nicht nach. Eine Arbeit, in welche einst Jakob Bektliner seinen Stolz gesetzt, weicht nicht den Stößen des Armes eines einzigen Mannes, selbst wenn sie vom höchsten Zorn in Gemeinschaft mit der besten Jugend geführt werden.

Fritz dachte daran, sich hinüberzuschwingen. Aber dann ließ er Agnese allein zurück. Ganz abgesehen davon, daß selbst ein geübter Kletterer nicht über das Gitter gelangt wäre. Jede Spitze nämlich war ein Dolch, gefeilt und geschärft wie eine Damascenerklinge. Darin lag ja nicht zum mindesten der Werth dieses ehernen Gefüges, daß es einen jeden, welcher dahinter wohnte, gegen alle Gefahren der Außenwelt schirmte.

Nathlos starnte Fritz in die Nacht.

Kingsum kein Haus, kein Obdach, wo er wenigstens das Weib, welches er mehr liebte als sein Leben, vor den Unbilden der eisdurchwehten Winternacht in Schutz bringen könne.

Was Agnese leiden müsse, schloß er aus dem Frost, welcher durch seine eigenen Glieder jagte.

Dazu begann es mit einemmale zu schneien, begleitet von jenem schneidig-scharfen Ostwind, welcher jede Flocke, wenn sie uns trifft, zu einem spitzigen Stahle macht.

Erst allmählich war Fritz Denjow die Lage, in welche er und sein junges Weib gerathen waren, einleuchtend geworden. Sein Herz hämmerte, wenn er erwog, was daraus werden könne, wosfern nicht

eine unvorhergesehene Hilfe käme. Denn lange konnte weder Agnese noch er den Unbilden der Witterung den nothwendigen Widerstand entgegensetzen.

Vor allem durften sie nicht, wie bisher, auf derselben Stelle verweilen.

„Laß uns gehen“, bat er. „Stütze Dich auf meinen Arm. Die Bewegung wird uns erwärmen!“

Willenlos fügte sich das arme Weib.

Sie machten einige Schritte durch die unwegsamen, aufgewirbelten Flockenmassen. Dann brach Agnese zusammen.

* * *

Inzwischen nahm das Fest seinen Fortgang unter all dem Frohsinn, mit welchem es begonnen. Daß die Jungvermählten ent schlüpft waren, erhöhte nur jene gesunde, allgemeine Heiterkeit, welche durch die betreffende Wahrnehmung auf den Hochzeitsfesten unseres Volkes entfesselt zu werden pflegt.

Ich wäre für meinen Theil gewiß noch länger dort geblieben, wenn mich nicht die Rücksicht auf mein bejahrtes Mütterchen gezwungen hätte, für uns beide an den Heimweg zu denken.

Wohlgemuth, dicht vermunmt, bestiegen wir den Schlitten, noch im Gespräch die fröhlichen Eindrücke weiter spinnend, welche bisher auf uns eingewirkt hatten.

Wie eine Begleitung dazu nahm sich das lustige Klingklang des Schellengeläutes aus, während die Hufe der Kasse munter über die lockeren Schneemassen hinweg tanzten.

Einige Schritte vor der Villa hielt der Kutscher plötzlich das Gefährt, indem er uns auf eine Gruppe aufmerksam machte.

Herrgott! Ich traute meinen Augen nicht! Und dennoch ließ sich nicht mehr daran zweifeln. Inmitten des Schnees kniete Fritz Denfow, über Agnese gebeugt, die, sanft gebettet, in seinen Armen ruhte.

Bei unserem Herannahen schlug er müde, muthlos die Augen auf. „Sie ist todt“, hauchten seine Lippen — —

* * *

Nein, sie war nicht todt! Die eijige Kälte, verbunden mit der starken Gemütsbewegung, hatten nur eine Ohnmacht herbeigeführt, welche vor unsern gemeinsamen Bemühungen ziemlich schnell verjagt werden konnte.

Währenddessen hatte ich mit Hilfe eines Messers das Schloß seines überflüssigen Inhalts entleert.

Wir führten Agnese hinein, unablässig um sie bemüht, während der Kutscher nach Berlin zurückeilte, um einen Arzt herbeizuholen.

Au Ruhe war selbstverständlich nicht zu denken. Mein Mütterlein saß neben Agneses Lager, während ich in einem Nebengemach

Fritz Denjow, den Kummer und Wuth zu gleicher Zeit fast wahnsinnig machten, Trost in die Seele zu reden suchte.

Natürlich beschäftigte uns vor allem die Frage, wer der Elende gewesen sein könne, der den Schabernack angerichtet, wobei Fritz Denjow unverhohlen dem Verdacht Ausdruck gab, daß er allein Bruno Dettweiler für den Urheber halte.

„Nun wohl“, sagte ich, „nehmen wir wirklich an, daß er es gewesen, welcher Dir den Streich gespielt, so ist doch alles Wüthen vergebens, wofern wir nicht die Beweise dafür beibringen können.“

„Ich muß sie haben“, rief Fritz Denjow in größter Leidenschaftlichkeit. „O, ich werde nicht eher rasten und ruhen, bis es mir gelungen ist!“

Durch mein Haupt zuckte ein Gedanke.

Unter dem Vorwande, in meine Wohnung gehen zu müssen, stahl ich mich hinaus. Draußen im Schnee mußten noch die Reste der Füllung liegen, welche ich mit Hilfe meines Messers aus dem Schlüsselloch geholt hatte.

Richtig! Da waren sie, wenn auch verstreut, zerseht — —

Emsig, hastig suchte ich sie zusammen, beim Scheine der Laterne jedes Stück genau untersuchend.

Ueber meine Lippen kam ein Schrei der Verwunderung, des allerhöchsten Staunens — —

Das Papier, welches zerknittert und zusammengeballt in die Höhlung gezwängt gewesen, war — ein Tausendthalerschein.

* * *

Durch das weiße Haus im Grunewald schritt der Todesengel. Im Geiste hörte ich das Rauschen seiner Fittige. Auf dem Korridor, zwischen den jonischen Säulen der Vorhalle, in den Gemächern — überall meinte ich ihm zu begegnen. Es war kein Zweifel: schon Tage hindurch hatte er hier seinen Wohnsitz aufgeschlagen, des Augenblicks gewärtig, wo er sein neues Opfer in das Schattenreich hinübergeleiten solle.

Fritz Denjow schien sein junges Weib dem Nebenbuhler nur abgewonnen zu haben, um es für immer an einen stärkeren, unerbittlichen zu verlieren.

Dieser andere war — der Tod.

Während sich Agnese auf ihrem Schmerzenslager der Umarmungen desselben erwehrte, war Fritz Denjow neben der Sorgfalt, welche er auf ihre Pflege verwandte, vor allem beflissen, wie er den Schabernack rächen könne, welchem sie ihre Krankheit verdankte.

Ich glaube, er hätte damals seine ganze Habe, einen Theil seines Daseins dahingegeben, wenn ihm jemand die Beweise verschaffte, mit welchen er gegen Bruno Dettweiler losgehen könne.

Nun, diese Beweise waren in meiner Hand.

Wenn mir schon im ersten Augenblick die Vermuthung aufstieg,

daß der Tausendthalerschein, welchen ich an jenem Abend aus dem Schlüßelloch herausgesetzt, zu denen gehörte, welche ich Bruno bei der Einhändigung seines letzten Guthabens auszahlte, so wurde diese am nächsten Tage zur Gewißheit, als ich das Comptoir betrat und einen Blick in meine Bücher that. Denn dort waren die Nummern der Banfnoten verzeichnet, welche sich in der Kasse befunden hatten. Als erfahrene Kaufleute wißt Ihr ja, daß das eine Gepflogenheit ist, welche in jedem ordentlichen Geschäft so hohen Scheinen gegenüber gewissenhaft beobachtet wird, aber ich habe den Nutzen derselben niemals so entschieden kennen gelernt, wie eben damals.

Der Feszen Papier, welchen ich aus dem Schlüßelloch geschält, trug genau die Nummer des Scheines, welchen ich in meinen Büchern verzeichnet hatte.

Wie sich die Sache zugetragen, konnte ich mir sonder Mühe zusammensetzen. Zerfallen mit sich, ohnmächtig in dem Bewußtsein, die Hochzeit Fritz Denzows mit Agnesen nicht mehr verhindern zu können, war Bruno auf den wahrhaft teuflischen Einfall gekommen, ihnen diesen Schabernack zu spielen. Während wir also die köstliche Feier begingen, schlich er sich hinaus vor die Villa und verstopfte die Höhlung für den Schlüssel. Wie unzurechnungsfähig, wie toll ihn die Wuth gemacht haben muß, erhellt daraus, daß er nicht einmal das Papier ansah, welches er dazu benützte. Auch mochte es in dem Theil der Nacht geschehen sein, wo der Mond, welcher später die Auffindung Agnesens für uns in ein so gespensterhaftes Licht hüllte, seinen bleichen Schimmer noch nicht spenden konnte.

Noch fernere Anzeichen sprachen für die Thäterschaft unseres verirrtten Kollegen. Auf die Nachricht, was sich in jener Nacht zugetragen, brach er beinahe zusammen. Ich war zugegen, als er im Comptoir am Morgen nach der Hochzeit davon zuerst vernahm. Mit Spannung beobachtete ich, welchen Eindruck diese Kunde auf ihn machen werde. Je nun, er erschrak wie ein Verbrecher, dessen Luthat einen größeren Umfang angenommen, als er beabsichtigt hat. Im nächsten Augenblick gewann er zwar seine Fassung zurück, allein es kostete ihm eine übermenschliche Kraft, dieselbe zu bewahren. Zwischen diesen beiden Stimmungen blieb er nun die ganze nächste Zeit in der Schwebe. Denn Ihr könnt Euch denken, daß die Lage, in welcher er sich befand, so unerquicklich wie nur möglich war. Uebrigens für uns nicht minder, als für ihn selbst. Jeder bezeichnete ihn im stillen als denjenigen, welcher Fritz Denzows junge Gattin auf das Schmerzenslager geworfen, wo sie noch mit dem Tode rang. Keiner sah ihn an, keiner sprach auch nur mehr als das nothwendigste Wörtlein zu ihm. Diese stille Feindschaft, welche wie ein verstedter Brand fortglomm, mußte aber zu einer mächtig auflohenden Fackel werden, sobald man des Beweises habhaft wurde, daß Bruno Dettweiler wirklich der Thäter sei.

Ich weiß nicht, was geschehen wäre. Vielmehr: ich mag die Erinnerung nicht zurückrollen zu den Gedanken, welche damals durch

mein Hirn brandeten und tobten. Etwas entsetzliches hätte sich jedenfalls ereignet. Die Wuth gegen Bruno Dettweiler war doch ebenso groß wie die allgemeine Theilnahme für unsern bedauernswerthen Fritz und seine schier dem Tode verfallene Gattin.

Ich leugne nicht, daß mich damals dieselben Gefühle beherrschten. Einige Tage schwankte ich auch, ob ich nicht Fritz meinen Fund überliefern sollte mit den Angaben, welche ich daran zu knüpfen hatte. Aber dann kamen bessere Gedanken über mich. Sollte das Comptoir Jakob Weltliners denn zum Schauplatz noch widerwärtigerer Scenen werden! Wohin war ohnedies schon die Einträchtigkeit und der Friede geschwunden, welche hier einst gewohnt! Vor allem: handelte ich wohl im Sinne unseres nun bei Gott weilenden Chefs, wenn ich Bruno, so sehr er es auch verdient, den Händen seines Gegners auslieferte? Statt die Feindschaft zu ersticken, wie Jakob Weltliner es zeitlebens versucht, schürte ich sie dann zu noch heftigerer Flamme an. Ganz abgesehen davon, daß das Unheil, welches Bruno Dettweiler angerichtet, dadurch wohl geühnt, aber nicht aus der Welt geschafft wurde —

Dazu zwang mich die Gerechtigkeit, die Sache doch in einem milderen Lichte zu betrachten, als dies Fritz Denjow und die Mehrzahl unserer Freunde that. Bruno selbst hatte die Tragweite des Streiches, zu welchem er sich fortreißen ließ, schwerlich mit allen seinen Folgen vorausgesehen. Ein Schabernack war es, was er beabsichtigt hatte, und daraus war ein Frevel geworden, ein Verbrechen.

Obendrein war er durch den Verlust des Tausendthalerscheines, um welchen er sich selbst gebracht, immerhin einigermaßen gestraft worden.

Allerhand Wahrnehmungen, welche sich mir in der Folgezeit aufdrängten, nöthigten mich ohnedies, mit einem Auerbieten, Fritz Denjow bei seinem Straf- und Racheakt behilflich zu werden, nicht allzu voreilig zu sein. Es mußte Bruno nicht eben gut gehen. Die tolle Weise, wie er mit seinem Vermögen gewirthschafte, hatte seine Taschen geleert. Die guten Freunde, welche bisher aus derselben gelebt und gezecht, ließen ihn nun im Stich. Um ihn herum war es stille geworden und einsam. Nur die Gedanken blieben bei ihm, und daß diese ihn garstig genug marterten und quälten, davon konnte ich überzeugt sein. Denn als ich eines Nachts spät von Berlin in die Villa heimkehrte, sehe ich einen Mann hart am Gitter derselben stehen. Es war Bruno Dettweiler. Das Haupt preßte er an die Arabesken des Eisengefüges, indem er unverwandt hinschaute zu dem Lichtschimmer, welcher sich aus einigen Fenstern hinausstahl in die nachtsverhüllte Landschaft. In dem betreffenden Gemach lag Agnese, welche eben damals die Krise zu bestehen hatte, in dem schweren, nervösen Fieber, welches sie infolge jenes Schabernacks davongetragen. Bruno war so von seinen Gedanken umspinnen, daß er meinen Schritt erst vernahm, als er mir nicht mehr ausweichen konnte. Er befand sich nämlich auf einem der schmalen Fußwege, welche zu dem rückwärtigen

Theil des Gartens an das Gitter führen. Da dieses natürlich verschlossen war und rechts und links der Weg von dichten Hecken begleitet wird, so hatte er sich geradezu in eine Sackgasse verirrt, aus welcher nicht gut ein Entrinnen möglich war, ohne daß man an mir vorüber mußte.

Ich trat auf ihn zu.

„Ah, Du bist es“, sagte ich. „Wahrscheinlich kommst Du, Dich im stillen des Unheils zu freuen, welches Du angerichtet hast!“

„Sie stirbt also?“ presste er hervor.

„Vielleicht — wer kann es wissen! Aber das sage ich Dir, Bruno Dettweiler: wenn der Schabernack, welchen Du angerichtet, in der That sein Opfer findet, so sprechen wir auch noch beide ein Wörtchen mit einander.“

„Mir ist alles gleich, was kommt“, erwiderte er tonlos. „Nur sterben soll sie nicht!“

„Nun geh doch heim“, sagte ich. „Mit solchen heimlichen Wegen verräthst Du Dich unnöthigerweise. Es braucht Dich nur ein anderer hier anzutreffen, so weiß es morgen das ganze Comptoir, daß Du von Gewissensqualen gefoltert bist. Dann haben sie ja den Beweis, nach welchem sie ohnehin so begierig suchen. Bisher befindet er sich allein in meinen Händen. Und ich verspreche Dir, ihn niemandem ausliefern zu wollen, wofern Du in der That Reue empfindest und ein Leben beginnen willst, über welches der alte Jakob Weltliner droben im Himmel nicht zu erröthen braucht.“

„Du verzeihst mir also?“ klang es zitternd und zaghaft von Bruno's Lippen.

„Das hängt von Dir ab und von — Gott!“

Die dargebotene Hand übersah ich. Das Gitter erschließend, ging ich ohne Gruß und Umschau in die Villa.

* * *

Nein, sie starb nicht! Der Himmel wollte nicht Fritz Denjows Glück, nachdem es eben erst aufgeblüht, so schnell vernichten; er wollte nicht, daß Bruno Dettweiler von ewiger Gewissensqual heimgesucht werde. Langsam, allmählich genau Agnese. Der Todesengel bekam keine Gewalt über sie; eines Nachts rauschte er mit unheimlichem Geschwirr seiner Fittige von dannen. Da schwanden die Lilien von Agneses Wangen, um den Rosen wieder Platz zu machen.

Ich bin überzeugt, daß Bruno darüber kaum weniger froh war, als Fritz Denjow.

Auch sonst hatte Bruno bislang schwere Stunden zu bestehen. Die Sünden, welche er in seinem Leichtsinn begangen, rächten sich ebenso schnell wie schwer. Er hatte nicht nur sein Erbe vergeudet, sondern auch Schulden angehäuft. Die sollten nun getilgt werden von ihm, der doch keine Mittel besaß außer dem Einkommen, welches ihm seine Stellung gewährte. Aber Bruno Dettweiler zahlte sie

insgesammt. Monat für Monat, welcher kam und ging, wurde er eine dieser Lasten los, welche auf seinen Schultern ruhten. Was er beim Sekt vergeudet, was dem Teufel des Spiels geopfert war, das machte er wieder gut durch das küglichsste Leben, welches der Mensch führen kann. Ich sage Euch: er muß manche Tage hindurch kaum mehr als Wasser und Brod gegessen haben, sonst konnte er unmöglich die Summen zahlen, welche aus jener Sündenzeit an ihn herantraten.

Ohne Murren, ohne Klagen unterzog er sich dieser Pflicht.

Damit war der Anfang gemacht auf dem Wege, welcher ihn den Frieden sowohl mit der Welt, als auch mit sich selber zurückgewinnen sollte.

Vorher unzuverlässig in seinem Amt, unfroh bei der Arbeit, wandelte er sich in das Gegentheil um. Früh am Morgen war er der Erste an seinem Pult, und er wich nicht eher, als bis die Stunde schlug, welche die Muße beginnen läßt. In diesem Gebahren zeigte er nicht etwa jene aufdringliche Gefliessenheit, welche gern derjenige zur Schau trägt, der eine schadhafte Stelle in seinem Wandel auszuweisen hat. Ruhig, gelassen — wie selbstverständlich fand all dies statt. Wer Bruno Dettweiler dabei beobachtete, konnte allenfalls die Wahrnehmung machen, daß er eine weitgehende Befriedigung mit sich selbst schaffen wolle. Um uns andere kümmerte er sich nicht mehr, als gerade absolut nöthig war. Nicht, als ob er einen Stolz hervorkehrte, einen Troß, zu welchem er wahrhaft nicht berechtigt war, nein, sichtlich wollte er sich nicht in die Freundschaft derjenigen hineinzwängen, deren Achtung er so leichtsinnig verscherzt hatte!

Das gefiel mir, das gefiel uns allen. Erst nahmen wir es schweigend hin, dann aber tauchte hier und da eine Stimme der Anerkennung auf, nach welcher das Echo niemals ausblieb.

Was er selbst in weiser Selbsterkenntniß und richtiger Würdigung der Verhältnisse nicht erstrebte, ergab sich von selbst. Ganz allmählich überbrückte sich die Kluft, welche uns von ihm trennte. Mit Einem nach dem Andern von uns kehrten gute Beziehungen zurück. Was sein unbemäkeltes Dasein, die Rechtlichkeit seiner Anschauungen, sein Eifer bei der Arbeit nicht allein zuwege brachten — darin half die Zeit nach, der beste Arzt, das heilkräftigste Mittel für alle Wunden, welche Ungemach oder eigener Muthwille dem Menschen zufügen.

Ich bekenne es ohne Scham, daß ich einer der Ersten war, welcher wieder freundliche Worte mit Bruno Dettweiler tauschte.

Nicht wenig trug auch der Umstand dazu bei, daß der Verdacht, welchen man gegen Bruno gehegt, unerwießen blieb. So folgte der Ueberzeugung, welche zuerst ein jeder von seiner Schuld hatte, allmählich dem Zweifel, bis dieser selbst, indem er stets mehr zusammenschrankte, aus der Erinnerung fortgewischt wurde.

Nur Fritz Densow wurde nicht anderen Sinnes.

Nicht, als ob er mit Bruno lauten Hader suchte oder ihm insgeheim Gehässigkeiten zufügte! Ihr wißt ja: das ist nicht Fritzens Art. Aber der Groll keimte fort in seinem Herzen, und allein seine

eigene gute Gesinnung verhinderte es, daß diese Giftpflanze nicht dazu kam, Blüten anzusetzen und Früchte zu tragen. Möglich, daß auch das Glück, welches Fritz Denjow zutheil geworden, ihn davor schützt, Rache zu suchen für eine That, welche ihm soviel Herzeleid verursacht hat. Ungetrübt, eine schier ununterbrochene Reihe von sonnigen Tagen, ließ ihm die Ehe dahin mit dem Mädchen, das er sich so hart erkämpfen mußte. Agnese selbst gewann nicht nur die Gesundheit, sondern auch die frühere Schönheit zurück. Noch heute ist sie eine stattliche Frau, in ihren Tugenden ein Vorbild für diejenigen, welche unsere Söhne oder überhaupt der Nachwuchs für diesen Kreis als Gattinnen an das Herdfeuer des Hauses zu führen gedenken. Blühende Kinder bevölkern das schmucke, weiße Haus im Brunwald, welches einst so einsam, überrauscht von den Fittichen des Todesengels, dagelegen. Sie helfen Frau Agnese bei den Obliegenheiten des täglichen Lebens oder harren, traulich um sie gestellt, zwischen den lichten Säulen, welche noch heute wie damals weit hinaus in die Landschaft lachen und leuchten, des Vaters, wenn er am Abend heimkehrt in ihre Mitte. Und wie sein Haus, ist auch Fritz Denjows Wohlstand gewachsen. Ich sage Euch nur, was Ihr insgesammt wißt, wenn ich behaupte, daß er reich genug ist, mit Behaglichkeit von den Zinsen zu leben, welche ihm sein wohlgerundetes Vermögen abwirft. Allein die Freude an der Arbeit und der gute Hang, auch ferner im Kreise der Männer zu verweilen, mit denen er die Stürme des Lebens wie die Lichtstrahlen getheilt — nur das veranlaßt ihn, den alten, lieb gewordenen Platz an seinem Pulte nicht fahren zu lassen.

Und Bruno Dettweiler . . .

Einsam, düster verstrichen die Jahre. Die einzige Freude, welche hineingewoben war, gewährte die Arbeit. Ohne die sorgende Hand eines Weibes, das herzige Lachen von Kindern, die seine Knie umspielten, ist er vorzeitig gealtert. Seine Habe konnte nicht wachsen, da er in den Jahren des Leichtsinns die Wurzel zerstörte, welche einen so stattlichen Baum hätte heraustreiben können. Des Umstandes nicht zu vergessen, daß es einer langen Zeit bedurfte, bevor er die Schulden tilgen konnte, welche aus eben jenen tollen Tagen stammten.

Aber der Hauptgrund, weshalb Bruno Dettweiler so geflüstertlich abseits von unseren gemeinsamen Wegen geht, weshalb er so düster dreinblickt und so tiefe Furchen in den Augenwinkeln zeigt — der liegt darin, daß sein Gewissen nicht frei ist. Wie ein Alp ruht darauf das Bewußtsein der Schuld, welche er begangen. Mehr als dreiundzwanzig Jahre kämpft er dagegen und sucht den unholden Geist zu verscheuchen, welcher ihn mahnt, sein Unrecht einzugestehen. Denn es genügt nimmer, daß man dasselbe wettzumachen sucht, auch das erlösende Wort muß hinzukommen, nicht allein desjenigen, welcher die Schuld abzuwälzen bestrebt ist, sondern noch mehr von jenen Lippen, welche die Verzeihung zu gewähren haben.

Das sagte ich Bruno Dettweiler, wenn wir Zwiesprache hielten über das, was geschehen ist und noch kommen muß. Er wehrte sich

zwar entschieden gegen die Gründe, welche ich ihm vorbrachte — nicht mit Worten, denn darin ist er überhaupt karg, aber die Züge blieben so starr, so unerträglich, daß ich daraus einen wohlbegründeten Schluß auf sein Inneres ziehen konnte. Aber allmählich wurde der Fels doch erschüttert, und eben jetzt —

Damit komme ich zu der Entschuldigung, welche Ihr längst erwartet zu haben scheint. Nicht wahr, Ihr fragt Euch im stillen, was mich veranlassen konnte, ein Geheimniß preiszugeben, welches ich bisher sorglich hütete? Ja, noch mehr: ich begehre in Euren Augen wahrscheinlich eine Indiskretion, da das, was ich Euch erzählt, gewissermaßen nicht mir allein zugehört. Da ist es denn nicht mehr als billig, daß ich mich gegen solcherlei Vorwürfe, ob sie auch nur im stillen gehegt werden, sofort vertheidige. Bruno Dettweiler selbst hat mich zu diesen Mittheilungen ermächtigt. Frei will er sich wissen von der Schuld, welche nun schon so lange auf seiner Seele brennt. Denn eben jetzt, wo ich hier unter Euch weile, ist er bei Fritz Denjow, um durch ein reumüthiges Bekenntniß die Verzeihung eben desjenigen zu erlangen, gegen den er so schwer gesündigt hat.

Wie ich Fritz kenne, wird er nicht starrsinnig eine Feindschaft weiter durch das Dasein schleppen wollen, welche ihm, der so friedfertig ist, oft genug widrig erschienen sein mag.

Nun wißt Ihr auch, weshalb ich Euch einlud, festlich, wie zu einer Feier, beisammen mit mir zu sein. Es gilt, die Versöhnung zwischen Bruno Dettweiler und Fritz Denjow zu begehren.

Mehr als dreißig Jahre habe ich auf diesen Tag geharrt. Ich meinte, ich dürfe nicht eher in das Grab steigen, bis ich ihn erlebt. Und ich danke dem Himmel, daß er mir das göttig gestattete.

Wie ich Euch kenne, wißt Ihr mir insgesammt Dank, daß ich diese Versöhnung herbeiführte. Denn damit ist der Friede in die Nachfolgeschaft Jakob Weltliners zurückgekehrt. Was er so sehnlich herbeigewünscht und nie mit seinen alten, guten Augen erschauen durfte — uns ist das verstattet worden.

Dazu habe ich mir noch für Bruno eine Ueberraschung vorbehalten.

Ihr wißt, daß von staatswegen der Werth für eine Banknote ersetzt wird, sofern wir nachweisen können, daß sie sich zwar in unsern Händen befindet, aber für den Verkehr unbrauchbar geworden ist. Nun hatte ich die Fegen jenes Tausendthalerscheins, welchen Bruno in seiner sinnlosen Wuth damals in das Schlüßelloch gezwängt, so glücklich zusammengestellt, daß das Papier beinahe lückenlos erschien. Ich wendete mich also an die betreffende Bank und erlebte die Freude, daß mir die Summe ohne einen jeden Abzug ausgezahlt wurde. Diese selbst jedoch händigte ich Bruno keineswegs ein; einerseits fürchtete ich, daß er, im Besitz einer verhältnißmäßig hohen Baarschaft, wieder in sein früheres tolles Leben zurückfallen könne, andererseits sollte er seine Strafe haben für die Unbilden, welche er uns allen zugefügt. Daß ich keinen Augenblick daran

dachte, das Geld für mich zu behalten — das brauche ich Euch doch kaum ausdrücklich zu versichern. Allein ich legte es sicher an, indem ich stets die Zinsen zum Kapital schlug. So sind diese dreitausend Mark heute nach einem Zeitraum von dreiundzwanzig Jahren und sieben Monaten auf gerade neuntausendvierhundertundfünfundachtzig Mark angewachsen — eine gewiß ansehnliche Summe, welche ich Bruno Dettweiler nachher sofort einhändigen werde. Denn sie gehört ihm zu und soll dazu dienen, ihm die Lasten des Alters, welches immer näher heranrückt, tragen zu helfen.

Hier ist das Couvert mit dem Gelde. Legt es auf seinen Platz neben dem Glase, damit er es findet, sobald er hier eingetroffen ist.

Noch ahnt er die Ueberraschung nicht, welche ihm in dieser Hinsicht bevorsteht. Denn ich habe ihm selbstverständlich niemals davon gesagt, daß es mir gelungen ist, die Summe für jene Banknote zu erhalten.

Seht dorthin! . . . Da kommen sie Arm in Arm! . . . Sie sind versöhnt; das schwere Werk ist gelungen . . . Füllt also die Gläser und heißt sie willkommen . . . Verwandelt in Freundschaft ist die alte Zwietracht. Auf lohe die Freude! Sie leben hoch — Bruno Dettweiler und Fritz Denjow!





Die Welt der Farben und ihre Geschichte.

Von Hermann Pilz.

Wo Leben athmet, da ist bunte Mannigfaltigkeit, da herrscht die Farbe. Nur der Tod ist farblos. Wir Menschen hängen alle am Licht, dem Urquell alles Seins, durch den die Welt dem Chaos entrisen wurde. Die alten Aegypter beugten ihre Kniee vor dem Strahl der Sonne, die sie als höchste Gottheit verehrten, und alle älteren Kulturvölker der Erde, die Phönizier, Babylonier, Perser und Inder, beteten in der Sonne, dem Mond und den Sternen die höchsten Gottheiten an. Nach dem Licht zieht es alle Wesen der Natur, und die Sehnsucht nach freiem Lichte theilt der Mensch, die Krone der Schöpfung, mit dem kleinsten Vogel und der bescheidensten Blume hier unter der Sonne. Die Farben aber sind die Kinder des Lichtes, und wo viel Licht ist, da bilden sich viele Farben. Das Licht der Sonne schafft im Prisma die Urfarben: Roth, Gelb und Blau, mit ihren Uebergängen von Orange, Grün und Violett. Wo kein Licht ist, da wagt sich keine Farbe hervor. Blumen, die man in finsternen Kellern treiben läßt, bleiben weiß und wenige sind es, die sich, wie die Nachviole, gerade in dunkler Nacht blühend entfalten. Und weil eben die Farbe das Kind des Lichtes ist, fühlen wir alle uns zu der edlen Farbenpracht hingezogen und suchen unsere Umgebung, wo die Natur nicht die Malerin ist, künstlich mit farbigem Schmuck zu bekleiden. Julius Hübner sagt sehr treffend: „Licht und Farbe ist die Nahrung des Auges, wie Essen und Trinken die Nahrung des Leibes.“

Unsere Stimmungen und Gefühle werden von dem Farbenglanz, der uns umgiebt, beeinflusst. Eine helle, sonnige Landschaft stimmt uns froh und schaffensfreudig, eine trübe Nebelatmosphäre drückt uns nieder, stimmt uns verdrießlich und grillig. Darum sprechen die Menschen auch oft, wenn es regnet und den Tag über eine ewige Dämmerung herrscht: „es ist heute ein recht melancholisches Wetter“, weil sie die graue, monotone Farbe melancholisch stimmt. Wir werden

im folgenden sehen, daß jede Farbe ihre besondere charakteristische Wirkung hat und daß es deshalb auch von hohem Werth ist, die Wirkungen dieser Farben kennen zu lernen.

Im gewöhnlichen Leben bezeichnete man Weiß und Schwarz und die Mischfarbe, die aus diesen beiden gewonnen wird, Grau, auch schlechthin als Farben, obwohl das Eine nur zu viel Licht und das Andere zu viel Schatten repräsentirt, also eine eigentliche Farbe nicht ist. Unter den eigentlichen Farben unterscheidet man drei Grundfarben: Roth, Blau und Gelb, sechs Mischfarben: Orange, Grün, Violett, Gelbbraun, Rothbraun und Olivengrün, und fünf Zwischenfarben: Purpur, Rothblau, Blaugrün, Gelbgrün und Gelbroth.

Betrachten wir zunächst Weiß, Grau und Schwarz, so haben wir diejenigen Farben vor uns, die das menschliche Gemüt wohl am wenigsten berühren. Weiß und Schwarz sind Gegensätze, wie Tag und Nacht, Weiß ist die Beleberin, Schwarz der Tod der Farbe. Die Sage stellt sie daher auch wie das Gute und Böse nebeneinander. Werden diese Farben unvermittelt und ungeschickt zusammengestellt, so wird man sich unbefriedigt fühlen. Es ist z. B. ein wesentlicher Unterschied, ob man Schwarz auf Weiß oder Weiß auf Schwarz verwendet. Schwarze Würfel mit weißen Augen werden einen ganz andern Eindruck hervorrufen, als weiße Würfel mit schwarzen Augen. Niemand wird Anstoß nehmen, wenn ihm eine Persönlichkeit mit weißer Weste, weißen Handschuhen und schwarzem Rock entgegentritt. Schwarze Weste, schwarze Handschuhe und weißer Rock dagegen wirken, obwohl dieselben Farben vorhanden sind, dämonisch und gespensterhaft. Hauptsächlich Weiß ist die Farbe der Gespenster und Abenteurer, die in der schwarzen Nacht ihr Werk verrichten. Einen weißen Mantel hüllt der Wächter um, der dem Knaben im Märchen das Gruseln lernen will. Wir hören daher auch wohl von weißen Rossen in der Geschichte, die mit ihren Reitern in die Nacht hinausjaprenkten und nie wiederkehrten. Weiß giebt aber auch einen feierlich-ernsten Eindruck, wie jeden der Anblick einer weithin bedeckten Schneelandschaft lehren wird. Wir werden dabei an das Fleckenlose, Reine erinnert und so tritt uns das Weiß als Symbol der Unschuld entgegen, während Grau und Schwarz den Gedanken an Tod und Trauer erregen. Weiß ist daher auch die göttliche Farbe, die Farbe des Christen, im Gegensatz zu dem heidnischen Schwarz. Die heilige Jungfrau trägt eine weiße Lilie und aus den Gräbern der gefallenen, christlichen Helden läßt die Sage eine weiße Lilie emporblühen, während auf der Ruhestatt der Heidentrieger der Schwarzdorn wächst. Bei den Slaven giebt es einen guten und einen bösen Gott. Sie heißen Vielbog und Czernobog, d. h. der Weiße und der Schwarze. Die alten Germanen unterschieden ebenfalls weiße und schwarze Asen, und nach der Edda, dem ältesten, germanischen Gedicht, wacht in Valhalla ein weißer, in der Unterwelt ein schwarzer Hahn. Wodan, der oberste Gott der heidnischen Germanen, wird mit langem, weißem Bart, weißem Mantel und weißem Roß vorgestellt und Frau Holle

fliegt in weißem Gewande durch die Welt. Weiß ist aber von den Göttern auf die Priester, deren Ornat in reinstem Weiß prangten, und von den Priestern wieder bei Kirchenfesten, Prozessionen, Volks- und Kinderfesten als feierliche Festfarbe auf das Volk überhaupt übertragen worden. An den Marienfesten mußte seit dem 13. Jahrhundert im Bisthum Mainz ausschließlich weiße Gewandung angelegt werden und von der heiligen Jungfrau ging die Farbe auf die Jungfrauen überhaupt über. Weiß kleidet noch heute die Bräute und Festjungfrauen. Weiß ist aber auch die Farbe des Friedens. Die Symbole des Friedens sind das weiße Lamm, die weiße Taube, die weiße Lilie und der Parlamentär im Kriege hißt eine weiße Fahne auf. Allen weißen Thieren bringen die Naturvölker eine hohe Verehrung dar. Sie gelten als glückbringend. Napoleon I., der als großer Held doch dem Aberglauben ergeben war, ritt daher stets auf einem Schimmel, und der Mollwitzer Schimmel Friedrichs des Großen ist ebenso bekannt geworden, wie der Schimmel des großen Kurfürsten in der Fehrbelliner Schlacht. Die Aegypter verehrten den weißen Sonnenstier, die Inder den weißen Elefant, andere Völker weiße Kühe, Gänse, Hühner, Tauben, Schlangen und Mäuse. Bekannt ist, daß die Jäger sich Wunderdinge vom „weißen Hirsch“ erzählen, den Uhland in seiner kernigen Ballade verherrlicht hat. Auch Christus wird auf alten Bildern, z. B. der Cranachschen Schule, auf einem Schimmel reitend dargestellt.

Der Gegensatz zwischen Weiß und Schwarz ist besonders stark durch die Kirche ausgeprägt worden, die den weißen Engeln den schwarzen Teufel gegenübersetzte. Der Teufel reitet auf schwarzem Roß oder schwarzem Bock, begleitet von schwarzen Hunden. Unheilvolle Boten sind schwarze Kater, die einem über den Weg laufen, schwarze Schweine, Raben, Hähne, Mäuse u. s. w.

Merkwürdigerweise wechselt die Bedeutung der Farben sehr oft. Wenn es auf der einen Seite heißt, daß, je mehr weiße Mäuse im Hause sind, desto mehr Glück darin wohnt, so heißt es andererseits wieder, weiße Mäuse im Felde bedeuten Mäße, Dürre, Pest oder Krieg. Träume von weißen Mäusen waren bei den Germanen durchweg von schlechter Bedeutung, ebenso Träume von weißen Rüben, weißen Haaren und weißer Wäsche. Die weißen Flecke, die wir zuweilen auf unseren Fingernägeln haben, heißen „Leidsprießen“ oder „Todtenbaumblüten“ und bedeuten einen frühen Tod. Auf den Farnrötern werden sie deshalb „Nornenspuren“ genannt. Pferde mit einem weißen Vorder- und Hinterfuße wurden noch bis ins 18. Jahrhundert von jedem Reiter ängstlich gemieden und noch heute findet man in den Alpen eine Abneigung gegen weißes Rindvieh. Der Bauer im Thüringischen sieht in Blättern des Sellerie oder des Krautes weiße Flecke nur ungern, denn sie sind ihm ein Vorzeichen großer Dürre. Im Erzgebirge sagt man, daß, wenn an einem Hause ein Baum im Herbst noch eine weiße Blüte treibe, ein Todesfall bevorstehe.

Wenden wir uns den Grundfarben zu, so steht obenan das Roth,

die am meisten verwendete Farbe. Sie darf in keiner Farbenzusammenstellung fehlen und giebt dem Kolorit die eigentliche Würze. Roth, bildet den Ausdruck höchster Lebensthätigkeit, es offenbart sich in ihm Pracht, Fülle und Größe und in seiner höchsten Steigerung hat es sogar etwas schreckhaftes und drohendes. Die rothe Farbe findet daher überall Anwendung, wo es sich darum handelt, die Empfindung von Heftigkeit, Lebhaftigkeit, Liebe, Zorn, Wuth und von Kraft und Lebenslust, Pracht und Fülle, sowie auch Gewalt und Schrecken zu erregen. So finden wir sie auch im Leben angewandt.

Das Roth wurde infolge seines ernsten Charakters in hoher Steigerung zur heiligen Farbe gestempelt. Die alten Germanen dachten sich ihren Gott Donar, der die Länder mit Früchten segnet, roth. Ihm ist daher auch alles Rothe heilig und geweiht. Rothe Blumen, Eichhörnchen und Rothkehlchen werden als göttliche bezeichnet und nur der Tod vermag die Verletzung eines solchen Thieres zu sühnen. Auch zu Opfethieren verwendeten die Germanen, wie auch die alten Griechen am liebsten rothhäutige Thiere und besonders waren es rothe Kinder, die man dem Opfaltar zuführte. Auch bei den Römern gehörte Roth zur heiligen Farbe. Mit rothen, meist purpurnen Decken wurden in den Tempeln die Bilder der Götter verhangen, Juno und Jupiter trugen auf dem Kapitol rothe, mit Gold verzierte Gewande und die ägyptischen Götterbilder wurden aus Vorliebe aus rothem Porphyr gemeißelt.

Eine Sitte, die den Indern und anderen Völkern gemein ist, besteht im Bestreichen der Tempelthüren und Häuser mit rother Farbe oder Blut, das bei allen Völkern Symbol des Opfers ist und mit dem sich daher die alten Deutschen, wenn sie zum Streite auszogen, das Gesicht besprenkten. Auch die Juden bestrichen, nach der heiligen Schrift, am Passahfest die Pfosten der Thüren mit Blut und der Würgengel sollte dann schonend an diesen Gebäuden vorüberziehen. Am Zulifest der Inden und am Nauruzfest des persischen Volkes geschieht dasselbe mit allen Thüren und Fenstern.

Bei den alten Griechen, wie später bei den nordischen Völkern galt der Platz um die Tempel der Götter oder um ihre Bildnisse für heilig und selbst der „Friedlose“ fand hier eine Stätte der Rast. Um den gefeierten Platz kenntlich zu machen, steckte man rothe Pfähle in die Erde und verband sie mit rothen Schnüren.

Die Priester bemächtigten sich ganz besonders der rothen Farbe für ihre Galatkleidungen. Noch heute erscheinen die hohen Kardinäle bei festlichen Gelegenheiten in rothen Rock und mit rothem Käppchen. Die katholischen Grosinquisitoren legten bei ihren Folterschauspielen ebenfalls rothe Mäntel an, und im Kölner Dom wandelt beständig ein rothgekleideter Portier auf und nieder, um auf Ordnung und Ruhe zu sehen. Auf den Bildern aus der heiligen Geschichte von den italienischen Meistern, wie Raphael, spielt das Roth eine bedeutende Rolle. Die Heiligen und Märtyrer erscheinen fast immer in dieser Farbe und Christus selbst erscheint bei Lukas Cranach in

rothem Mantel. Sein Haar ist roth, der Körper roth angehaucht, er steht auf rothbraunem Grunde und ein rother Himmel leuchtet über die ganze Gegend.

Die Bibelübersetzung des Alfilas, unser ältestes Literaturdenkmal, steht auf purpurnem Grunde und der Name Gottes wurde in alten Bibeln stets roth gedruckt. Der heilige Gral, jener Wunderstein aus der Sagenwelt des Mittelalters, von dem uns Wolfram von Eschenbach im „Parzival“ gesungen, war ein rother Rubin. Aus rothem Rubin ist, nach Ovids Metamorphosen, die Wohnung des Helios gebaut und die Rabbiner meinen, daß auch die Pforten des Paradieses von rothem Rubin hergestellt sind.

Freilich die Heiligkeitserklärung der rothen Farbe hat ein Gegenbild. Die Kirche hat ihr andererseits auch den Stempel der Gotteslästerung, Sünde und Bosheit aufgedrückt. Der Teufel hinkt noch heute in rothem Kostüm, oder wenigstens mit einer rothen Hahnenfeder geschmückt, über die Bühne. Am besten ist diese Vereinigung von Gut und Böse wiederum vom Volksmund an einer Blume angedeutet worden. Wir meinen das Adonisröschen, das nach altklassischer Sage aus dem Blute des verwundeten Adonis aufgeblüht sein soll. Die Blumenblätter dieser in Kornfeldern weit verbreiteten Pflanze sind scharlach- bis dunkelblutroth gefärbt; der Volksmund nennt sie deshalb „Christusauge“, während man sie z. B. in Thüringen auch „Teufelsblid“ getauft hat. Man braucht auch nur einen Blick auf die Neurruppinschen Bilderbogen zu werfen. Rinaldini und Schinderhannes erscheinen da stets in rothen Mänteln, und in den Colportageromanen erscheint „Kuno von Drachenfels, der Gattenmörder“, und die „Räuberbraut“ gewiß in rothem Ornat.

Während die Rothbuche, das Rothkehlchen u. s. w. bei den alten Germanen verehrt wurden, war der Fuchs in späterer Zeit ein gehäßtes Thier. Das rothe Haar wird bei unseren Vorfahren noch ohne jede Mißachtung erwähnt, und von den griechischen und römischen Frauen ist bekannt, daß sie ihre Haare roth färbten. Die rothen Haare der unter Augustus gefangenen deutschen Frauen wurden zur Zeit der Kriege abgeschnitten und für die vornehmen Frauen in Rom als Chignon abgejandt. Neger und Polynesier färben noch heute gern ihr Haar roth und erst die Priesterchaft brachte in dieser Hinsicht eine Umwandlung hervor. Schon bei den alten Aegyptern malten die Priester den bösen Gott Typhon zuweilen roth und die Griechen zitterten vor dem rothen Eurytheus. Im Mittelalter wurde die rothe Farbe zur Herenfarbe und Frauen mit rothunterlaufenen Augen wurden als Hexen dem Feuertod preisgegeben. „Ist die Hexe fertig, sind die rothen Haare da“, heißt es in dieser Beziehung beim Volke. Dietmar von Merseburg erblickt in dem rothen Haar des Königs Boleslaw Bosheit und Tücke, und Judas Ischarioth hat auf den Bildern, z. B. den Ramersdorfer Wandgemälden, rothes Haar. Auch die Henker, deren Gewerbe unehrlich war, trugen im Mittelalter rothe Mäntel.

Dem Sündenbock, den die Israeliten in die Wüste trieben, wurde ein rothes Tuch in die Hörner gewunden, und das Nordlicht bedeutet mit seinem rothen Glanze noch jetzt dem Volke Noth und Krieg.

Die Wirkung des Furchtbaren, Gewaltigen theilt der rothen Farbe aber auch eine Rolle im politischen Leben zu. Roth entflammt zu Muth und Tapferkeit und die Banner und Fahnen, Orden und Standarten wählen gern diese Farbe. Die Matadore schwingen bei den Stiergefechten in der Arena rothe Tücher und was die rothe Nelke noch in der Neuzeit für eine Rolle hat spielen müssen, davon wollen wir schweigen. Die Normannen hatten in alter Zeit rothe Schilde und Segel und Belisar zog mit solchen gegen die Vandalen in Afrika zu Felde. Wie Tacitus in seiner „Germania“ erzählt, färbten unsere Vorfahren vor Beginn des Kampfes ihre Schilde aus rother Walserde. Feurige, muthige Kasse werden gern roth von den alten Malern abgebildet und in der Weingartner Handschrift erscheint der Minnesänger Hartmann von Aue auf rothem Kasse zum Turnier gerüstet. Die alten Germanen sollen thatsächlich ihre Pferde vor dem Kampf roth gefärbt haben. Roth ist die Farbe der Freiheit und spielte deshalb in Zeiten der Revolution stets eine große Rolle. Herwegh, der Dichter der Freiheit, sang daher von einem damaligen, reaktionär gesinnten König:

„Das Rindvieh ist, wie allbekannt,
Dem Rothen nicht sehr zugewandt,
Doch unser Ochs verfiel dabei
In nicht gelinde Kaserai.“

Pracht und Fülle macht das Roth zur Königsfarbe und wir wollen hier gleich auf eine der fünf Zwischenfarben Rücksicht nehmen: den Purpur. „Von der Eifersucht der Regenten auf den Purpur“, sagt Goethe, „erzählt uns die Geschichte manches. Eine Umgebung von dieser Farbe ist immer ernst und prächtig. Das Purpurglas zeigt eine wohlbeleuchtete Landschaft in furchtbarem Lichte. So müßte der Farbeton über Erde und Himmel am Tage des Gerichtes ausgebreitet sein.“ Die römischen Kaiser waren eifersüchtig auf den Purpur und der Kaiser von China hat seit alten Zeiten allein das Recht, Purpur und Scharlach in seinem Lande zu tragen. Als der beste Purpur galt in alten Zeiten der von Tyrus; er soll bekanntlich durch einen Hund entdeckt worden sein, der eine Purpurschnecke zerbißen hatte und mit purpurgefärbter Schnauze zu seinem Herrn zurückkehrte. In Rom wurde der Purpur als Zeichen der höchsten Würde angesehen und die Senatoren trugen Purpurstreifen an ihrer Toga. Als in Rom der Reichthum stieg, kam auch der Purpurlugus in Aufnahme und Cäsar verbot den Handel mit Purpur in Rom. Nur römische Matronen sollten ihn tragen dürfen, andere bei Todesstrafe nicht. Heute ist der Purpur durch die Cochenille verdrängt worden. Nur in den Gestaden von Schottland wird die königliche Farbe noch verwandt, um — die Schafe damit zu markiren. Sie transit gloria mundi!

Neben dem Purpur ist der Scharlach die Königsfarbe. Die deutschen Kaiser trugen bei der Krönung dauernd rothseidene Mäntel und wandelten während der Feier auf Scharlachteppichen. Mit des Königs Gewalt aber hängt die Pflege des Rechtes zusammen und daher wurde das Roth auch das Symbol der Gerechtigkeit und Justiz.

Wie die Tempelpfläze, so wurden auch die Richtstätten mit rothen Pfählen und Schnüren zum Zeichen der Unverletzlichkeit dessen, der sich in ihrem Bann befand, umgeben. Wo wir jetzt in Städten, wie Meissen, Halle, Prag, Magdeburg u. s. w., Namen, wie der „rothe Thurm“, „rothes Haus“, „rother Stein“, „rothes Kolleg“, begegnen, können wir immer annehmen, daß dieses Gebäude in irgend welchem Zusammenhang mit der Justiz stand. Die Rechtsbücher wurden in alter Zeit mit Vorliebe roth eingebunden, Dokumente mit rothen Fäden geheftet und die Advokaten trugen rothe Sammetmäntel. Jeder, der einen Eid zu leisten hatte, mußte einen Mantel von rother Farbe umhängen und das ganze Gebiet, welches die Behme beherrschte, hieß die „rothe Erde“. Grenzsteine und Grenzpfähle wurden früher immer roth angestrichen, und als Friedrich der Große in Potsdam die holländische Viertel überließ, da wurden in diesem Stadttheil die Häuser roth angestrichen, zum Zeichen, daß der König diese Wohnungen der Fremdlinge rechtlich geschützt habe.

Aber der leuchtende Ton, die tiefe Wärme, die in der rothen Farbe liegt, übt noch einen weitem Ausdruck aus: sie stimmt fröhlich. Roth ist der Ausdruck der Freude und Liebe, der Lebenslust, der Jugend. „Roth wie die Freude, sei der Brüder Zeichen“ heißt es mit Recht in einem alten Burschenliede. Die Liebe spricht nur durch rothe Zeichen. „Die volle, glühende Liebe“, sagt Wellner, „ihre feurige Sehnsucht deutet die rothe Farbe an, wer sie trägt, ist seiner glücklichen Liebe froh.“ Rothe Rosen, rother Klee und brennende Liebe deuteten seit alten Zeiten in der Blumensprache die glühende Liebe an und die Minnedichtungen der „Manessischen Liederhandschrift“ beginnen fast durchweg mit rothen Buchstaben. Zur Liebe gesellt sich die Barmherzigkeit und die Samariter des Schlachtfeldes tragen im Kriege daher jenes rothe Kreuz, von dem Rudolf von Gottschall so schön singt:

„Hoch über aller Völker Fahnen
Schwingt sein Panier der Menschheit Bund,
Es winkt in schön'rer Zukunft Bahnen
Das rothe Kreuz auf weißem Grund.“

Als die Farbe der Lebenslust hat aber schließlich das Roth auch beim Volke noch eine besondere Heilkraft und Glückverheißung erlangt. Das Rothkehlchen heißt in Tyrol nur der Muttergottesvogel und wer es im Bauer hält, hat Freude und Segen im Hause. Wo ein Rothschwänzchen nistet, glaubt der Bauer, kann kein Feuer ausbrechen, kein Blitz einschlagen. Die alten Inder glaubten, daß rothblühende Pflanzen besondere Heilkraft hätten und noch jetzt hält

man den rothen Saft des Johanniskrautes für kurierend. Die rothen Hagebutten und die rothen Beeren der Eberesche werden Kranken unter das Kopfkissen gelegt, damit sie genesen sollen, und rothe Luchstücke mengt der katholische Bauer am Tage seiner Heiligen den Kühen unter das Futter, damit sie mehr Milch geben.

Wenden wir uns zum Blau. Blau ist die dunkelste aller eigentlichen Farben. Es trägt den Charakter der Ruhe. Damit aber ist Ernst, Würde, Beständigkeit und Treue, Sanftmuth, Verstand, Bescheidenheit und Zurückgezogenheit verbunden. Man thue einmal einen längern Blick in den Himmel, oder in die blaue Ferne, so wird man sich nachgezogen fühlen und das Gefühl einer unbeschreiblichen Sehnsucht erhalten. Blau ist daher auch die Farbe der Sehnsucht. Blau ist die ernste, würdige, beständige Himmelsfarbe. Blau erschien deshalb der ägyptische Gott Kneph, der indische Wischnu und Dyriz wurde auf alten Bildern mit blauem Gesicht, Händen und Füßen abgebildet. Die Juden verhüllten die heiligen Geräthe in blaue Decken und ihre Priester trugen wenigstens vier blaue Quasten am Priesterkleid. Die germanische Göttin Freya trug ein blaues Gewand und Maria, die Himmelkönigin, die im Christenthum an ihre Stelle trat, erscheint auf allen Heiligenbildern in blauer Robe. Den Thron Gottes dachte man sich im Mittelalter aus blauem Saphir gemeißelt. Die Blumen, welche Treue, Sanftmuth und Bescheidenheit bedeuten sollen, das kleine Bergißmeinnicht, das Veilchen, der Ehrenpreis und die Lieblingsblume unseres verschiedenen Kaisers, die Kornblume, sind blaue Blumen. Die alten Dichter singen von der Blume des Glückes als der „blauen Blume“, die in der Johannisnacht emporblüht, und mit der man, wie mit einer Wünschelruth, Schätze zu heben imstande ist. Blaue Augen sind treue Augen und die Lieblingsaugen der alten und neuen Poeten. Blau ist aber auch die Farbe der Fruchtbarkeit und Segensfülle. Der Kaiser von China trägt bei dem höchsten Feste der Chinesen, wenn er auf dem Felde die erste Furche zieht, einen blauen Mantel. Er bestellt das Feld als Gott und der blaue Mantel ist der Himmel, der ihn umweht. Der Landmann sagt: „Viel Kornblumenblau, viel Segen“, und Schiller singt im Cleufischen-Fest:

„Windet zum Kranze die goldenen Aehren,
Flechtet auch blaue Cyanen hinein!“

Auch das Brautgemach wird vielfach mit blauen Vorhängen und blauem Brautbett versehen, ja wir finden sogar blaue Brautkissen und Bettstellen. Dadurch wurde Blau aber auch Festfarbe und die Kirche nennt den Palmsonntag und Osterdienstag die blauen Feiertage. Es giebt auch einen sogenannten „blauen Montag“, der freilich einen bösen Weigeschmack hat und uns zeigt, daß man auch dem Blau unangenehme Eigenschaften zuschreibt. Wir reden von „blauen Dunst vormachen“, ins „Blaue hineinreden“, rufen wohl auch einem „so blau“ entgegen, lassen die Geister als blaue Flämmchen entstehen, nennen die todbringenden Kugeln „blaue Bohnen“ und sprechen wohl gar in

Thüringen von einem Weibe, das in der Gardinenpredigt Meister ist, sie habe ein „blaues Donnermaul“. Auch die „Blaustrümpfe“ sind beim männlichen Geschlecht nicht sonderlich beliebt.

Die Gegenfarbe zum Blau ist das Gelb, die Farbe, die dem Lichte am nächsten kommt. „Ihr Charakter“, sagt Wallner, „zeigt etwas überirdisches, man könnte sagen göttliches. Reinheit, lichte Klarheit, Glanz, Hoheit bilden ihr Wesen. Daher finden heitere Freude, sowie edle Geistigkeit im Gelben ihr Symbol.“ Außerdem hat Gelb die Eigenthümlichkeit, jeder andern Farbe, mit der es vermischt wird, einen gewissen Grad von Wärme mitzutheilen. Auf der andern Seite ist Gelb aber auch das Zeichen äußerlichen Prunkes und Tandes. Das Gelb ist als „Gold“ schon in alten Zeiten ein Attribut der Götter und Könige. Die Jungfrauen zu Athen stückten der Schutzgöttin Pallas Athene alljährlich ein goldenes Gewand. Der gelbe Bernstein wurde von den Alten für Thränen gehalten, die der Sonnengott Helios geweint habe. Der römische Triumphator bestrich sich bei seinem Triumphzug in Rom Gesicht und Hände mit gelber Farbe, zum Zeichen seiner Herrlichkeit. Die Göttin Ostara trug goldene Schuhe, und Maria, die im Christenthum auch an Stelle der Ostara trat, wird gar mit goldenen Haaren und goldenen Pantoffeln dargestellt. Unter den Blumen wird der gelbe Frauenschuh, die wilde Art unseres Löwenmauls, in katholischen Ländern nur der „Muttergottespantöfle“ genannt. Gelbe Eier waren als Ostergeschenk einst das Zeichen stiller Reigung. Aber eben weil das Gelb einen Zug von Glanz und Hoheit hat, eignet es sich nicht zur Profanirung und wirkt bei den Chinesen als Kleiderstoff ebenso lächerlich, wie bei uns als studentische Couleurmütze oder Brieftägeruniform. Neben den edlen Wirkungen der gelben Farbe wird ihr freilich auch das Symbol des Neides und Hasses zugeschrieben, und „gelb vor Neid werden“ ist ein Ausdruck, den wir oft im Volksmund begegnen.

Damit wären unsere Betrachtungen der Grundfarben am Ende und wir wollen nur wenigens noch über einige Misch- und Zwischenfarben hinzufügen. Wir beginnen beim Grün, das aus der Verbindung der beiden Grundfarben Blau und Gelb entsteht. Grün ist ohne Leidenschaft, kühlend, lebend und beruhigend und ist daher auch zur Farbe der Hoffnung geworden. Sie ist das Symbol des Frühlings und des Wachstums und mit grünen Reifern schmücken wir im Lenz voll Hoffnung unsere Häuser. Der grüne Smaragd galt seit alter Zeit unter den Edelsteinen als der Bringer von künftigem Glück und Segen. Orange, aus Roth und Gelb gemacht, ist die wärmste aller Farben und wirkt in der Kleidung immer erfreulich und herrlich. Violett steht in der Mitte zwischen feurigem Roth und kaltem Blau. Diese Stellung giebt ihm einen unruhigen Charakter, weshalb man es als die Farbe der Schwermuth bezeichnet. In vielen Gegenden folgen daher auf die eigentlichen Trauerkleider violette Gewänder zum Zeichen wehmüthiger Erinnerung. Das Olivengrün ist eine Mischung, in welcher, wie Adams in seiner Farbenharmonie

jagt, Gelb, die Farbe des Lichtes, zwar vorherrschend ist, jedoch durch das Grün bedeutend getrübt wird, so daß der Totaleindruck leicht eine gewisse Verstimmung hervorruft. Daher wird das Olivengrün als die Farbe des Grolles, des Reides und der Hinterlist angesehen.

Von den Zwischenfarben sei noch das Blaugrün hervorgehoben. Diese Farbe drückt Entzagung, düstere Resignation, Lebensüberdruß, Widerwillen gegen alle Thätigkeit und damit Misanthropie aus.

Eine schwierige Sache ist die Verbindung der Farben untereinander. Die Verbindung von Weiß und Gelb z. B. gewährt keinen lebendigen, wohl aber einen aristokratischen Eindruck, was sich bei weißen Tapeten mit Golddruck, weißen Möbeln mit goldenem Auspuß u. s. w. bemerken läßt. Als Zeichen großer Schönheit wird in den alten Minnegedichten das goldene Haar zum weißen Gewand hervorgehoben. Lilie und Narzisse, in deren Blüten sich Gelb und Weiß vermählt, gewähren daher einen edlen, mild-prächtigen Anblick. Auch Gelb und Schwarz trägt in seiner Verbindung den Charakter des Bornehmen. Gelbe Damastpolster zu Ebenholzmöbeln beweisen das. Auch Gelb und Blau, obwohl etwas schreiend, verträgt sich sehr gut. Feindlich stehen sich Grün und Blau gegenüber. Sie waren im Mittelalter die Faschingsfarben und ein altes Sprichwort jagte: „Grün und Blau geht dem Hanswurst seine Fran“. Dagegen läßt sich Grün gut mit Weiß verbinden, wie die Landesfarben Sachsens und Tirols beweisen. Mischt sich noch Roth dazu, so erhöht sich die Schönheit der Farben. Man denke nur an die Farben von Helgoland. Auch die weißstämmigen Birken geben zur Zeit, wo sie sich mit frischem Grün kleiden, einen lieblichen Anblick. Weiß läßt sich überhaupt mit fast allen Farben gut verbinden, in erster Linie mit Roth. Wie Milch und Blut aussehen, gilt als Gewähr höchster Schönheit und das rothe Kreuz auf dem weißen Mantel der Johanner wirkt durchaus angenehm. Blau und Roth wirken in direkter Verbindung schreiend und unschön.

Heutigen Tages, wo leider die Frauen noch allein die Trägerinnen der Farben sind, ist diesen die Beobachtung der Farbenharmonie besonders ans Herz zu legen. Farbe und Form sind ja das Geheimniß des Reizes und der Anmuth, mit welchen uns das schöne Geschlecht zu bestücken weiß. Wie viel von diesem Reiz, dieser Anmuth wird aber nicht durch Verjüngungen an der Farbenharmonie eingebüßt! Die kostbarsten, schwersten Stoffe können eine falsche Farbenwahl nicht wieder gut machen. Die Farben müssen in Einklang mit der Haar- und Hautfärbung stehen. Die helle Blondine, die immer eine gewisse Blässe kennzeichnet, wird z. B. ein feines Grün gut kleiden, weil Grün unbewußt der weißen Hautfarbe einen röthlichen Schimmer giebt. Grün paßt aber auch zu dem goldenen Haar, denn Grün und Gold geben eine reiche Farbenharmonie. Freilich darf das Grün nicht zu dunkel sein, ebenso wie nur ein helles Blau die helle Blondine kleiden wird. Gelb, Roth, Lila sind für die helle Blondine durchaus feindliche Farben.



Der verhängnisvolle Brief.

Nach einem Originalgemälde von Otto Goldmann.

Handwritten marks or scribbles in the top left corner.

Die dunkle Blondine, blühender als ihre Schwester, kann zwar dieselben Farben wie diese tragen, muß sie aber immer um eine Nuance dunkler nehmen. Die gesunde, gesättigte Gesichtsfarbe verträgt dunkle Stoffe. Auch wird Orange, Scharlach u. s. w. der dunklen Blondine vortheilhaft sein.

Der Gegensatz zu den Blondinen sind die Brünetten. Die blasse Brünette ist eine seltene Erscheinung. Sie hat weiße Hautfarbe, schwarzes Haar und dunkelbraune Augen. Ihr wird ein brauner oder rothweinfarbiger Stoff stehen, während ihr Blau, Grün und Violett jeden Reiz nehmen wird. Allerorten begegnen wir dagegen der blühenden Brünette, die der Engländer den vollkommensten Typus aller weiblichen Schönheit nennt. Sie hat tiefdunkle Augen und schwarzes Haar. Dementsprechend gehören ihr die dunklen, prächtigen Farben zu und ein Scharlachkopfsputz wird sich vortrefflich auf dem schwarzen Nabenhaar ausnehmen.

In den meisten Fällen werden sich Blau und Gold, Blau und Lachsfarbe, Blau und Braun, Kirschroth und Orange, Grün und Gold, Orange und Braun, Purpur und Gold, Lilla und Kirschroth, Schwarz und Roth u. s. w. vortheilhaft mischen lassen. Ein aufmerksamer Theaterbesucher wird auch an unseren Schauspielerinnen diese Mischungen der Farben herausfinden. Es ist uns zuweilen begegnet, daß wir an einem Abend von einer Schauspielerin im Publikum hören, „sie sieht entzückend aus“ und am nächsten Abend heißt es „heute sieht sie nicht gut aus“. Dann war sicher darauf zu wetten, daß die Actrice an dem Abend, wo sie nicht „beau jour“ hatte, die Farbenharmonie verletzt hat. Das Volk empfindet diese Verjündigung sehr wohl, weil eben die Farbe einen Eindruck auf die menschliche Seele ausübt, es fühlt die Disharmonie, ohne sich in den meisten Fällen derselben bewußt zu werden.





Klosterleben in Rumänien.

Von Rudolf Bergner.



Rumänien ist das Land der Wohlthätigkeitsanstalten. Reiche Bojarinnen haben, Dank ihrem mildherzigen Sinn und dem tief eingewurzelten Zug der Frömmigkeit, vor oder bei ihrem Ableben bedeutende Summen zur Milderung menschlichen Kummers und menschlicher Qual bestimmt. Die Hospitäler führen in den Gebieten an der unteren Donau ihren Namen mit vollem Recht. Wird doch der Leidende daselbst als wirklicher Hospes (Gast) behandelt und uneigentlich gepflegt! Jeder, selbst der ärmste Karpathenbewohner vermag seinem Kinde der Segnungen des modernen Schulunterrichts theilhaftig werden zu lassen, weil auch der Schulunterricht eine ohne Entschädigungsanspruch verabreichte Gabe bildet. Waisenhäuser trifft man allerorts, in erster Linie das berühmte Asyl Elena, die Schöpfung der hochherzigen Helene Rosetti, der Gemalin des Fürsten Cuza. In diesem von dem Generalarzt Dr. Davila — selbst ein Kind der Liebe — und seiner vortrefflichen Gattin lange Jahre geleiteten Hause sorgt man beständig für die Erziehung einiger hundert Mädchen, stets danach trachtend, aus denselben tüchtige Hausfrauen oder barmherzige Schwestern zu schaffen. Daß eine solche Anstalt dem edlen Sinn einer Carmen Sylva die vollste Sympathie abringen mußte, dünkt begreiflich. Carmen Sylva führt das Protektorat des Instituts, und in unsäglich schmerzvoller, in der für ein Mutterherz leidenschaftlichsten Stunde verließ sie dem Wunsche Ausdruck, ihr jäh entrißenes, einziges Töchterlein in dem stillen Wäldchen des Asyls zur ewigen Ruhe bestattet zu wissen. Ihr theures Kleinod ruht zwischen schweigenden Kiefern, Tannen und Farrenkräutern, die Vögel singen ihre entzückenden Lieder, und manchmal wandelt eine Königin einher, hier zu weinen und zu beten.

In den Hospitälern, Waisen- und Schulhäusern grüßen uns die Erzeugnisse eines neuen, so spät über diese ehemals türkischen Länder einhergezogenen milden Geistes, in den Kirchen und Klöstern begegnen wir häufig den Schöpfungen längst vergangener, fromm-testirender Hospodare und Wojaren. Das herrlichste Gotteshaus des Landes freilich, die allen Schönheitsgesetzen vollkommen entsprechende Doamna Balascha am Dimbowizastrande zu Bukarest, ist eine der jüngsten rumänischen Kirchen, trotzdem aber gleich dem angrenzenden Spital eine humane Stiftung der Fürstin Brankowan. Frühzeitig begann es edler Brauch walachischer und moldauischer Großen zu werden, hier ein Gotteshaus, dort ein Kloster zu errichten, ja, diese Neigung, ihre Frömmigkeit zu betheiligen, lenkte die Aufmerksamkeit der Fürsten dem fernen, gewaltigen, bis zur Höhe von 6000 Fuß aus den Meeresfluten emporsteigenden Hagion Oros zu. In der lieblichen Waldswildniß, der Leuchte morgenländischer Christenheit, erheben sich in dem Rahmen einer von Türkendrangal und Türkennoth unberührt gebliebenen Mönchsrepublik über zwanzig romantisch gelegene Klöster, unter denen laut Urkunden nur sechs als nicht von Jassyer oder Bukarester Fürsten herrührend zu nennen sind. Der Woiwoden Neagulos Bessarabas und Peter mit seiner Tochter, Alexander und Brankowan, ferner der walachischen Wojaren: Barbul, Gabriel, Radul, Morza und Bintila, der moldauischen Fürsten Stefan, Alexander, Peter und Bogdan geschieht immer und immer wieder als Stifter und Wiederaufbauer auf dem heiligen Berg Athos Erwähnung. Selbstverständlich zählten zu den ausländischen Klöstern, Klostergütern und Meierereien des heiligen Berges nicht wenige in Rumänien befindliche. So gehörten beispielsweise Golia, Barboju, Mira und Rakitosa in der Walachei dem Hauptkloster des Hagion Oros, dem Kloster Watopädi. Andere wieder, wie Formoia, Jusitstch und Sfenta Veneri waren dem Berge Sinai überlassen worden.

Während aber die Klosterstiftungen des heiligen Berges höchst selten durch Seeräuber oder türkische Horden belästigt wurden, entstand den rumänischen Klöstern durch die Türkeninvasion ein unheimliches Gespenst. Polnische und russische Heere, die griechischen Unternehmungen der zwanziger Jahre machten manches der befestigten Klöster zu einem heißerhohnten Rettungshaus, sie bereiteten mehr wie einem Verwüstung und Untergang. So fiel das berühmte Kloster Dragomirna in der Bukowina — dieses österreichische Kronland gehörte bekanntlich früher zur Moldau — den Horden Chmielnidys zum Opfer, im Kloster Seku sprengte sich der Griechenführer Giorgakis mit seinen Genossen in die Luft.

Unter solchen Umständen wäre es den Klosterbewohnern selbst bei bestem Willen oft unmöglich gewesen, den Bestimmungen testirender Großen zu folgen und ihnen gemäß für Hebung des Ackerbaues, für Errichtung von Lehranstalten und für Jugendbildung im allgemeinen zu sorgen. Allein man muß gestehen, den biederen Kalugern — das Wort bedeutet etwa: alter, ehrwürdiger Vater — lagen solche

Gedanken überhaupt fern, gleich ihren übrigen Brüdern im gesammten Orient mangelt ihnen jenes historische Verständniß und jener civilisatorische Drang, der das deutsche Mönchsthum während der ersten Hälfte des Mittelalters so vortheilhaft auszeichnet und die Spuren ihres Wirkens nicht nur in den österreichischen Alpenländern, sondern in anderen deutschen Gauen bis zum heutigen Tage dankbarem Blicke klar erkennen läßt. Selbst die Benützung der Liegenenschaften war bei den rumänischen Klöstern eine mangelhafte, ebenso die Verwaltung der unter der öffentlichen Aufsicht des Staates stehenden Klöster. Als vor etwa fünf Jahrzehnten die letztere Kategorie der Klöster unter die Aufsicht des vom Staate bestimmten Wornik Alexander von Baltich gelangten, stiegen die Einkünfte von Reska sofort von 140,000 auf 215,000 Piafter, die von Bissericani von 60,000 auf 190,000, die mehrerer anderer Klöster um ein Drittel der bisherigen Summe. Viele Klöster mit großem Einkommen hatten beträchtliche Schulden, Zagovia mußte alle seine Einnahmen zur Begleichung seiner Anleihen verwenden, nur St. Spiridon zu Jassy zeichnete sich durch gute Verwaltung und die Instandhaltung eines 140 Kranke beherbergenden Spitals aus.

Wollte man indessen annehmen, die Mönche Rumäniens hätten allezeit nur in Furcht vor den Türken oder im Schuldenmachen und beschaulichen Leben verharret, so würde man zu weit gehen. Manches der Mönchskastelle barg eine werthvolle Bibliothek, so Dragomirna, Niamku, Zagovia und andere. In Zagovia befand sich zu Ende des 17. Jahrhunderts eine Druckerei, deren Erzeugnisse — mehrere Bibelübersetzungen in orientalischen Sprachen, weithin Verbreitung erliefen. In Neamtu existirte und existirt noch eine Druckerei für rumänische Kirchenliteratur, nebst einer Abtheilung für Notendruck. Die Noten der morgenländischen Kirche weichen nämlich von den europäischen Noten durchaus ab und ähneln beim ersten Anblick der arabischen Schrift. Aus der Niamquere Druckerei ging im Jahre 1844 das Werk des gelehrten Walachen Mowila über die Symbolik hervor, dem epochemachender Werth in Bezug auf die Abhaltung der Jassyer Synode des Jahres 1642 zugeschrieben werden muß. Ebenso gab man in Neamtu unter dem Titel „Pedalion“ eine Sammlung der geistlichen, in der griechischen Kirche geltenden Gesetze bereits vor sechs Decennien, also zu einer Zeit, in der Rumänien nicht einmal nationale Volksschulen besaß, heraus. Einer der eifrigsten Sammler rumänischer Klosterdokumente ist der ehemalige Unterrichtsminister B. A. Uredhia. Er hat mehrere Bände Dokumente, den letzten mit 500 Schriftstücken, veröffentlicht.

In einem ganz eigenthümlichen Ruf haben von jeher die rumänischen Nonnenklöster gestanden. Ueber sie wissen die wenigen deutschen Schilderer rumänischer Zustände nicht genug verblüffendes zu berichten. Noch 1840 empfingen sie Novizen aus allen Ständen der Bevölkerung, das will für das damalige Rumänien besagen sowohl seitens des Bauernstandes, als auch seitens der Bojaren. Die damalige

Bojarin vermochte sich im Einverständnis mit ihrem Herrn Gernial nicht an den Gedanken einer vielfachen Theilung des großen Vermögens zu gewöhnen. Erfreute sie sich des Besitzes mehrerer Söhne und mehrerer Töchter, so behielt sie höchstens eines der Mädchen im Hause, gewillt, demselben durch eine reiche Aussteuer zu einer standesgemäßen Heirat zu verhelfen. Die übrigen Töchter packte man eines Tages in den kostbaren Schritten, die in weiche Pelze gehüllte, schöne Bojarin setzte sich zu ihnen, und fort ging es über die trostlosen Schneefelder der großen Ebene. An der Klosterpforte machte man Halt. Die weinenden und sich sträubenden Kinder wurden abgeliefert. Die schöne Bojarin eilte zu ihrem Palast zurück, um daselbst, umgeben von einem Sklavensheer, ihr Dolee far niente-Dasein weiter zu führen. Ihre Töchter sah sie vielleicht nie wieder. Die also Verstoßenen und zu einer verhassten Lebensweise Verurtheilten suchten sich nach Ueberwindung des ersten Schmerzes und Grolles mit ihrer Lage auszuföhnen. Die ihnen vielfach zugewiesene Mitgift und die Klosterannahmen ermöglichten den Erwerb eines der vielen die Nonnenklöster umgebenden Häuschen und, da in demselben vorschriftsmäßig stets zwei Maiten (Schwestern) wohnen müssen, die Aneignung einer Maita bäuerlicher Herkunft als Dienerin. Wenn irgend möglich, sorgte man für die Beschaffung kostbarer Kleider; man arrangirte mit Schicksalsgefährtinnen Festlichkeiten, huldigte dem Tanze, der Musik und dem Wohlleben und hielt sich in vielen Fällen eine Equipage. Die allmächtige Liebe fand bei derartigen freien Gewohnheiten und weltlichen Neigungen oft Eingang in die Herzen der beklagenswerthen Verbannten, und es muß mit wehmüthigen Gefühlen erfüllen, wenn man vernimmt, es seien einst beim Ablassen des Klosterteiches zu Baratif eine Menge Säuglings skelette gefunden worden, weshalb der Teich auf Befehl des Jassyer Metropolitens nie wieder zugefüllt werden soll. Die Frauen oder Mädchen der untersten Volksschichten traten gern in den Klosterverband, weil ihnen das Leben zu Hause zu hart und zu mühselig erschien. Das Klosterleben bildete ein sie von der Leibeigenschaft errettendes Nyl, Kukuruz und Brennholz lieferte man unentgeltlich, die Früchte ihrer am Webstuhl verbrachten Stunden durften sie veräußern. Unendlich gering an Zahl war das Häuflein vornehmer Welt Damen oder wahrhaft unglücklicher Ausderinnen, die es Herzensbedürfniß dünkte, in frommer Zurückgezogenheit ihren Lebensabend zu verbringen, allein ihrer findet man in allen Klöstern der Erde nicht allzuviele.

Fürst Cuza wurde den rumänischen Klöstern verderblich, sein Name gilt bei ihren Bewohnern für hassenswerth. Die Regierung des Fürsten bezeichnet für das Land das Uebergangsstadium des alten zum neuen Regime. Unter Fürst Cuza vollzog sich die Vereinigung der Jahrhundertlang getrennten Fürstenthümer, sowie der Beginn moderner Institutionen. Eine der wichtigsten derselben ist das Dekret vom 5. Januar 1864, demzufolge über die rumänischen Klöster die Säkularisation verhängt wurde. Da sich die rumänischen Klöster

einstheils als nur in geringem Grade nutzbringend erwiesen hatten, andererseits der sich gewaltig empor kämpfende neue Zeitgeist die Duldung beschaulichen Lebens nicht gestatten, die großen Kloster-einkünfte besser verwendet wissen wollte, setzte man das rumänische Klosterleben auf den Aussterbecat. Die angewendeten Mittel bestehen in der Einziehung der Klostergüter und in einer seitens des Staates zu leistenden, möglichst geringen Besoldung der Klosterinsassen. Der Klosterbruder erhält täglich 37 Bani (Centimes) für die Nahrung und 50 Lei (Francs) jährlich für die Kleidung. Durch ein derartiges Verfahren erreicht die Regierung ihre Absicht vollständig. Vor vierzig Jahren zählte man in der Moldau 19 dem Lande gehörige Klöster, darunter Neamtu und Sefu mit ihren Filialen, die Nonnenklöster Agapia, Waratik mit Hanganu, Dureo auf dem Tschakleo, Zagavia, St. Spiridon und Sofola mit dem Priesterseminar, ferner 13 dem heiligen Grabe gehörige Institute, darunter Bistrița, endlich 24 dem Berge Athos und anderen heiligen Orten zukommende Klöster. Zu diesen 56 Klöstern gesellten sich 31 Nebenklöster mit 281 Mönchen und 163 Nonnen, sowie 23 Privatklöster mit 219 Mönchen und 163 Nonnen. In der Walachei traf man ärmere Klöster, dafür aber war ihre Zahl bedeutender. Unter den Landesklöstern ragten Tismana, Rozia, Govara und Kimpolung hervor, 9 Klöster gehörten dem heiligen Grabe, 4 dem Berge Sinai, 14 zu St. Agora oder zum Berge Athos, 18 nach Rumelien, darunter St. Spiridon, Serindar und Stavropol zu Bukarest. Die Summe der walachischen Klöster überstieg das zweite Hundert. Alle Klöster besaßen beinahe das Drittel des gesammten Grund und Bodens, im Kreise Joltitschen standen von 126 Dörfern 32 im Klosterbesitz, im Kreise Waslui 37 von 176 Dörfern, im Kreise Dorohoi 25 von 178. Am ärmsten und zugleich am stärksten bevölkert erwiesen sich die sogenannten öffentlichen Klöster. 29 solcher Mönchsinstitutionen umfaßten 3000 Bewohner, 27 Nonnenklöster 1500 Seelen. Das reiche Neamtu und seine Nebenklöster allein beherbergten vor 20 Jahren noch 1980 Mönche mit 55 Novizen. Heutigen Tages nennt die Statistik für das ganze Land 168 Klöster mit 1429 Mönchen und 2709 Nonnen.

Die griechische Kirche kennt einen einzigen Mönchsorden, den der Basilianer. Ihn in Rumänien nie ganz aussterben zu lassen, wäre eigentlich Bedingung, da die Bischöfe Mönche sein müssen und dabei selbstverständlich Rumänen sein sollen. Allerdings war seit Jahrhunderten der Zug nach dem heiligen Moskau und dem heiligen Kiew ein reger, allein die jetzigen leitenden rumänischen Kreise müssen auf eine Abänderung im Hinblick auf die politischen Verhältnisse bedacht sein. Zur Zeit der türkischen Oberherrlichkeit erdient es vielleicht wünschenswerth, junge Geistliche aus Kiew und Moskau, vollgezo-gen mit Begeisterung für russisches Wesen, zurückkehren zu sehen, gegenwärtig beklagt jeder Vaterlandsfreund derartige Verbindungen und Schwärmereien. Sie sind um so gefährlicher, als anerkanntermaßen Rußland in dem Bischof Melchisedek zu Roman einen warmen

Anhänger und überaus thätigen Agenten besitzt. Der hohe Geistliche hat mehrmals der Regierung heftige Kämpfe geliefert, obgleich ihm dabei meistens die öffentliche Meinung entgegen war. Als wichtigste dieser Episoden stellt sich die Organisation einer Gesellschaft zur Verteidigung der orthodoxen Kirche dar, ein widersinniges Gebilde, erzeugt zu jener Zeit, wo der gewesene Unterrichtsminister Demeter Stourdza endlich durch einen geschickt geleiteten geistigen Feldzug die völlige Unabhängigkeit vom Konstantinopeler Patriarchat erzielt hatte. Obiger Verein strebte danach, junge Geistliche ohne Wissen der Regierung nach den Kiewer Bildungsanstalten zu senden und eine Agitation wider die römisch-katholische Kirche zu erzeugen. Der Stoß war natürlich im russischen Interesse für den König Karl bestimmt.

An der Spitze der selbstständig gewordenen rumänischen Landeskirche steht der Butarester Metropolit als Primas des Landes und Präses der heiligen Synode. Er genießt den Vortritt vor seinen Jassyer Kollegen, dem Erzbischof von Moldau und Suczawa. In zweiter Linie folgen die Bischöfe von Roman, von Rimnik, von Buzeu, von Husch, von Argesch und von der unteren Donau. Der Gehalt eines jeden Bischofs beträgt 18,492 Lei, der eines Metropoliten 36,996 Lei; der Butarester erhält 10,000 Lei als Repräsentationszulage. Acht Bischöfe in partibus ohne Diözesen und Gehalt, nur mit dem Titel einer Stadt und den des Coadjutors eines Bischofs, stellen die übrigen Mitglieder der heiligen Synode dar. Man sieht, wie wenig die Einkünfte der rumänischen hohen Geistlichkeit einen Vergleich mit denen der ungarischen auszuhalten vermögen. Der Graner Erzbischof bezieht 355,000 Gulden jährlich, der Kalocsäer 320,000 Gulden, der Großwardeiner 295,000 Gulden, sieben andere Kirchenfürsten erfreuen sich einer Einnahme von mehr denn 100,000 Gulden.

Das Geschick der vielen, von ihren frommen Insassen geräumten Klöster hat sich mannigfaltig gestaltet. Einige sind von dem Menschengeschlecht gänzlich gemieden und zum Spielball der Elemente herabgesunken, so Tismana in der kleinen Walachei, dessen Mauern hoch oben auf steilem Fels thronen und welche nur Besuch empfangen durch die holden, Gemäuer und Pflanzenwuchs verfilbernden Strahlen des Mondes. Noch unwirthlicher, aber trotzdem bewohnt, ist das Höhlenkloster Pescerea oder Jalomizaganelle. Es erstand 1215 in einer tiefen Grotte und besitzt eine derartige Kälte, daß selbst im Juli geheizt werden muß; im Winter weiß die Welt von ihm genau das nämliche wie von den schlafenden Bären in seiner Nachbarschaft. Drezo, von der Ferne durch seine Schießjarten, Thore und Fallgitter einen kriegerischen Anblick gewährend, dient als Unteroffizierschule, Bukowez bei Krajowa gleich anderen seiner Art als Zuchthaus. An einem der nur in Rumänien so wohnigen und so sonnigen Herbsttage stand ich vor dem massiv gebanten, mauerumgürteten Häuserkomplex des letzteren Ortes. Der Einlaß wurde bald gewährt, und nun eröffnete sich ein hochinteressanter Einblick in das Leben der

rumänischen Verbrecherwelt und die milde, humane Ausübung der Gerechtigkeitspflege. Im ehemaligen Klosterhose beschäftigten sich einige Gefangene mit der Bereitung von Kukuruzbrod, in den Parterräumen übten Schicksalsgenossen ihre Drechslerkunst aus, in den größeren Räumlichkeiten des Stockwerkes jaß hier ein melancholisch dreinblickender Armenier, aus gebranntem Brod Haarnadeln und Rosetten verfertigend, dort ein bleicher Rumäne, um mit überraschendem Verständniß und peinlicher Sorgfalt Federzeichnungen zu schaffen; neben ihnen standen wieder andere, drechselnd und meißelnd, während in einer Ledergerberei fünfundzwanzig Wörder mit eisenbeschwerten Füßen unermüdlich schufen, auf diese Weise den Zammer ihres Daseins vergessend. In Kozia freilich, hoch oben in den Karpathen, äußert sich die Nemesis strenger. Dort verbringen Militärsträflinge ihr elendes Dasein. Trotz eisenumschlöffener Hände und Füße liegt es ihnen ob, die großen Salzwerte jener Gegend zu bearbeiten.

Für die drei am meisten genannten Klöster möchte ich Sinaia, Neamtu und Waratik halten. Sinaia erhebt sich auf einer sanften Anhöhe am Fuße des Buitscherich. Michael Cantakuzino erbaute es 1675, auf daß die von Kronstadt nach der Walachei oder umgekehrt strebenden Wanderer ein rettendes Asyl vor Sturm und Ungemach auf ihrem Wege fänden. Zum Dank dafür verweilt der Pilger in einer Seitenkapelle vor einem riesengroßen Freskengemälde, von welchem die Konterfei des Stifters, seiner Gemalin und seiner achtzehn Töchter herabblicken. Als König Karl I. nebst seiner edlen Gemalin Umschau nach einem Sommersitz hielt, traf seine Wahl das einfache Gebäude der Mönche zu Sinaia. Mit den Kalugern theilte das königliche Paar die beschränkten Räume, und obgleich die Königin in ihrem Zimmer das Ticken einer Wanduhr in der bloß durch eine Bretterwand geschiedenen Zelle eines alten Mönches vernahm, verlebte sie in der köstlichen Luft des Hochgebirges und im Besitz ihres reizenden Töchterleins wonnige Tage. Jetzt ragt drinnen im Waldgebirge das herrliche Königsschloß Pelesch empor mit phantasiereichen Gängen, Erkern und Zinnen; Kunst und Gewerbe haben sein Inneres verschönt, die Königin ist aber nicht mehr glücklich, wie in dem hölzernen Klosterbau, der Tod hat ihr Theuerstes geraubt. —

An einem warmen Sommerabend führte mich ein verständiger, jüdischer Kosselenter aus dem schmutzigen, moldauischen Städtchen Neamtu. Der Mond spiegelte sich auf dem von uns kühn durchmessenen Neamtufluß, dann verbarg er sich zeitweilig hinter den Wolken. Laubwälder und Wiesen mit duftendem Heu wurden passirt, vom Flusse drangen die klagenden Töne einer Hirtenflöte herüber, ein Feuerchein zeigte sich plötzlich, von einem streifenden Zigeunerhaufen ausgehend. Nach mehrstündiger Fahrt stieg endlich vor uns ein ganzes Gewirr von Gebäuden, Thürmen und Mauern empor, der Empfehlungsbrief wurde ausgehändigt, und bald bereitete mir ein kleiner, überaus gelenkiger Mönch ein landesübliches Nachtlager auf langem Schlafdivan; Erdäpfelsteig und bitterjaure Fettsen ließ er

als Erfrischung zurück. Am Morgen fand ich etwa dreißig meist von der Last der Jahre gebeugte Basilianer beim Gottesdienst versammelt. Ihre Tracht verdient nähere Erläuterung. Ein grobwoollenes, braunes Gewand umschließt den Körper, ein schwarzer, kolbenartiger Cylinder (Kamalivka) bedeckt den Kopf, von ihm fällt ein dunkles, feierlich stimmendes Tuch den Rücken herab. Die Kirche barg werthvolle, vollständig erhaltene Freskogemälde, interessante Deckenmalereien und einen prachtvollen Ikonostas (Bilderwand). Dicht am Eingang der Kirche deutete eine auf einem Teppich stehende Ampel die Stelle an, wo man den vor wenigen Wochen verstorbenen Bukarester Metropolit anbeigefest hatte. Noch vor zehn Jahren hätte sich bei einer solchen Gelegenheit der echt orientalische Brauch der Bloßstellung dargeboten. Hauchte ein Bischof seinen letzten Seufzer aus, so placirte man den Leichnam auf einen Stuhl, umhüllte ihn mit einem blau-weißen, goldbesetzten Unterkleid, warf ein rothleidenes Übergewand darüber, fügte die edelsteinfunkelnde Tiara, ein Brillantkrenz und den Bischofsstab hinzu und ließ den Todten drei Tage und drei Nächte hindurch von der gläubigen Menge abküssen. Kranke, Lahme und Blinde erwarteten Heilung von einem einzigen Handkuß, Mütter drängten ihre Kleinen herbei und brachten mehr als einmal das Arrangement in Unordnung. Nach Beendigung der Todtenmesse stürzten sich gemietete Klageweiber über den Verblichenen, küßten ihn, raupen sich die Haare und geberdeten sich wie wahnsinnig. Vier Priestern kam es zu, den Stuhl zum Leichenwagen zu tragen, wobei natürlich der Todte bedenklich schwankte. Auf dem Gefährt band man ihn fest und führte ihn unter entsetzlichem Zammern der Bevölkerung durch die Straßen.

Die Behausungen der einstens so wohlhabenden Mönche von Neamtu verkündeten große Armuth, wozu das geldgierige Benehmen der meist das Land durchbettelnden Inassen gar wohl paßte. Die wenigen Kleider hingen an den Wänden, Kochgeschirr, Eier, Kamaliga (Kukuruzbrei) und ein Gebetbuch vervollständigten das Menblement. Der eine Bruder wirkte als Schuhmacher, der zweite hatte seine Zelle in eine Schneiderwerkstätte verwandelt. Der Bibliothekar erwies sich als ein höchst energischer Herr. Kaum gestattete er einen Blick in die nur wenige hundert Bände fassende Bibliothekzelle, um sodann unsere Fragen, Eile vorschüßend, unbeachtet zu lassen. Insgesamt haufen in Neamtu jetzt nicht mehr als 100, in den benachbarten Klöstern etwa 270 Mönche.

Auf schlechtem Feldweg zog ich hinüber nach dem oft genannten Nonnenheim Waratik. Es liegt am Fuße einer herrlichen Karpathen-kette, gleichsam eingemauert in die dunkel bewaldeten Höhen. Mittelpunkt dieser Frauenrepublik ist die stattliche Kirche, um welche etwa zwanzig Wohngebäude ein Viereck formen. Beim Betreten des Klostershofes fühlte ich mich weit mehr angeheimelt, als in dem ungarischen Neamtu; hier schaltete und waltete offenbar weiblicher Zart Sinn. Zwei eingefasste Quellen nebst Birnbäumen zierten den reinlichen Hof,

überall grünten Obstbäume und Blumen. Außerhalb des Kirchenquadrats reiheten sich, versteckt durch Busch und Baum, fünfzig bis sechzig kleine Häuschen aneinander. Zwei der Maiten besuchte ich. Sie saßen mit untergeschlagenen Beinen vor dem Webstuhl und spannen eifrig. Der vordere Theil des Hauses glich einem Boudoir. Zwei große Divans mit einem Duzend kleiner Zierpolster beanspruchten die eine Wand, an der zweiten lehnte eine Kommode mit Gläsern, Rippjachen und eingekochten Früchten. Beide Maiten besaßen frische, blühende Gesichter und schienen weit weniger als die mürrischen Mönche Neamyus sich durch Geldsorgen das Leben verbittern zu lassen. In den Hauptgebäuden dagegen hat man, wie in den Mönchsklöstern, stets offene Hände; jene Zeiten, wo ein Fremder den Vorschriften gemäß drei Tage lang unentgeltlich Gastfreundschaft beanspruchen konnte und ihm dieselbe gern gewährt wurde, sind für immer entschwunden; ist es doch vielleicht überhaupt nur eine Frage der Zeit, wann der letzte rumänische Mönch oder die letzte rumänische Nonne von hinnen scheidet.





Annemarie.

Erzählung von A. J. Nordmann.

In trüber, naßkalter Herbstnachmittag, welcher die ganze Natur in bleigraue Schleier hüllt, die Wege schlüpfrig und die Menschen in allen Gliedern frösteln macht, ist nirgends angenehm und behaglich, auch am Rheine nicht. Fällt das Zwielicht ein und man wandert durch die Straßen, welche die weiße Sparjamkeit der Väter der Stadt nicht vor dem bestimmten Glockenschlage erleuchten läßt, so erregen die Fenster, hinter denen der Schimmer angezündeter Lampen hervorglänzt, ein Gefühl unbestimmter Sehnsucht nach den gemüthlichen Räumen jenseits der beschlagenen Scheiben, und weiß man gar, daß diese Räume ihre Pforten nicht ungestaltlich verschließen, sondern bereitwillig und gern jedem neuen Ankömmling öffnen, so wird für den schwachen Sterblichen die Versuchung zu groß.

Diese Anziehungskraft wird nicht verringert, wenn man die melancholische Ceremonie eines Begräbnißes auf einem in seinem naßkalten Zustande und mit den frierenden laublosen Bäumen noch trostloser als sonst daliegenden Kirchhofes mitgemacht hat. Es nimmt uns daher als billig denkende Menschen kein Wunder, wenn das Gastzimmer des unmittelbar am Eingange der rheinischen Stadt B. liegenden „Rothem Löwen“ von den bis ins innerste Mark durchkälteren Theilnehmern des soeben stattgehabten Leichenbegängnißes aufgesucht wurde.

Der rothe Löwe, der über der Hausthür knarrend im Winde schwankte und sehr grimmig die Zunge ausstreckte, war trotzdem ein sehr gemüthliches Thier und führte einen ganz ausgezeichneten Weinkeller, an dem der Grundsatz der Hydropathen „Wasser thut's freilich!“ nie zur Anwendung gebracht wurde. Der Löwenwirth war ein gar verständiger Herr, der sogar beim Mischen eines Grogs dem Wasser nur eine sehr untergeordnete Rolle anwies und eine Mahnung der

Gäste, das Wasser zu schonen, als überflüssig und beleidigend betrachtet haben würde.

Das Gespräch der durchweg den besseren Ständen angehörenden Leidtragenden kam unter der belebenden Einwirkung des Löwenge-tränktes bald in raschen Fluß. Man sprach naturgemäß von dem eben beendigten Leichenbegängniß und dem Verstorbenen, einem höheren Justizbeamten; ein aufmerksamer Zuhörer hätte aus dem Tonfall der Redenden mehr noch als aus ihren Worten unschwer den Schluß gezogen, daß der Verbliebene wirklich ein allgemein beliebter und geachteter Mann gewesen und das ihm ins Grab folgende Beileid etwas mehr sein müsse als herkömmliche Redensart.

Und doch hatte ein Schatten sein Leben verdüstert; er hatte in seinen letzten Lebensjahren fast jeder Geselligkeit entsagen müssen — seiner Frau wegen. Nicht als ob sie kränklich gewesen wäre — sie war ein Bild der Gesundheit selbst — oder als ob ein Makel an ihrem Rufe gehaftet hätte — die spitze Zungen der Stadt hatten nichts gegen sie aufzubringen vermocht. Sie war hübsch, tugendhaft, ihrem Manne eine treue Gattin, ihren Kindern eine liebevolle Mutter gewesen — aber — aber — sie war niederen Standes gewesen, ein Dienstmädchen, und die gute Gesellschaft hatte ihr das nicht vergessen können.

Vielleicht mit Recht; die moderne Dame hatte es nicht verstanden, sich in den Sittencoder der guten Gesellschaft zu schicken, erregte durch manche Manieren Anstoß, kannte sich weder in Literatur und Kunst, noch in den Geheimnissen des guten Tones aus und brachte durch ihre Mißgriffe den Gatten so oft in Verlegenheit, daß er sich schließlich mit ihr ganz in seine Häuslichkeit einkapselte.

Zu diesem Thema hatte fast jeder der Anwesenden einen Beitrag zu liefern; von dem Verstorbenen ging man zu anderen lehrreichen Beispielen über, um über die Thorheit der Verblendeten, welche unter ihrem Stande heirateten, bald mit bedauerndem Achselzucken, bald mit unverhohlener Schadenfreude den Stab zu brechen.

Nur einer der Leidtragenden hatte sich die ganze Zeit über schweigend verhalten; er war ein Fremder, den die andern heute zum ersten Male sahen, dessen zugleich sicheres und bescheidenes Auftreten ihm aber die allgemeine Sympathie und die Aufforderung verschafft hatte, mit ihnen in „Nothen Löwen“ einzukehren.

Erst als in dem lebhaften Gespräch eine kleine Pause eintrat, nahm er das Wort und sagte: „Die Herren müssen es mir schon verzeihen, wenn ich eine andere Ansicht verfechte. Sie urtheilen, wie mir scheint, etwas einseitig. Ich will es darauf ankommen lassen, ob die kleine Geschichte, die ich Ihnen mit Ihrer Erlaubniß von mir erzählen werde, darin vielleicht eine Aenderung zuwege bringt.“

Er nahm bei diesen Worten sein Glas, hielt es empor und sprach mit einem gewissen ernsten Lächeln, das ihm eigentümlich zu sein schien: „Verstatten Sie, daß ich im stillen auf das Wohl einer Persönlichkeit trinke, die mir über alles theuer ist. Am Ende meiner

kleinen Geschichte werden Sie, davon bin ich überzeugt, alle mit mir darauf anstoßen wollen.“

„Mein Name ist, wie ich bemerkt habe, einigen von Ihnen nicht ganz fremd. Der alte Oberst v. D., der hier in der Nähe das Gut Siebeneck besaß, war mein Großoheim mütterlicherseits; meinen Vater habe ich nicht gekannt.“

Nach dem Tode meiner Mutter, die in Berlin gelebt hatte, nahm der Oberst mich in der ausgesprochenen Absicht zu sich, mit Uebergang seiner übrigen Seitenverwandten, mit denen er entzweit war, mich zu seinem alleinigen Erben einzusetzen. Wer ihn gekannt hat, weiß, wie schwer mit ihm auszukommen war; seine natürliche Reizbarkeit war durch die Nachwirkungen einer alten Wunde erhöht, die Gewohnheit des Commandirens konnte er auch im Hause nicht ablegen, und so war trotz seiner braven und ingrunde gutherzigen Natur das Zusammenleben mit ihm nicht angenehm.

Andererseits war ich kein Musterknabe, ich war wild, rücksichtslos und genüßsüchtig — Sie lächeln über diese aufrichtige Beichte? Nun, Offenheit war von jeher eine meiner wenigen guten Eigenschaften und sie ist zum Verständniß meiner Geschichte nothwendig. Je älter ich wurde, desto mehr traten jene Eigenschaften hervor, desto häufiger wiederholten sich infolge meiner leichtsinnigen und übermüthigen Streiche die heftigen Auftritte zwischen dem alten Manne und mir. Immer gleichen diese Streitigkeiten sich wieder aus; aber eines schönen Tages, als ihm zu Ohren kam, ich habe auf die zu erwartende Erbschaft hin beträchtliche Schulden gemacht, gerieth der Oberst über diese Speculation auf seinen Tod, wie er es auffaßte, in rasenden Zorn und jagte mich Knall und Fall zur Thür hinaus.

Trozig und erbittert ging ich fort; Nachgiebigkeit und Demuth gehörten nicht zu meinen Tugenden, deren Verzeichniß überhaupt keinen so großen Raum einnimmt wie die Liste von Don Juans Liebchaften. Ohne mich ein einziges Mal umzusehen, rannte ich zur Station, löste mir, wie ich ging und stand, ein Billet nach Cöln und fuhr von Cöln nach Cleve; ich wollte in die holländische Armee eintreten und mir auf Sumatra den Kopf abschneiden lassen. In Cleve fand aber etwas statt, was meinen Gedanken eine andere Richtung gab und meine Zukunft statt in abenteuerliche in friedsam spießbürgerliche Bahnen lenkte. Ob zu meinem Heile, werden Sie bald beurtheilen können.

Während ich nämlich in einem dortigen Wirthshause untergeordneter Gattung mein Abendbrod verzehrte, ward ich Ohrenzeuge eines anfangs ruhig geführten, im weiteren Verlaufe aber immer stürmischer werdenden Gespräches zwischen zwei Leuten, die ihrem Aeußeren nach Vieh- oder Pferdehändler sein mochten. Ich achtete zuerst nicht sonderlich auf das, was sie sagten und wurde erst aufmerkamer, als ich infolge ihrer Wechsellreden auf einen tollen Einfall gerieth, der jedoch, indem ich ihm nachhing, vielleicht gerade durch seine Berrücktheit mich immer mehr reizte.

Die beiden Männer waren Compagnons und, wie aus ihren Reden hervorging, in Mißhelligkeiten gerathen, sie stritten und zankten mit der weitschweifigen Hartnäckigkeit solcher Leute, ohne weiter zu kommen; der eine wollte aus dem gemeinsamen Geschäft ausscheiden, wenn ihm der andere hundert Thaler als seinen Antheil auszahlte, und dieser wollte ihn gehen lassen, wenn er nur jemand hätte, der für jenen einträte und die benötigte Summe einschöffe. Und über diesen Punkt kamen sie nicht hinaus; was sie in fünf Minuten hätten feststellen können und nach halbstündigem Gezänk noch nicht festgestellt hatten, war die zwar einfache, aber unüberwindliche Schwierigkeit, daß der eine Compagnon die hundert Thaler nicht hatte, ohne welche er den andern nicht los werden konnte.

Nach meiner raschen und unüberlegten Art trat ich an sie heran und sagte: „So werden die Herren nie fertig — das ist klar. Sie müßten erst einen suchen, der mit dem erforderlichen Gelde einträte. Und ich wüßte schon einen.“

Beide blickten mich mißtrauisch an und der eine antwortete unwirsch: „Was mischt Ihr Euch in unsere Angelegenheiten? Geht Eurer Wege! Oder wollt Ihr selbst die hundert Thaler hergeben?“

Mein ganzes Aeußere widersprach so sehr dieser Annahme, daß beide darüber in höhnisches Lachen ausbrachen. Ich ließ mich aber nicht irre machen und bestand so ruhig auf meinen Fragen und Anerbietungen, daß sie endlich an den Ernst meiner Absichten glauben mußten.

Um Sie nicht zu lange aufzuhalten, das sonderbare Geschäft kam zustande, ich stellte eine Kaution von fünf Thalern, der Hälfte dessen, was ich an baarem Gelde noch bei mir hatte und reiste am anderen Tage nach Düsseldorf, um das Geld herbeizuschaffen; dort wohnte mir ein Freund, der mir zu großem Dank verpflichtet und zudem ein wackerer Mensch war; ich schilderte ihm offen meine Lage; er gab mir, noch ehe ich an die Schilderung eine Bitte geknüpft hatte, das Doppelte der gewünschten Summe und bewies sich durchaus als ein braver Kerl. Er versprach mir Geheimhaltung, daneben aber sagte er mir zu, mit meinem vormaligen Heim in Verbindung zu bleiben und mir alle wichtigen Nachrichten unter einer verabredeten Adresse zukommen zu lassen.

So ward ich wohlbestallter Associé des Vieh- und Pferdehändlers Nicodemus Ottermann aus Cöln — und damit fängt eigentlich erst der Theil meiner Lebensgeschichte an, derentwegen ich Ihnen dies erzähle.

Wir vertrugen uns ganz gut, Nicodemus und ich, und da ich in meinen neuen Verhältnissen gänzlich aufgehen wollte, bezog ich ein Zimmer in seiner nicht übermäßig fashionablen Wohnung in der Severinusstraße, wo ihm seine beiden Schwestern Haus hielten. Beide sahen nicht übel aus, obgleich der Typus ihrer Schönheit kein aristokratischer war, ihre Erziehung war eine solche, wie sie in jenen Ständen üblich ist, ihre Manieren waren nicht unfein, aber gewöhnlich.

Sie werden errathen, daß der neue Geschäftstheilhaber ihres Bruders, der so sehr von allen anderen Männern ihrer Bekanntschaft verschieden war, von beiden mit günstigen Augen betrachtet wurde. Ich ließ mir das gefallen, und zwischen Annemarie, dem jüngeren Mädchen und mir entspann sich ein Liebesverhältniß, wobei wohl — ich sage das nicht aus Prahlerei — die größere Leidenschaft auf ihrer Seite war. Ich mochte sie recht gern, aber dies Gefühl war mit der innigen Zuneigung, die Annemarie zu mir empfand, nicht zu vergleichen.

Wie Sie gleich hören werden, brauche ich auf mein Verfahren gegen die Annemarie nicht stolz zu sein; aber wenigstens das Eine habe ich mir nicht vorzuwerfen, daß ich ihre arglose Hingebung mißbraucht hätte. Als ich einmal wieder von einer Geschäftsreise zurückkehrte und Annemarie glühendroth vor Freude bei meinem Anblick kaum sich zurück hielt in meine Arme zu fliegen, trat ich an sie zu, umschlang sie und küßte sie zärtlich, indem ich zu den anderen gewandt, sagte: „So — nun wißt Ihr's, die Annemarie hat mir versprochen, mich zu heiraten.“

Das gute Mädchen war überglücklich, Ottermann jah zweifelnd hinein; obgleich er meinen wahren Namen nicht kannte, wußte er doch, daß ich aus sehr guter Familie wäre und hatte seine Bedenken, ob seine Schwester mit mir auch glücklich werden würde. Doch wie die Dinge einmal lagen, konnte er nicht süglichen Widerspruch erheben, und Annemarie und ich wurden Mann und Frau.

Daß ich mich gerade unglücklich gefühlt hätte, kann ich nicht sagen; aber von dem Glück, das ich mir vormals in meinen Zukunftsträumen von der Verbindung mit einem geliebten Mädchen vorgestellt hatte, war ich doch ziemlich weit entfernt. So viel Mühe Annemarie sich auch gab, mir zu Liebe mancherlei abzulegen, was mich, wie sie wußte oder ahnte, unangenehm berührte, es ging doch nicht leicht; was mit dem eigenen Sein von Kindesbeinen an verwachsen ist, läßt sich eben nicht im Handumdrehen abstreifen. Ich wiederum konnte nicht ganz die Erinnerung an meine frühere Umgebung ersticken. Wenn ich einmal von der Galerie des Theaters auf die gepuzten Damen des ersten Ranges hinunter blickte, fühlte ich mit sehnsüchtigem Bedauern, daß doch eigentlich dort mein Platz sei; sah ich gelegentlich eines Konzerts im Gürzenich oder eines Ballfestes in einem der Patrizierhäuser die stolzen Frauen und Töchter der Reichen und Bornehmen ihrem Wagen entsteigen und wie märchenhafte Gestalten im Hauseingange verschwinden, um oben in den hell erleuchteten Sälen, strahlend von Schönheit und Anmuth, wieder aufzutauchen, dann ward es mir schwer, der rosigen Annemarie, die mich in ihrer einfach herzlichen Weise zu Hause mit den Leckerbissen erwartete, womit sie mir zum Abendbrod eine besondere Freude zu bereiten glaubte, so liebevoll zu begegnen, wie sie es verdiente und wie es meine Pflicht war.

Nun müssen Sie darum nicht glauben, daß ich so oberflächlich

veranlagt gewesen wäre, um jenen schimmernden Glanz höher zu stellen, als die Liebe meines Weibes, aber die Sehnsucht danach ließ sich doch nicht verbannen; ich wußte ganz genau, daß unter den strahlenden Ball- und Theater Schönheiten wohl kaum eine war, die es an wahrer Herzengüte und treuer Pflichterfüllung mit der Annemarie aufnehmen konnte, und ich hatte lange genug in der Welt gelebt, um das öde Nichtsthun und die Bergnügungssucht so mancher Frauen der besseren Stände, die mit Verachtung auf die hartgearbeiteten Hände der Frauen aus dem Volke herabbliden, grenzenlos erbärmlich zu finden. Trotzdem liegt vielleicht kein so arger Widerspruch darin, wie es auf den ersten Blick scheinen möchte, wenn ich meine Ausschließung aus jenen Kreisen schmerzlich empfand. Oft genug fragte ich mich, warum es mir nicht vergönnt sein könnte, beides zu vereinigen. Dann malte ich mir aus, wie es sich wohl gestalten würde, wenn ich in die Lage käme, Annemarie dort einzuführen; erlassen Sie mir, dies auszuführen. Ihr Gespräch von vorhin hat dies Thema zur Genüge erörtert.

Fünf Jahre hatte ich in dieser Weise gelebt und trotz der ganz verschiedenartigen Lebensanschauungen des Kreises, dem ich jetzt angehörte, und jener, in dem ich aufgewachsen war, hatten sich daraus niemals ernsthafte Konflikte ergeben. Unser Geschäft ging gut; Ottermann und ich ergänzten uns eigentlich in sehr glücklicher Weise für den verschiedenartigen Kundenkreis, den wir zu besorgen hatten. Annemarie hatte mir zwei Kinder geschenkt, und ich fing an, mich in die Lebensgewohnheiten meines Standes einzuspinnen, als eine Kunde aus Düsseldorf mir zukam, die eine vollständige Umwälzung in meinen äußeren Verhältnissen zur Folge haben mußte und schon jetzt mein Inneres aus dem gewohnten Geleise gewaltsam hinauswarf.

Mein Freund schrieb mir kurz und bündig: „Dein Großonkel ist gestorben — ich bin Testamentsvollzieher — Du Erbe. Komme schleunigst zu mir.“

Als ich diesen Brief erhielt, war ich wie betäubt; mein erster Gedanke — ich will's nicht leugnen — war: „Könnte ich doch diese unselige Heirat ungeschehen machen!“ Die fünfjährige Ehe hatte meinen Gefühlen für Annemarie keine wärmere Färbung verliehen.

Ottermann war in Geschäften abwesend; ich schützte gegen meine Frau dringende Angelegenheiten vor, die auch mich zu einer Reise nöthigten, und fuhr nach Düsseldorf. Während der ganzen Fahrt grübelte ich über meine unglückliche Uebereilung und haderte mit dem Verhängniß, das mir die ungetrübte Freude an meinem Glückswechsel vergällte.

Mein Freund empfing mich mit offenen Armen und freute sich so herzlich über mein Glück, als wenn es ihn selbst betroffen hätte. Wie es gekommen, daß Oberst v. D. auf seinem letzten Krankenlager an mich gedacht, mir verziehen und ein Testament zu meinen ausschließlichen Gunsten gemacht hatte, gehört nicht hierher. Ich war mit einem Schlage Herr eines der schönsten und größten Güter am

Rhein geworden und in den Besitz eines baaren Vermögens gelangt, das es mir ermöglichte, den Ansprüchen an den altadeligen Namen, mochte man sie auch noch so hoch spannen, in der glänzendsten Weise zu genügen. Während mein Freund mir das in beredten Worten auseinandersetzte, tauchte das Bild der Meinigen, das Annemaries und des braven Nicodemus Ottermann vor mir auf, und im Anschluß daran war meine Phantasie geschäftig im Ausmalen von allerlei Szenen, eine immer ergötzlicher und peinlicher als die andere, ergötzlich für die übrigen, peinlich für mich.

Ich brach in ein bitteres Lachen aus und verwundert sah mein treuer Pylades mich an. In dem maßlosen Staunen und der unverhohlenen Bestürzung, die ihn bei der Kunde von meiner thörichten Eheheftung — er erfuhr heute zum ersten Male davon — erfaßte, hatte ich einen ersten Vorgesmack von dem, was meiner harrte.

Unglücklicherweise entfielen ihm in der ersten Ueberraschung einige Worte, die mit den unterwegs von mir ausgeheckten tollen Plänen übereinstimmten. Dann, so folgerte ich begierig, konnten diese doch nicht so schlecht sein, wie ich zuerst geglaubt hatte; sie waren der einfachste und nächste Weg aus meiner Verlegenheit, und jeder vernünftige Mensch mußte darauf verfallen. So scheute ich mich denn nicht, mich dem bewährten Freunde ganz anzuvertrauen; er stimmte zu, ein Wort gab das andere. Als ich die Heimreise antrat, hatte das, was mir vorhin nur in nebelhaften Umriffen vorjuchete, feste Gestalt angenommen. Ich wollte endlich auch einmal ohne Hinderniß und Störung glücklich sein, und da Frau und Kinder dem im Wege standen, sie verlassen. Nur verlassen, nicht preisgeben! O nein! Sie sollten es gut haben, es sollte ihnen materiell um keinen Deut schlechter gehen, als wenn sie bei mir blieben.

Einmal in diesen Gedankengang hineingerathen, bedurfte es nur noch eines kleinen Schrittes, um mir selbst einzureden, daß die Annemarie bei meinem Entschluß eigentlich nur gewinnen könnte und mir von Rechts wegen dafür dankbar sein müßte. Wie ungemütlich würde sie sich in einer feinen Umgebung fühlen! Wie schwer müßte es auf ihr lasten, wenn sie bemerkte, daß man ihrer spottete, daß ich mich ihrer schämte, was dem weiblichen Scharfblick unmöglich verborgen bleiben konnte. Und die Kinder wollte ich ihr lassen, so schwer mir auch die Trennung von ihnen wurde, weil der Mutter diese Trennung noch schwerer fallen mußte. Ich war ordentlich gerührt über meinen Edelmut.

Troßdem empfand ich leise Gewissensbisse, als ich zu Hause, wie gewöhnlich, mit herzlichster Freude bewillkommenet wurde, und es war mir im ganzen bei der Geschichte nicht wohl zumuthe. Es kostete doch einige Ueberwindung, den Gedanken zu verjagen, wie weit Annemarie, die noch immer mit ungeschwächter Zärtlichkeit an mir hing, durch die mir so naheliegenden Erwägungen sich trösten lassen würde. Die Frauen sind eben in solchen Dingen oft so ver-

zweifelt unlogisch und vernünftigen Auseinandersetzungen unzugänglich.

Zu ihrem Unglück sorgte die arme Annemarie am nächsten Tage selbst dafür, daß diese Bedenken bei mir nicht tiefere Wurzel faßten. Ich fuhr rheinaufwärts nach Siebeneck, um einige für den Zutritt der Erbschaft notwendige vorbereitende Schritte zu thun, auch das Grab meines guten Großvaters zu besuchen, und — daß ich's nur gestehe — was die Hauptsache war, das prächtige Herrschaftshaus, die Weinberge, Felder und Forsten mit dem köstlichen Gefühl, daß sie mein seien, zu besichtigen. Ich konnte mich kaum davon trennen, und als ich spät am Nachmittage durch die sonnenlichtgetränkte Rheinlandschaft wieder nach dem ehrwürdigen, aber schmutzigen Cöln zurückfuhr, erfaßte mich ein förmlicher Ekel vor meiner jetzigen Existenz, und mir war zumuthe, als würde ich kaum die paar Tage überleben, die mich noch von meiner besseren Zukunft trennten.

Mit Unlust fuhr ich in den Pantaleonsbahnhof ein, mit Widerwillen ging ich durch die wenig anmuthenden Gassen, die mich nach der Severinusstraße führten; mit Abscheu betrat ich, die Seele noch voll von dem Bilde des Herrenhauses am Rhein — meines Herrenhauses — den dunklen Flur meines armjeligen Heims; hätte noch etwas alle drei Gefühle steigern können, so wäre es der Auftritt gewesen, der mich begrüßte. Annemarie war mit einer Nachbarin in Streit gerathen, natürlich über irgend eine der häuslichen Lappalien, welche jederzeit und überall friedsame Hausgenossinnen in streitbare Waffren verwandeln, und dieser Streit wurde im urwüchsigsten Stölnischen Dialekt und mit dem Aufgebot der ganzen, keineswegs verächtlichen Lungenkraft ausgefochten, worüber die kriegführenden Parteien geboten. Vergebens waren alle erusten Mahnungen an meine Frau, meine dringende Bitte blieb ebenso unbeachtet wie mein zorniger Befehl; angewidert zog ich mich in mein Zimmer zurück, das erst geraume Zeit nachher auch Annemarie mit hochrothem Gesicht betrat, nachdem alle Geschosse aus den beiderseits wohlgefüllten Klüchern verhandt worden waren.

Um meiner Frau Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, sie schämte sich herzlich, als sie abgekühlt war und bereuete es namentlich, mir Aerger verursacht zu haben. Aber es war zu spät! Dieser Abschluß des heutigen Tages hatte gerade gefehlt, um meinen Entschluß unwiderruflich zu befestigen. Nein — es ging nicht anders — ich konnte die Annemarie nicht mit in meine neue Existenz hinüber nehmen.

Die nächsten beiden Wochen verbrachte ich mit vielfachen Reisen bald nach Siebeneck, bald nach Düsseldorf. Mein Freund billigte meinen Plan — leider! — und wir arbeiteten ihn in allen Einzelheiten aus.

Nur wenige Tage trennten mich noch von der Ausführung; die Aufregung dieser ganzen Zeit hatte aber nicht wohlthätig auf mich eingewirkt; ich fühlte mich geistig abgespannt und auch körperlich

nicht wohl; als ich nach der letzten Besprechung mit meinem Freunde sein Haus verließ, war ich, statt hoffnungsfreudig angeregt, mürrisch und verstimmt; das Rasseln des Zuges machte mich nervös und müde, die Räder klapperten immer fort die alte langweilige Melodie „Lang, lang ist's her!“ — und es war ärgerlich und sonderbar, daß nicht nur die anderen Passagiere den einfältigen Refrain immer wiederholten, sondern daß sogar die Schaffner die Köpfe zu den Fenstern hereinsteckten und mit einstimmten. Zornig über diesen Unfug, wollte ich mich heftig beschweren — dann aber hörte plötzlich alles auf und ich ward mir bewußt, daß ich nur phantasirt hatte. Der Zug stand still und davon war ich wohl aus meinem fieberhaften Schlummer erwacht. Zudem ich ausstieg, wurde ich wieder ärgerlich — was das nur für eine heillose Wirthschaft war, daß der Perron in fast unermesslicher Tiefe unter den Trittbrettern lag! — beinahe wäre ich gefallen. Erst von dieser Erschütterung wurde ich vollends wach und schritt, mit meiner Würdigkeit und den immer wieder auftauchenden Phantasieen kämpfend, langsam dem Ausgange des Bahnhofes zu.

Wie ich nach Hause gekommen bin, darüber habe ich jede Erinnerung verloren, ich weiß nur noch, daß ich plötzlich vor unserer Thür stand und angstvoll schellte; ich lehnte mich an die Mauer und schloß die Augen, weil ich der mich undrängenden Gestalten nicht mehr Herr werden konnte; so wurde ich von meiner zu Tode erschreckten Frau gefunden und mit Hilfe ihres Bruders hinauf und zu Bette gebracht.

Der sofort herbeigerufene Arzt ordnete die augenblickliche Entfernung der Kinder an; die Blattern in ihrer bössartigsten Gestalt waren bei mir zum Ausbruch gekommen. Daß die Annemarie bei mir blieb, brauche ich nach allem, was Sie schon von ihr gehört haben, wohl kaum zu sagen. Es giebt gewiß geschulte Krankenwärterinnen, die von vornherein geschickter sind, aber ebenso gewiß hat sie in einem Tage an meinem Krankenbette alles gelernt, was ihr noch fehlte. Wie sie nachher meiner mit einer unermüdlchen Hingebung wartete, die sich keinen Augenblick des Nachlassens und der Ruhe gönnte — darin wird es ihr auch die geschulteste Pflegerin nimmermehr gleichthun.

Als ich in der Genesung war, wurde ich keineswegs ein bequemere Kranke. Meine Umgebung war mir verhaßt wie vordem, und die Gedanken an mein Vorhaben kehrten zurück. Wohl fühlte ich, wie undankbar sie waren, aber gegen diese Regungen meines besseren Selbst verhärtete ich mich mit den lustigen Vorwänden und Sophismen, woran es den Eigennütigen bekauntlich nie fehlt. Zudem ich dabei aber doch im Innersten meines Herzens nicht zufrieden mit mir sein konnte, ward ich verstimmt und mürrisch, und meine üble Launekehrte sich nicht, wie sie sollte, gegen mich, sondern gegen Annemarie.

„Sie verdanken Ihrer Frau das Leben!“ sagte der dicke und

gutmütige Arzt. „Ohne sie hätten wir Sie nimmer durchgekrigt.“ Seine Augen folgten ihr, indem sie hinausging, um eine von mir in gereizter Weise gegebene Anordnung auszuführen. „Armes Ding! Wie sie blaß und dünn geworden ist! Nun, es wird jetzt wohl besser werden.“

Er sah mich mit durchdringenden Blicken an und ich verstand seine Mahnung. Ich schämte mich meines Undanfes und besserte mich, indem ich gegen meine treue Pflegerin nicht mehr so lieblos auftrat. Wie sie unter meiner Herzlichkeit und Zärtlichkeit wieder anblühte und ihren ganzen Frohsinn zurückgewann — das hätte für jeden, der sich nicht so hartnäckig in eine bestimmte Vorstellungsreihe verrannt hatte, wie ich, eine Quelle der heftigsten Selbstwürde sein müssen.

Auch ich ersparte sie mir nicht ganz; aber von meinem elenden Vorhaben ließ ich darum nicht ab. Uebermals bereitete ich alles zum Entweichen vor, und nicht wenig wurde mir dies dadurch erleichtert, daß meine Kleinen noch immer bei Verwandten auf dem Lande waren.

Schon war der Tag bestimmt und so nahe, daß ich die Zeit bis zur Erlangung meiner „Freiheit“ nur noch nach Stunden zählte. Wieder war ich in Düsseldorf und Siebened gewesen und kehrte mit dem Gedanken an das entscheidende Morgen heim. Nicht weit von der Hausthür begegnete mir Ottermann; er wollte nicht mit mir umkehren und sagte: „Laß gut sein, Grunert“ (das war der Name, unter dem er mich kannte), „ich muß nach Haus — aber“, er stockte und sah mich mit einer gewissen Traurigkeit an, die ich sonst nie an ihm bemerkt hatte, „morgen komme ich. Schon um mich nach der Annemarie zu erkundigen. Sie ist krank.“

„Doch nicht ernstlich?“ fragte ich bestürzt.

„Ich weiß nicht recht“, antwortete Ottermann. „Höre, Grunert — eile nur nicht so, eine Wärterin ist bei ihr, und es ist für alles gejorgt — aber ich habe etwas auf dem Herzen, das ich Dir erst sagen möchte. Nimm mir's nicht übel. Du bist jetzt oft fort gewesen — wie Du sagst, in Geschäften, und jere sind es nicht, das müßte ich ja wissen Laß uur, laß, ich will mich nicht hineindrängen. Aber . . . kurzum, ich habe Sorge um meine Schwester. Du bist nicht mehr der Alte.“

Er wandte sich ab und schwieg. Mich traf es tief, daß der einfache Mann mich so durchschaut hatte. Nach einem kleinen Weilschen gab er mir die Hand und sagte bewegt: „Auf morgen, Grunert. Ich will's nicht glauben, und ich kann's mir nicht denken, daß Du schlecht werden solltest.“

Unmuthig schritt ich die Treppen hinauf in meine Wohnung, dem Gesichts grollend, daß mir abermals den schon erhobenen Becher von den Lippen wegriß. Doch dieser selbstjüchtige Gedanke verschwand, als ich an Annemaries Lager tretend beim ersten Blick erkannte, in wie großer Gefahr sie schwebte. Die Blattern hatten sie

ergriffen, und der Keim dazu mochte wohl von meiner Krankheit auf sie übertragen worden sein.

Inmitten ihrer beginnenden Phantasieen erkannte sie mich, und der schwache Versuch eines Lächelns, unsäglich rührend anzusehen, umspielte ihre Lippen, als sie meine Hand umfaßte und küßte und dabei murmelte, ich sollte ihr nur nicht böse sein, daß sie mir so viel Sorge und Unruhe machte. Es griff mir aus Herz, wie auch in ihrer schlimmsten Lage ihr erster Gedanke mir galt. Ich glaube, daß erst von diesem Augenblick an mir klar geworden ist, was eigentlich wahre Liebe bedeutet, und wie alles dagegen verschwinden mußte, was mich sonst an meiner Lebensgefährtin verdrossen hatte.

Durch meine vorhergegangene Krankheit selbst gegen Ansteckung gefeit, konnte ich mich freilich nicht gleicher Aufopferung rühmen wie meine Frau; aber an Aufmerksamkeit wenigstens ließ ich es nicht fehlen, so daß ich nach wenigen Tagen ihre leisesten Wünsche errathen gelernt hatte und ihr alle Handreichungen geschickt zu leisten verstand; von niemand nahm sie auch diese Hilfe so gern an wie von mir, und es war erstaunlich, wie sie im ärgsten Fieber sich beruhigte und heiter wurde, wenn sie den Ton meiner Stimme vernahm.

Und doch war der Freude, die ich darüber empfand, ein Gefühl der Bitterkeit beigemischt, namentlich dann, wenn sie mit schwacher Stimme mich den liebevollsten und besten aller Männer nannte und mit unbeschreiblich zärtlicher Sunigkeit meine Hand an ihre fiebernden Schläfen drückte. Wie wenig verdiente ich ihre so dankbaren Worte!

Allmählich — ganz allmählich unterlag ich doch dem Einfluß dieser blindgläubigen, vertrauensvollen Liebe; neben ihrer Hilfslosigkeit war dem armen Weibe in dem Kampfe, den es unbewußt mit meiner Selbstsucht auszufechten hatte, die Erinnerung die mächtigste Bundesgenossin. Wie ich so Tag für Tag im verdunkelten Zimmer neben ihr saß, kehrten meine Gedanken immer wieder in die Zeit zurück, wo ich die Annemarie als blühendes, kraftvolles und lebensfreudiges Mädchen kennen gelernt hatte; dann gedachte ich ihrer unwandelbar zärtlichen Hingebung an mich, ihrer nie ermüdenden, aufopfernden Liebe zu unsern Kindern. Und aus diesem Gesamtbilde wurde mir zu meinem Schrecken wie zu meiner Beschämung klar, in welcher Verblendung ich befangen gewesen sein mußte, da ich glaubte, aus diesem nur mir zugewandten Dasein verschwinden zu können, ohne es zu zerstören. Sie hätte es nie überlebt, und wenn nicht der Schlag selbst ihr den Tod brachte, mußte ich ihrer leidenschaftlichen Natur zutrauen, daß sie gewaltjam den äußersten Schritt gegen sich selbst unternähme“.

Hier schwieg der Erzähler einige Augenblicke; einer der Anwesenden bemerkte: „Es ist seltsam, wie an diese Auffassung der Dinge eigentlich nie gedacht wird.“

„Nicht so seltsam, wie es scheint“, antwortete der Fremde. „So etwas will selbst erlebt sein, und wer es erlebt, hat selten Lust,

darüber mit anderen zu reden, da er weiß, daß sie in ihrer einseitigen Auffassung dafür kein Verständniß haben.“

„Sie tadeln sich selbst so sehr“, bemerkte ein anderer, „daß Sie darüber ungerade gegen sich werden. Mir scheint, Sie haben keine Ursache, sich der Selbsterziehung, die Sie geübt, zu schämen.“

Der Fremde schüttelte den Kopf. „Darüber denke ich bescheiden“, sagte er. „Und Sie werden mir darin Recht geben, wenn Sie hören, daß die soeben dargelegten Gedanken mir nur darum so peinvoll waren, weil ich die Alternative, entweder die Annemarie zur Verzweiflung und zum Selbstmorde zu treiben, oder meinen Lieblingsplan aufzugeben, als eine entsetzliche betrachtete. Um mich zum vollen Bewußtsein meiner Pflichten zu bringen, war noch eine nachdrücklichere Mahnung erforderlich, die mir zu meinem Glück nicht erspart blieb.“

Annemarie war in der Genesung, aber noch umhüllte eine Binde ihre Augen; ihr sonst so frisches und volles Gesicht war erschrecklich bleich und abgemagert, sonst aber von den Pocken nicht entstellt worden. Ich konnte sie schon einige Stunden allein lassen. Als ich dies zum ersten Male that und zu meiner Zerstreuung nach Deuß hinüber spazierte, regte der Anblick des lustig strömenden Rheins mich wieder mächtig auf; abermals kämpften mein böser und mein guter Engel einen harten, unentschiedenen Kampf miteinander. Indem ich heimgekehrt in das nicht mehr verdunkelte Zimmer trat, durch dessen offene Fenster die weiche Frühlingsluft hereinströmte, wandte sich Annemarie mir mit dem Lächeln zu, das mein Kommen immer auf ihrem Antlitz hervorzauberte, aber es kam mir heute so trübe und verzagt vor, daß es mich in tiefster Seele bewegte. Ich setzte mich zu ihr, legte meinen Arm um ihren Hals, daß ihr Kopf an meiner Schulter ruhte und sprach ihr mit ermunternden, zärtlichen Worten zu. Sie lächelte wieder, aber ihre Lippen zuckten, die Bewegung theilte sich allen Zügen mit und plötzlich brach sie in ein unaufhaltsam leidenschaftliches Weinen aus, dessen Schluchzen ihren ganzen Körper convulsivisch durchzitterte.

Erschreckt über diesen Ausbruch streichelte und küßte ich sie, verschwendete ich Liebesungen und Schmeichelworte, aber sie ließ sich lange nicht trösten. Es dauerte geraume Zeit, ehe sie zusammenhängend reden konnte: sie könnte es nicht ertragen, mich so liebevoll zu sehen; sie wäre nie eine passende Frau für mich gewesen und hätte das auch immer gewußt, wenn ich auch so viel Geduld mit ihr gehabt hätte. Aber nun wäre alles noch viel schlimmer — was ich mit einer Frau machen wollte, die nicht sehen könnte? — Der Arzt hätte gesagt, sie müsse blind bleiben.

Genug, meine Herren, es war wirklich so; meine arme Frau hatte durch ihre Krankheit das Augenlicht für immer verloren, aber selbst in jenen fürchterlichen Stunden hatte ihr erster Gedanke nicht sich selbst, sondern mir gegolten.

Mein Zuspruch tröstete sie — und ich war gerettet; jene

Minute bewahrte mich vor Begehung einer Schlechtigkeit, die — das weiß ich jetzt — einen Schatten auf mein ganzes späteres Leben geworfen haben würde. Nach dem krampfhaften Ausbruch ihres wilden Schmerzes war Annemarie wunderbar rasch wieder gefaßt. Der Entschluß, nimmermehr von ihrer Seite zu weichen, mag wohl damals meinen Worten und Handlungen etwas von der zwingend überzeugenden Kraft eingesößt haben, die keine noch so geschickte Heuchelei jemals zu erreichen vermag. Wenige Minuten, nachdem Annemarie ihre letzten heißen Thränen getrocknet, saß sie auf meinem Schoße und horchte mit glücklichem Lächeln auf die Schilderung des behaglichen Lebens, das sie in Zukunft führen sollte. Ich theilte ihr den Glücksfall mit, der uns allen Sorgen überhob und erzählte ihr zum ersten Male von meiner Vergangenheit. Dies Vertrauen machte ihr unbeschreibliche Freude; sie mochte es bisher schmerzlicher vermißt haben, als sie jemals sagte.

Der Rest meiner Geschichte ist schnell erzählt. Ich verkaufte mein Gut am Rhein, um in neuer Umgebung ein neues Leben zu führen. Annemarie ist in unserem Heim an der Ostsee trotz ihrer Blindheit glücklicher, als sie es sehend gewesen — warum, brauche ich Ihnen wohl nicht zu sagen.

Mit diesen eigenen Erlebnissen hoffe ich Ihnen wenigstens einen kleinen Beitrag zur Beurtheilung der vielbesprochenen Frage der ungleichen Ehen gegeben zu haben. Es will mich bedünken, als ob denn doch nicht aller Lebensinhalt mit den einfältigen Etiketteregeln über das Verspeisen von Fleisch und Fisch und der Fähigkeit, die obligaten Tisch- und Ballgespräche mit der erforderlichen geistreichen Richtigkeit zu führen, erschöpft sein könne. Ich habe das Gefühl, als wenn man in Deutschland anfängt, ein wenig zu viel Gewicht auf solchen hohlen Firlejanz zu legen.“

„Wir sind Ihnen alle sehr dankbar“, begann ein alter Justizrath, als der Fremde nach diesen Worten verstummte. „Und ich denke, meine Herren, es wird noch einem oder dem anderen von Ihnen so gegangen sein, wie mir. Ich habe mir im stillen gelobt, die Wittve des heute bestatteten Kollegen nicht vereinjamen zu lassen.“

Laute und allgemeine Zustimmung folgte dieser Erklärung. Der Justizrath aber erhob sein Glas und fuhr fort: „Und nun, verehrte Anwesende, haben wir noch einen Trinkspruch auszubringen. Sie lebe hoch.“

Und stürmisch fiel alles ein, indem die Gläser hell und melodisch zusammen klangen: „Hoch Frau Annemarie!“





König Mammons Stammbaum.

Von H. St.

„Nach Golde drängt,
Am Golde hängt
Doch alles! Ach, wir Armen!“

seufzt Gretchen und umschreibt damit in ihrer naiv poetischen Weise nur das alte Sprichwort vom Golde, das die Welt regiert. Aber ein so vielgeschmähter Herrscher König Mammon ist, ein so unentbehrlicher ist er. Nur den von keinerlei Kultur beleckten Völkern ist der Begriff des Geldes fremd; sowie sich die ersten Keime höherer Entwicklung regen, macht sich auch das Bedürfnis nach einer Einrichtung geltend, die die umständlichen Formen des Tauschhandels vereinfacht und erleichtert. Die Wilden tauschen Gegenstände, die sie besitzen und nicht nothwendig gebrauchen, einfach gegen andere um, die ihre Nachbarn entbehren können und deren Besitz ihnen wünschenswerth erscheint. Je mehr aber mit der fortschreitenden Kultur ihre Bedürfnisse steigen, desto öfter tritt der Wunsch nach solchem Austausch an sie heran und desto schwieriger wird es, zwischen den oft so verschiedenartigen Gegenständen eine Werthbestimmung festzusetzen, die beide Theile befriedigt. Ganz von selber gelangen sie so nach und nach zu einem Tauschmittel, das allen gleich leicht oder gleich schwer zugänglich ist und für alle denselben Werth repräsentirt, weil es für alle gleich verwendbar ist. Es kann ein Gebrauchsartikel des täglichen Lebens, Vieh, Salz, Leinwand, ein Putz- und Luxusgegenstand, wie Edelsteine und Perlen, oder ein zu keinem bestimmten Zwecke verwendbares, aber durch besondere Dauerhaftigkeit ausgezeichnetes Produkt sein, wie Muscheln und Metallstücke; und verschiedenartig wie die Völkerstämme, verschiedenartig wie ihre Entwicklungsstufen und die Erzeugnisse ihrer Heimat, sind es auch diese Werthmesser, in denen uns das Geld in seiner einfachsten Form entgegen tritt.

In Sibirien, den Hudsonbai- und anderen Pelz-Ländern bilden Felle, bei den Klaffern Ohren und Wurfspieße, am Amazonenstrom

Mähnadeln und in Nordamerika Wampumgürtel die gangbarste Münze. Die alten Russen benützten als solche die gestempelten Nasensellstüchchen des Zobels, die alten Mexikaner Cacaobohnen, Baumwollentücher von bestimmter Größe und Gänsefelle voll Goldstaub, die Chinesen die Kaurimuschel, Perlen, den kostbaren Stein Jade und gelbes Metall. Die Kaurimuschel (*Cypraea moneta*), die sich bei den Malediven in ungeheuren Mengen findet und in ganzen Schiffsloadungen ausgeführt wird (jedenfalls eine höchst bequeme und billige Münzstätte!), dient noch heute an der Westküste Afrikas, in Guinea, Utia, Samau, Kong u. s. w. als Scheidemünze; in Embomma am Zaire und in Loanda befinden sich kleine, aus Bambusblättern geflochtene Matten in Umlauf, die einen Werth von je fünfundzwanzig Pfund Reis darstellen; die Nschanti benützen Goldstaub als Zahlungsmittel, die Sudanesen Salzstücke, die Lappländer Käse und die mongolischen Völker Nordasiens jenen merkwürdigen Ziegel- oder Backsteinthee, der aus Theeblättern und Stengeln mit Schjen- und Schafblut zusammengepreßt wird und eine steinharte Masse in Form dünner Backsteine bildet, von denen beim Gebrauch kleine Stücke abgejagt werden.

Alle diese Geldsorten hatten ihre mehr oder minder großen Mängel, die um so fühlbarer hervortraten, je häufiger sie bei dem zunehmenden Handelsverkehr gebraucht wurden: sie waren zu unhandlich oder zu schwer herbeizuschaffen, sie nützten sich zu rasch ab oder waren in ihrer Geltung zu sehr auf kleine Landstriche beschränkt, und so sehen wir schon die Handelsvölker des grauen Alterthums ihre Zuflucht zum edlen Metalle nehmen, das, in Folge seiner Seltenheit bei allen Völkern gleich geschätzt und durch seine schier unverwüthliche Dauerhaftigkeit vor rascher Abnützung geschützt, sich wie kein anderes Produkt dazu empfahl, die Mittlerrolle zwischen den auszutauschenden Gegenständen zu übernehmen. Die handeltreibenden Phönizier und die Babylonier, die ein durchgebildetes Gewichtssystem besaßen, sollen Metalle zuerst als Werthzeichen benützt haben; auch die Aegypter und die Gallier hatten metallene Münzen in Form silberner und goldener Ringe, deren Gewicht den Werth bestimmte, während die alten Mexikaner Kupfer- und Zinnstücke von hammerförmiger Gestalt als Geld benützten. In China wieder, wo schon im ersten Jahrhundert vor Christi eines Münzbeamten erwähnt wird, gab es neben würfelförmigen Goldstücken Blechstücke in Gestalt eines Messers, die mit Schriftzeichen bedeckt waren.

Die hochgebildeten Griechen waren es, die, wie so vieles andere, auch das Münzwesen auf eine höhere Stufe brachten. In ihren kleinasiatischen Kolonien prägten sie schon im siebenten Jahrhundert vor Christi Metallgeld, das ein Jahrhundert später bereits hohe künstlerische und technische Vollendung zeigt. Es bestand zuerst aus Silber, später aus Gold und Elektron, einer Mischung von Gold und Silber; erst um das Jahr 400 vor Christo kam auch Kupfer zur Prägung. Die Gestalt war anfangs eine nahezu kugel- oder eiförmige und wurde erst allmählich flacher; die Prägung zeigte meist

auf der einen Seite ein erhabenes, auf der andern ein vertieftes Bild eines Gottes oder eines den Göttern geweihten Thieres, häufig auch auf der Rückseite ein vertieftes, verziertes oder mehrfach getheiltes Viereck. Auch viereckige Münzen waren nicht selten. Sogar der Ruhm, die ersten Falschmünzer bejessen zu haben, gebührt dem alten Griechenland: versilberte Kupfermünzen waren dort häufig im Umlauf, und man will wissen, daß es nicht immer Industrieritter gewesen seien, die sich durch so edle Kunstübung die Taschen füllten, sondern daß auch die Regierenden zuweilen dem leeren Staatsfädel dadurch aufzuhelfen versuchten — ein Auskunftsmittel, das in späteren Zeiten bekanntlich noch recht oft nachgeahmt wurde.

Bei den Römern bezahlte man unter den ersten Königen mit Metallstäben, um die Zeit des ersten Punischen Krieges mit Silberscheiben und erst hundert Jahre später mit geprägtem Gold. Die ältesten römischen Münzen waren gegossene, bisweilen viereckige, mit der Figur einer Kuh, eines Merkurstabes und dergleichen versehene Kupferstücke von einer Größe, daß unsere Thaler sich wie Zwerge dagegen annehmen. Ihr Gewicht betrug nicht weniger als 270 Grammi! Dafür waren die Goldmünzen der Republik, weil aus sehr reinem Metall hergestellt, um so kleiner. Später verschlechterte sich aber das Material erheblich; nach und nach entsagte man ganz dem Luxus, reines Silber anzuprägen, und griff zu billigen Bronzemünzen, die man in Silberlösungen kunstvoll weiß zu fieden verstand. Der Handel litt durch diese Falsifikate sehr, und unter Kaiser Aurelian kam es ihretwegen sogar zu einem blutigen Aufstand, in welchem siebentausend Soldaten getödtet worden sein sollen.

Auch die Praxis unserer Geizhälse, die Ränder der Goldstücke zu beschneiden, scheint im alten Rom schon fleißig geübt worden zu sein, denn Kaiser Konstantin sah sich im Jahre 309 veranlaßt, ein strenges Gesetz gegen diese Manipulation zu erlassen.

Der heutzutage allgemein übliche Gebrauch, die Münzen mit dem Porträt und Namen des Staatsoberhauptes zu schmücken, stammt wohl aus Asien. Die Münzen aus der Zeit des Artaxerges zeigen eine königliche Figur, die einen Speer schleudert, und wenn Aesjlaos sagt, daß er von dreißigtausend Bogenschützen besiegt worden sei, so meint er damit die dreißigtausend Goldstücke, die die Perser den verbündeten Griechen bezahlt hatten, um ihn zu verrathen. Der erste Lebende, der sein Bild auf Münzen setzte, war Julius Cäsar; M. Brutus, Sextus Pompejus und andere ahmten sein Beispiel nach, und seit Augustus wurde das Bild des Kaisers oder eines seiner Familienangehörigen Regel. Als Kuriosität mag erwähnt werden, daß in Rom nicht nur der Staat, sondern auch die größten Familien Münzen prägten, die die Monogramme, Namen oder Wahlsprüche ihrer Urheber trugen.

Unter der Völkerwanderung gerieth die Kunst der Münzprägung in Verfall, und das meist aus Gold bestehende Geld der Longobarden, Westgothen und Merovinger zeichnet sich keineswegs

durch Feinheit des Gepräges aus, obwohl unter König Dagobert und Chlodwig II. ein als Goldschmied so berühmter Künstler, wie St. Eloi, dem Münzwejen vorstand. Einen Aufschwung nahm letzteres wieder unter den Karolingern, die ihm große Sorgfalt zuwandten. So wurde im Jahre 844 ein ausführliches Gesetz über Werth, Gewicht und Gehalt der Münzen, über deren Verfälschungen u. s. w. erlassen. Die Münzen aus dieser Zeit, sowie die der englischen Könige des frühesten Mittelalters weisen sorgfältige Arbeit, sowie meist richtige Aufschriften auf, während die deutschen Münzen durchgängig rohes Gepräge zeigen. Im zwölften Jahrhundert begann man mit der Herstellung der in künstlerischer Beziehung oft sehr hochstehenden Hohlwünzen, die in den zwei folgenden Jahrhunderten, wo die zweifseitigen Gepräge aus Gold und Silber immer häufiger werden, allmählich wieder verschwinden, und mit dem fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert wird die Zahl der Geldsorten eine so ungeheure, daß es unmöglich ist, sie im einzelnen zu verfolgen.

Eine schwere Zeit brach im siebzehnten Jahrhundert über das Münzwejen herein. Da geriethen zahlreiche Münzherrn, die ihre Ausgaben mit ihren Einnahmen nicht in Einklang zu bringen wußten, auf das sündreiche Mittel, die in Umlauf befindlichen, aus gutem Metall bestehenden Münzen einzuziehen und dafür geringhaltige aus schlechtem Metall auszuprägen. Da sie sich nicht immer selbst mit dieser edlen Manipulation beschäftigen wollten, verpachteten sie die Münzstätten gegen enorme Summen an ihre Günstlinge, die ihrerseits nicht zögerten, den Pächtschilling und einen erklecklichen Ueberschuß für ihre Tasche durch die Verschlechterung der Münzen zu erschwingen. So zahlte der Pächter der Wiener Münzstätte an Kaiser Ferdinand II. jährlich eine Million und derjenige des böhmischen und mährischen Münzwesens vier Millionen Gulden! Dafür prägte er aber auch aus dem Zentner Kupfer mit einem Zusatz von einem Zehntel Silber fünfhundert „Silbergulden“ — ein Geschäft also, wie es sich lukrativer kaum denken läßt! Bei den geringeren Sorten war von Silbergehalt überhaupt keine Rede mehr. Man suchte dem Kupfer durch Weinstein den Schein des Silbers zu geben; der trügerische Glanz schwand aber natürlich nach wenigen Tagen, so daß das Volkslied mit Recht sang:

„Man hat jetzt Groschen, die nicht viel taugen,
Die Thaler weinen rothe Augen,
Ja, mancher hat eine rothe Nase,
Die Bauern fragen: Mein, was ist das?
Das ist ja unser Herr nicht —
Die Kipp vielleicht solch Bild zuriht.“

„Kipper und Wipper“ nannte man nämlich diese Münzherrn und ihre Helfershelfer (von dem oberbairischen „kippen“, d. h. abschneiden, und „wippen“, d. i. wägen), und den Zeitraum von 1621 bis 1623, wo der Schwindel besonders grassirte, bezeichnete man vorzugsweise als „Kippe und Wippe“. Als auch das Kupfer und über-

zinntes Messing zuletzt zu sehr im Preise stiegen, prägte man Geldstücke aus Glockenspeiße oder — wie z. B. in Mitweida — aus Blei und anderem Material. Mit bitterem Spott schildert ein Gedicht aus jener Zeit, wie ein Reiter auf der Landstraße einem schwerbeladenen, mit vier starken Pferden bespannten Wagen begegnet und auf seine Frage, was für eine große Last das sei, vom Fuhrmann die Antwort erhält:

„Mein lieber, frommer Herr,
Es ist eitel altes Kupfer,
Von Kesseln, Pfafen und Pfannen,
Kupfernen Rinnen und Badewannen,
Ueber'n Haufen z'sammen geschlagen,
Eitel Münz' will man daraus machen.“

Der Werth des edlen Metalls und des alten guten Geldes wurde durch diese legalisirte Falschmünzerei ins enorme gesteigert. In Nürnberg stieg z. B. der Kurs der Dukaten von drei Gulden siebenzig Kreuzer auf sechzehn Gulden dreißig Kreuzer; in Hildesheim galt 1619 der Reichsthaler drei, 1621 sieben bis acht und 1623 sogar sechzehn bis zwanzig Thaler leichtes Geld. Im selben Maße stiegen die Arbeitslöhne und die Preise aller Waaren und Lebensmittel. In Erfurt kostete 1623 ein Paar Schuhe, das früher zwölf Groschen gekostet, sechs Gulden; in Leipzig bezahlte man 1622 den Scheffel Weizen mit dreiunddreißig, die Klafter Holz mit zweiunddreißig Gulden u. s. w.

Daß Handel und Wandel durch diese Verhältnisse auf das Tiefste geschädigt wurden, liegt auf der Hand; die kursirenden Münzen verloren nach und nach jeden Werth, niemand wollte für sie mehr etwas arbeiten oder verkaufen. Das Volk, das anfänglich von dem Schwindel mit ergriffen worden war und mit Begeisterung seine alten Thaler und Groschen an die Skipper und Wipper verkauft hatte, um dafür den zehnfachen Betrag neuer Münzen einzutauschen, fing allmählich an, klar zu sehen. Eine Zeit lang begnügte es sich, den schnöden Geldfabrikanten in beißenden Spottgedichten allerlei Ehrentitel anzuhängen, wie „Goldmanscher“, „Ungerechte Gottesdiebe“, „Schindjässel und Galgenhühner“, „Leichtsinnige Schandjunken“, „Höllstinkende Wucherer“ u. s. w. Allein bald führte die überhandnehmende Noth zu ernstern Ereignissen. Nachdem 1621 das Konsistorium zu Wittenberg dem Treiben vergeblich durch die Verordnung zu steuern gesucht hatte, daß unverbesserliche Skipper vom Genuß des heiligen Abendmals und von einem christlichen Begräbniß auszuschließen seien, kam es Ende Dezember desselben Jahres in Halberstadt zu ernstern Unruhen. Die Wuth des Volkes kehrte sich zuerst gegen den Münzmeister, dessen Haus gründlich ausgeplündert wurde, dann gegen die Braner und andere Gewerbetreibende, die sich geweigert hatten, ihre Erzeugnisse gegen die besonders verrufenen leichten „Schredenberger“ abzugeben. Der Rath konnte schließlich die Bewegung nur dadurch unterdrücken, daß er den Branern, Bäckern und Metzgern bei

hundert Goldgulden Strafe befohl, die Schredenberger in Zahlung anzunehmen.

Einen schlimmeren Verlauf noch nahmen die Dinge in Magdeburg, wo sich im Februar 1622 große Volkshäufen unter dem Schlachtruf, „man müsse diesen Schelmen, den Kippern, die Häse entzwei schlagen“, zusammenrotteten und sechzehn Häuser vollständig demolirten. Die Volkswuth richtete sich hierauf gegen den Rath selber, der durch Verpachtung der Münze den Schwindel indirekt begünstigt hatte, und nur mit großer Mühe gelang es endlich, den Aufruhr zu bewähigen. Zweihundert Personen waren demselben zum Opfer gefallen! Aehnliche Tumulte entstanden in Halle, Erfurt, Freiberg, Zerbst und anderen Orten, so daß sich endlich die Fürsten wohl oder übel genöthigt sahen, dem verlotterten Geldwesen eine gründliche Reform angedeihen zu lassen.

Im Februar 1624 mußte auch Kaiser Ferdinand sich bequemen, zur Reichsmünzverfassung zurückzukehren und sich die bisher so reichlich sprudelnde Geldquelle der Kipperei zu verstopfen. Leicht war natürlich diese Umkehr bei den heillos verfahrenen Zuständen keineswegs. Alle während der kritischen Zeit eingegangenen Schuldverhältnisse mußten auf gewaltsame Weise, bei der entweder der Schuldner oder der Gläubiger geschädigt wurde, gelöst werden; die Preise aller Lebensmittel, die Arbeitslöhne und selbst die Gewinnantheile der Handelsleute wurden von den Behörden festgesetzt, wobei man die Preise von vor zwanzig Jahren als Ausgangspunkt benützte; alle ausländischen Münzen wurden außer Kurs gesetzt und der Werth der in Umlauf befindlichen inländischen ein für allemal festgestellt u. s. w. Noch Jahrzehnte lang hatte das Volk, das in jener Zeit ohnedies durch die Schreden des dreißigjährigen Krieges verarmt war, unter den Nachwirkungen des ungeheuerlichen Schwindels zu leiden, der seinesgleichen nur in dem Papiergeldschwindel Jean Lais und in der Gründerperiode der siebziger Jahre unseres Jahrhunderts hat.

Klug gemacht durch den Schaden, suchten die deutschen Fürsten die Wiederkehr solcher Zustände dadurch zu verhindern, daß sie untereinander Münzkonventionen abschlossen, die den Gold- und Silbergehalt der von ihnen auszuprägenden Werthzeichen genau feststellten. Aber bei der politischen Zerissenheit des heiligen römischen Reiches deutscher Nation, wo jeder Duodezfürst, jeder Bischof und Abt seine eigenen Münzen prägen durfte, wurde durch diese ins unzählbare anwachsenden Uebereinkünfte keine große Uebereinstimmung erzielt. Diese trat erst ein mit der Schaffung des Deutschen Reiches und der Einführung der Markwährung, die all die verschiedenwerthigen deutschen Geldsorten endgiltig hinweg setzte.

Das Papiergeld, dieses Erjakmittel des edlen Metallgeldes, kam in China schon im neunten Jahrhundert nach Christo auf. Der „Sohn der Sonne“ gab damals papierene Anweisungen auf Salz und Eisen aus und zwang zugleich die Kaufleute, ihr Metallgeld in den kaiserlichen Schatz zu liefern und dafür Banknoten entgegen zu nehmen.

die wenigstens den Vorzug hatten, die Taschen wenig zu beschweren. Die praktische Neuerung, die den Herrschern und ihren Günstlingen auf leichte Weise die Mittel zur Verschwendung lieferte, fand rasch im benachbarten Japan Eingang und etwas später auch in Persien, als dessen prachtliebender Herrscher Key Khatu eines Tages die unliebame Entdeckung machte, daß seine Schatzkammer bis auf das letzte Goldstück geleert war. Da präsentirte ihm sein Schatzmeister — ein anschlägiger Kopf — ein getrocknetes Maulbeerblatt, in das mit chinesischer Schrift das muhammedanische Glaubensbekenntniß: „Es ist nur ein Gott und Muhammed ist sein Prophet“ geritzt war, während ein Kreis in der Mitte die Angabe des Werthes enthielt. Key Khatu begriff rasch: er erließ sofort ein Geßetz, daß derartig präparirte Blätter hinfort als Zahlungsmittel zu dienen und daß die getreuen Untertanen sofort ihre Metallvorräthe gegen diese Werthpapiere umzutauschen hätten; wer noch ferner Metallgeld in Umlauf setzte, sollte mit dem Tode bestraft werden. Allein der Chan und sein Rathgeber erfrenten sich nur kurze Zeit des Reichthums, der auf diese Weise in ihre Klaffen floß: der eintretende Nothstand trieb das Volk zur Empörung; der Schatzmeister wurde ergriffen und zerrißen, Key Khatu selbst vom Thron gestoßen und vergiftet.

In der Folgezeit, als Handel und Verkehr größere Dimensionen annahmen, wurden Bankanweisungen und Wechsel als bequeme Zahlungsmittel immer häufiger; auch die europäischen Regierungen bedienten sich fleißig des symbolischen Geldes, wie man Banknoten, Münzscheine und Papiergeld nennt. Die Vorbedingung für jede Ausgabe derartiger Werthzeichen bildet der Kredit desjenigen, der sie ausgiebt; wo der feste Glaube, daß das Scheingeld jederzeit in wirkliches umgetauscht werden kann, erschüttert wird, da geht es auch mit seiner Geltung rasch abwärts. Das erschrecklichste Beispiel einer solchen Ueberproduktion an Papiergeld bei gleichzeitigem Mangel entsprechenden Metallergases finden wir in den „Assignaten“ der französischen Revolution. In Frankreich hatte schon im ersten Viertel des vorigen Jahrhunderts ein großartiger Papiergeld- und Gründungsschwindel Triumphe gefeiert, damals, als das Schwindel- und Finanzgenie Jean Law (geb. 1671, gest. 1729) die Parole ausgab, daß der Staat einen Kredit erwerben könne, der das Zehnfache der ihm zur Verfügung stehenden Mittel betrage, und es wirklich dahin brachte, daß die von ihm ausgegebenen Banknoten vor baarem Gelde ein Agio von zehn Prozent voraus hatten, während seine famosen „Mississippiaktien“ auf viertausend Prozent stiegen. Nach kurzem brach das lustige Gebäude zusammen, zahllose Existenzen unter seinen Trümmern begrabend, und sein Urheber, der es vergeblich durch die gewaltsamsten Maßregeln zu halten versucht hatte, mußte unter Schimpf und Schande fliehen, um im Elend zu sterben. An dieses glorreiche Beispiel erinnerten sich die Finanzmänner der französischen Revolution, als im Beginn der großen Bewegung das Baargeld anfang knapp zu werden. Am 19. April 1790 dekretirte die Nationalversammlung die Ausgabe

von Anweisungen auf den Werth der eingezogenen geistlichen Pfründen und der königlichen und Emigranten-Güter. Zuerst setzte man nur die bescheidene Summe von vierhundert Millionen Livres (dreihundert Millionen Mark) in Umlauf; aber mit dem Essen kam der Appetit: schon nach wenigen Monaten wurden, hauptsächlich auf Mirabeaus Veranlassung, weitere achthundert Millionen ausgegeben, und nach und nach erreichte die Gesamtausgabe die ungeheuerliche Höhe von sechsundvierzigtausend Millionen! „Die Assignaten überschwemmen das Land.“ Es gab Assignaten von 10,000, 1000 und 500 Livres bis herab zu 5 Livres, auf weißem, blauem, rothem, gelbem und grünem Papier, in Oktav, Duodez und Sedez, mit einfachen Inschriften und allerlei Devisen und Verzierungen, so daß also für jeden Geschmack und jede Börse gesorgt war. Trotzdem fand das Publikum keinen Geschmack daran. Im selben Maße, als die Flut der Assignaten stieg, sank ihr Kurs; Robespierres Grausamkeit gelang es zwar, denselben eine Zeit lang auf seiner Höhe zu halten, aber nach seinem Tode sank er so rapid, daß Leute, die in Assignaten ein Vermögen von vielen Tausenden besaßen, nicht imstande waren, sich damit ein Frühstück zu kaufen, und bald waren die Scheine völlig werthlos.

In neuerer Zeit wird in fast allen Staaten die Ausgabe von Scheingeld nach streng ökonomischen Grundätzen geregelt, und wenn hier und da noch dagegen gesündigt und eine die Kreditfähigkeit des Landes übersteigende Masse in Zirkulation gesetzt wird, so rächt sich dies früher oder später durch den unabweislichen Kurssturz so empfindlich am Nationalwohlstand, daß die Gewalthaber nur noch im äußersten Nothfalle zu diesem bedenklichen Aus Hilfsmittel greifen.

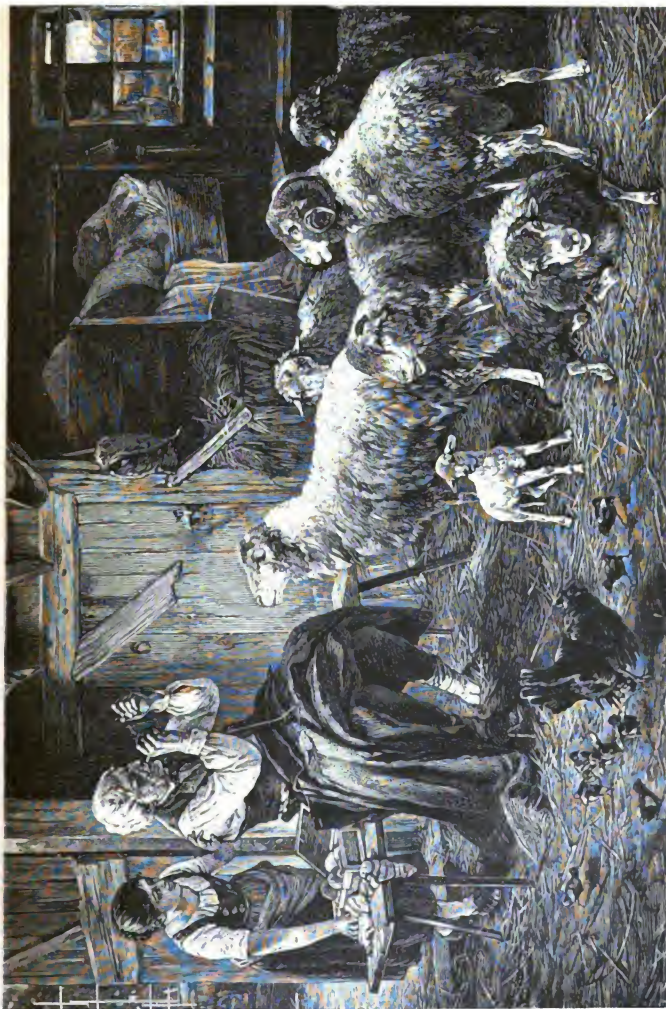
So hätten wir denn den Stammbaum König Mammons von seinen Wurzeln bis zu seinen jüngsten Sprossen verfolgt. Es erübrigt uns noch, einen Blick auf die Wiege des Herrschers, auf die Münzstätte zu werfen. Bekanntlich werden die Edelmetalle nicht in reinem Zustande zu Münzen verwendet, da sie wegen ihrer Weichheit der Abnützung im täglichen Verkehr nicht in wünschenswerthem Grade widerstehen könnten; sie müssen mit einem härteren Metall legirt werden, und man bedient sich dazu hauptsächlich des Kupfers. Die Menge dieses unedlen Zusatzes ist in der Regel bei Scheidemünzen größer als bei Kurantmünzen; nur im Deutschen Reich ist sämmtliches Silbergeld vom selben Feingehalt. Man nennt letzteren Korn, das ganze Gewicht einer Münze Schrot, die gesetzliche Feststellung des Verhältnisses von Schrot und Korn aber Münzfuß. Bei den Kurantmünzen wird in der Regel der Werth nur nach ihrem Feingehalt berechnet und der Kupferzusatz nicht in Anrechnung gebracht, während umgekehrt bei den Scheidemünzen wegen ihrer bedeutend größeren Herstellungskosten der wirkliche, d. i. der Metallwerth, hinter ihrem Nennwerth etwas zurückbleibt.

Natürlich müssen die Herstellungskosten auch bei den Kurantmünzen mit in Anschlag gebracht werden; die dadurch bewirkte

Preiserhöhung, der sogenannte Schlagjahz, betrug vor hundert Jahren noch neun Prozent, ist aber heute infolge der bedeutend vervollkommeneten Münztechnik auf sechs und weniger Prozent gesunken; nur bei Scheidemünzen steigt er zuweilen bis zu siebenzig Prozent.

Die zur Legirung bestimmten Metalle werden in Passauer Graphittiegeln, bei großem Betrieb auch in guß- oder schmiedeeisernen Gefäßen, die zuerst in Windöfen rothglühend gemacht werden, geschmolzen, wobei das Metall mit Kohlenpulver bedeckt gehalten wird, um die Oxidation des Kupfers, die eine Veränderung des Korns herbeiführen würde, zu verhindern. Nach drei bis zwölf Stunden ist die Schmelzung vollendet; der Münzwardein nimmt, nachdem die Masse tüchtig durcheinander gerührt ist, eine Probe, um den Gehalt nochmals genau zu prüfen, hierauf schöpft man mit eisernen, lehmbestrichenen Kehlen, zuweilen auch mit Gießmaschinen die flüssige Masse in eiserne oder in Sandformen, die ihr die Gestalt von vierzig bis sechzig Centimeter langen, vier bis acht Millimeter dicken Stäben verleihen. Diese Stäbe, die sogenannten Zaine, werden nun auf einem Walzwerk zwischen Stahl- oder Hartgußzylindern so lange gestreckt, bis sie die genaue Dicke der herzustellenen Münzen bekommen, hierauf nochmals ausgeglüht, um ihnen die zur weiteren Behandlung nöthige Weichheit wiederzugeben, und in eine neue Maschine gebracht, um daselbst ausgestückelt, d. h. in runde Scheiben von der gehörigen Größe verwandelt zu werden. Dies geschieht durch einen gewöhnlichen Durchstoß, in dem sich ein durch irgend eine mechanische Einrichtung — Schraube, Kurbel oder Kniehebel — bewegter Stempel auf- und niederbewegt, der beim Niedergang in einen genau passenden Stahlring tritt. Die Zaine wird auf letzteren gelegt, und der mit großem Druck niedergehende Stempel schneidet aus ihr eine Scheibe heraus, die genau seinem Querschnitt entspricht und unten durch den Stahlring fällt. Die übrig bleibenden durchlochten Bleche, die Schrotten, die mindestens ein Viertel des ganzen Gewichts betragen, werden selbstverständlich wieder eingeschmolzen.

Da die angeschlagenen Münzplatten das nothwendige Gewicht selten mit vollkommener Schärfe zeigen, müssen sie zunächst justirt werden. Man prüft sie zu diesem Zweck auf freien Wagen, die durch gute Arretirvorrichtungen ein rasches Arbeiten gestatten; die zu leicht befundenen Platten werden wieder eingeschmolzen, die zu schwer gerathenen durch kleine Maschinen so lange abgehobelt, bis das richtige Gewicht erreicht ist. Hierauf werden sie fein gesotten, d. h. die durch das wiederholte Ausglühen mit schwärzlichen Oxydschichten bedeckten Platten werden in einem Kessel mit sehr verdünnter Schwefelsäure gekocht, wodurch sie ihre reine Metallfarbe wieder erlangen. Nun folgt das Rändeln oder Kräußeln, das Verzieren des Umfangs der Münzplatten mit Kerben, Schuppen, Blättern oder auch mit einer Umschrift, wodurch das Beschneiden der Münzen verhindert werden soll. Die Rändelmaschine besteht im wesentlichen aus zwei



Der Schäfer.

Nach einem Originalgemälde von Ernst Meißner.

100

100

100

gehärteten Stahlschienen, von denen die eine festliegt, die andere genau parallel zu ihr beweglich ist und von denen jede die Hälfte der einzuwalzenden Randverzierung eingravirt trägt. Der Raum zwischen ihnen ist so groß, daß die Münze knapp hineingezwängt werden kann. Wird nun durch die mittels eines Hebels erfolgte Bewegung der einen Schiene das Geldstück zwischen ihr und der anderen durchgezogen, so vereinigen sich die beiden Hälften der Schienenzeichnung auf dem Umfang der Münze zu einem Ganzen und die letztere fällt, fertig bis auf die Prägung, aus der Maschine.

Die Prägung selbst, das Aufdrücken der Vorder- und Rückseite, wird durch zwei stählerne, vertieft gravirte Stempel ausgeführt, die durch Schrauben- oder Hebeldruck mit großer Gewalt auf die dazwischen gelegte Geldplatte wirken. Gleichzeitig muß letztere natürlich auch an ihrer Peripherie einen Widerstand erfahren, da sonst das Metall durch den Druck in unregelmäßigen Formen herausgetrieben werden würde.

Es würde uns zu weit führen, ein solches Prägewerk eingehend zu beschreiben. Nur so viel sei erwähnt, daß die früher gebräuchlichen, langsam und ungleichmäßig arbeitenden Spindelpressen jetzt allgemein durch die Kniehebelwerke verdrängt sind, die von Uhlhoven in Grevenbroich bei Aachen zuerst gebaut und von Verschiedenen, besonders von Thonnelier in Paris verbessert wurden. Sie leisten das acht- bis zehnfache der alten Spindelpressen, indem sie in der Minute vierzig größere oder fünfundsiebzig kleinere, vollkommen rein geprägte Münzen abgeben; dabei können sie von dem ungeübtesten Arbeiter bedient werden, da sie fast alle nothwendigen Manipulationen, das Zu- und Abführen der Münzen, das Zählen derselben u. s. w. selbstthätig ausführen. Die Prägemaschine giebt ihre Schätze in einen Korb ab, von dem aus sie nun ihre Wanderung in die weite Welt antreten.

Zur Herstellung der Werthpapiere müssen die verschiedenartigsten graphischen Künste, Stahl- und Kupferstich, Holzschnitt und Typendruck, sowie zahlreiche Maschinen, der Pantograph, die Linir-, Wellen-, Schlingen-, Guillochir- und Relieftopirmaschine einträchtig zusammenwirken, um ein Produkt herzustellen, das der Nachahmung möglichst große Schwierigkeiten entgegensetzt. Der knappe Raum verbietet uns auch hier, diese verschiedenen Verfahren und Maschinen näher zu beleuchten. Je mehr Künste und Künstler, von welchen letzteren jeder in seinem Fach das Höchste leisten muß, zur Schaffung einer Platte herangezogen werden, desto schwieriger wird die Nachahmung für die Fälscher, die ja stets nur im Besitz einer oder einiger Fertigkeiten, nie aber in denjenigen aller sein werden. Gelingene Fälsifikate sind daher henzutage, wo die graphischen Künste auf einer so hohen Stufe angelangt sind, sehr selten, während sie früher bei der verhältnißmäßigen Einfachheit der Werthpapiere eine wahre Katastrophe bildeten. Den wirksamsten Schutz gegen Nachahmung sucht man in der Neuzeit nicht mehr in der früher beliebten Ueberladung mit

Figuren und Ornamenten, sondern in der höchsten künstlerischen Ausführung jeder Einzelheit; daher kommen auch in der Regel die verschiedenen Verfahren nicht neben- und nacheinander auf derselben Platte zur Anwendung, sondern jeder der Künstler arbeitet mit seinen Apparaten und Maschinen auf einer besonderen Platte, aus der schließlich der betreffende Theil ausgeschnitten wird, um in die Hauptplatte eingefügt zu werden.

Das Papiergeld des Deutschen Reichs wird in der Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei in Berlin hergestellt; auch sonst liegt die Fabrication des Papiergeldes fast ausschließlich in den Händen von Staatsanstalten. Doch giebt es in Deutschland auch sehr angesehene Privat-Etablissements, z. B. von Giesecke und Devrient in Leipzig oder von J. B. Dondorf in Frankfurt a. M., die es in dieser Branche zu vorzüglichen Leistungen gebracht haben. Daß die Controlle in diesen Anstalten ebenso wie in den Münzstätten eine äußerst gewissenhafte sein muß, liegt auf der Hand, und von dem Moment an, wo das mit besonderer Sorgfalt hergestellte Papier unter der Aufsicht eigener Beamten die Papierfabrik verläßt, bis zu der Minute, wo es als fertiges Scheingeld an den Auftraggeber abgeliefert wird, ist es ununterbrochen der Gegenstand sorgsamster Ueberwachung, so daß ein Unterschleif völlig unmöglich wird.

In der Sprache des Volkes, in seinem Sprichwörterdich, in den Liedern und Sprüchen seiner Dichter hat König Mammon zahlreiche Spuren zurückgelassen: „Geld ist der Held!“ — „Wer seinen Paß mit Geld unterschreiben kann, dem gilt er durch alle Länder.“ — „Des Reichen Wort gilt, denn es ist mit Golde gefüttert.“ — „Geld kann den Teufel in ein Glas bannen.“ — „Wer kein Geld hat, muß mit der Haut bezahlen.“ — „Geld im Säckel duftet den Wirth.“ —

„Rebet Geld,
So schweigt die Welt.“ —

„Geld, das stumm ist,
Macht gerade, was krumm ist.“ —

„Das böse Geld! Die böse Welt!
Traut keiner Außenseite!
Die Leute machen falsches Geld,
Das Geld macht falsche Leute.“ —

Diese und ähnliche Aussprüche einer pessimistischen Lebensanschauung thun doch wohl dem armen Gelde unrecht, indem sie ihm zur Last legen, was lediglich die Geldgier und Charakterlosigkeit der Menschen verschuldet. Das Geld ist eine nützliche und durchaus nothwendige Einrichtung, die wir nicht verdammen dürfen, wenn sie auch zu manchem Mißbrauch verleitet. „Auch der Reichtum“, sagt Rückert sehr treffend,

„Auch der Reichtum ist eine Kraft,
So gut wie Weisheit und Stärke;
Kann werden nicht minder ehrenhaft
Verwendet zum Menschenwerde.“

und nimmermehr wird Geld und Gut dem zum Verderben reichen,
der Leopold Schejers schöne Mahnung beherzigt:

„Recht thut, wer sich des Lebens Güter sammelt,
Wer dadurch Er wird, Er, ein rechter Mensch.
Schmach übt, wer an die Güter sich zerstreut,
Weh ihm! er wird sich immer wiederfinden,
Und jene Güter nicht, noch sie besitzen,
Denn nur wer recht erworben, der besitzt.“

Spruch.

Meint gut mit Dir es das Geschick,
So faßt es rauh Dich im Genick,
Spielt Dir in Dur auf, nicht in Moll,
Sonst wirst Du weich und träge;
Was schneid'ge Klinge werden soll,
Bedarf der Hammerschläge!

D. Saul.



Das Duell und seine Opfer.

Von Dr. Hugo Schramm-Macdonald.

In der Reichstagsſitzung vom 13. Dezember 1886 hielt der königlich ſächſiſche Oberappellationsgerichtsrath Klemm zu dem das Duellunweſen betreffenden Antrag Reichensperger eine längere Rede, worin er unter anderem die Behauptung des Antragſtellers beſtritt, daß in unſerer Zeit das Duellunweſen immer weiter um ſich griffe. Rämnen wir nun auch ein, daß es an ſtatistiſchen Nachweiſen für eine ſolche Behauptung fehlt, daß ſich namentlich keine Zahlen für das Verhältniß einer Vermehrung der Zweikämpfe zur Vermehrung derjenigen Bevölkerungsklaſſen auffinden laſſen, in denen man die Duellanten aufzuſuchen gewöhnt und genöthigt iſt, ſo iſt doch entſchieden die Thatſache nicht in Abrede zu ſtellen, daß ein ſo gemeinſchädliches Ueberbleiſel mittelalterlicher Anſchauungen, wie es der Unſug des Duells iſt, heute noch bei uns in Blüte ſteht. Tacitus hat einſt von den Germanen geſagt: „Mehr wirken bei ihnen gute Sitten, als anderswo die beſten Geſetze.“ Heute muß leider in jener Beziehung von den Deutſchen geſagt werden: „Die guten Geſetze vermögen bei ihnen nichts gegen die ſchlechten Sitten.“ Die Kauf- luſt und Verachtung fremden Lebens pflanzt ſich fort von Geſchlecht zu Geſchlecht, das Duell behauptet ſich, obwohl es hiſtoriſch überlebt, moralisch eine Sünde, geſetzlich ein Verbrechen, logiſch ein Wahnsinn iſt. Freilich darf man ſich in einer Zeit, da das Chriſtenthum zum Programm von Vierbankpolitikern entwürdigt worden iſt, kaum wundern, daß der in nachſtehenden Sätzen enthaltenen Lehre Chriſti ſo wenig entſprochen wird. „Selig ſind die Friedfertigen, denn ſie werden Gottes Kinder heißen. Ihr habt gehört, daß zu den Alten geſagt iſt: Du ſollſt nicht tödten; wer aber tödtet, der ſoll des Gerichts ſchuldig ſein. Ich aber ſage euch, wer mit ſeinem Bruder zürnet, der iſt des Gerichts ſchuldig; wer aber zu ſeinem Bruder ſagt: Rache! der iſt des Rathes ſchuldig; wer aber ſagt: Du Narr, der iſt des höllischen Feuers ſchuldig!“ Unſererſeits würden wir es auch als ein vergebliches Beſtreben anſehen, wollte man durch Verſchärfung der Strafgeſetze das geſellſchaftliche Vorurtheil des Duellzwanges zu bekämpfen ſuchen, denn dieſes Vorurtheil iſt mächtiger, als ein noch ſo ſcharfes Geſetz. Sind doch Duelle genug ſelbſt da zum Austrag gekommen, als ſchimpflicher Tod die angedrohte Strafe war. Beiſpiele davon bringt eine hochinteressante Schrift, die Dr. Adolph Kohut im Verlage von Alfred H. Fried in Berlin unterm Titel: „Das Buch berühmter Duelle“ hat erſcheinen laſſen. Sehr richtig bemerkt der Verfaſſer in der Einleitung, in der er die verſchiedenſten, ſich oft ſchroff gegenüberſtehenden Meinungsäußerungen

der namhaftesten Denker zusammenstellt und seinerseits sich nur gegen den „Mißbrauch“ des Zweikampfes, insbesondere gegen die Schülerduelle und die Pistolenduelle der Studenten entschieden ausdrückt: sein Buch könnte eben so gut „Das Buch der menschlichen Leidenschaften“ heißen, denn alle Affekte der Seele: Liebe, Eifersucht, Mannesstolz, Ehrgefühl, Rachsucht, Haß, politischer Streit u. s. w., haben die Waffen zu den Duellen geschmiedet; deßhalb darf auch die Schrift nicht bloß einen geschichtlichen, bezw. kulturhistorischen, sondern auch einen psychologischen Werth beanspruchen.

Der Einleitung folgt eine geschichtliche Skizze über das Duell im Allgemeinen, bezw. bei den verschiedenen Völkern. Auf deutschem Boden fand einer der ersten und denkwürdigsten Zweikämpfe im Jahre 820 unter der Regierung Kaiser Ludwigs des Frommen statt. Bei diesem hatte Graf Sanila den Grafen Vera von Barcelona des hochverrätherischen Einverständnisses mit den Saracenen in Cordova angeklagt. Daraufhin berief Ludwig die Edlen seines Reichs zu einer Gerichtsversammlung nach Aachen. Kläger und Angeklagter sind von altem, echtem Gothenblut und einander ebenbürtig. Da bleibt nichts anderes übrig, wie es in dem alten Lobgedicht des Ermoldus Nigellus heißt, es

„Müssen nach Brauche die zwei Fechter in grimmigen Kampf,
Unter den Augen des Königs, der Franken und sämtlicher Großen,
Denn arglistig Thun ist den Franken ein Gräuel.“

Hoch zu Ross, das Schild auf dem Rücken, den Wurfspieß in der Hand — so dringen Vera und Sanila, nachdem vom Kaiser selbst das Zeichen gegeben, wild auf einander ein. Bald liegen die Speere am Boden, und die Schwerter sausen durch die Luft. Von einem Schwertstreich getroffen, sinkt Vera vom Pferde. Da winkt der Kaiser plötzlich, und eine Schaar junger Hofleute, die auf geheimen Befehl schon bereit gestanden, eilt herbei, um, sich zwischen Sieger und Besiegten werfend, den letzteren mit den Schilden vor weiteren Schwertstreichen zu schützen. Des Kaisers Gnade und Großmuth geht noch weiter. Vera, sein alter Kampfgenosse gegen die Araber, als Ludwig noch König in Aquitanien war, bekennt sich jetzt zwar schuldig und wäre deßhalb dem Tode verfallen, aber der Kaiser schenkt dem hochverrätherischen Grafen das Leben, läßt ihn auch sogar einen Theil seiner Güter und verbannt ihn bloß nach Rouen.

In diesem und anderen Zweikämpfen jenes und der nächstfolgenden Jahrhunderte haben wir es nicht mit Duellen in unserem Sinne zu thun, sondern mit einer Art von Gottesgerichten, wie sie sich im Ritterthum des von einem glühenden Glauben erfüllten Mittelalters ausgebildet hatte, und bei der doch wenigstens die Einbildung herrschte, daß der Ausgang des Kampfes immer dem Rechte entspreche. Die Kirche selbst verdammt schließlich (im Jahre 1387) diese Gottesgerichte, aber damit änderte der Mißbrauch bloß seine Form. Während der gerichtlich autorisirte Zweikampf allmählich verschwand, nahmen die Privatduelle überhand und erlangten im 16. Jahrhundert eine

erschreckende Ausdehnung. Viel trug dazu bei die durch die Wahl Karls V. zum deutschen Kaiser bewirkte Verbindung Spaniens mit dem deutschen Reiche (1519). Seitdem traten mit der spanischen Tracht und Etikette der Degen und der Dolch an die Stelle des Schwertes. Die Begriffe „Dame“ und „Duell“ verbreiteten sich bald über das ganze civilisirte Europa. Beide Begriffe bildeten anfänglich die ausschließliche Domäne und das Privilegium der Ritter und des Adels, doch wurde allmählich die Duellwuth allgemein. In Frankreich waren unter Karl IX. und Heinrich IV. die Ehrenhändel so häufig, daß in neunzehn Jahren 9000 vorgekommen sein sollen, und während der achtjährigen Regentschaft Annas von Oesterreich wurden sogar an 4000 Edelleute im Zweikampfe getödtet. Auf Veranlassung Ludwigs XIV. bildete sich zwar unter dem Namen „Liga des öffentlichen Wohls“ eine freiwillige Vereinigung von Adelligen, die es beschworen, keine Herausforderung mehr anzunehmen, doch kam diese Liga in kurzer Zeit wieder in Vergessenheit, und schoß der Duellwahn sinn abermals in die üppigsten Halme. Damals wurden auch bestimmte Duellgebräuche ausgebildet, welche dann mit den französischen Sitten auf alle anderen Länder übergingen und im wesentlichen noch heute Geltung haben. In Deutschland erließ vor zweihundert Jahren der große Kurfürst von Brandenburg, Friedrich Wilhelm, ein geradezu grausames Strafedikt gegen Duellanten, und die peinliche Halsordnung Maria Theresias von 1755 bedrohte sie mit der Todesstrafe. Auch Friedrich der Große und Joseph II. waren entschiedene Widersacher des Duells. Von ersterem ist das zornige Wort bekannt, mit dem er einen seiner Offiziere, welcher in einem Säbelduell seinen Gegner getödtet hatte, den Abschied gab: „Ich liebe tapfere Offiziere, aber Scharfrichters kann ich in meiner Armee nicht gebrauchen.“ Aehnlich äußerte sich der Kaiser Joseph in einem Briefe an einen seiner Generale: „Wenn ich Offiziere habe, die sich mit Bravour jeder feindlichen Gefahr bloßgeben, die bei jedem sich ereignenden Falle Muth, Tapferkeit und Entschlossenheit im Angriffe und in der Vertheidigung zeigen, so schätze ich sie hoch. Wenn aber hierunter Männer sein sollten, die alles der Rache und dem Hasse für ihren Feind aufzuopfern bereit sind, so verachte ich dieselben; ich halte einen solchen Menschen für nichts besseres als einen römischen Gladiator. Eine barbarische Gewohnheit, die dem Jahrhunderte der Tamerlans und Bajazeths angemessen ist und die oft so traurige Wirkungen auf einzelne Familien gehabt, will ich unterdrückt und bestraft wissen, und sollte es mir die Hälfte meiner Offiziere rauben! Noch giebt es Menschen, die mit dem Charakter von Heldemuth denjenigen eines guten Unterthans vereinbaren, und das kann nur der sein, der die Staatsgesetze ehrt.“ Selbst Napoleon I., bei dem doch sonst das Menschenleben keine Rolle spielte, erklärte, daß das Duell auf einem falschen Ehrgefühl beruhe, indem es das dem Vaterlande gehörige Leben einer elenden Privatfache opfere. Dennoch gehörte die Napoleonische Aera

zu den „klassischen“ Zeiten der Herausforderungen. Adolph Kohut nennt zwei der schlimmsten Kaufbolde jener Zeit. Der eine war der Oberst Dufay, der unter anderen mit einem neunzehnjährigen Offizier sich auf Dolche in einem geschlossenen Wagen duellirte und diesen dabei erstach. Der andere war der Marquis Ligrand in Bordeaux. Dieser berüchtigte Duellant, der mit aller Welt Händel suchte, vertrat eines Tages einem ihm ganz unbekanntem jungen Ehepaare den Weg und richtete an den Mann die frechen Worte: „Ich habe gewettet, Ihrer Frau einen Kuß und Ihnen eine Ohrfeige zu geben.“ Gejagt, gethan. Am nächsten Morgen fand überdies der junge Ehemann seinen Tod durch Ligrand. Ein andermal hielt dieser einem Offizier auf der Promenade den Spazierstock vor und rief ihm zu: „Hopp, springen Sie, oder ich schlage zu!“ Ein flacher Säbelhieb war die Antwort, und am folgenden Tage war der Offizier eine Leiche.

Was England anbetrifft, so kommen dort heute, selbst unter den Offizieren, keine Duelle mehr vor, wenigstens keine Zweikämpfe mit tödtlichen Waffen. Muth, Ritterlichkeit, Ehre finden jetzt dort keinen Ausdruck in der frevelhaften Uebertretung des Gejezes, und in keinem Kreise der Gesellschaft wagt sich noch die Ansicht geltend zu machen, daß die Beobachtung des weltlichen und göttlichen Rechts den Gentleman verächtlich machen könne. Und doch haben auch in England lange Zeit selbst die strengsten Gejeze nichts gegen die Duellwuth auszurichten vermocht. Erst der hochherzigen Initiative des Prinzgemals Albert ist es zu verdanken, daß das Duell im heutigen England verpönt ist. Wir wünschten, daß Kohut bei diesem großen und jeder Macheiferung werthen Verdienste des Vaters der Kaiserin Friedrich etwas länger verweilt und mitgetheilt hätte, wie es dem edlen Fürsten gelang, sein Ziel zu erreichen. Wir wollen diese Lücke in dem Kohut'schen Buche hier ausfüllen. Am 1. Juli 1843 ward der Oberst Fawcett von seinem Schwager, dem Lieutenant Monco, im Duell erschossen. Der traurige Vorfall erregte ungeheures Aufsehen. Tief ergriffen von demselben wurde auch der menschenfremdliche Gemal der Königin Victoria, und alsbald setzte er sich mit dem Herzog von Wellington in Verbindung, um den Zweikampf aus dem Heere zu verbannen. Die Militärs, die mit großer Zähigkeit an dem überlieferten Vorurtheile hingen, setzten seinen Bemühungen zwar großen Widerstand entgegen, allein der Prinz ließ sich nicht beirren. Zunächst glaubte er seinen Zweck durch die Schaffung von Ehrengerichten zu erreichen, die den Zweikampf nicht anordnen, sondern unter allen Umständen verhüten sollten. „Unstreitig“, so schrieb der Prinz am 18. Januar 1844 an Wellington, „ist die Macht, zu bestrafen, vorhanden; aber es scheint fast als Ungerechtigkeit, sich derselben zu bedienen, so lange der Ehre der Offiziere kein anderer Schutz gewährt wird. An und für sich betrachtet, ist die Ehre unverleglich. Sie ist ein Schatz, den uns niemand nehmen kann und den wir sogar selbst nicht verletzen können. Kein Akt einer dritten Person kann uns derselben berauben. Aber es giebt eine Ehre, welche sich ganz

auf die Meinung der Welt gründet und daher von andern abhängt. Jemand, dessen Ehre in diesem Sinne des Wortes verletzt ist, muß ein Mittel haben, durch welches er den ihm genommenen Schatz wieder erlangen und sich in der Achtung der Welt wieder herstellen kann. In alten Zeiten war der Appell an das Schwert das anerkannte Mittel. Mit dem Fortschritt der Civilisation und unter dem Einflusse des Christenthums wurde diese unchristliche und barbarische Sitte allgemein verurtheilt, gesetzlich verboten und strenge bestraft; aber kein Ersatz wurde gewährt, und der Offizier, dessen ganze Existenz auf der Ehre beruht, ist vor die Wahl gestellt, entweder das Gesetz der Religion und des Staates zu übertreten und ein Verbrecher zu werden, oder in der Achtung seiner Berufsgenossen und der Welt seine Berufs Ehre zu verlieren und die Ehre, welche sein Stolz ist, besetzt zu sehen. Der Gerechtigkeits Sinn verlangt daher, zu erwägen, welche andere Mittel zu gewähren seien, wenn das einzige jetzt anerkannte mit der ganzen Strenge des Gesetzes verfolgt werden solle.“ So der Prinz Albert. Nach eingehenden Verhandlungen über die Möglichkeit der Ehrengerichte kam man jedoch zu einem andern Beschlusse. Im April 1844 wurden in die Kriegsartikel einige neue Bestimmungen aufgenommen, in denen es insbesondere heißt: „daß es dem Charakter von Ehrenmännern entspreche, für verübtes Unrecht oder Beleidigungen sich zu entschuldigen und sich bereit zu erklären, das Unrecht nach Kräften gut zu machen“, sowie: „daß es ebenmäßig die Pflicht von Ehrenmännern sei, als Sühne für die erlittene Kränkung offen und herzlich die gegebene Erklärung und Entschuldigung anzunehmen.“ Durch diese vernünftigen und sittlichen Bestimmungen war fortan jedem Offizier sein Verhalten vorgezeichnet, und der Erfolg derselben war ein durchgreifender, denn mit ihnen verschwand, wie schon erwähnt, das Duell aus der englischen Armee und damit zugleich aus der englischen Gesellschaft. Daß aber dadurch die Umgangsformen, die Ritterlichkeit oder die Ehrenhaftigkeit Schaden gelitten, wird niemand im Ernst behaupten wollen.

Am Schlusse seines historischen Abrisses führt der Verfasser des „Buches berühmter Duelle“ den Leser noch nach Schweden und Norwegen, wie nach Rußland. Höchst drollig sollen die Duellgebräuche in Grönland sein. Wenn ein Eskimo sich von einem andern beleidigt fühlt, so pflegt er ihn zu einem Zweikampfe herauszufordern, bei welchem aber keine tödtlichen Waffen benützt werden, der vielmehr nur in einem öffentlichen Gesangsduell besteht. Der Beleidigte singt vor der ganzen Versammlung ein Spottlied auf seinen Gegner, und falls er etwa ein Hohnargument vergessen haben sollte, so helfen ihm seine Freunde, indem sie ihrerseits das Vergessene vortragen. Der Herausgeforderte muß dann, ebenfalls vor der Versammlung, diese Spottangriffe durch schlagende und witzige Antworten abwehren. Gelingt ihm dies nach dem Urtheil der „Corona“ nicht, so gilt er für besiegt, und der Sieger erhält das Recht, sich das beste Stück vom Eigenthum des Besiegten anzueignen. Ist aber der Herausforderer

in seinem Angriffe matt und wiglos, so wird dieser nebst seinen Genossen mit Schimpf und Schande fortgejagt.

Da möchte man auch wieder ausrufen: „Seht, die Wilden sind doch bessere Menschen, als wir kulturübertünchten Europäer!“ Haben wir es doch sogar zu einem so widerwärtigen Auswuchse der „Gesittung“ gebracht, wie es die — Damenduelle sind. Von solchen handelt Kohut im nächsten Abschnitte, und wir können ihm nur beipflichten, wenn er meint: in einer Zeit, da ein Theil der Männerwelt für das politische Stimmrecht der Frauen auftritt, könne es nicht Wunder nehmen, daß gewisse exzentrische Frauen auf die tollsten Ideen kommen und es in allem dem starken Geschlecht gleichthun wollen, also auch in Heransforderungen auf tödtliche Waffen.

Eine noch abscheulichere Verirrung unserer Zeit ist das sogenannte amerikaniſche Duell. Es ist zwar richtig, daß gar manches Familiendrama, mancher Selbstmord als die Folge eines amerikaniſchen Duells hingestellt wird, daß also diese moderne Art von Verbrechen nur als Deckmantel dient, um die eigentliche Ursache zu verbergen, aber die in der That durch das amerikaniſche Duell gefallenen Opfer sind doch schon zahlreich genug, als daß Kohut nicht recht haben sollte, wenn er meint: „Staat, Gesellschaft, Familie und Schule — alles muß hier gemeinſam zusammenwirken, um in der Jugend oder in unreifen Köpfen das Verbrecherische und Ungeheuerliche einer Tödtung durch das Loſ zu vernichten.“ Uebrigens ist es ein Irrthum, wenn man glaubt, daß die unter dem Namen „amerikaniſches Duell“ bekannte sinnloſe Selbſtentleibung nach Entscheidung des Lojes die in Amerika ſelbſt übliche und allgemein anerkannte Form eines auf Tod und Leben geführten Zweikampfes ſei. Wie man in Amerika jedes Duell, in welcher Form auch immer, durchaus verwirft und geſetzlich beſtraft, ſo würde der im ganzen geſunde Sinn des amerikaniſchen Volkes jene Ausdragsweiſe eines Streitens einfach abſurd finden. Wie die Bezeichnung des „amerikaniſchen Duells“ entſtanden ſein mag, kann man ſich leicht denken. Man iſt ja in Europa ſo leicht geneigt, jede Abſonderlichkeit, ſie mag auf welchem Gebiete immer in die Erſcheinung treten, als eine urſprünglich amerikaniſche Eigenthümlichkeit anzusehen, daß es gar nicht einmal eines beſonders erfinderiſchen Geiſtes bedurfte, die bezeichnete Duellart, als ſie zum erſtenmal beliebt wurde, mit der Benennung „amerikaniſches Duell“ zu belegen. Thatſache iſt aber, daß man dieſe gräßliche Duellart, gewiſſermaßen die moderne Form eines Gottesgerichts, gar nicht einmal kennt.

Weitaus der größte Theil des vom emigrierten Sammelſtücke zeugenden Buches Kohuts iſt mit den Erzählungen einzelner Duellgeſchichten aus Deutſchland, Oeſterreich-Ungarn, Frankreich und anderen Ländern angefüllt. Es ſind die causes célèbres unſeres Jahrhunderts, des Zeitalters der Humanität und Aufklärung!!

Aus und über Cognac.

Von Dr. A. B.

Die größten Sehenswürdigkeiten der Stadt Cognac sind heute nicht die Ruinen des großen Römerbollwerks, welches Julius Cäsar hier errichten ließ, nicht die alte Wasserleitung, die sogenannte Römer-Chaussée, noch das alte Schloß, in dem Franz I. geboren wurde, sondern die unendlich großen Vorraths- und Aufbewahrungskeller, die kolossalen Speicher und Magazine, in denen die zum Export bereiteten Gebinde, Fässer und Flaschen des edlen Branntweins, des Cognacs, lagern. Eine andere Sehenswürdigkeit Cognacs ist die farbenreiche Sammlung der Schutzmarken der Cognac-Fabrikanten. Ueber die Bereitung des Cognacs herrscht bekanntlich ein gewisses Geheimniß. Die Expedition des Cognacs erfolgt meistens in Fässern oder Kisten, von denen die eriteren 600 Liter (la pipe) oder 300 Liter (la demi-pipe), auch 220 Liter (l'oxhoft), 150 Liter (la $\frac{1}{4}$ pipe) oder endlich 110 Liter (la demi-oxhoft) enthalten. Die Fässer sind aus Eichenholz und mit ganz besonderer Sorgfalt, welche der Fabrikation in Cognac eigen ist und zugleich Schönheit und Solidität in sich vereinigen, gearbeitet. Auf dem Faßboden befinden sich der Name und die Marke des Hauses eingebrannt, welches speidirt. Der Cognac, welcher darin lagert, ist von verschiedener Farbe und verschiedenem Gradinhalt, je nach seinem Alter. Der junge Cognac hält selten mehr als 59 Grad, und mit dem Alter sinkt diese Stärke auf 45 Grad. Feine Qualitäten werden gewöhnlich in Doppelfässern oder in Fässern, die mit Stroh und Leinwand umgeben sind, versendet. Diese Vorsichtsmaßregel hat zum Zwecke, das Auslaufen der Fässer oder etwaige Diebstähle während des Transports zu verhindern. Die Cognacs in Kisten sind in Flaschen von je $\frac{3}{4}$ Liter, jede Kiste enthält zwölf Flaschen, was also neun Litern gleichkommt. Der Cognac in Flaschen hält gewöhnlich 48 Grad; er ist aus Cognac präparirt, der mindestens zwei Jahre alt ist und wieder versüßt wird durch Hinzusetzung von Zuckersyrup und auf 48 Grad reduzirt wird durch Hinzusetzung von sehr altem Cognac, welcher nur 20 Grad wiegt. Auf diese Art zubereitet, erhält der Cognac einen Geschmack von Alter und Kraft, der sehr geschätzt wird. Die Korte sind mit dem Namen und der Marke des speidirenden Hauses gebrannt; dieser Name und die Marke befinden sich ebenfalls in Relief auf der Kapsel, welche die Flasche oben verziert, wie auch die Etikette, die die Flasche verschönert, und auf der die Sterne sind, deren Zahl die Qualität des Cognacs bezeichnen. Schließlich werden diese Flaschen mit Papier und Stroh umgeben, in eine Kiste geschlossen, auf der auch der Name und die Marke, sowie die Qualitätsangabe eingebrannt sind. Der Cognac wird franko Station Cognac oder franko Bord Schiff Bordeaux oder Charente verkauft. Cognac gelangt nach Rußland, Schweden und Oesterreich fast nur in Gebinden, nach Indien, Afrika, England und Nordamerika nur in Flaschen. Es gehen z. B. nach Indien von

einem Hause in Cognac wöchentlich 5000 Duzend Kisten, jedes Kistchen zu 12 Flaschen Cognac, also in der Woche zusammen 720,000 Flaschen oder im Jahre 37,440,000 Flaschen. Auch seinen Namen wechselt der Cognac gern, nennt sich in Asien „Hennessy“, in Amerika „Martell“, in Afrika „Briant“, in England „Salignac“, in Rußland „Durelaine“.

Die Gusla der Montenegriner.

Das beliebteste musikalische Instrument der Montenegriner, wie aller serbischen Slavenstämme, womit dieselben ihre Gesänge begleiten, ist die Gusla, auch „Monochord“ genannt. Sie besteht aus einem hohlen Kasten mit einem Griffbrett und einer darüber gezogenen Saite aus Pferdehaaren, die auch mit einem Pferdehaarbogen gestrichen wird. Der Kasten ist oval und hat die Gestalt eines der Länge nach durchschnittenen Eies; oben ist er mit einem Fell bedeckt, das wie ein Trommelfell straff angezogen, an den Seiten des Kastens mit hölzernen Pflocken befestigt ist. Die spitze Seite des Kastens verlängert sich zu einem einen halben Meter langen Hals oder Griffbrett, dessen Ende in ähnlicher Weise verziert ist, wie das Ende des Griffbrettes unserer Violine. Durch das Ende des Halses geht ein drehbarer Pflock, auf den die sich über das ganze Instrument hinziehende Pferdehaarjaite gewickelt ist. Das Fell hat in der Mitte ein kleines rundes Loch, in dessen Umkreise sich noch sieben solcher Löcher befinden. Auf der oberen Seite ist dieses Fell glatt wie ein Trommelfell, auf der unteren Seite aber zeigt es noch die dichte Behaarung, wie sie das Thier getragen, ein Umstand, der zur Hervorbringung der eigenthümlichen Guslatöne beitragen mag. Der mit einer Pferdehaarjaite überzogene Bogen ist ein gekrümmter Stab, dem oft nicht einmal die Zacken und Knorren seines Wuchses genommen sind. Am Ende desselben sitzt eine Pferdehaartrause, wie eine solche auch das untere Ende der Gusla selbst zielt.

Dieses ist das wunderliche Instrument, auf welchem die Montenegriner ihre alten und neuen Lieder begleiten. Und an Liedern fehlt es ihnen nicht, denn während bei uns große Thaten oft Jahrhunderte alt werden, ehe sie den Dichter zu poetischen Darstellungen begeistern, geschieht dies bei den serbischen Slaven meistens sofort, ja oft schon während der That; und wie bei uns jedes Ereigniß am folgenden Tage in den Tagesblättern beschrieben wird, so wird ein solches bei den Montenegrinern sofort in einem Epos dargestellt. Eine vollständige Sammlung dieser Lieder würde die Geschichte des montenegrinischen Volkes sein.

Wer nun erwartet zu hören, daß die Montenegriner diesem Instrumente eine Musik entlocken, wie etwa unsere Künstler der Violine, der täuscht sich sehr, denn die Guslatöne gleichen ungefähr dem Knarren einer eingerosteten Thür, die unaufhörlich auf- und zugemacht

wird. Das deutsche musikalische Ohr vermag gar keine Harmonie darin zu erkennen. Der Bogen fliegt hin und her, und die Töne murmeln und brummen bald höher, bald tiefer. Ebenso unbefriedigt läßt die Weise des Liedes und die Art des Vortrages; bald ist es ein wildes Schreien, dann wieder ein dumpfes Murmeln, bald läßt der Sänger die Stimme ganz fallen, so daß sich die Töne verlieren wie ein säufelnder Wind, und man glaubt, er sei fertig, aber plötzlich setzt er mit einer heftigen Bewegung des Kopfes, den er in den Nacken geworfen hatte, wieder ein und mischt oft Rehtöne ein, wie wir solche beim Schlucken hören und unanständig finden. Von einer Melodie, vom Aushalten und Hervortreten der Töne ist keine Spur vorhanden. Die Lieder sind größtentheils Heldengesänge, weitläufige Rhapsodien, und bestehen meist in einer wahren Unzahl aneinandergereihter Verse, die oft nicht einmal gereimt sind. Eigenthümlich ist auch das Benehmen des Sängers bei seinem Vortrage. Mit betrübter und schläfriger Miene, ohne jede innere Erhebung singt er; ist aber das Lied zu Ende, so schaut er munter drein, wie jemand, der aus einem Traum erwacht ist, welcher ihn arg gequält hat.

Wir, die wir an den Gesang und die musikalische Begleitung desselben hohe Anforderungen stellen, können nicht begreifen, wie ein Volk sich für einen solchen Liedvortrag mit Ouslabegleitung begeistern kann. Der Montenegriner aber liebt ihn, wie überhaupt seine Lieder; er ist von Jugend auf mit diesen melancholischen Murrentönen vertraut, und da ihm der Inhalt des Heldenliedes, das oft nur eine prosaische Erzählung eines blutigen Kampfes ist, die Hauptsache bleibt, so begreift man sein stilles Entzücken, wenn der Sänger von Kampf und Streit erzählt und dabei sorgt, daß recht viele Türken erschlagen werden.

C. Frog.



N i p p s a d e n .

Ein französischer Arzt, Dr. Rey, berichtet über eine nicht ganz zu vernachlässigende Ursache der Linkshändigkeit. Das erste Kind einer Familie seiner Klientel war linkshändig und ein zweites schien das im Alter von einem Jahre auch zu werden. Da stellte es sich heraus, daß die Mutter ihre Kinder stets auf dem linken Arme getragen hatte. Als sie damit auf Anraten des Genannten wechselte, bekam das von ihr getragene Kind den rechten Arm zum Zufassen frei und wurde damit sehr bald rechtsbändig.

Was ein schwacher Magen verzehrt. Nach dem Resultat eines unermüden Rechners hat ein Mensch, der ein Alter von siebzig Jahren erreicht hat, seit seiner Geburt mehr als zwanzig Waggons mit Lebensmitteln, also einen ganzen Train, verzehret. Wenn man nun 80 Zentner auf den Waggon rechnet, so macht das 80,000 Kilo, was für 25,550 Lebenstage einen Durchschnittskonsum von ungefähr 3 Kilo 200 Gramm für den Tag ergibt. Dieser an sich selbst veränderliche tägliche Konsum wird auf 2½ Kilo während der Kindheit und des Alters und auf 3½ bis 4 Kilo während des reiferen Alters geschätzt. Diese Ziffern scheinen nicht übertrieben, denn die ärztlichen Statistiken konstatiren, daß die tägliche flüssige und feste Nahrung der Soldaten, Seelente und Arbeiter im Durchschnitt 4½ Kilo überschreitet. Und es ist hier nicht die Rede von Leuten, welche Appetit zeigen, sondern nur von schwachen Essern.

Eine Hülsen = Anekdote. Eines Vormittags hatte der General - Intendant Hülsen in f. Schauspielhause in Berlin in den Proben zu thun. Da erscheint er an der Portierloge und sagt: „Lieber D., geben Sie hinüber zu meiner Frau und lassen Sie sich ein Butterbrod und ein Glas Wein geben, ich bleibe so lange hier.“ — „Zu Befehl, Erzellenz!“ — Und D. geht zur Frau von Hülsen: „Erzellenz möchten mir ein Butterbrod und ein Glas Wein geben.“ — „Sehr gern, lieber D.“ und bald darauf bringt ihm das Mädchen das Gewünschte auf dem Teller, das er mit Appetit und „Schön Dan!“ verzehrt. Als D. zurückkehrt, findet er Seine Erzellenz auf Posten in der Portierloge. „Nun D., wo haben Sie mein Butterbrod und den Wein?“ — „Aufgegesen, wie Erzellenz befohlen!“ — Schallendes Gelächter seitens des Herrn von Hülsen, der mit den Worten: „Na, wenn es nur geschmeckt hat, da kann ich ja noch warten“, sich wieder in die Probe begiebt.

Mit welcher Schnelligkeit durchstößt unser Sonnensystem den Weltraum? Herschel war der Erste, welcher die Entdeckung machte, daß unsere Sonne mit ihren Planeten, den Kometen und sämmtlichen kleinen, sie umkreisenden Weltkörpern sich auf einer ungeheuerlichen Reise durch die Unendlichkeit des Raumes befinde. Er bestimmte nicht nur dies, sondern auch die Richtung dieser Weltreise, sowie die Schnelligkeit, mit welcher sie sich vollziehe. Er hat nachgewiesen, daß unser Sonnensystem sich zur Zeit mit erstaunlicher Schnelligkeit auf einen gewissen Punkt im Sternbild des Herkules zu bewege. Von zwei zu zwei Tagen legt es eine Entfernung von ca. 250,000 geographischen Meilen auf seiner Fahrt zurück. Man könnte nur annehmen, da wir mit dieser rasenden Schnelligkeit den Weltraum durchfliegen, daß wir so den Herkules allmählich erreichten, doch befindet sich dieses Sternbild in einer so ungeheuren Entfernung von uns, daß wir unter denselben Schnelligkeits - Verhältnissen wohl noch mehr als eine Million Jahre zu reisen haben, ehe wir den unermeßlichen Abgrund des Weltraumes überflogen haben werden, der sich jetzt zwischen unserem Sonnensystem und den äußersten Grenzen der Herkuleskonstellation ausdehnt.

Irishes Moorholz. Dieses Holz (Bog-wood) graben die Irländer aus den zahlreichen Morästen ihrer Insel hervor und gebrauchen es verschiedentlich. Zu Anfang ist es gewöhnlich etwas weich und feucht, wird aber nachher sehr oft hart wie Eisen, und dann vielfach von den Iren zu ihren Gebäuden und Möbeln verwandt. Einiges scheint aber seine im Moraste erlangte Weichheit und Elastizität beizubehalten, so daß man sogar imstante ist, Stricke davon zu machen. Man nennt diese Stricke „deal-ropes“ (Tannenholzstricke). Man spaltet das Holz in kleine, dünne Streifen, aus denen man die Stricke flicht. Diese Stricke wenden die Irländer vielfach an, z. B. besonders bei ihren Betten, für welche sie ein Geflecht daraus machen, auf dem der Strohsack des Bettes liegt. Wie schon gesagt, braucht man das Moorholz auch zu Möbeln, da es wegen seiner Härte, wenigstens wenn es von Eichen oder Larus berührt, eine sehr schöne Politur annimmt und auch von Natur, weil es von der sárbenigen Moorfeuchtigkeit durchdrungen ist, eine hübsche braune Farbe hat. In Edgeworthstown sah Schreiber dieses bei einem kurzen Aufenthalt dort vor einigen Jahren eine Tischplatte aus Larusbaum von besonderer Vollkommenheit. Man konnte mit dem Mikroskop hunderte von genau abgezeichneten Jahresringen darauf erkennen.

Reinigung der Wände von Krankheitskeimen. Durch Abreiben der Wände mit weichen Brod werden diese nicht nur von Staub und Schmutz, sondern auch von Krankheitsstoffen gereinigt. Dr. Esmarck berichtet über Versuche, wie man am besten die Zimmer reinigt, in welchen sich längere Zeit Personen, mit ansteckenden Krankheiten behaftet, aufhielten, und bezeichnet als bestes Mittel Abreiben der Wände mit Brod. Esmarck zerchnitt frisches Roggenbrod in handgroße Stücke, die an der barten Rinde noch eine dünne Schicht weicher Krume hatten. Nach einmaligem Abreiben war in drei Fällen unter zwölf die Wand völlig frei von Krankheitskeimen; nach zweimaligem Abreiben aber fanden sich nirgends mehr Keime. Da ferner das Aussehen der Wände durch das Abreiben nicht leidet und dieses durch ungeschulte Personen ausgeführt werden kann, so wird dieses Verfahren besonders empfehlenswerth. Ein mittelgroßes Zimmer von 5 Meter Länge und 3 Meter Höhe, an dessen Wänden gegen 979,200 Keime haften, würde etwa für Marf 1,50 Brod beanspruchen. Beim Reiben ist darauf zu achten, daß die abfallenden Brodkrumen sorgfältig entfernt

und durch Verbrennen unschädlich gemacht werden. Selbstverständlich ist das Prod mit den Pizzeleimen sofort zu verbrennen. C. Tr.

Die Behandlung der Petroleumlampen und des Petroleums. 1) Das Petroleum ist in Blechgefäßen und an kühlen Orten aufzubewahren. Explosionen des Petroleums finden nur statt, wenn solches sich in gasförmigem Zustande befindet; in solchen kann es bereits bei einer Erwärmung von 20 Grad R. (25 Grad C.) gelangen. 2) Das Um- und Einfüllen des Petroleums ist bei Tageslicht, keinesfalls bei offenem Feuer oder Leuchtflammen zu bewirken. Ein Vergießen des Petroleums führt zur Entzündung, zum Zerspringen des Gefäßes und zu lebensgefährlicher Verbrennung. Unbedingt unstatthaft ist das Nachgießen von Petroleum in eine brennende Lampe. 3) Der Docht muß beim Einziehen in die Lampe völlig rein und trocken sein und gut passen, er darf insbesondere nicht zu dünn sein. Zu dünner Docht führt zur Erhitzung des Brenners und damit des Oels. Feuchter und dicker Docht saugt schlecht. Das Trocknen des feuchten Dochtes ist mit einem heißen Plättchen zu bewerkstelligen. 4) Docht und Brenner müssen täglich von allen kohligen Resten befreit werden. Der Docht muß gleichmäßig abgesehritten werden. Eine Petroleumlampe, welche längere Zeit außer Gebrauch gewesen, ist vor der Wiederingebrauchnahme mit besonderer Sorgfalt zu reinigen. Kohlige Reste erhitzen den Brenner, ungleich beschchnittener Docht verursacht Ruß. 5) Die Luftzüge des Brenners sind täglich zu reinigen. Schwabhaft gewordene Brenner sind unverzüglich durch neue zu ersetzen. Reinhalten der Luftzüge bewirkt eine günstige Abkühlung des Brenners, der beim Anzündn mit Papier zc. leicht verunreinigt wird. 6) Das Oel im Behälter darf nie vollständig ausbrennen, der Behälter muß vielmehr stets so viel Petroleum enthalten, daß der Docht in dasselbe eintaucht. Sobald der Docht aus Mangel an Petroleum trocknet, brennt die Flamme vom Brenner hinab, erwärmt das Petroleum und entzündet das dadurch gebildete Gas. 7) Der Behälter muß vor jeder Erwärmung bewahrt werden. Die Lampe darf nicht auf den Ofen, eine brennende Lampe nicht unter eine Hängelampe zc. gesetzt werden. 8) Die Lampe darf nicht in zurückgedrehtem Zustande gebrannt werden. Das Niederdrehen des Dochtes erzielt keinerlei Petroleumersparniß, es erhitzt aber den Brenner und erzeugt übertriebene, gesundheitschädliche Gase. 9) Das Auslöschn der Lampe ist durch leichtes Ueberblasen des Cylinders nach vorherigem geringem Niederdrehen des Dochtes zu bewirken. Das Ausdrehen, sowie das Wasen in den Cylindern kann unbemerktes Fortbrennen und Rückschlagen der Flamme bewirken. 10) Endlich empfiehlt es sich überhaupt, namentlich in Kinderstuben und Familienräumen, wenn irgend thunlich, nur Hängelampen zu verwenden. C. Tr.

Ausrottung und Akklimatisirung von Thieren in Europa. Unter den inmitten bevölkerter Kulturgebiete lebenden Thieren gehen naturgemäß diejenigen am besten der Ausrottung entgegen, welche für den Menschen unmittelbar gefährlich sind, nämlich die Raubtiere. So sind ja der Bär und der Wolf aus Deutschland als verschwunden anzusehen, wenn gleich der Letztere noch immer in unseren östlichen und westlichen Grenzprovinzen anzutreffen ist und beispielsweise in Vorkbringen jährlich noch ungefähr 30 Stück Wölfe erlegt werden. Aber auch andere Thiere stehen in den bezeichneten Gegenden aus, sei es, daß sie dem Felbau schädlich sind und ihnen seitens des Menschen daher nachgestellt wird, sei es, daß sie die gewohnten Daseinsbedingungen nicht mehr finden. Unter den Säugethieren sind hierfür Hamster und Biber für Deutschland bekannte Beispiele. Der Erstere kommt in großen Theilen unseres Reiches, wie Nieder- und Oberbayern, Ost- und Westpreußen, gar nicht mehr vor. Da er kürzlich in Mecklenburg nachgewiesen wurde, so sind Mecklenburg und Pommern die nördlichsten Gebiete seines Vorkommens in Deutschland. Interessant ist es, daß vor einiger Zeit von dem bei uns fast ganz verschwundenen Biber unweit Schönebeck an der Elbe (aufwärts von Magdeburg) eine neue Ansiedlung entdeckt worden ist, die ungefähr 30 Einzelwesen stark ist. Da aber durch die Bantn des Bivers die Sicherheit des Damms, an welchem er sich niedergelassen hat, gefährdet sein dürfte, so wird die Erhaltung der sogenannten Ansiedlung nicht lange geduldet werden dürfen. Vor hundert und einigen Jahren war der Biber auch unweit des deutschen Reiches Hauptstadt zu finden. Aus der letzten Regierungszeit Friedrichs des Großen ist noch eine Kabinettsordre vorhanden, die die Schonung des Bivers

an der Mündung der Rube in die Havel bei Potsdam anheftet. Hier müssen ebendem viele Siber angedielt gewesen sein, da nach ihm, d. h. nach seinem wendischen Namen ein Forstheil genannt wurde, der später zu einem Forste umgeschaffen wurde, in dessen Schlosse einige Monate in jedem Sommer ein Mann wohnte, welcher unvergänglich sein wird, so lange wir Menschen existiren werden: Pabelsberg und Kaiser Wilhelm I. — Aber auch Thiere akklimatisiren sich in Europa, von denen man anzunehmen geneigt ist, daß ihre Lebensbedingungen sie auf andere Klimate allein nur beschränken, daß sie bei uns als Fremdlinge gelten. So das Kameel. Schon 1884 wurde in Spanien eine Herde wilder Kameele beobachtet, deren Dasein jetzt abermals bestätigt wird. Die Thiere, die sich dort in den sumpsfigen Gegenden des unteren Guadalquivir in ausgedehnten Wüsteneien aufhalten, sind jedenfalls die Nachkommen von Kameelen, welche vor etwa 40 Jahren von den Canarischen Inseln her als Lastthiere eingeführt wurden und dann verwilderten. Daß das Kameel übrigens schon in früheren Zeiten in Europa als Lastthier Verwendung fand, beweist eine Bemerkung Gnslav Freytags in dem ersten Bande seiner „Vilder aus der deuttschen Vergangenheit“, welche aus sagt, daß bei dem Bau des Schlosses Aachen unter Karl dem Großen bereits Kameele zum Steintragen benützt wurden. Dr. A. B.

Ein Liebesarchiv und manches Andere. Von Dr. Adolph Kobut. Georg Meyer's Verlag in Leipzig, Tauchaerstr. 10. Preis M. 2.

Das neueste Werk des bekannten Humoristen und Uebersetzers Dr. Adolph Kobut enthält 12 allerliebste Humoresken und Novellen, erste und heitere Geschichten, voll Anmuth und Grazie, welche zum großen Theile eine freie Bearbeitung aus der neuesten ungarischen Literatur sind, sich aber wie Originale lesen. Die frisch und flott geschriebenen Erzählungen, voll Frohlaune und Liebenswürdigkeit, eignen sich besonders zur Salonlektüre. Ein eigenartiger Reiz des Originellen ist dem Werke eigen, welches in Bezug auf psychologische Detailmalerei und glückliche Wiedergabe der Stimmung einen hervorragenden Platz in der belletristischen Literatur beanspruchen kann. Das unterhaltende und anregende Werk, das sich auch im Aeußeren sehr würdig präsentiert und mit Kopfsteinen, Biquetten und farbigem Titelbilde geziert ist, empfehlen wir allen unsern Lesern angelegentlich.

Auch ein Künstler ist der vagirende Italiano auf unserem hübschen Bildchen, seiner Anschauung nach ebenso gut wie Hans von Pilsen, die Menter oder Joachim, und er bildet sich ein, daß seine Produktion seinem Publikum ebenso imponirt, wie die Musik jener modernen Virtuosen. Er mag ja auch ganz recht darin haben, denn seine Zuhörer stehen zu ihm ja in ungefähr demselben Verhältnisse wie die Verehrer Bülow's zu eben diesem streitbaren Pianisten. Auch unser Künstler wandert mit seinem Kasten von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt, um seine Pente um sich zu schaaren, ganz ebenso wie es auch der moderne Virtuose macht. Warum sollte sich also unser malerischer Geselle nicht auch einen Künstler nennen?

Aus der Schreckenszeit der französischen Revolution. Unser Bild, das diesen Titel trägt, stellt eine ergreifende Scene aus der furchtbaren Schreckenszeit der französischen Revolution dar. Vor dem Portale eines Gefängnisses sitzt die Wache, in steifer Ruhe sich eine frische Pfeife anzündend, unbekümmert um den Jammer der vornehmen Dame, welche ihre schönen, zarten Hände ringend, den starken Gefellen anlehrt, sie in das Gefängniß eintreten zu lassen, um in den finsternen Räumen des Hauses den zum Tode verurtheilten Gatten, und wenn auch nur auf einige Augenblicke, wieder zu sehen und von dem Geliebten Abschied zu nehmen. Aber der Mann der öffentlichen Gewalt kümmert sich wenig um die heftlichen Bitten der vornehmen Fran, in der er doch nur eines jener unzähligen Opfer der Guillotine erblickt. Was kümmert's ihn? Sie soll ihn ungestört lassen, seine Pfeife in Brand zu stecken und seine Zeitung zu lesen. Ein wenig anders schaut der Kamerad des Furchterlichen drein, der den Analen der Bekannernswerthen mit einem Gemisch von Neugier, Spannung und Theilnahme zuseht. Wie die Scene enden wird? Gebrochen wird die Frau mit dem Kinde von dannen

wanken, denn ihr Flehen war vergebens! Ein Stein hätte sich eher erbarmt, hat doch der Feuerstein in der Hand des „Bürgers“ Feuer gesprüht, als man an ihn rührte! Die Tragödien sind hier zur Alltagskomödie herabgesunken, man lacht höchstens nur, wenn die Köpfe fallen und die Herzen langsam verbluten!

Der verhängnisvolle Brief. Zeitfam berührt es uns, auf einem Witze eine Scene wiederzufinden, welche genau dem realen Leben entnommen ist, ohne durch künstlerische Verschönerungen idealisirt worden zu sein. D. Goldmann, der Maler unseres Bildes, sucht seine Stärke in der streng realen, photographisch-treuen Wiedergabe des Alltagslebens. Daß ihm diese Wiedergabe vorzüglich gelingt, müssen wir ihm zugestehen. Das runzelige, gutmüthige Gesicht der Alten auf unserem Bilde, das von dem aufgesteckten grauen Haar umrahmt ist, der Kopf des im Sorgenstuhl lebenden Rentiers, mit dem glattrasierten Kinn, den dunklen, buschigen Brauen, dem greisenhaften Kopf- und Barthaar und den klugen, forschenden Augen — das alles dünkt uns, als hätten wir es genau so schon irgendwo gesehen. Auch das von Thränen leicht entstellte Gesicht der jungen Frau läßt an Naturarbeit nichts zu wünschen übrig, ebensowenig wie das schlichtfrisirte Köpfchen und die häuslich einfache Tracht der jungen Tochter des Hauses. Der Sinn des Bildes mag vom Künstler wohl derartig gedacht sein, daß die weinende Frau, deren Neigungen und Wünsche von jeder von den einfachen Gewohnheiten des Hauses abwichen, gegen der Eltern Wunsch irgend einem armen, vornehmen Mann, etwa einem Offizier oder dergleichen, die Hand reichte. Die reiche Wittigst, welche der Vater widerwillig herausgab, hielt den noblen Passionen des Herrn nicht lange Stand und so kommt die bedauernswerthe Frau nun öfter, als ihr lieb ist, in die Lage, den alten, strengen Vater um Unterstützung anzugehen. Auch heute hat sie ein derartiges Anliegen in den Schoß ihrer Familie geführt. Mit einem Briefe, der eine drohend ausgesprochene Mahnung um geliebenes Geld an ihren Gatten enthält, erklärt sie den übrigen die traurige Lage, in der sie sich befindet. Da giebt es harte Worte, demüthige Ermahnungen und versteckte Verwürfe. Es ist eine Scene, wie sie im Wechselleben des höheren und des Mittelstandes mehr als einmal vorgekommen ist und noch mehr als einmal vorkommen wird. Zahlen wird der Alte am Ende doch!

Der Schäfer. Der Schäfer spielt von alters her schon allzeit eine gewisse Rolle im deutschen Volksleben. Er prophezeit und kennt das Wetter, als habe er mit dem großen „Wettermacher“ da droben die intimsten Beziehungen; er heilt allerlei Gebrechen und Krankheiten der Menschen und Thiere; er versteht es, in das Getriebe der Allmutter Natur zu schauen und sie in ihrem Schaffen zu bekämpfen; er kennt und versteht die Sprache der Thiere — kurz, er weiß alles, versteht alles und kennt sogar die allen übrigen Sterblichen verbüllte Zukunft (denken wir nur an die Prophezeiungen des „alten Schäfer Thomas“). Kein Wunder daher, daß das Volk sich bei ihm allerlei Rath's erholt, daß es ihn als sein heiliges Orakel, seinen Hof- Leib- und Magenmedikus betrachtet. Eine gewisse Verechtigung liegt in dieser Volkshausung insofern, als ja allerdings für den verständigen, reifen Menschen, der von der Ueberbildung unserer modernen Kultur gerade weit genug entfernt ist, um sich den klaren Pflichten für die ihn umgebenden Wunder der Natur zu erhalten, die letztere eine unerschöpfliche Quelle der Belehrung ist. Niemand nun hat aber so viel Zeit als der Schäfer, sich mit der Natur und ihren Geschöpfen zu beschäftigen, und daher kommt seine überwiegende Kenntniß vielerlei, die ihm alle diese Eigenschaften verleiht, welche das Volk ihm beizulegen pflegt. Der Schäfer ist eine sympathische tyrische Figur des deutschen Volkes, und darum wird auch unser Bild, welches das „Interieur“ eines Schafstalles veranschaulicht, sicher seine Freude finden.





Neueste Moden.

Nr. 1. Haartracht.

Um diese Frisur herzustellen, beginnt man damit, alles Haar nach der obern Mitte des Hinterkopfes zusammenzunehmen und dort festzubinden. Nur bei sehr starkem Haarwuchs ist ein ergänzender Haarsträhnen erläßlich; man theilt dann dasselbe in zwei Hälften und befestigt es in einem etwas länger herabhängenden und



Nr. 1. Haartracht.

einem gewundenen Theil wieder oben am Ausgang. Dort werden die Enden zu beiden Seiten emporgezogen und zu einer obenaussiegenden Schleife gefchlungen. Ist das Haar nicht genügend stark, so hilft man sich mit einem, dem gebundenen nach unten hin angefügten Haarsträhnen und nimmt dann diesen mit dem eigenen Haar nach oben. Einzelne kleine Stirnhaare werden gekraust.

Nr. 2. Umhang für Mädchen von 14 Jahren.

Dieser Frühjahrsmantel ist aus soldatenrothem Tuch angefertigt. Die Verzierungen bestehen aus breiten, roten und schwarzen Passementen. Die Vordertheile



Nr. 2. Umhang für Mädchen von 14 Jahren.

der Taille sind lose und werden vermittelst eines breiten Sammetgürtels, welcher an der rechten Seite geschlossen ist, zusammengehalten. An diesem Gürtel ist auch das glatte Vordertheil des Rockes befestigt, welches seinen Schluß gleichfalls an der rechten Seite hat. Von der Taille an abwärts nach dem untern Rand und um

diesen herum befinden sich breite Passementen. Auch der Stehkragen, sowie der collarartige Besatz am Schultertragen ist davon hergestellt. An diesem Coller ist der Schultertragen faltig angefügt. Derselbe fällt vorn etwas offenstehend und abgerundet bis über die unteren glatten Ärmel. Die Ärmel haben einen glatten, mit schmaler



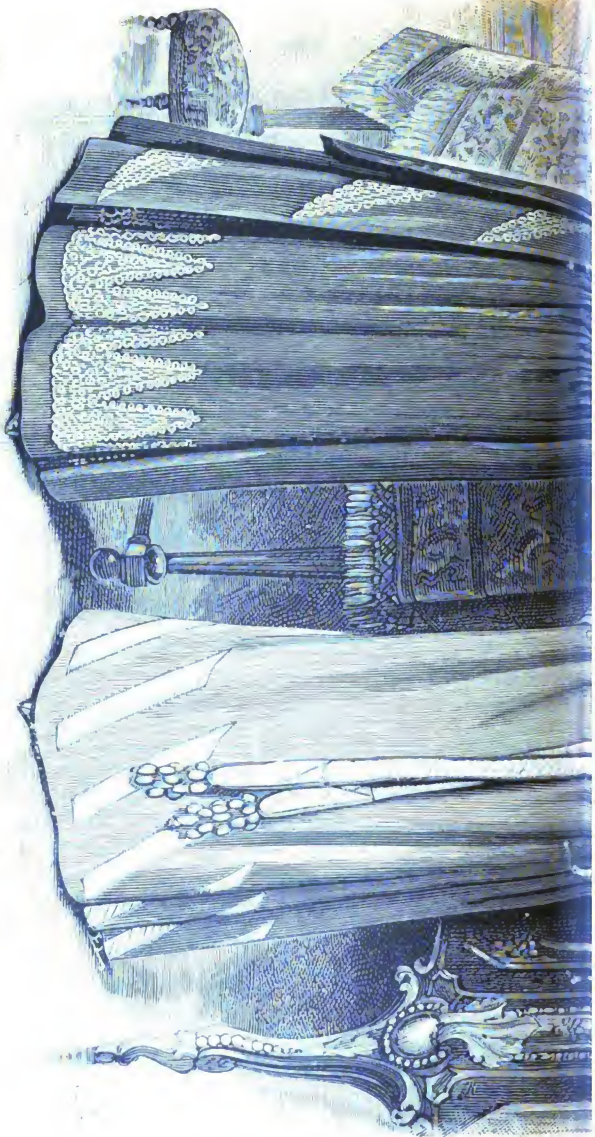
Nr. 3. Anzug für Mädchen.

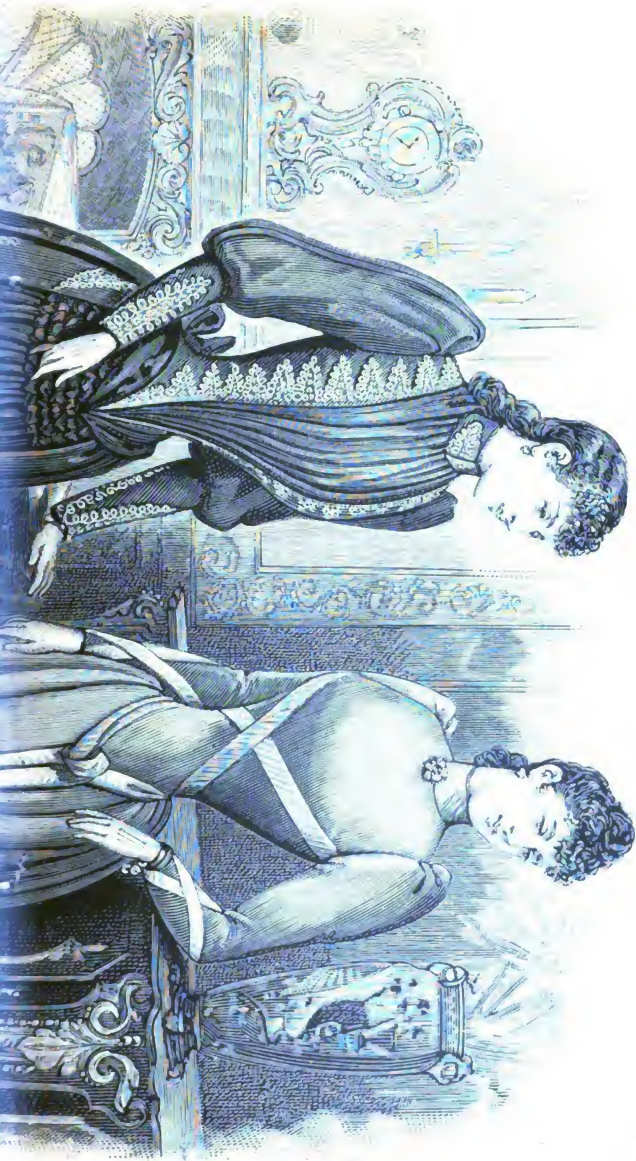
Borbe besetzten Aufschlag. Auch der Kragenrand ist damit eingefasst. Am Rücken ist dieser Kragen nach der Taille emporgennommen und unter einer Sammetrossette in Falten befestigt.

Die Rockfalten sind zu einer breiten Mittelfalte und kleineren Seitensfalten eingerichtet.

FIG. 4. Eingang aus eifelnarbigem Mollencröpe mit weißer Zierhinterl.

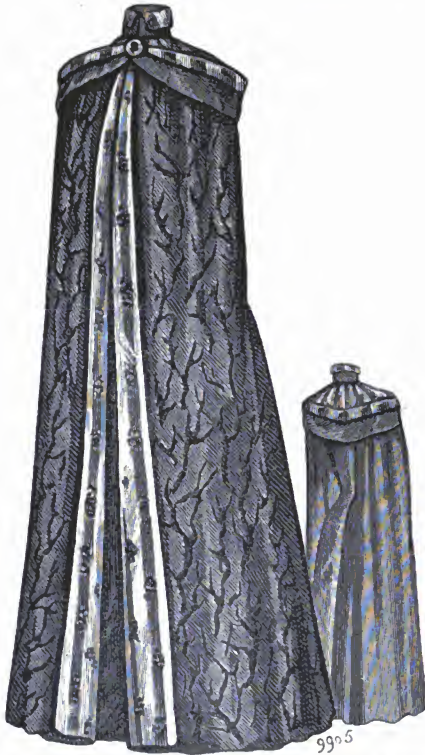
FIG. 5. Eingang aus goldgrauen Mollencröpe mit Goldbeeren.





Nr. 3. Anzug für Mädchen.

Das Kleid ist aus bnfarenblauem Tuch und gleichfarbigem Sammet zusammen- gestellt. Der Rock aus blauem Tuch ist am Vordertheil in enge Falten gelegt. An den Seiten beginnen dann gleichmäßig breite, nach vorn gelegte Falten, welche im Rücken wieder enger werden. Die Vordertheile der Uebertaille sind, gleich dem Rückentheil, oben herzförmig über einer Untertaille aus Sammet offen. Die glatten



Nr. 6 Mantel aus schwarzer, gemusterter Seide. (Vorder- u. Rückansicht.)

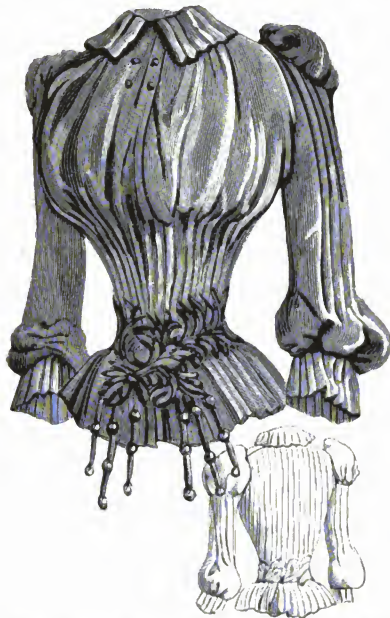
Ärmel sind gleichfalls aus Sammet und haben einen Aufschlag aus Tuch, welcher mit einem großen Knopf geschlossen wird. Auch die Uebertaille aus Tuch ist an den Schultern mit gleichen Knöpfen befestigt.

Der Stehragen aus Sammet ist oben aus Tuch und mit einem Knopf an der linken Seite geschlossen.

Die Taille umgiebt ein Tuchgürtel, dessen Schluß sich ebenso an der linken Seite befindet. Runder Hut mit blauen Federn und Bandbüschel.

Ar. 4. Anzug aus eisselarfbigem Wollencröpe mit weißer Seidenstickerei.

Das Vordertheil des Rockes hat am untern Rand eine breite Zadenstickerei und wird an der Taille, mehrfach quer eingereibt, angefügt. Die Rocktheile an beiden Seiten sind, nachdem dieselben nach vorn gelegt und eine tiefe Falte bilden, an der Taille rundum eingereibt angefügt. Die anliegende Taille hat einen breiten Faltenlay, welcher an der Seite geschlossen wird. Die darunter befindliche anliegende Untertaille ist in der Mitte herab geknüpft. Der Stehragen, die Lagefassung und auch die unten engen Aermel sind mit Zaden besetzt. Der obere Theil der Aermel ist oben und unten eingereibt und reicht nur bis über den Ellbogen. Die vorn spiye Taille schließt ein seidener Bandgürtel ab, welcher vorn spiz zusammengefaßt ke-



Ar. 7. Blouse aus Matschrosenfarbenem Surab. (Vorder- und Rückansicht.)

festigt ist, sich breit an der Taille binzieht und im Rücken mit einer großen Schleife geschlossen ist, deren Enden lang herabhängen. An Stoff ist 16 Mtr. bestidter Cröpe erforderlich.

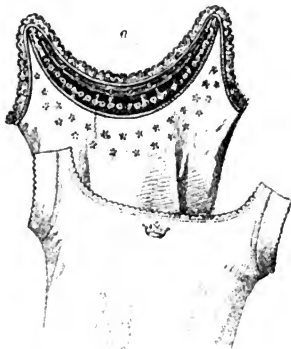
Ar. 5. Anzug aus hellgrauem Wollstoff mit Goldborden.

Der vorn glatte, mit der Taille verbundene Rock ist an den Hüften und am Rücktheil derselben in Falten angereibt. Der untere Rand wird mit in Zwischenräumen schräg aufgesetzten Goldborden verziert. Die völlig glatte Taille hat nur an den Schultern und unter dem Arm Nähte und wird dort an der linken Seite unterhalb geschlossen. Die Aermel sind unten anliegend, erweitern sich nach oben etwas und werden faltig eingeseht. Der Goldstreifen ist am Vordertheil, vorn unter

dem Arm ausgehend, schräg über die Taille gekreuzt nach dem Rücken gelegt, von wo dieser wieder nach vorn genommen und, in einen leichten Knoten geschürzt, mit langen Enden herabhängt. Diese Enden sind mit kleinen Eichelbüscheln abgeschlossen. Der Stebtragen ist gleichfalls davon hergestellt, sowie auch der untere Theil der Ärmel damit überkreuzt belegt ist.

Nr. 6. Mantel aus schwarzer, gemusterter Seide. (Vorder- u. Rückansicht.)

Der Rücken des Mantels ist anliegend und geht in nach innen gelegten tiefen Falten aus. Die Seiten und Vordertheile desselben fallen glatt herab und sind oben an ein kleines, von einem Capuchon bedecktes Collettheil befestigt. Dieser Capuchon hat einen breiten, um die Schultern laufenden Umschlag und ist, wie der ganze Mantel, mit einem schönen, grün und rosa gestreiften und geklumten Seidenstoff gefüttert.



Nr. 8. Hemdchen für Kinder.

Nr. 7. Blouse aus klatschrosenfarbenem Surah. (Vorder- u. Rückansicht.)

Die Vordertheile der Blouse sind unterhalb der Brust bis zur Taille in feineren Falten auf einer festen Untertaille angeheftet. Oben fallen dieselben bauschig und sind mit einer glattherabfallenden Kranze besetzt. Die Ärmel sind gleichfalls auf Unterärmel an der Außenseite faltig befestigt und bilden oben und unten Bäusche. Am untern Rand befindet sich eine Falte. Ein Gürtel aus schwarzen Passementen hält die Taille zusammen.

Nr. 8. Hemdchen für Kinder.

Beide Hemdchen sind aus weißem Batist gefertigt. Das erstere hat am obern Rand einen Aufsatz aus blauem, mit weißen Pünktchen besticktem Batist. Unterhalb dieses Aufsatzes sind blaue Punkte in den Stoff eingestickt und alle Ränder überdies noch mit Spitze umgeben. Das zweite Hemdchen hat Randlangnetten und mehrere durchstoppelte Reihen zur Verzierung, sowie vorn auf der Brust den Namenszug mit einer Krone. Zum ersten Hemdchen ist 2 Mtr. 40 Centim. weißer Batist, 50 Centim. blaue und 20 Centim. weiße Spitze erforderlich. Zum zweiten Hemdchen 2 Mtr. 60 Centim. Batist.



Gruß von der Alm.

Nach einem Originalgemälde von Winfried v. Miller.

110-1



Verwandte Seelen.

Novellette von Katalie Guth.



Blanche Dehlert war das einzige Töchterchen, das einzige Kind eines reichen Kauf- und Handelsherrn, der Sproß eines alten Patriziergeschlechts. Sie war ein echtes, verzogenes Lieblingskind, aber ihre etwas verkehrte Erziehung war nicht imstande gewesen, die guten Keime zu zerstören, die ihr Charakter barg. Dieser Charakter war durchaus edel veranlagt. Blanche war von kleiner, zierlicher Gestalt, hatte ein reizendes Puppen- gesichtchen von rosigem Teint und besaß langes, weißblondes, fast farbloses Haar, das ihr offen, nur im Nacken von einem mattblauen Bande zusammengehalten, den Rücken hinabflatterte, und vorn in krause Löckchen gebraunt, bis fast in die großen, stahlgrauen Augen hinein hing, die träumerisch unter diesem Haargekräusel hervorsahen. Etwas eigensinnig konnte sie sein, etwas launenhaft, sonst war sie eine kleine, schwärmerische Person, die mit förmlichem Heißhunger Weibliche Gedichte las und sich das Leben so vorstellte, wie es sein könnte, aber nicht ist. Sie lebte immer in Illusionen und stand vor ihrer Zukunft, wie das Kind vor einem Märchenbuche, neugierig, was diese Zukunft ihr wohl an phantastischen, romantischen, ungewöhnlichen Ereignissen bringen werde. Eine kleine Idealistin war sie, ein wenig auch sentimental. Die nüchterne Wirklichkeit stieß sie ab. Ihr praktischer Vater pflegte zu sagen: „Wenn ich einmal in die Lage komme, einen Schwiegersohn zu wählen, dann wird mir angst und bange, denn wenn ich der Geschmacksrichtung meines Mondscheinprinzchens gerecht werden will, dann muß es eine Idealgestalt von der Bühne sein! Eine Art Lohengrin oder Troubadour, oder ein Geiger mit langer Löweumähne, der seinem Instrumente schmelzende Melodien entlockt, oder gar eine Art Dichterling in Goldschnitt-Prachteinband und Miniaturausgaben.“ Imgrunde scherzte der würdige Herr mit solcher Rede, denn im Ernst hielt er doch auch sein elegisches

Töchterchen für zu vernünftig, als daß sie ihn je in die Lage bringen könne, einem solchen unerwünschten Schwiegersohne einen Korb flechten zu müssen. Trotzdem sah er, mit einiger Sorge für die Zukunft, der Kleinen nach, wenn sie unter den Fenstern seines Comptoirs auf ihrem milchweißen Pferdchen dahin sprengte . . . So praktisch und vernünftig, wie er, würde sie wohl kaum wählen, und er sah mit einigem Zagen den möglichen Differenzen entgegen. Er war ein sehr schwacher Vater, und jedes entschiedene Entgegentreten Blanche gegenüber war ihm in den Tod zuwider.

Mit ihrem zierlichen Pferdchen war Blanche wie zusammengewachsen, und wenn sie es in Galopp setzte, flatterte seine lange, weiße Mähne mit ihrem offenen, farblosen Haar um die Wette. Ging es aber im Schritt, dann nahm es etwas von einem Circuspferdchen an. Es hob die feinen Beine genau so kokett wie ein solches, den Kopf in den Nacken geworfen und doch gesenkt. Es schien auf dieses kleine, milchweiße Pferdchen etwas von der Grazie übergegangen zu sein, die in jedem einzelnen Gliede des zierlichen Körpers seiner Herrin steckte.

Was aber den Schwiegersohn anlangte, so hatte der noch sehr stattliche Herr Papa bereits einen solchen ausgesucht. Es war das der Sohn eines Geschäftsfreundes in Ofen in Ungarn. Der junge Mann hatte einen deutschen Vater und eine ungarische Mutter und trug, wohl infolge dieses Umstandes, einen ungarischen Vor- und einen deutschen Vatersnamen, er hieß: Csipkés Blesburg. Sein Vater, Blesburg der ältere, lieferte für das große Kolonialwaaren- und Weingeßchäft von Franz Wilhelm Dehlert & Comp. die ungarischen Feuerweine und pflegte gelegentlich von seinem Sohne zu schreiben, er sei ein gefühlvoller Deutscher und ein leidenschaftlicher Ungar zugleich, dazu ein etwas unpraktischer Geschäftsmann, weil immer mit zwei Tropfen Poesie und einem Tropfen Tinte in der Feder, was doch bei der kaufmännischen Buchführung nicht gut lohne. Ein Glück, daß er sonst fast nichts verbräuche, und er, der Alte, so viel vor sich gebracht habe, daß es der Junge schlechterdings, auch wenn er nichts dazu verdiene, nicht „alle“ machen könne. Mit dem Dazuverdienen werde es wohl gute Wege haben.

Als Blanche achtzehn Jahre alt war, kamen die beiden Väter überein, daß es doch wohl angezeigt sei, die beiden für einander bestimmten jungen Leute mit einander bekannt zu machen, damit ihre noch unberührten Herzen nicht andere Eindrücke empfangen und die Pläne dann scheiterten, die man seit Jahren gesponnen und gern gesponnen. Man kam zu dem Endresultat, daß zu der Zeit, in welcher im Norden Deutschlands die Veilchen blühen, der Sohn des Südens seine Brautfahrt antreten solle, und es war Herbst, als man dieses Programm aufstellte. Beide sonst so klugen und mit jeder Möglichkeit rechnenden Kaufleute zogen dabei die Thatsache nicht in Betracht, daß zwischen Herbst und Frühling der Winter liegt. —

Nachdem dann der Heiratsplan vollständig ausgearbeitet war,

wurde er der kleinen Blanche und dem jungen Csiplés vorgelegt. Blanche machte große Augen, zog die rothe Oberlippe ein wenig in die Höhe und erklärte sehr entschieden, so schnell gehe das nicht. Sie habe doch auch ein Wort mit drein zu reden und sei sozusagen die Hauptperson in der ganzen Geschichte. Jetzt entscheide sie sich nicht! Auf keinen Fall und unter keinerlei Umständen! Sie werde ja da verhandelt wie eine Waare! Das ganze Profaische, Nüchterne bei diesem Plane sei ihr ein Gräuel. Ohne Liebe thue sie es nun einmal nicht, wenn auch unsere profaische Zeit zu derlei idealen Ansichten die Achseln zucke. Sie sehe das Heil ihrer Zukunft im inneren Glücke des Herzens und nicht im äußeren Ueberflusse. Von dem letzteren besitze sie mehr als genug, habe nicht nöthig, noch mehr dazu zu heiraten, damit sie noch mehr „zu viel“ habe. Und als der bestürzte Handelsmann bei dieser entschiedenen Erklärung seines Lieblings die Brille hoch nach der Stirn hinaufschob und sein alterirtes Töchterlein verblüfft anschaute, wandte sie sich auf dem spitzen Abgange ihres winzigen Schuhes kurz ab und schloß achselzuckend: „Kommen kann er meinethwegen und ansehen will ich ihn mir auch aufs Heiraten, aber ich weiß schon im voraus, daß das ganze Projekt an meinen idealen Grundsätzen scheitert. Wären wir beide verwandte Seelen, dann würde er sich eben so sehr gegen Eure Pläne auflehnen, wie ich, und sich nicht wie eine Weintiste hierher verschicken lassen, um ein wildfremdes Mädel zu heiraten!“ Damit ging sie.

Von dieser Erklärung erfuhren natürlich weder Csiplés noch Wilhelm Bleesburg auch nur ein Sterbenswörtchen.

Dann kam der Winter mit seinen geistigen Genüssen, seinen Vergnügungen, Bällen und Konzerten, Opern- und Schauspiel-Novitäten, und er brachte außer dem bereits Bekannten etwas neues in die Residenz: eine ungarische Instrumentalkonzert-Kapelle, der ein ganz bedeutender Ruf vorausging. Diese Kapelle unternahm eine Konzert-Tournée durch ganz Deutschland. Nachdem sie ihr erstes Konzert gegeben hatte, waren kaum noch Billette zu bekommen. So oft sie aber konzertirten, mußte der Markthelfer der Firma Franz Wilhelm Dehler & Comp. drei Billette besorgen, mochten sie kosten, was sie wollten. Blanche befahl es so, und sie saß dann in Begleitung ihrer Eltern im Parkett des Konzerthauses, in unmittelbarer Nähe des Orchesters, und starrte mit ihren hellen Augen in ein interessantes, krankhaft-bleiches, durchgeittigtes Männergesicht, folgte jeder Bewegung einer wunderbar schönen, feinen, aristokratischen Männerhand, die den Bogen, der zu einer kleinen Geige gehörte, meisterhaft zu führen verstand. Dieser Mann, der mit seinem Violinspiel das kleine, warme Herzchen der reizenden Patrizierstochter stürmisch klopfen machte, war der Sologeiger jener ungarischen Kapelle, und er trat sehr häufig in die unmittelbare Nähe seines Dirigenten, um seine Czárdás und frohen oder melancholischen, ungarischen und polnischen Nationalmelodien, die bisweilen wie wilde Schmerzensschreie, dann wieder wie laut aufjauchzende Subelnrufe klangen, in dem todtenstillen Raume erklingen zu

lassen, in dem man eine Nadel fallen hören konnte, wenn Otrahotji Komaroni seine Geige spielte. Er war, wie alle seine bei der Kapelle mitwirkenden Landsleute, von schwächtiger Gestalt, nicht über Mittelgröße, das durchsichtig bleiche, von blauschwarzem, glänzendem, kurzgeschnittenem Haar umgebene Gesicht war mager, und um die Augen lagen tiefe Schatten, aber wenn auch seine Erscheinung keinen Anspruch auf Schönheit erheben konnte, sondern mehr interessant und eigenartig zu nennen war, seine Augen machten alles gut. Was hatte doch dieser Ungar für ein Paar Augen im Kopfe! Unnatürlich groß, von ganz ungewöhnlichem Glanze und dunkel wie die Nacht waren diese Augen, und während er den zitternden Bogen über die Geige gleiten ließ und dem kleinen Instrument süße, bestrickende Herzenstöne entlockte, hingen diese Augen unverwandt an dem blonden Kinde des Nordens. Sie hatten ja nicht nöthig, das Rotenblatt zu beachten; Otrahotji Komaroni spielte alle seine Melodien und Czardas aus dem Kopfe. Bald mit schwermüthigem, melancholischem Ausdruck ruhten diese unergründlichen Augen auf der lichten Gestalt Blanchés, bald hingen sie im wilden Feuer verzehrender Leidenschaft an ihrem zarten Blumengesichtchen. Es schien dann förmlich in der Tiefe, auf dem Grunde dieser Augen zu glühen, und der brennende Blick hatte geradezu etwas fascinirendes für das harmlose Kind, das mit seinen achtzehn Jahren einer so unverhohlen zur Schau getragenen Vergötterung noch nicht gegenüber gestanden hatte. Spielte der Magyare nicht mehr, dann stand er im Hintergrunde der Bühne, an eine Säule gelehnt, den dunklen Kopf an diese Säule zurückgebogen, und seine Blicke ruhten auch dann unverwandt auf der andächtigsten seiner Zuhörerinnen. Eine ganze Welt voller Melancholie lag dann in diesen wunderbaren Männeraugen. Und wenn sie dann auseinander gegangen waren, dann sann der Geiger auf neue Melodien und seine kleine Göttin auf eine neue, raffinirte Toilette, und während er sie dann beim nächsten Zusammentreffen mit dem Tönen und Klingen seines Instrumentes um Sinnen und Verstand brachte, versteckte sich das heißklopfende Herz des armen Teufels in der Schönheit der blonden Elfengestalt, die in ihren lichten, gleißenden, von matten Blumen durchrankten Gewändern wie ein deutsches Märchen vor ihm saß.

Ja, es war etwas eigenartiges um diese wilde, leidenschaftliche Musik und um die eigenartige Weise, in welcher sie vorgetragen wurde. Diese bleichen, schlanken Gestalten mit ihren brennenden, schwarzen Augen und dem fahlen, gelblichen Teint folgten mit ihren geschmeidigen Bewegungen jedem Tone ihrer Instrumente, beugten sich verzückt nach rückwärts, neigten sich lauschend zur Seite — tief zur Erde, und jede dieser geschmeidigen Bewegungen war von vollendeter Anmuth.

Ein der Familie Dehler bekannter Kapellmeister von der großen Oper brachte eines Abends, nach Schluß des Konzerts, den Dirigenten jener ungarischen Kapelle und seinen Konzertmeister mit an den Tisch,

an welchem Blanche mit ihren Eltern in Gesellschaft mehrerer junger Offiziere und einiger Herren in Civil saß, und er stellte die Künstler vor. Timon Gokonayo, der Dirigent, war dann auch bald im Gespräch mitten drinn. Seine schwarzen Augen blitzten mit feinen weißen Zähnen um die Wette, und die umstehenden Frauen hingen förmlich an seinem Munde. Man fragte ihn, wie es ihm im fremden Lande gefalle und wie ihm die Norddeutschen zusagten, und er meinte mit einigem Zögern: „Ah — sehr gut! Nur finde ich die norddeutschen Männer wohl etwas phlegmatisch, etwas kühl! Besonders im Punkte der Galanterie und Ritterlichkeit!“

Natürlich verwehrt sich gegen dieses Urtheil alle anwesenden Herren, und die Damen lachten. Aber der Ungar ließ sich nicht einschüchtern.

„Ah, bitte! bitte!“ wehrte er den Sturm der Entrüstung ab. „Ich kann mit Belegen aufwarten! So gehe ich zum Beispiel gestern durch die Margarethenstraße und begegne dabei einem Fuhrwerk, mit Hunden bespannt. Die Hunde ziehen keuchend dieses Fuhrwerk, und eine Frau schiebt hinten; drinnen aber im kleinen Fuhrwerk sitzt der Mann, ein großer, dicker Lump, gemächlich seine Pfeife passend, und läßt sich von Frau und Hunden ziehen! Ist das ritterlich? Rimmermehr! Und so der Sohn meiner Wirthin! Er war mit mir zugleich zu einem feinen Familienballe eingeladen. Dort sahen wir ein wunderschönes, blondes Weib. Ich zitterte schon beim bloßen Anblick vor Leidenschaft am ganzen Leibe, mein Herz stand in hellen Flammen. Der Sohn meiner Wirthin tanzte nicht! Und er war der Better des schönen Weibes, und sie kam und bat ihn um einen Tanz! Ah! Am andern Morgen fragte ihn sein Vater, wer auf jenem Balle die Schönste gewesen sei, und er entgegnete gähmend: ‚Ich weiß es nicht!‘ Und als dieser selbe Vater weiter fortfuhr: ‚Doch wohl Kamilla?‘ da entgegnete der Sohn: ‚Doch wohl!‘ — Ist das etwa nicht phlegmatisch?! Nein, das verstehe ich nicht! Ich bin imstande, mitten auf einer Konzert-Tournée, auf einer kleinen Station auszustiegen, wenn ich auf dem Perron ein schönes Weib erblicke, und die meisten meiner Leute und Landsleute empfinden wie ich. Wenn wir ein Bankett feiern, und schöne Frauen geben uns die Ehre, unser Fest durch ihre Gegenwart zu verherrlichen, dann tauchen wir die Rosen, die sie an ihrer Brust getragen haben, in den Sekt und schlürfen ihn aus den Kelchen dieser Blumen, oder wir trinken das Wohl der Dame unseres Herzens aus deren kleinem Tanzschuh! Und wenn ein großer, bedeutender Mann unter uns weist und uns in Begeisterung versetzt, dann heben wir ihn auf unsere Schultern und tragen ihn durch die Straßen der Stadt! Wir sind so feurig wie unser Wein! Hier bleiben die Menschen bei allem so kühl, so kühl! Das, was sie Begeisterung und Liebe nennen, hat kein Feuer und keine Leidenschaft! Man zeigt es nicht, weil man sich vorher vorsichtig fragt, ob sich's auch schickt! Die Frauen sind wenigstens einigermaßen noch zu erwärmen! Bisher — ich rede nicht von den hiesigen Frauen —“

schaltete er vorsichtig mit einem listigen Augenzwinkern ein, „bisher wenigstens hatte unser Otrahotfi Komaroni viel Glück bei den sittigen deutschen Frauen! Er spielt seine Czárdás und die feurigen Melodien seiner sonnigen Heimat und sieht die Damen dabei an — nix sonst! Weg sind sie! — hin! — verloren! Ach!“ Und der Ungar lachte wieder und seine Zähne und Augen machten einander abermals Konkurrenz. Otrahotfi Komaroni aber erhob, unangenehm berührt von diesem Bericht über seine Gefährlichkeit, abwehrend seine wunder schöne Hand, und in sein bleiches Gesicht stieg langsam eine feine Röthe. „Kérek!“ (ich bitte!) sagte er in seiner Muttersprache mit seiner tiefen, glockenartigen Stimme und fügte dann schnell in deutscher Sprache hinzu: „Er erzählt Märchen!“

Er war überhaupt sehr schweigsam und sprach in seinem gebrochenen, mit ungarischen Wörtern fortwährend untermischten Deutsch nur dann und wann mit seiner nächsten Nachbarin, der kleinen Blanche. Er empfand sicher mehr, als er in seiner Unterhaltung aussprach, aber was nicht in seinen Worten lag, das konnte man von seinen Augen ablesen. Und Blanche verstand die Sprache dieser Augen, die so sehnsüchtig und mit melancholischem Ausdruck auf ihr ruhten, nur zu gut.

Er wohnte ihr gerade gegenüber, in dem vornehmsten Hôtel der Residenz; jeden Morgen trat er ans Fenster, und sein brennender Blick suchte mit dem Ausdruck sehnen den Verlangens die kleine, zarte Mädchenblume da drüben, die ihm das Herz aus der Brust genommen hatte, und seiner wartend, stand sie dann schon lange hinter der Gardine, ließ ihn erst eine kleine Weile schwachen und nahm dann unter sittigem Erröthen seinen Morgengruß entgegen. Welche Fülle von Seligkeit doch in der nüchternen und einfachen Thatsache lag, daß sie beide zu einer bestimmten Zeit des Morgens ans Fenster traten und einander begrüßten! — Blanche fand, daß das Leben doch recht schön sei, und der blasse, ungarische Musikant war überzeugt, daß es schon hier auf Erden eine Seligkeit gebe . . . blieb er einmal etwas länger aus, als gewöhnlich, dann wurde das reizende Kind unruhig und war übellaunig beim Frisiren und Ankleiden. Das hübsche, schlaue Böschen konnte dann nichts recht machen; es sah dann bei seinem Geschäft ebenso ungeduldig nach den hohen Fenstern des Hôtels, wie seine Herrin, und wünschte mit aller Inbrunst des Herzens, daß der Ungar dort erscheinen möge. Wußte sie doch, daß sich dann mit einem Schlage der Horizont entwölkte. Und sah sie dann den dunklen Männerkopf im Rahmen der Spitzgardinen auftauchen, dann legte sie voll Verständniß für die Situation den Rammbesitzer und bat auf einen Augenblick um Entschuldigung, vorher natürlich das entseesselte Haar so ordnend, daß die Besitzerin darin präsentabel war. „Gott sei Dank!“ murmelte sie dann nach einem prüfenden Blicke auf ihr Werk. „Otrahotfi Komaroni! die Sonne geht auf!“

Der stattliche Papa Oehlert aber kaufte mit ganz besonderer Befriedigung die Billette zu den Konzerten der Ungarn. Er meinte,

dieses sichtliche Interesse an der wilden, leidenschaftlichen Musik und dem ganzen Habitus der — „Musikanten“, wie er im tiefsten Herzen die Künstler respektwidrig nannte, hänge bei Blanche mit dem Bewußtsein zusammen, daß jene Fremdlinge aus dem Lande stammten, in dem der ihr bestimmte Mann weile. Der gute, harmlose Handlungsherr nahm an, sein Töchterlein studire die Welt und Menschen und suche sich von dem unbekanntem Zukünftigen ein Bild zurecht zu machen, wenn es so beharrlich den seufzenden Flöten und Geigen lausche und die Landsleute Csépkés Bleesburgs dabei kritisch einer Musterung unterziehe. Daß sich ein persönliches Interesse an einem dieser armen Teufel damit verbinden könne, lag dem klugen Herrn weitentfern. Auch wenn die Kleine schwärmte und phantasirte von der wild-leidenschaftlichen Musik und der Fremdartigkeit des ganzen Gebahrens der ausübenden Künstler, wenn sie ehrlich bekannte, daß ihr das alles unendlich sympathisch und anziehend sei, freute sich der liebe Mann.

„Nun, siehst Du!“ pflegte er zu sagen, „das ist ja sehr erfreulich zu hören, daß Deine zukünftigen Landsleute einen so guten Eindruck auf Dich machen! Der Ungar ist ja überhaupt ein edler Charakter. Ein rascher, feuriger Sinn, hoher Nationalstolz, Geradheit, Großmuth, Wiederkeit, Festhalten an dem, was er als das Rechte erkannt hat, Muth und Freiheitsliebe sind seine Vorzüge.“

Dann lächelte Blanche befriedigt und dachte an einen dunkeln Männerkopf und an zwei brennende, leidenschaftliche Augen, die so beharrlich die ihren suchten.

Eines Tages fuhr sie unten im Garten auf dem kleinen Schwanenteiche Schlittschuh. Friedliche Stille herrschte rings um sie herum. Nur gedämpft drang das Geräusch der Straße an ihr Ohr. Die beschneiten Aeste der rings um das Wasser stehenden Erlen und Birken glitzerten im Sonnenlichte des prächtigen Wintertages, und die Bahn auf dem kleinen Teiche war spiegelglatt. Das Haus, welches Blanche mit ihren Eltern bewohnte, lag zwar an einer der Hauptstraßen, aber tief im Hintergrunde des großen, gleichfalls nach der Straße liegenden Gartens, der jetzt verschneit und verweht war, und der kleine Teich zwischen Haus und Gartengitter war sogar zur Winterszeit durch dichtes Gestrüpp geschützt und verborgen.

Blanche war eben damit beschäftigt, eine etwas schwierige Figur auf dem Eise zu laufen, als ihr scharfes Ohr plötzlich einen schnellen, knirschenden Schritt im Schnee vernahm. Gleich mit den Schlittschuhen an den Füßen lief sie ans Ufer und bog das Gestrüpp auseinander, wähnend, daß einer der Diener ihr Besuch anmelde und gekommen sei, sie abzurufen. Aber da stand der blasse Ungar am Ufer und streckte ihr beide Hände entgegen, in die sie die ihren ohne Besinnen hinein legte.

„Kérek!“ sagte er leise, und, sich besinnend, setzte er in deutscher Sprache hinzu: „Ich komme, um zu scheiden!“

Wie das so traurig klang aus seinem Munde, und wie es dabei

suchte in dem bleichen Gesicht! Sie wurde todtenblaß und sah ihn geängstigt an; da brach ein Strahl namenlosen Glückes aus seinen Augen.

„Virag!“ (meine Blume!) rief er in leidenschaftlichem Jubel mit seiner Glockenstimme und zog das zitternde Kind an seine stürmisch-klopfende Brust.

Was er sonst noch gesprochen — was sie bisweilen errathen mußte, wenn seine Kenntniß der deutschen Sprache nicht ausreichte, und in Worte zu kleiden, was er empfand — was sie dann geantwortet — Blanche wußte es nicht genau anzugeben. Nur das Eine war ihr klar, daß er sie gefragt hatte, ob sie ihm folgen wolle in seine schöne, sonnige Heimat und dann wieder hinaus in die Welt, als seine Muse, sein Ideal, der Schutzengel seines Lebens. Und keinen Moment hatte sie sich besonnen. Ein lautes, freudiges „Ja“ war die Antwort gewesen.

„Aber ich bin ein armer, unstätter Wanderer, ein Zugvogel, und im Grunde habe ich keine Heimat — nicht einmal in meinem Vaterlande! Wirßt Du auch nie bereuen, Dich mir zu eigen gegeben zu haben, mein kleines, süßes Vögelchen?“ fragte er augstvoll. „Wirßt Du nie traurig sein, und werde ich von Deinen lieben, hellen Augen nie mit unsäglichem Schmerz ablesen, was mir vielleicht Dein Mund schonend verschweigt, daß Du Dich hinwegsehnst von mir, zurück in das sonnige Glück Deines reichen Vaterhauses?“

Aber mit dem Vertrauen der Liebe und Jugend schüttelte sie zuversichtlich das Köpfchen, und er küßte ihr die Antwort von dem rothen Munde: „Lieber unglücklich mit Dir, als glücklich ohne Dich!“

Wie dieser Kuß auf ihren Lippen brannte!

Am andern Morgen kam er dann, um den kleinen Goldfisch anzuhalten. Ein armer Musikant um die reiche Tochter des alten Patriziergeschlechts — ja, das war denn doch eine heillose Ueberraschung für den verblüfften Vater! Immer größer wurden seine Augen während der Auseinandersetzung des Ungarn, den er anfangs sehr freundlich empfangen hatte. Endlich drückte er die Hände gegen die Ohren und lief im Zimmer auf und ab, fast komisch in seiner Hilflosigkeit und Verlegenheit.

„Himmel!“ rief er entsetzt, „das geht über mein Begriffsvermögen. Diese tolle, wilde Musik, die Sie uns brachten, habe ich wochenlang mit Ergebung angehört, ebenso die Begeisterung geduldig ertragen, die sie in meiner unmittelbaren Nähe zeitigte; ich habe mir redlich Mühe gegeben, mich in die gleiche Stimmung hineinzuarbeiten, und mir zuletzt allen Ernstes eingeredet, auch ich schwärme für die leidenschaftlichen Genüsse — ich war fast so weit, es beinahe zu glauben! Aber mehr kann bei Gott kein billig denkender Mensch von einem gänzlich unmusikalischen Vertreter des ehrsamten Handelsstandes erwarten! Den Musiker habe ich nicht mit auf meine Begeisterungsliste gesetzt, junger Mann! Wie können Sie einen vernünftigen Vater so unverantwortlich alteriren, und — was machen Sie sich wohl für

eine Vorstellung von meiner Tochter!? Sie würde einfach zugrunde gehen, wenn man sie herausreißen wollte aus unseren geordneten, bürgerlichen Verhältnissen. Blanche ist nicht geboren für ein unstätes Nomadenleben, wie Sie es führen! Wenn ich in thörichter Verblendung zugeben wollte, daß sie Ihnen in eine ungewisse Zukunft folgt, sie, das verwöhnte und verweichlichte Kind des Reichthums und Ueberflusses, dann unterschreibe ich ihr Todesurtheil."

"Aber ich spreche im Namen und Einverständnis mit Ihrem Fräulein Tochter!" sagte der Ungar, und ein eigenthümlicher Blick seiner brennenden Augen traf den praktischen Handelsherrn.

Da wurde Blanche gerufen, aber sie bestätigte nur, was der — Zigeuner (so nannte der erregte Vater im tiefsten Grunde seines Herzens den ungestümen Bewerber) bereits berichtet hatte.

"Ja!" erklärte sie sehr entschieden und ergriff die Hand des Magyaren, die sich mit herzlichem Drucke um ihre kleinen, rosigen Finger schloß. „Ich gehe mit ihm, wohin er mich führt — bis ans Ende der Welt, wenn es sein muß! Und wenn ich dadurch zugrunde gehe, wie Du sagst, Papa — nun gut — besser, ein kurzes, seliges Glück und dann sterben, als ein langes, freudloses Leben ohne das Glück der Liebe: bin ich doch dann eine Weile glücklich gewesen!"

„Ein Augenblick, gelebt im Paradiese, wird nicht zu theuer mit dem Tode gebüßt!" rezitirte mit offenbarem Hohne der nüchterne Vater einer schwärmerischen Tochter; als er dann aber weiter fortfahren wollte und spöttisch begann: „Es giebt nun leider —", da wurde er von dem Ungarn mitten in seiner überzeugungstreuen Rede unterbrochen. Der junge Mann erhob abwehrend seine Hand — „Kérek!" sagte er weich, während ein sonniges Lächeln um seinen Mund erschien, das seinen ernstern, melancholischen Gesichtszügen einen unaussprechlichen Reiz verlieh: „Ich bin Csepkes Bleszburg!"

Der Chef der Firma Franz Wilhelm Dehler griff sich mit den Spitzen seiner Finger an die Schläfen, um sich zu überzeugen, daß er noch bei vollem Verstande sei, und der — Zigeuner fuhr fort: „Sie werden in diesem Augenblick der unerschütterlichen Ueberzeugung sein, daß Sie einen überspannten Narren zum Schwiegersohne bekommen, aber der Junge ist nicht so schlimm, wie er aussieht! Er ist eben der Sohn zweier Nationalitäten. Der feurige Magyar hat den gefühlseigen Deutschen in ihm nicht umbringen können! Er wollte nicht um sein Geld geheiratet sein und warb deshalb inkognito um seine Braut. Er wünschte sich viel Glück zur — Enttäuschung! Er meinte, es sei doch gar zu sehr gegen die Richtung unserer praktischen Zeit, daß eine reiche Patrizierstochter einem fahrenden Musikanten in eine ungewisse Zukunft folge! Er traute sich die Bravour nicht zu, ein solches Kunststück fertig zu bringen. Aber versuchen wollte er's. Er spielte die Violine meisterhaft — war er doch vier Jahre lang Schüler des Konservatoriums zu Budapest gewesen. Seine Freundschaft mit einem andern Schüler des Konservatoriums, der die Musik zum Lebensberuf erwählt hatte und zur Zeit Dirigent einer

Instrumental-Kapelle von Ruf war, verhalf ihm zur Durchführung seines Planes, und — er sah mit namenlosem Entzücken, daß er und die ihm bestimmte Braut verwandte Seelen waren!"

"Unter solchen Umständen — hm — mein lieber Herr Bleeßburg — ja, wie konnte ich aber auch ahnen —", entgegnete der fassungslose Dehlert in tödtlichster Verlegenheit und setzte endlich energisch hinzu: "Mich soll der Teufel stückweise holen, wenn ich noch einen Augenblick an Gespenstern zweifle! Sie gestatten wohl, daß ich die mir gütigst oktroyirte Rolle des betrogenen Komödiantenvaters würdig zu Ende spiele und Ihnen meinen Segen gebe!"

In Trauer.

Wenn Trauer Deine edlen Glieder
Und Trauer Deine Seele hüllt,
So halt es mir im Innern wieder,
Wie hoheitvolle Trauerlieder,
Von schaurig-süßem Reiz erfüllt.

Es schweben meinem Geist der Alten
Verlass'ne Marmorgötter vor;
Es ziehn Lord Byronsche Gestalten
Mit ihres Wesens düst'ren Falten
An mir vorbei im Trauerflor.

Mir ist's, als säuf' mit finst'ren Flügeln
Ein Schatten auf beglänzte Au',
Als stünd' ich nachts an Grabeshügeln
Und säh' die Sterne sich bespiegeln
In Thränenglanz und Blumenthau.

Ein Wesen aus dem schönen Lande
Jenseits der Kreuze stillem Wald,
Mit großer Augen dunklem Brande,
So seh' ich Dich — im Florgewande,
Und doch wie eine Lichtgestalt.

Rudolf Knusfert.





Der Staat und die Kunst.*)

Von Adolf Fleischmann.

Wenn man in der Zeit, wo diese Zeilen niedergeschrieben sind, von Staat und Kunst spricht, so liegt für den Leser nichts näher, als der Gedanke an das bayerische Abgeordnetenhaus und seine drei Mann Majorität, welches eingeständenermaßen aus „politischen“ Gründen dem Staat die Mittel verweigert, um ausgiebiger wie bisher für Kunstbedürfnisse und für die Wissenschaft zu sorgen. Was letztere betrifft, so fällt sie ohnehin nicht in den Rahmen dieses Aufsatzes, und was die ersteren betrifft, so sind wir weit entfernt, uns hier mit jener Ungelegenheit des Abgeordnetenhauses und der ungeheuerlichen Abnormität seiner Auffassung parlamentarischer Pflichten zu befassen. Man hat ja schon öffentlich ausgesprochen, daß ein solches Behandeln der Kunst einzig in der ganzen Geschichte des Parlaments dastehe, also endlich einmal etwas neues unter der Sonne sei. Wie aber das Verhältniß des Staates zur Kunst von jenen Herren der Majorität aufgefaßt wird, ist doch so bezeichnend, daß wir sie zum Ausgangspunkt unserer diesmaligen Unterhaltung im Salon machen zu dürfen glauben. Denn neben den „politischen“ Gründen, die sie ins Treffen geführt haben und die uns natürlich hier nichts angehen, hat eben jene Auffassung klar durchgeschienen, und ihre Ungeheuerlichkeit gipfelt darin, daß Leute sich ein Urtheil über die dem Staat, selbst nach ihrer eigenen Ueberzeugung (worüber man sich noch wundern muß), obliegende Pflege der Kunst anmaßen, die ihr ganzes Leben lang außer ihrer geistlichen Schulthätigkeit höchstens noch mit der Askese vermoderter Kirchenväter sich beschäftigt haben, ein Urtheil, welches sogar die staatlichen Kunstschulen nicht verschonte. Wenn es auch der Tendenz dieses Aufsatzes und unserer Zeitschrift fern liegt,

*) cf. Holtendorff und Brentano, „Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung u. im Deutschen Reich.“ Jahrgang 3 der neuen Folge. 1873. S. 297 ff.

sich mit Dingen der Kirche und der Religion ebenso wenig zu beschäftigen, als mit Fragen der Politik, so ist es doch einer amüsanten Unterhaltung recht dienlich, zu erwähnen, daß man seinem Zorn gegen das „Modellwesen“ beim Kunstunterricht in den Akademien Worte verlieh, daß man verlangte, es solle mehr „nach der Natur“ gezeichnet werden, und deshalb stumm vor der Frage der Minorität bleiben mußte, ob man denn vielleicht glaube, der angehende Künstler könne den menschlichen Körper an Kastanienbäumen studiren. Wenn man nun erwägt, daß die bisherige Pflege der Kunst in Bayern und namentlich in München, einmal abgesehen von ihrem inneren Werth, dazu geführt hat, daß daselbst Jahresausstellungen für Kunstwerke aller Nationen geschaffen worden sind, und daß schon die erste derselben vom vorigen Sommer einen baaren Ueberschuß von 23,000 Mark eingebracht hat, daß aber solche Erfolge doch wohl auch den staatlichen Kunstschulen mit zu verdanken sind, so können sich die letzteren unmöglich auf Irrwegen befinden, die einer Korrektur seitens der Kammermajorität bedürften.

Wir haben diese Bemerkungen vorausgeschickt, um daraus zu zeigen, daß es für den Staat in Sachen der Kunstpflege nichts schlimmeres geben kann, als sich dem Einfluß von Stimmen preisgegeben zu sehen, die den Unterschied von wissenschaftlichen und Kunstschulen nicht begreifen und ebenso wenig einsehen, daß in allen Fragen der Kunstpflege seitens des Staates ein Unterschied zu machen ist zwischen so genannter und zwischen wahrer Kunst, zwischen geschickten Machern, die vielleicht sogar Sachverständige sein können, und wirklichen Künstlern, denn beide sind himmelweit von einander in ihrem Denken und in ihren Zielen getrennt. Vor der ersteren Gefahr sich zu schützen, ist, wie das Beispiel der bayerischen Abgeordnetenkammer lehrt, leider recht schwer, denn man kann keine besonderen Abgeordneten für Kunstfragen wählen lassen; was aber die zweite betrifft, so nehmen wir hiermit Veranlassung, die Gesetze einiger deutschen Kunstschulen, Akademien, einer Musterung zu unterwerfen, denn dieser zweiten Gefahr, die Macher mit den Künstlern zu verwechseln, kann nur durch diese Gesetze vorgebeugt werden. Um hier nicht mißverstanden zu werden, seien einige Worte über Kunstmißstände erlaubt, die man allgemein empfindet und denen auch in der bayerischen Abgeordnetenkammer, so wenig wir auch sonst mit ihr sympathisiren, ein Ausdruck gegeben worden ist, den wir nicht gerade ganz falsch nennen wollen.

So viele junge Männer und Frauen wollen Künstler und Künstlerinnen werden und suchen auf den Kunstschulen des Staates ihre Ausbildung. Die Werke sehr vieler solcher Leute, die man in den Ausstellungen zu sehen bekommt, lassen uns kalt, ja, oft stoßen sie uns ab. Dabei kann einem nicht entgehen, daß diese sogenannten Künstler sich in ihren Arbeiten mehr oder weniger gleich bleiben, und wenn sie noch so alt werden. Sie mißfallen uns ebenso gleichmäßig, wie uns andere gleichmäßig anziehen, die ihre Entstehung

nicht dem sogenannten, sondern dem wahren Künstler verdanken, wenn er auch noch so jung und in seinem Denken und Können noch wenig ausgebildet ist. Der Funke leuchtet eben doch durch. Und woran leiden jene ersteren? Es ist von hohem Interesse, zu hören, wie sich Laien darüber aussprechen, denn die Kunst arbeitet für das Publikum, dieses richtet den Künstler und sein Werk, und das Publikum besteht doch zum allergrößten Theil aus Laien. Deshalb hat schon mancher große Künstler am liebsten auf die Stimme der Laien gehört, wenn er sich darüber klar werden wollte, nicht, ob sein Werk gut gemalt oder gemischt, gedichtet oder komponirt, sondern ob es dem Laien eine wohlthunende Empfindung, ja, ein Genuß sei, es anzusehen und anzuhören, ein Genuß, der im Innersten der Seele einen Anklang und Wiederhall fände. Diese Laien urtheilen nun öffentlich, sehr ernsthaft und wohlüberlegt, wie folgt: Ein Theil der neueren Kunststrichtung sucht mit allen Mitteln raffinirtester Art die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu richten in einer oft grausigen, oft capriciös überhasteten Weise bald das Komische, bald das Bizarre, heute das Schauerliche, morgen das Groteske hervorhebend, alles nur, um etwas Eigenartiges hervorzubringen. Hier ist ein Bild: „Der Esel vor dem Krautfeld.“ Der Esel steht da und frisst nicht einmal! Dort liegt ein ganz nacktes, schönes, junges Weib im Grase. Was thut sie denn? Gar nichts, sie läßt die Sonne auf ihren üppigen Leib scheinen. Auf einem anderen Bilde ist Christus in der „Bergpredigt“ als ein „ganz gewöhnlicher Mensch“ hingestellt, seine Mutter wie eine „alte Frau“ behandelt, seine Apostel aber so, daß man glauben sollte, „die Leute seien aus höchst zweifelhaften Lokalen“ geholt. Wir billigen solche Ausdrücke nicht, aber „etwas wahres liegt in ihren Worten“, und bezeichnend ist, daß man sie überhaupt öffentlich gebraucht. Diese Kunststrichtung, so jagt man weiter, sieht ihre Genialität darin, daß sie die Natur genau so darstellt, wie sie hier und da erscheint, und man bildet sich ein, hierin bestehe die Nachahmung der Natur, das ist: die Aufgabe der wahren Kunst. Sie bedenkt aber, eben weil es ihr an Geist fehlt, nicht, daß, wenn man von dieser Aufgabe der Kunst spricht, nicht die Natur in ihrer einzelnen thatsächlichen Erscheinung, sondern in ihrer großen, erhabenen Ganzheit zu verstehen ist, die der wahre Künstler, in der Einzelheit sich abspiegelnd, vor allem muß sehen und erkennen und dann erst auch muß darstellen können. Statt dessen wird der Naturalismus Zolas auf Leinwand und Marmor übertragen. Ja, solche Laienstimmen rufen entrüstet aus: „Den Dreck suchen sie als Dreck zu malen, und in mancher Ausstellung muß man bei solchen Bildern nicht nur die Augen, sondern auch die Nase zuhalten. Die Meister des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts schlugen — so klagen die Laien weiter — ebenfalls eine Richtung ein, welche die ältere, erstarrte Kunst neu beleben und erfrischen sollte, was unsere soeben geschilderte Kunststrichtung auch will. Aber niemals ließen sich jene Männer auch nur vorübergehend hinreißen, den Naturalismus zu der heute beliebten Ausgestaltung zu bringen. Sie

hielten trotz aller Betonung der richtigen, d. i. naturwahren Zeichnung und der korrekten Formgebung fest an dem, was die Kunst zur Kunst macht, an dem Idealen, dem Schönen, an dem Geistigen, Edlen, Ewigen, das sich auch im Genrebild, im Seestück, in der Landschaft immer wieder finden muß. Wollen sie nur die thatsächliche Einzelheit in der Natur, so sollen sie dies den Photographen überlassen, die es vielleicht noch besser können. — Weiter wird über den von jener Kunstrichtung gepflegten Materialismus und über die schamlose Art der Darstellung nackter Frauen geklagt, und wohlverstanden nicht darüber, daß, sondern darüber, wie man sie oft dargestellt sieht. Man wundert sich, daß nicht aus den führenden Klassen der Gesellschaft bei den Frauen eine Reaktion dagegen sich geltend macht und daß noch nicht das sittliche Gefühl des Weibes sich dagegen erhebt, daß man in Ausstellungen und Schaufenstern die Betonung des Nackten mit der Prostitutionsmalerei Hand in Hand gehen sieht.

Man kann diese Klagen, wie gesagt, durchaus nicht als ganz unbegründet überhören. Sie sind in der bayerischen Abgeordneten-kammer theils wörtlich so, wie wir sie hier mitgetheilt haben, erhoben; es ist ihnen zwar, aber nur ziemlich matt, widersprochen worden, und der Fehler, der von den Abgeordneten gemacht wurde, liegt viel weniger in der Erhebung jener Klagen, als in dem Schluß, den sie daraus gezogen haben, nämlich darin, daß sie wegen dieser von ihnen selbst als einer „theilweisen“, anerkannten Kunstrichtung sich das Recht zuschrieben, der Regierung die Mittel zu verweigern, die sie nicht für diese Richtung, sondern für die Pflege der Kunst überhaupt und für manche künstlerischen Zwecke anderer Art von ihnen verlangt hatte. Der Fehler war um so größer und gröber, als man mit dem Mittel, welches man ergriff, die angefochtene Kunstrichtung doch unmöglich corrigiren und von ihrer falschen Bahn ablenken kann. Erst muß der Grund bloßgelegt werden, der diese Bahn verursacht, und dieser Grund liegt darin, daß viel zu viel Leute Künstler werden wollen, denen hierzu die nöthigsten Voraussetzungen fehlen und die dennoch in den Kunstschulen des Staates Aufnahme finden. Sie werden vielleicht Sachverständige, aber keine Künstler.

Die erste jener Voraussetzungen ist: künstlerisches Talent. Es wäre Thorheit, glauben zu wollen, daß das Talent nicht irren, z. B. allzuhäufigen oder verkehrten Gebrauch von der Darstellung weiblicher Nacktheiten machen könne. Aber geistlos wird es nie dabei verfahren. Die Dichter und die bildenden Künstler ersten Ranges haben zu allen Zeiten und unter allen Völkern Unsitliches dargestellt, aber sie haben es mit Geist und Wiß gethan. Und hierin liegt die Verhöhnung. Man sagt höchstens: „Ei, der Schlingel!“ Ein geistvoller Maler wird nie jenen Esel am Krautfeld oder jenes im Gras liegende, nackte Weib malen, um bei den schon gebrauchten Beispielen zu verweilen. Aber auch vor Verirrungen, wenn sie noch so geistreich, fesselnd und nervenerregend sind, wird er durch die beiden anderen Voraussetzungen bewahrt bleiben, welche beim wahren Künstler

vorhanden sein müssen, nämlich allgemeine Bildung und fleißiges Studium. Durch dieses, während seines ganzen Lebens fortgesetzte Studium hatte z. B. der geniale Voltaire seine künstlerischen Verirrungen eingesehen. Als er im Alter seine Schriften überjah, jagte er: „Mit diesem Ballast werde ich nicht über den Acheron kommen.“ „Don Carlos“ und „Göz von Berlichingen“ wurden bekanntlich dreimal umgearbeitet, bis sie in ihrer heutigen Gestalt auf der Bühne erschienen.

Die Wahrung dieser drei Voraussetzungen ist Sache des Staates bei der Gesetzgebung bezüglich seiner Kunstschulen. Freilich, Dichterschulen giebt es nicht, und wenn wir bisher auch die Dichtkunst in den Kreis unserer Unterhaltung ziehen mußten, jetzt, wo wir vom Verhältniß des Staates zur Kunst bezüglich der Kunstschulen sprechen wollen, scheidet sie aus diesem Kreise aus.

Der Staat darf sich nie dazu hergeben, das Virtuositenthum zu unterstützen und ein Künstlerproletariat groß zu ziehen. Er thut es aber, wenn er seine Kunstschulen, seine Kunstakademien, Musik- und Theater-Konservatorien so leicht zugänglich macht, daß auch Leute, denen die künstlerische Begabung, ein gewisser Grad allgemeiner Bildung und eine Garantie für fleißiges Studium fehlen, in diese Anstalten als Zöglinge eintreten dürfen.

Das viel bewunderte und viel gescholtene Paradoxon Lessings: „Oder glauben Sie, daß Raphael nicht auch dann der größte Maler gewesen wäre, wenn er zufällig ohne Hände geboren worden?“ will ja weiter nichts sagen, als daß der Künstler — nicht bloß der Maler — geboren wird, d. h., daß er die Veranlagung zum Künstler mit auf die Welt bringt, und daß es ihm nur gelingt, durch die beiden anderen Requirite sich zum Künstler zu bilden. Erworben werden kann das Talent nicht, wohl aber ist die allgemeine Bildung und fleißiges Studium Sache des menschlichen Willens. Darum kann man getrost jene Frage verneinen, und ihr richtiger Sinn bleibt doch stehen. Wenn es sich aber bei der Frage, ob einem Jüngling der Eintritt in eine Kunstschule gestattet werden soll, darum handelt, zu untersuchen, ob er Talent hat, so entsteht die Schwierigkeit, daß hierüber nicht jeder beliebige, wenn auch noch so „sachverständige“ Professor, sondern nur der Künstler entscheiden kann. Nur das Talent vermag in einem anderen Menschen mit Sicherheit das Talent zu erkennen.

Allgemeine Bildung und fleißiges Studium fallen nicht so ganz, wie es auf den ersten Anblick scheinen möchte, in Eins zusammen, wenn sie auch beide unter den Begriff der Arbeit fallen. Die allgemeine Bildung umfaßt ein viel weiteres Feld, als die künstlerische Thätigkeit, für welche das fleißige Studium erforderlich ist. Wir können das Erforderniß der allgemeinen Bildung nicht definiren und betonen nur, daß sie sich nicht nur auf den Verstand und das Wissen, sondern auf die ganze seelische Seite des Menschen, ja, sogar in gewisser Beziehung auf seine leibliche Seite bezieht. Schon in der

äußeren Erscheinung giebt sich oft ihr Dasein und ihr Fehlen zu erkennen. Unter dem fleißigen Studium verstehen wir das fortwährende Arbeiten an der Vervollkommnung des künstlerischen Könnens, das Studium der großen Meister der Gegenwart und der früheren Zeiten und vor allem das Studium der Natur im weitesten und speziell im künstlerischen Sinne.

Prüft man einige Gesetze der Akademien und sonstigen Kunstschulen, um wahrzunehmen, ob und wie der Staat durch sie diese drei Erfordernisse wahr, so ergibt sich ein ziemlich buntes Bild, weil besonders, was das Talent betrifft, sich große Schwierigkeiten zeigen, wie man es als ein Erforderniß der Aufnahme in eine staatliche Kunstschule aufstellen soll, ohne Mißgriffe zu veranlassen. Thatsache ist, daß die letzteren in eklatantester Weise vorkommen können, da wir wissen, daß Künstler ersten Ranges, wie Adolf Menzel, Wilhelm von Kaulbach, Andreas Achenbach und andere, in ihrer Jugend wegen Talentlosigkeit exkludirt worden sind. In jenen Gesetzen findet sich keine einzige Bestimmung darüber, wie und von wem das Talent ermittelt und geprüft werden soll. Die Forderung des Vorhandenseins des Talentcs findet sich zwar hier und da gestellt, ist aber nirgends bestimmt, und am allerwenigsten mit der nöthigen Energie, die der außerordentlichen Wichtigkeit des Gegenstandes nur irgendwie entspräche, ausgedrückt. Diejenigen Bestimmungen, die noch zu den besten zählen, sind folgende:

Die Statuten der Kunstschule zu Weimar sagen:

„Aufgenommen kann werden, wer sowohl durch vorzulegende Zeichnungen, wie durch unter Aufsicht vorgenommene Probearbeiten nachweist, daß er im Zeichnen nach dem Kunden genügende Fertigkeit erlangt habe. — Die Aufnahme erfolgt vorläufig auf ein halbes Jahr und wird erst dann definitiv, wenn sich während dieses Zeitraumes die Befähigung des Schülers für den künstlerischen Unterricht herausgestellt hat.“

An der Dehnbarkeit dieser Worte wollen wir nicht Anstoß nehmen. Statuten einer Kunstschule können nicht redigirt werden wie ein Gesetz über Strafrecht oder bürgerliches Recht. Die Handhabung des Statuts muß dem individuellen Anschauungsmodus des oder der Prüfenden eine gewisse Freiheit lassen. Aber das Statut muß die Idee ausdrücken — die Idee, daß nur eine natürliche und zwar eine schöpferische, künstlerische Begabung vorhanden sein muß, um Aufnahme in einer staatlichen Kunstschule beanspruchen zu können. Hiermit wird die Freiheit des Urtheils der Prüfenden einerseits gewahrt, während andererseits ihr durch den Ausdruck: „Begabung für den künstlerischen Unterricht“ ein an Willkür streifendes Maß eingeräumt wird. — Die Betonung dieses Erfordernisses findet sich fast nirgends. Nur die Gesetze der Wiener und Berliner „Hochschule für bildende Kunst“ enthalten je eine ihm einigermaßen Rechnung tragende Vorschrift. Das Wiener Statut sagt: „Zum Eintritt . . . ist erforderlich . . . der Nachweis einer über die Elemente der bildenden

Kunst hinausgehende Ausbildung durch Vorlage von Proben und Ablegung einer Aufnahmeprüfung, aus welcher die Ueberzeugung gewonnen wird, daß der Kandidat einen entschiedenen Beruf zum Studium eines der Hauptfächer der Kunst hat." Daß dieser Beruf in einem schöpferischen Talent liegen müsse, wird aber nicht gesagt. In Berlin wird eine für erfolgreiche Ausübung der Kunst genügende Begabung und eine über die Elemente hinausgehende Fertigkeit im freien Handzeichnen verlangt; in dem Worte „erfolgreich“ liegt vielleicht eine Andeutung für die Prüfungskommissionen, daß die Begabung eine schöpferische und nicht bloß eine reproduktive sein müsse. — Nach dem Karlsruher Statut soll das Lehrerkollegium berechtigt sein, einem Schüler wegen Mangel an genügenden Fortschritten den Austritt anzurathen bezw. dessen Entlassung anzusprechen, eine Bestimmung, die die willkürlichsten Maßregeln legalisirt. In Stuttgart wird eine provisorische Aufnahme gleichsam zur Probe zugelassen, wenn die vorgelegten Probearbeiten über die Befähigung des Aufzunehmenden keinen Zweifel lassen. Nach Ablauf der Probezeit kann aber und muß sogar „bei dann noch mangelnden Fortschritten die definitive Entlassung des Schülers, als für den Kunstberuf nicht befähigt“, ausgesprochen werden. Und doch ist er aufgenommen worden, weil „kein Zweifel über die Befähigung“ vorlag.

Unser Bericht ließe sich, wenn wir nicht mit dem Raume sparsam sein müßten, noch weiter ausdehnen, und es ließen sich gegen die Bestimmungen, die wir jetzt angeführt haben, auch noch andere Einwendungen und Bedenken außer den in dem Mangel der scharfen Betonung des schöpferischen Talentcs, als unbedingtes Erforderniß der Aufnahme in eine staatliche Kunstschule, liegenden hervorheben. Dies auszuführen, würde unsere diesmalige Aufgabe überschreiten. Wir haben vielmehr uns jetzt noch die Frage vorzulegen, wie jenes Talent erkannt werden soll und was hierüber die Gesetze sagen.

Es wird schwerlich zu billigen sein, bei den ganz allgemeinen Bestimmungen einer Prüfung oder einer Probezeit stehen zu bleiben, sondern die Gesetze werden auch, wenigstens durch Aufstellung von Prinzipien, über das Wie der Prüfung Vorschrift ertheilen müssen. Da wir nun so viel Werth darauf legen, nur mit schöpferischem Talent Begabte in den Kunstschulen des Staates aufgenommen zu sehen, so dürften sich zunächst zwei Prinzipien empfehlen:

1. Jede Prüfung der Kandidaten, seien es viele oder wenige, soll den Zeitraum einer Woche mindestens umfassen. Bei einer größeren Anzahl Kandidaten wird nach Bedürfniß der Zeitraum erweitert.

2. Für diejenigen, deren Begabung sich bei dieser Prüfung nicht zweifellos herausstellt, sind Prüfungsklassen einzurichten, in welche diese jungen Leute auf ein Viertel- bis ein halbes Jahr einzutreten haben, um durch fortgesetzte Uebung einer immer auf die Talent-

prüfung abzielenden Beschäftigung ihre Begabung oder das Fehlen derselben an den Tag legen zu können.

Denn bald bricht ein Talent hervor, wie der elektrische Funken, bald tritt es erst langsamer, aber vielleicht um so intensiver auf. Zugleich hat aber auch jene Prüfung (Abf. 1) den Zweck, festzustellen, ob das zweite Erforderniß, die allgemeine Bildung, bis zu einem gewissen Grade vorhanden ist. Die Höhe der allgemeinen Bildung kann man nur vom reifen Mann verlangen, und er wird sie, mag er auch einem anderen Berufskreise angehören, dann am schönsten entfalten, wenn er in seinem Leben „Umgang mit der Kunst“ gepflogen hat. Zur Erkenntniß jener Anfangsstufe der allgemeinen Bildung bedarf es keiner viertel- oder halbjährigen Probezeit, denn soweit dieser Bildungsgrad ein bestimmtes, positives Wissen, einen gewissen Schatz von Kenntnissen bedeutet, läßt er sich in sehr kurzer Zeit erkennen, und soweit er jenes kaum definirbare Etwas, nennen wir es kurz Seelenadel, bedeutet, läßt er sich in einer einzigen Unterhaltung durchschauen, die ein Mann solcher allgemeinen Bildung mit den jungen Leuten führt. — Die Prüfungsklassen (Abf. 2) darf man nicht mit den bei den meisten staatlichen Kunstschulen bereits bestehenden Elementarklassen verwechseln. Diese Klassen haben den Zweck des Unterrichts, der ein organisches Glied des Gesamtunterrichts der Anstalt ausmacht. Die Prüfungsklassen sollen aber nur dazu dienen, die Schüler bezüglich ihrer Begabung zu beobachten, namentlich hingesehen auf die produktive Seite derselben. Die Schüler sollen nicht lernen, sondern nur zeigen, was sie schon können, um daraus ihr Talent und die Richtung desselben erkennen zu lassen. Wer schon bei der Prüfung sein Talent erprobt hat, braucht also diese Klassen nicht zu besuchen. Deshalb muß der Lehrer oder auch der Künstler (es wäre immer gut, wenn er dieses und kein Lehrer wäre), dem die Prüfungsklasse unterstellt ist, zugleich ein praktischer Psycholog, ein Kenner und Beobachter des inneren Lebens und in stande sein, jeden Einzelnen nach dessen Individualität zu beurtheilen. Dieser Einrichtung der Prüfungsklassen kommt am nächsten die Stelle, welche die Prüfungsklasse an der Kunstschule in Düsseldorf einnimmt. Sie soll ausdrücklich als allgemeine Vorschule zu allen Abtheilungen noch keine Rücksicht auf besondere Kunstfächer nehmen, indem in ihr nur die Handhabung der gewöhnlichen Zeichenutensilien, freies Handzeichnen nach einfachen Naturgegenständen geübt, nicht gelehrt wird. Wer nicht für fähig zum Aufsteigen in eine höhere Klasse erkannt wird, bleibt vom Besuch der Akademie ausgeschlossen. Hier fehlt also nur die Betonung, daß die Uebungen in dieser Klasse auch produktiver Natur sein müssen.

Was das dritte Erforderniß, fleißiges Studium, betrifft, so läßt sich der Beweis, daß es vorhanden, sowohl durch Zeugnisse, als auch, wo diese nicht ausreichen oder wo der Besuch einer Prüfungsklasse eintritt, in dieser erbringen. Liefert aber der Schüler keine Garantie für seinen Fleiß, so darf er ebenso wenig wie derjenige ohne Talent

und ohne einen gewissen Grad allgemeiner Bildung in eine staatliche Kunstschule eintreten.

Wir legen wiederholt den Nachdruck auf die staatliche Kunstschule. Es giebt zahllose Privatkunstschulen, wo jeder Zutritt findet, welcher zahlt. Der Staat, als Pfleger der Kunst, muß mehr verlangen und dazu beitragen, daß man immer mehr erkennt, wie der wahre Künstler nur durch Talent, allgemeine Bildung und Fleiß den Lorbeer erwerben kann und wie eitel der freilich noch sehr verbreitete Wahn ist, daß der Künstler geboren werde und weiter nichts brauche, als Talent. Geboren wird nur der Keim; wird er durch die beiden anderen Faktoren nicht befruchtet, genährt und gepflegt, so verdorrt er oder schießt ins Kraut, ohne Früchte zu tragen.

In alledem werden wir bestärkt durch die bekannte, vom Unterrichtsminister im preussischen Abgeordnetenhaus jüngst abgegebene Erklärung über die beabsichtigte Umbildung des Schulwesens in der Richtung, daß alle Elemente, die sich für den Gelehrtenberuf nicht eignen, von diesem fern gehalten und anderen Anstalten zugewiesen werden sollen. Für den Schulmann lautet das noch ziemlich vag und unbestimmt, aber für uns ist sehr viel damit gesagt. Denn erkennt man an, daß Elemente, die für den Gelehrtenberuf nicht passen, von den Gelehrtenschulen fern gehalten werden sollen, obgleich es ihnen bei großem Fleiß keineswegs unmöglich ist, einem beschränkteren Gelehrtenberuf gerecht werden zu können, so muß man noch viel mehr die Kunstschulen vor Elementen bewahren, die sich nicht für den Künstlerberuf eignen, weil es ihnen unmöglich ist, ihm nur durch Fleiß genügen zu können. Sie verfallen entweder dem Virtuositenthum oder dem Künstlerproletariat.

Wenn die gegenwärtige lebhafteste Bewegung für Schulreformen sich auch auf das Gebiet der Kunstschulen erstrecken wird, was wohl nicht bezweifelt werden kann, so liegt die Gefahr nahe, daß man Grundsätze, die für wissenschaftliche Schulen ganz vortrefflich sein können, bewußt oder unbewußt auf eine neue Organisation der ersteren zu übertragen für gut findet, eine Gefahr, die man nicht unterschätzen darf. Wir halten es nicht einmal für zweckmäßig, daß man auf mehreren Akademien, welche in Universitätsstädten ihren Sitz haben, besondere Unterrichtszweige für Aesthetik, Kunstgeschichte u. s. w. in den Gesamtplan eingereicht hat, sondern würden es vorziehen, die reiferen Schüler der Kunstschulen zu verpflichten, derartige Vorlesungen an den Universitäten zu hören, wo sie zur Erweiterung der allgemeinen Bildung der Kunstschüler offenbar mehr beitragen würden. Eine Verbindung von Wissenschaft und Kunst in dieser Weise würde auch nach außen gute Früchte tragen und die Erkenntniß immer mehr verbreiten helfen, daß diese Verbindung in höherem oder geringerem Grade die allgemeine Bildung überhaupt, ebenso bei Kunstschülern, wie bei Studenten in hohem Maße fördern würde.

In unserer reformschwangeren Zeit und bei der Initiative, welche der junge Kaiser des Deutschen Reiches dabei zu ergreifen

pflegt, indem er der Krone Verpflichtungen auferlegt, wie es wohl noch nie ein Fürst gethan hat, wird auch die Hoffnung auf eine einheitliche und durchgreifende Organisation der staatlichen Kunstschulen gehegt werden dürfen, und sind diese einmal nur den nach obigen Ausführungen Auserwählten geöffnet, so erblüht diesen der unberechenbare Vortheil, daß es schon ein Ruhm ist, solch einer Schule angehört zu haben und dadurch den Ruhm eines Künstlernamens fast schon aus der Anstalt mit herauszunehmen. Welche Mühen, Sorgen und Entbehrungen oft erniedrigender Art würden dann unseren Kunstjüngern für das ganze Leben erspart bleiben! —

Kirchhof.

Da steh' ich zwischen Kreuzen auf dem Kirchhof — —
Ist das der gleiche, der vor zwanzig Jahren
So reich, so übergroß, so blumenprächtigt
Sich vor uns dehnte, da wir Kinder waren?

Da Kreuzkraut, Wermuth und Alant und Beifuß
Reichblühend über uns're Köpfe ragten,
Und wir vor Flittergold und blechernblanken Schildchen
Als gold'nen Herrlichkeiten staunend zagten?

Ist es der gleiche, scheint er nur verändert?
Die Mauer hier, Bild gänzlichen Zerfalles,
Hier faule Kreuze, rostbenagte Schildchen,
Wie klein, wie öd', wie kahl und dürftig alles!

Mir ist so schwer ums Herz — fast schwer wie einem,
Der kalt der Sterne Himmelslicht verachtet
Als falschen Kinderwahn, und dich, du Weltall,
Wie einen schlechten Dorfkirchhof betrachtet.

Benno Rüttenauer.





Erinnerungen aus der Gelbfieberzeit in den Vereinigten Staaten im Jahre 1878.

Von Th. Urban.



Es war im Jahre 1878; der Winter war kalt und strenge im Süden und Norden über den großen und mächtigen Staatenverband hingegangen, der Frühling brach süß und milde herein, gleichsam als wolle er Mutter Erde für die erlittenen Unbilden des Winters entschädigen. In New-York, wo ich zu damaliger Zeit lebte, schmückte der junge Frühling die öffentlichen Anlagen und Parks mit frischem Grün; auf Wiesen und Feldern duftete es von Blumen und Gewächsen aller Art, daß es eine wahre Wonne war, sich in Gottes freier Natur bewegen zu können und Körper und Geist für die Arbeit, für die Erfüllung seiner Pflicht zu stählen! Der Monat Mai war bereits ins Land gekommen, als die ersten dumpfen Gerüchte von den Südstaaten nach dem Norden erschallten, daß das Gelbe Fieber in New-Orleans, im Staate Louisiana, ausgebrochen sei, und daß es wahrscheinlich von Cuba dort eingeschleppt worden. Allein mit der gewohnten, tief in dem Charakter des Amerikaners liegenden Indifferenz solchen Dingen wie großen Epidemien gegenüber, nahm man davon wenig oder gar keine Notiz, oder man schwieg auch wohl die Sache geflistentlich todt, um gewissen Handelsinteressen, die Nord- und Südstaaten gemein haben, dem Auslande gegenüber nicht zu schädigen. Das Gelbe Fieber, jene fürchterliche Seuche, die, wenn einmal ausgebrochen, das davon betroffene Land zu einem Pestheerde macht, ist an den Küsten der Tropenländer, besonders in West-Indien, eine endemische Krankheit. Einwanderer werden meistens immer von ihr befallen und es verläuft unter typhösen Erscheinungen, Gelbfucht und Blutbrechen, als letztes Stadium, in 2—3 Tagen, manchmal auch schon früher, tödtlich. Nach statistischen Berechnungen fallen etwa 40—50% der Erkrankten derselben zum Opfer. Mit der Zeit wurden die Berichte südstaatlicher Zeitungen dringender und ließen durchblicken, daß der kommende heiße Sommer viel Noth bringen werde,

wenn nicht zu rechter Zeit werththätige Hilfe sich einstellen werde, die kommenden Ereignissen vorzubeugen wisse. Die Verbreitung des Fiebers erstreckte sich nicht allein über den Staat Louisiana, sondern Erkrankungen wurden bereits aus dem Staate Tennessee und Kentucky gemeldet. Nun wurde man im Norden auch aus der gewohnten Indifferenz, die da echt amerikanisch denkt: „I d'ont care“ — Ich bekümmere mich nicht darum — aufgerüttelt. Angstberichte ertönten von Memphis im Staate Tennessee; man hatte keine Aerzte, keine Krankenpfleger, keine Apotheker, keine Medicamente, die Noth mußte nach allem, was man hörte, groß sein. Aber in den Zeiten solcher Kalamitäten, die das ganze öffentliche Wohl der Vereinigten Staaten wirklich betreffen, da zeigt sich wiederum die echte Großherzigkeit der Amerikaner, der sonst in Geldangelegenheiten sehr difficult ist und ungern giebt. Aber da sind ihre Interessen solidarisch, da öffnen sie Hand und Herz, — wer da hat, giebt und sei es auch der ärmste Mann!

In solchen Fällen, wo derartige Seuchen das Land heimsuchen, da tritt die Howard-Gesellschaft, nach ihrem Gründer Howard so genannt, eines mildherzigen amerikanischen Millionärs, mit ihren reichen Mitteln ein und sucht die allgemeine Noth durch passende Hilfe zu lindern. — So auch hier; Aufrufe in allen Blättern erschienen, in denen man um Gaben bat, seien es Naturalien, Kleidung oder sei es Geld — und man bat nicht vergebens; man gab mit vollen Händen. Die Gesellschaft engagirte nun Aerzte, Apotheker, Krankenpfleger, und da ich zu damaliger Zeit stellungslos war, so meldete auch ich mich, wurde angenommen und bekam meine rothe Howard-Binde, die mich als Mitglied der Gesellschaft legitimirte. Daß ich durch das Heruntergehen in die vom Fieber inficirten Orte den Kopf in des Löwen Rachen steckte, daran dachte ich nicht, für mich waren die gute Bezahlung einerseits, wie die Gelegenheit, etwas von den Vereinigten Staaten zu sehen, die mich bestimmenden Gesichtspunkte. Es war ein unfreundlicher Regentag zu Ende des Monats Mai, als ich mit meinem kleinen Handkoffer an einem der vielen Bahnhöfe New-Yorks erschien, um den Zug zu besteigen, der mich dem sonnigen Süden zuführen sollte. Der Bahnhof war gefüllt mit Aerzten, Pharmazeuten, Krankenpflegern, männliche und weibliche, schwarze und weiße; ganze Ladungen von Drogen, Medicamenten, Lebensmitteln aller Art standen aufgestapelt, um mit uns befördert zu werden, und als der Direktor der Howard-Association mir mein Billet für Memphis in die Hand drückte, machte er mich mit einigen amerikanischen Apothekern bekannt, die ebenfalls von der Gesellschaft engagirt worden und auch im Begriffe waren dem Süden zuzusteuern. Man schob uns Neunundneunziger alle in ein Coupé — wir waren unserer acht und nachdem wir uns dort heimisch gemacht, hörte ich mich plötzlich anreden und zwar Deutsch von einem jungen Mann, dessen Neuzeres den Deutschen ebenfalls verrieth. Er sei Kollege von mir, sei ebenfalls Pharmazeut gewesen und zur Chemie übergegangen, er sei erst etwa 3 Wochen in Amerika, könne

noch kein Englisch und sei infolge dessen natürlich stellungslos. Die Noth habe ihn getrieben, sich zu melden, und er wundere sich, daß er überhaupt acceptirt worden sei. Indeß mochten seine Dienste vielleicht doch von Nutzen sein. Ich hieß ihn herzlich willkommen und versprach ihm, so viel in meinen Kräften läge, seine Lage zu erleichtern, jedenfalls sei es nun aber angezeigt, die Ohren steif zu halten, was wir dort unten im Süden zu erwarten hätten, sei kein Zuckerbrod. Ihn deckt nun lange der kühle Rasen, den guten, prächtigen Menschen; wir haben in der Zeit der gemeinschaftlichen Gefahr für unsere Gesundheit treu zusammen gehalten, und was wir hatten, treu miteinander getheilt. Und so raste denn unser Zug den eisernen Schienenstrang entlang dem Süden zu. Unter unseren anderen Kollegen hatten wir einen amerikanischen Pharmazeuten, einen echten Vollblut-Yankee, aber ein originelles Haus, der mit seinen Schnurren und drolligen Geschichten uns manche Stunde im Eisenbahnwagen vertrieb und es außerordentlich gut verstand, uns die Laune zu erhalten. Ihn hatte die Howard-Association zum Leiter unseres Hilfs-corps gemacht, ihm lag es ob, für unser Unterkommen an den Rastplätzen und für unsere Verpflegung zu sorgen — allein das gab ihm wenig zu thun; — überall wo wir hin kamen und uns durch unsere rothen Binden als Mitglieder der Howard-Gesellschaft auswiesen — da fanden sich Leute genug, die auf ihre Kosten für unsere leiblichen Bedürfnisse sorgten. Schlafen thaten wir im Eisenbahnwagen — und so hatte Freund Hunter wenig für uns zu thun! Aber er wußte seine Zeit besser für seine eigene Tasche auszunutzen; überall dort, wo wir an größeren Plätzen anzuhalten hatten und Aufenthalt war — da ging er hin und brandschakte Aerzte und Apotheker und sonstige prominente Persönlichkeiten pro bono publico, d. h. die armen Leidenden in Memphis — allein die reichlich ihm zufließenden Gaben sind wohl meist in seine Tasche gefallen — abgegeben hat er in Memphis auf meine Erkundigung an die Howard-Association nichts!

Unsere erste Station, wo wir längeren Aufenthalt machten, war die Stadt Pittsburg im Staate Pennsylvanien, am Ohiofluß gelegen. Die Stadt hatte ungefähr 140,000 Einwohner und ist einer der wichtigsten Handelsorte der Union. Ihre Steinkohlenlager sind von bedeutender Wichtigkeit und produziren etwa für 10 Millionen Dollar Kohlen. Ihre industriellen Etablissements sind sehr verschiedener Art, finden sich dort doch ungefähr 70—80 Glasfabriken, die über 10,000 Arbeiter beschäftigen, ferner wird großartige Eisenindustrie in Verbindung mit großen Stahlwerken dort betrieben; Kupferschmelzereien, Baumwoll-, Bleiweiß-, Hüte-, Wachs- und Wollfabrikation geben tausend fleißigen Händen guten Verdienst. Außerdem aber sind am Ohiofluß, der dort majestätisch vorbeirauscht, große Schiffswerften; sind es doch zwischen 4—500 Schiffe, deren Eigenthümer in Pittsburg, die den Handel zwischen Pittsburg und St. Louis am Mississippi im Staate Missouri verbinden, auf dem Ohioflusse thätig. Außer-

dem aber ist Pittsburg der Hauptstapelplatz für Petroleum, dessen Ausfuhr jährlich von dort etwa 12 Millionen Dollar beträgt. Schön ist die Stadt nicht, obwohl sie romantisch in terrassenförmiger Anordnung sich am Ufer des Flusses erhebt.

Der nächste Rastplatz für uns nach Ueberwindung einer Unzahl von kleinen Stationen, deren Namen ich vergessen, war Cincinnati, „die Königin des Westens“, so genannt, weil sie den Handel des Ostens und Westens der Staaten miteinander verbindet und ebenfalls am Ohiofluß gelegen. Die Kameraden blieben auf dem Bahnhofe, Hunter ging brandschatzen für die Kranken zu Memphis und für seinen kranken Geldbeutel; Hildebrand und ich unternahmen eine Wanderung durch die Stadt, die am etwa hier 600 Meter breiten Ohiofluß gelegen, auf zwei Terrassen erbaut ist, von denen die obere allmählich zum Auburn und anderen Hügeln ansteigt, die von reizenden Villen und Weingärten bedeckt die Stadt in großem Halbkreis umfassen und eine Höhe von etwa 150 Meter erreichen. Am Fuße der Mainstreet, die Hauptstraße der Stadt, liegt der Anlegeplatz für die Dampfschiffe; rechts und links von der Hauptstraße trennen sich andere, unter denen die Pearlstreet, 4. und 5. Straße die schönsten sind und die Hauptgeschäfte der Stadt, wie Banken und Geldwechselgeschäfte enthalten. Ein Kanal trennt die Stadt in zwei Hälften, von denen der eine Little-Germany, klein Deutschland heißt und ausschließlich von Deutschen bewohnt wird, während man dem Kanal im Volksmunde den Namen „Rhein“ beilegt. Die Vorstädte sind unsauber und unschön — doch sind die öffentlichen Parks, der Burnett, Hopkins und Edenpark erwähnenswerth. Auch die Friedhöfe zeichnen sich durch pietätvoll gehaltene Sauberkeit wie durch ihre schönen Anpflanzungen ganz besonders aus. Mit Trinkwasser wird die Stadt durch eine großartig angelegte Wasserleitung hinreichend versehen. Die Lage der Stadt für den Verkehr ist außerordentlich günstig. Sie bildet den Knotenpunkt für eine Menge von Eisenbahnen, die sie mit den Haupthandelsplätzen des Landes verbindet. Hunderte von kleinen Dampfern und Schiffen beleben den Fluß und ein Bild geschäftigen Lebens und Treibens zeigte sich an Anlegeplätzen der Dampfschiffe. Eine mächtige Kettenbrücke von 700 Meter Länge geht über den Fluß und verbindet die Staaten Ohio und Kentucky und unter den 180 Kirchen der großen Stadt ragen die katholische Kathedrale zu St. Peter und die im griechischen Stile gebaute St. Xavier mit 106 Meter hohem Thurme hervor. Die Stadt hat außer dem neuen Bundesgebäude, der Synagoge, dem Postamt eine Menge anderer schöner Privatgebäude und ihre mannigfachen Industrieanstalten geben Tausenden lohnende Arbeit. Ihre Schweineausfuhr, Vereitung von präservirtem Fleisch ist wohlbekannt, ihre Anzahl von Möbelfabriken versehen auch den Europäischen Markt. An öffentlichen Krankenhäusern sind mehrere vorhanden, wie es auch an anderen Wohlthätigkeitsanstalten wie Irrenhaus, Anstalt für Taubstumme nicht fehlt.

Aber unsere Zeit war eine nur gemessene; Hildebrand und ich wandten uns dem Bahnhof wieder zu. Der Zug stand bereits parat, der uns aufnehmen sollte; — Louisville wurde passirt, ebenfalls am Ohio gelegen, das ebenfalls eine bedeutende Industriestadt von etwa 110,000 Einwohnern ist und durch seinen bedeutenden Tabakhandel florirt. Gesehen habe ich von der Stadt nichts als nur die mächtige Bahnhofshalle; — man drängte vorwärts! Da wurde nun Tag und Nacht gefahren und erschöpft langten wir in Cairo, im südlichen Theile des Staates Illinois gelegen, an. Hier vereinigt sich der Ohiofluß mit dem „Vater der Ströme“, dem Mississippi und hier wurden uns die ersten Nachrichten aus den vom Fieber inficirten Orten zugetragen. War doch der Staat Tennessee, der voll von Gelbfieber, nahe bei — und je weiter wir kamen, je leerer wurden die Wagen; die Züge wurden von Station zu Station kleiner, Handel und Wandel stockte, ein Schrecken hatte die Menschen befallen, die Furcht war es, die alles lähmte. — Mir gegenüber im Coupé sitzt ein alter Mann. „Wohin wollen Sie?“ fragte er mich. „Nach Memphis“ — war meine Antwort. „Dahin würde ich nicht gehen“ — führte er das Gespräch weiter fort — „und wenn Sie mir eine Million Dollar geben — aber ich habe 10,000 Dollar für die Nothleidenden gegeben; nennen Sie mir Ihren Namen, ich hoffe nicht ihn in der Todtenliste zu sehen.“ Ich schwieg — aber es war ein berebetes Schweigen — und so wie dieser Mann warnte, so sprachen alle. Wir wären nicht acclimatisirt, meinten einige, andere wiederum meinten, das sei gleich, ob acclimatisirt oder nicht, der gelbe Saft, wie das gelbe Fieber dort genannt wird, frage nicht nach Stand noch Namen, es nähme jeden ohne Ansehen der Person. Es ist wohl begreiflich, daß uns allen kein anheimelndes Gefühl bei dergleichen Reden beschlich, — allein hatten wir einmal A gesagt, so mußten wir auch die Konsequenzen tragen. Zur Umkehr war es ja wohl auch nun zu spät, da wir nicht mehr weit von dem Orte unserer Bestimmung entfernt waren. Das Glend und die Noth mußte nach Dem, was die Leute erzählten, in Memphis fürchterlich sein, die Thatsachen sollten bald die Wahrheit der Gerüchte bestätigen. Und weiter ging es mit brausender Eile über Berg und Thal, durch Feld und Wald. — Blühende Landschaften mit fruchtbaren Feldern, große Obstgärten, deren Bäume fruchtbeladen, kleine, lauschig im Walde neben kleinen Bächen und Flüssen gelegene Bauerndörfer flogen an uns vorbei, überall das Bild behäbigen Wohlstandes und gehaltvoller Gestaltung dem Blicke des Beschauers darbietend. Wahrlich, wer die Staaten so in fliegender Eile durchsaust, wie wir damals, an dem fliegt ein buntes Bild kräftigen Lebens einer großen Nation eindrucksvoll vorbei und man ist dem Schicksal doch nicht undankbar, daß es das Wandern manchem zur Bestimmung seines Lebens gemacht hat! „Station Memphis“ erscholl des Schaffners Ruf endlich und wir hielten auf einer Außenstation, die von der Stadt etwa eine halbe Stunde Weges zu Fuß gelegen war. Wir versammelten

uns alle nun auf dem Perron, Krankenpfleger — männliche und weibliche, schwarze und weiße — Aerzte und wir Apotheker. „Meine Herren, stecken Sie sich eine Cigarre an“ — sagte unser Führer von der Howard-Association, der uns in Empfang nahm, „es ist das beste Desinfectiren der Luft und Präservativ gegen das Fieber“ — welchem Verlangen wir auch nachkamen. Am Ende der Hauptstraße, der Main-Street angekommen, die hübsch breit, von ziemlicher Länge und von sauberen Gebäuden eingefasst war, — die Straße war übrigens menschenleer, — wurden wir zum Depôt der Howard-Association geführt, wo wir unsere Legitimationspapiere vorzuweisen hatten und wurden von dort nach dem Peabody-Hôtel, einem großen und eleganten Gebäude mit schöner grüner Veranda geführt, wo wir vorläufig unser Domizil aufschlugen. Die Straßen waren wie gesagt menschenleer — nur hier und da schlich ein bedrücktes Menschenkind zum Bureau der Howard-Gesellschaft, oder zum Arzt — sonst war alles todt. Die Läden waren geschlossen, die Fabriken und Dampfmühlen standen still, die Apotheken, von denen einige 20 in der Stadt vorhanden, waren mit Ausnahme von 4 geschlossen — die Besitzer waren entweder gestorben oder aus Furcht geflohen und hatten alles stehen und liegen lassen. Und als Hilbebrand und ich eines Gegenstandes wegen zu einem offenen Kaufmannsladen gingen, da sahen wir zwei kleine Negerknaben vor der Thür eines Hauses im Sande liegen. Der eine kam auf uns zu und bat um einen Cent für Brod, um seinen Hunger zu stillen, Vater und Mutter seien todt, sie hätten niemand, der sich ihrer annähme. Und der andere Junge, mit ausgeprägten Symptomen des gelben Fiebers, lag vor der Thür des Hauses — wir sorgten für seine Unterbringung ins Krankenhaus, das überfüllt war. Unser Hôtel, das nach dem Namen des bekannten Philantropen Peabody genannt, der durch seine Gründung der Howard-Gesellschaft, wie durch seine großartigen Schenkungen und Stiftungen in Amerika und England für Unterricht der Kinder, für die Hebung des Arbeiterstandes sich einen Namen gemacht hat, war ein äußerst elegantes Hôtel, das voll von Aerzten war. Krankenträger gingen ab und zu, Krankenpfleger wurden abgerufen, andere kamen vom Dienst und auch Hilbebrand und ich wurden in eine der leer stehenden Apotheken gesteckt, die dicht am Bureau der Howard-Gesellschaft lag, und die anderen Kollegen wurden ähnlich untergebracht. Die Stadt, die etwa 50,000 Einwohner zählen mag, ist dicht am Mississippi an den sogenannten Bluffs, sandige Hügel, oberhalb des Flusses sich erhebend, gelegen. Hübsche Plätze mit grünen Anlagen inmitten der Stadt, breite Straßen mit hübschen Gebäuden geben dem Ganzen einen freundlichen Anblick und ein großer Park mit alten schattigen Eichen, Eucalyptus und Magnolienbäumen laden den Besucher zur Rast ein. Der Mississippi war zu damaliger Zeit fast wasserleer; die heiße südliche Sonne hatte ihn fast ausgetrocknet, so daß am Ufer ein fürchterlicher Geruch aus dem schlammigen Moor emporstieg. Außerdem aber starben die Fische im Wasser, das hier

sehr reich daran, und gingen in Fäulniß über, Alligatoren lagen faul am Ufer im Sande und starben an Wassermangel. Für ein ordentliches Kanalisirungssystem war nicht gesorgt; die Straßen lagen voll von animalischen und vegetabilischen Abfallstoffen, die im Verein mit der Karbolsäure, mit der man zur Desinfektion die Straßen in unsinnigster Weise sprengte, einen fürchterlichen, das Gehirn irritirenden Geruch verbreiteten. Thatsächlich sind auch dort von den Aerzten eine ganze Anzahl von Gehirnerkrankungen neben dem dort herrschenden Gelben Fieber nachgewiesen worden, die jedenfalls auf Rechnung dieser Kraftdesinfektion nach dem Grundsatz: Viel hilft Viel — zu bringen sind. Ueberhaupt was die Reinlichkeit auf den Straßen anbetraf, so ließ dieselbe sehr zu wünschen übrig; im Negerviertel, das wie in allen anderen amerikanischen Städten von den Weißen abge sondert liegt, spottete sie aller Beschreibung. Allein die Stadt-Verwaltung konnte dafür nicht sorgen, selbst wenn sie gewollt hätte — denn unter den Arbeitern und Negern war eine Art von Demoralisation eingetreten, die an Anarchie streifte. Aus Furcht vor Ansteckung wagten sie nicht in größerer Masse zusammen zu arbeiten — dem Hummlethum leitete die Seuche in dieser Beziehung viel Vorschub. Die öffentliche Sicherheit war derart, daß man des Nachts ohne Revolver nicht über die Straße zu gehen vermochte. Räuberische Anfälle, Mord und Todtschlag kam fast täglich vor und die Herrn Neger, die coloured gentlemen, wie sie sich mit Vorliebe nennen lassen, hatten die Häuser von solchen Leuten, die gestorben oder verzogen, einfach annektirt und feierten dort ihre Branntweingorgien, an dem es dort auch nicht fehlte. Und am nächsten Tage ging nun für mich und Hilbebrand die gemeinschaftliche Arbeit los; wir lösten uns alle vier Stunden ab und hatten alle Hände voll zu thun. Da die Apotheke, in der wir angestellt waren, neben dem Bureau der Howard-Association lag, woselbst die Aerzte ihr Hauptquartier aufgeschlagen hatten und zu jeder Zeit abgerufen werden konnten; so kamen die Leute mit ihren Rezepten zu uns, sodaß wir nicht über Mangel an Beschäftigung zu klagen hatten. Unter den Doktoren fanden sich mehrere deutsche Aerzte, unter anderen ein Doktor Zimmermann, ein Hesse von Geburt, eine gemüthliche Seele durch und durch, dabei von großer Herzensgüte. Ihm war es nicht um den allmächtigen Dollar zu thun, sondern um seine Wissenschaft. Hatte er doch in Indien und auf Cuba bereits mehrere Epidemien mitgemacht, kam er doch von neuem, die Seuche zu studiren und stand er doch im Rufe großer praktischer Erfahrung in der Behandlung derselben. Hatte ich eine freie Stunde zu meiner Verfügung, dann fuhr Doktor Zimmermann und ich zusammen auf seine Praxis, die meist im Außern der Stadt lag. So habe ich denn Gelegenheit gehabt, viele Patienten zu sehen und in manche Familienverhältnisse einen Blick zu thun; und wenn ich menschliches Elend gesehen habe, — dann habe ich es dort gesehen. So kamen wir denn auch in das Negerviertel, wo die Neger ihr eigenes Wesen trieben.

Dort sah man Neger beschäftigt Kleidungsstücke oder gar Betten von Gestorbenen auf offener Straße zu verbrennen, die vielleicht schon tagelang am Boden gelegen hatten und den Einflüssen der heißen Sonne ausgesetzt gewesen waren. Kein Wunder, daß die Infektionskeime durch solche grobe Nachlässigkeit durch die dort ewig vorherrschenden Südostwinde über das ganze Land geweht wurden und daselbe hoch bis Kentucky hinauf insicirte. Aber zu controlliren waren die Neger eben nicht; in dieser Zeit der allgemeinen Nothlage war die Obrigkeit ihnen gegenüber doch machtlos, sie thaten, was sie wollten. Ihre Leute, die starben, blieben Tage hindurch über der Erde stehen, ehe man sie beerdigte. An Aerzte wandten sich die Wenigsten von ihnen, hatten sie doch ihre eigenen Quacksalber, die die Leute zu Tode kurirten. Die Hilfe der Howard-Association wurde von ihnen nur zum Zwecke, um Nahrungsmittel und Brandy zu requiriren gesucht — und man gab ihnen! Ueberhaupt läßt von den Agenten der Howard-Association in Memphis und in New-Orleans sich wenig rühmliches jagen. Man hatte Brandy, Wein und Champagner, der von mildherzigen Leuten im Norden für die Reconvalescenten gesendet worden war, in Ueberfluß, an sonstigen Delicatesen mangelte es auch nicht. — Die Getränke aller Art flossen dort nur so in Strömen — daran konnte sich ein jeder laben, der bekannt war — oder zu den Prominenten dort zählte. Eine Kontrolle war nicht vorhanden, Rechnungsablage für das Empfangene und Abgegebene wurde nicht verlangt, so war denn das Bureau der Zusammenströmungsort aller Bummler und Taugenichtse — gab's da doch einen drink for nothing!

Unser Doktor war am Morgen zu einem Brauer, der ziemlich außerhalb der Stadt wohnte, gerufen worden; gestern noch hatte er mir und dem Doktor einen frischen Trunk in seinem freundlich gelegenen Hause kredenzt — wie wir kamen, lag er schon im Blutbrechen — dem letzten Stadium, am nächsten Morgen war er im Jenseits — vier Tage später war die Familie, aus fünf Mitgliedern bestehend, die in glücklichen Verhältnissen lebte, ausgestorben. — In der Nähe des Mississippi in einer abgelegenen Straße spielten ein Paar kleine Knaben. Sie sind bei ihren Großeltern, Vater und Mutter sind bereits am Fieber gestorben. Die beiden alten Leute werden krank; mildthätige Nachbarn nehmen sich der beiden Kinder an und geben ihnen zu essen und zu trinken. Am nächsten Tage kommen die Kinder wieder und bitten um Brod; das wiederholt sich auch am 3. und 4. Tage, — die Leute stutzen und auf ihre Frage, wie es den Großeltern denn gehe, antworten die Kleinen: „Sie schlafen!“ — Ja freilich schliefen dieselben — aber den Todesschlaf, von dem kein Erwachen. Was aus den Kindern geworden, ist mir nicht mehr erinnerlich. Und so Duzende von Fällen habe ich erlebt, wo die Eltern ihre Kleinen hilflos zurückließen. Ach und das Elend wuchs! Die Verbindung mit dem Norden war abgebrochen, es war fast kein Verkehr mehr. Selbst die nächsten Städte schlossen sich ab.

Nur hin und wieder brachte ein Zug von Louisville Särge! Waren doch keine Tischler mehr dort vorhanden, die Särge zusammenschlagen konnten, der letzte, ein Deutscher — war vor einigen Tagen gestorben. Manche Leichen sind einfach in Leinwand genäht bestattet worden. Auch Drogen, die den Apothekern ausgegangen waren — wie Chinin und salicylsaures Natron, das in abgewogenen Dosen von der Howard-Association gratis vertheilt wurde, — wurde von Cincinnati, resp. Louisville herunter gesendet — und eine dumpfe Schwüle lag gleichsam über der Stadt — das Elend war fürchterlich. Da war keine Familie verschont geblieben, die nicht ein oder das andere Mitglied dem Erdschoß vor der Zeit übergeben hatten. Wer fliehen konnte, floh. — An jenem Tage, an dem die Flucht vor dem Fieber begann — und das war anfangs Mai — da sind die Plätze im Eisenbahnwagen sozusagen mit Gold aufgewogen worden. Die Landstraße von Memphis nach Columbus, nordwärts gelegen, glich einem großen Ameisenhaufen — sie war wie mit Menschen besät — die dem Fieber zu entgehen glaubten. Die Armen und Mittellosen mußten bleiben, wo sie waren — auch ein Fluch der Armuth! — Einst stand ich an einem milden Juliabend vor der Veranda des Peabody-Hôtel, als ich an einem Pfeiler desselben einen jungen Mann im weißen Anzuge, wie ihn die Köche und Konditoren zu tragen pflegen, stehen sah, der vergnügt ein deutsches Lied pfliff. Ich ging auf ihn zu und redete ihn an und derselbe entpuppte sich als ein ehrlicher Schwabe, der sich königlich freute, einen Landsmann getroffen zu haben. Derselbe kam oft zu uns in die Apotheke und verbrachte seinen freien Abend mit uns. Eines Abends um 11 Uhr weckt mich Hildebrand, der Nachtdienst hatte — die Apotheke war auch nachts offen — und übermittelt mir die Bitte des jungen Landsmannes, ihn doch zu besuchen, er sei krank. Ich ging zu ihm, fand ihn bei vollem Bewußtsein im letzten Stadium des Gelben Fiebers bereits liegen. Er übergab mir seine Uhr und ein Bankbuch mit seinen Ersparnissen für seine in Deutschland lebende Mutter mit der Bitte, dem deutschen Konsul solches zu behändigen, der es derselben zustellen möge. Morgens um 4 Uhr schloß er unter dem Rufe: „Mutter! Mutter!“ die Augen. Auch er ging hinüber in jenes Land, wo die Banknoten keinen Werth haben! Ein andermal war es eine deutsche Frau — die Gattin eines Uhrmachers, der wohl noch nicht lange von Deutschland eingewandert und in Memphis sein Domizil aufgeschlagen hatte — die des Nachts in die Apotheke kam. Weinend fragte sie mich, ob ich Deutsch spräche und ob ich ihr nicht einen Deutsch sprechenden Arzt nachweisen könne. Sie seien noch nicht lange in Memphis ansässig und verstünden wenig oder gar kein Englisch. Ich wies sie an unsern Freund Zimmermann, der aber bald kopfschüttelnd mit der Bemerkung: „Zu spät“ — zurück kam. Am Morgen war der Mann todt, ein elfjähriger, hübscher Knabe kämpfte drei Tage, die Frau überlebte beide und ging nach der Heimat zurück. — Und wenn der sonnige Morgen des heißen

Südens mir in die Apotheke lachte und der blaue, ewig wolkenlose Himmel uns von neuem keinen Regen versprach, der von allen sehnsüchtig erwünscht wurde, und der heiße Südostmorgenwind mit den Blättern des vor unserem Hause stehenden Ahornbaums spielte, — dann zogen die langen Leichenzüge bei uns vorbei — in langen Reihen trug man die Gestorbenen ohne Sang und Glockenklang hinaus zur ewigen Ruhe. — Wie die Menschen, von der Seuche ergriffen, in der Straße umfielen und draußen verendeten, ist mir wohl erinnerlich, und nach beendeter Epidemie fand man nicht wenige Leichen im Stadium hochgradiger Verwesung in den die Stadt umgebenden Mais- und Baumwollensfeldern.

Daß in solchen Zeiten einer öffentlichen Nothlage die Selbstsucht der Einzelnen, der Gedanke nur für sich zu sorgen, sich selbst zu bewahren, wächst, ist wohl erklärlich — aber entschuldbar; aber ich habe auch Beispiele von Todesverachtung, von echter Menschenliebe und seltenem Heroismus gesehen, die wohl des Erwähnens werth sind. War es doch zuerst der dort lebende deutsche Geistliche und seine kürzlich erst von Deutschland angekommene junge Frau, die in Werken selbstloser Menschenliebe nicht allein der Landsleute, sondern auch anderer Nothleidenden sich getreu annahm. Beide fielen als ein Opfer der Seuche; sie ruhen beide in einem Grabe vereint, von ihrer Arbeit. Weiter entsinne ich mich eines alten, dem Dominikaner-Orden angehörigen Mönches, der in die Hütten der Armuth eilte und den Kranken Trost und wo es Noth that, materielle Hilfe spendete. Wohl sehe ich den alten Mann mit dem langen, schönen weißen Bart noch heute im Geiste bei uns in der Frühe mit den Tröstungen seiner Religion in den Händen, vorbei eilen — unermüdet seiner Pflicht und seiner Menschenliebe bis zum Tode getreu! Ein Beispiel von seltenem Heroismus gab der junge Redacteur der dort erscheinenden englischen Zeitung — der Avelsanche (Lavine). — Seine Setzer und Drucker waren todt oder vor der Seuche geflohen, — aber er gab sein Blatt heraus — war er doch Setzer, Drucker und Redacteur alles in einer Person. Auch er fiel, ein Opfer seines Berufes und seiner Pflichttreue — nur 23 Jahre alt.

Und so verging Woche nach Woche; der September kam heran und mit ihm kühlere Witterung. Mit dem Eintritt derselben ließ die Epidemie nach; nicht allein, daß die Sterbefälle sich verminderten, nein auch die Krankheitsymptome schienen milderer zu werden und man fing an auf Besserung der Zustände zu hoffen. Viele der Geflohenen kehrten zurück, die Stadt gewann wieder ein lebhafteres Ansehen. Die Kaufmannsläden in der Mainstreet, die so lange geschlossen gewesen waren, wurden wieder geöffnet, die Fabriken begannen ihre Thätigkeit wieder und Arbeiter und Handwerker kehrten zu ihrer gewohnten Beschäftigung zurück. Und auch der Bahn- und Handelsverkehr nach dem Norden fing an seine gewöhnlichen Dimensionen wieder anzunehmen. Alles — und ein jeder athmete freier auf — der fürchterliche Druck, den die Krankheit auf alles ausgeübt

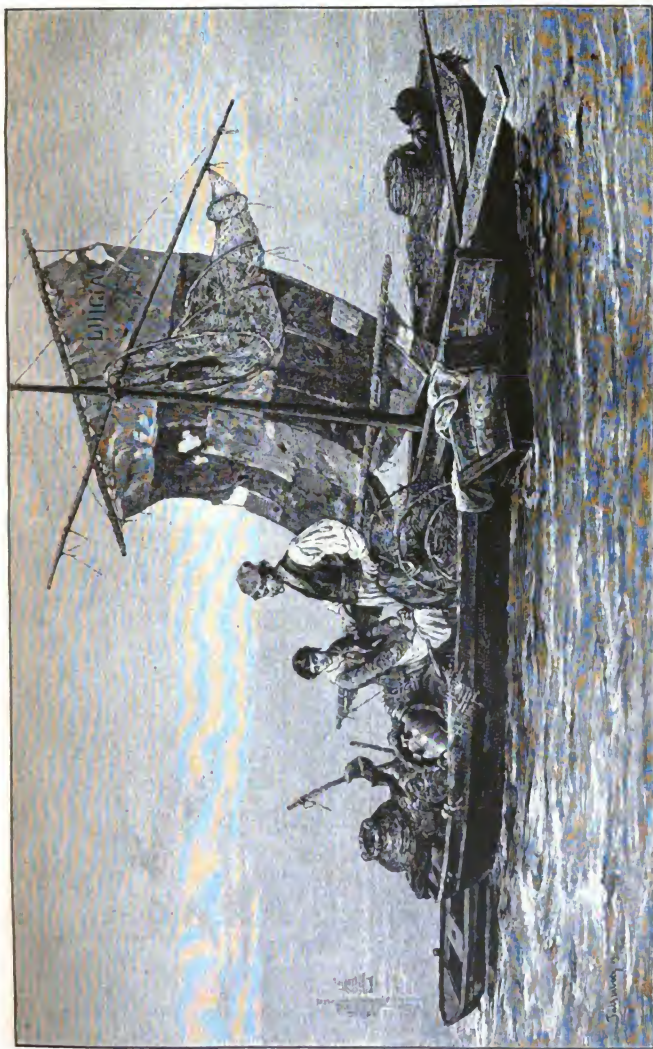
hatte, verminderte sich. Auch die Zahl der Aerzte nahm ab und der kleine, zartgebaute chinesische Arzt, der in Deutschland studirt hatte und sehr fließend Deutsch sprach, schnürte sein Bündelchen, um nach St. Francisco zurückzukehren. War doch er auch unermüdet im Dienst der Menschheit dort thätig gewesen, so daß ihm warme Lobspprüche nachfolgten. So war denn meine und Hildebrands Thätigkeit auch zu Ende; wir Apotheker wurden alle abbezahlt — wir waren von acht nur noch fünf, drei waren am Fieber gestorben. Wir, Hildebrand und ich nahmen das Anerbieten der Howard-Gesellschaft, nach New-Orleans zu gehen, wo das Fieber noch in voller Blüte stand, an und reisten am 15. September nach New-Orleans ab.

Und was für eine Fahrt war das! Während unser Dampfroß des Nordens uns nur langsam vorwärts brachte, wurde hier mit grauenhafter Geschwindigkeit gefahren. Berg und Thal flog an uns vorbei, über riesige, baumlose Großsteppen oder durch dunkle, mächtige Wälder führte uns das Dampfroß auf dem schmalen eisernen Kulturwege entlang, der heute die Völker miteinander verbindet. Und als wir an einem warmen Septemberabend flüchtig durch den dunklen Urwald dahin eilten — der Mond schien durch die alten Riesenstämme und der Whip-poor-will, die amerikanische Nachtigall, ließ ihren melancholischen Gesang erschallen — da lag an den Schienen in einer Wasserlache, die vom Monde beleuchtet wurde, die Leiche eines Mannes — gestorben — verdorben in der Wildniß —, wer war es? Der einsame Vogel sang und die alten Sykomorenbäume rauschten ihm im milden Südwind sein Todtenlied. Mir gegenüber saß Hildebrand, der seit unserem Weggange von Memphis von einer fürchterlichen nervösen Aufregung befallen war; dieser Zustand nahm zu, so daß ich zu fürchten begann, er habe die Keime des Fiebers bereits in sich. Von Schlaf war bei ihm keine Rede, meist wanderte er im Coupé auf und ab, wir hatten dort lang durchgehende Wagen, oder er trat hinaus auf die Plattform. Er begann über Kopfschmerz und Rückenschmerzen zu klagen, hielt sich aber dennoch aufrecht und traf sein Schicksal erst in New-Orleans. Wir waren nun im Staate Mississippi, die Namen der Menge von Stationen, die wir passirten, sind mir natürlich entfallen und von den größeren Städten, die wir passirten, sind mir nur noch Vicksburg und Natchez erinnerlich; ersteres spielte im SeceSSIONskriege eine hervorragende Rolle, indem es ein Kampfplatz für die südstaatliche Armee war. Natchez hat sich von den ihm im Kriege geschlagenen Wunden nie wieder erholen können und ist verschiedene Male vom Gelben Fieber decimirt worden, so auch im Jahre 1878.

Unsere Reisegesellschaft war nun eine sehr gemischte; spanische Creolen, die Abkömmlinge zwischen den eingewanderten Spaniern und den Eingeborenen, südliche gewesene Sklavenbarone, Zuckerplantagenbesitzer, Aerzte, Krankenpfleger — weiße und schwarze, männliche und weibliche — füllten den Wagen und als Hauptperson, die sich sehr wichtig zu machen wußte, war es ein alter Yankee, mit langem

weißen Bart im Gesicht, einem alten diluvianischen Cylinder auf dem Kopfe, der auch wohl schon bessere Tage und verschiedene Besitzer gehabt haben mochte, außerdem in seinem Rock einige kleine Löcher, die keine sehr saubere Wäsche durchblicken ließen — das war unser Reisekommilitone. Und sein Metier war das eines Spezialisten für das Gelbe Fieber; sein *Omnia sua secum portans* bestand in einem Reisesack, der außerdem seinen Sachen ein *Specificum* gegen das Gelbe Fieber enthielt, eine braune Flüssigkeit, die wie ein Gemisch aus Honig und Stiefelwiche schmeckte. Und er fand wirklich Dumme genug, die seine Panacee kauften; wußte er den Leuten doch das Ding in einer Art und Weise anzuschmieren, die einer besseren Sache werth gewesen wäre. —

Und so kamen wir denn in der Nähe von Natchez zu einer kleinen Station Woodville, einem kleinen Ort von einigen hundert Einwohnern, im Staate Louisiana, der mitten im Walde wunderhübsch gelegen war. Auf der Eisenbahn-Station hörten wir denn, daß die Stadt von ihren Bewohnern größtentheils des Fiebers wegen verlassen sei, und da wir dort einige Stunden Aufenthalt hatten, so wanderte ich mit einem unserer Reisegefährten, einem katholischen Geistlichen, der ein außerordentlich liebenswürdiger und zugänglicher Mann war, hinein in das Städtchen. Der Ort war thatsächlich fast menschenleer! — Einer alten Frau begegneten wir, die uns auf unsere Frage den Weg nach dem nahegelegenen Pfarrhof zeigte. Mitten in dem Ort war ein geräumiger Teich, der wohl als Pferdeschwämme benutzt wurde — dicht dabei lag die hübsche Kirche und das geräumige Pfarrhaus, mit sauber gehaltenem kleinen Gärtchen vor demselben. Der Pfarrer war ein 70 Jahre alter Greis, der seine Gemeinde nicht verlassen wollte, so lange noch Einer davon übrig. Und er gab uns ein entsetzliches Bild des dort herrschenden Elendes. Die beiden dort ansässig gewesenene Aerzte seien gestorben; Natchez sei zu entfernt, um solche von dort zu requiriren, die Howard-Association habe sie — trotzdem man zweimal für Hilfe applicirt habe — wohl in ihrer Abgelegenheit vergessen. Der Ortsapotheker sei heute auch bereits von der Senche befallen worden — er, der Pfarrer, wisse nicht mehr wo aus noch ein. Auch die Lebensmittel fingen bereits an zu fehlen — und wenn ihnen keine Hilfe würde, so würde eine Hungersnoth sich noch zu dem Fieber gesellen! — Wir versprachen in New-Orleans zu thun, was in unserer Macht läge, um die Noth zu lindern und als wir auf dem Rückwege den Teich passirten, da wurde eine Frau, die in der Hitze des Fiebers in denselben sich gestürzt hatte, herausgezogen, Belebungsversuche waren erfolglos. — Am Bahnhof angekommen, wurde uns die Nachricht, daß wegen Einsturz einer Brücke der Zug nicht bis an die Station gelangen könne und so wurden die Passagiere denn auf drei Draisinen nach dem Ort des Brückeneinsturzes befördert und in ein altes leer stehendes Blockhaus, das Regen und Wind freien Zutritt erlaubte, einquartiert. So machten wir uns im Innern desselben denn ein



Venetianische Fischer.
Nach einem Originalgemälde von R. Faltenberg.

Feuer an und gruppirten uns um dasselbe. Das war eine bunte Gesellschaft, die hier zusammengewürfelt war! Ein fast babylonisches Sprachengewirr belebte den Raum; Englisch, Deutsch, Französisch, Spanisch hörte man erschallen, Indianisch aus dem Munde von ein Paar Halbblut-Indianern und einige Neger sprachen ein Gemisch von Englisch und Spanisch, das nur für den Eingeweihten verständlich. Und ebenso mannigfach wie die Sprachen waren auch die Trachten. Da war denn der Baumwollenpflanzer in seiner enganliegenden Jacke und großem Panamahut auf dem Kopf und der Zuckerplantagenbesitzer, der seine dicken Beine in rothseidenen Strümpfen und riesigen Schuhen steckend, zu zeigen beliebte; Creolen in bunten Kostümen und bewaffnet bis an die Zähne — aber als größtes Unicum dazwischen unser Gelbfieber-Spezialist mit seinem eingedrückten Chapeau-claque auf dem Kopf seine Gelbfieberpanacee anpreisend. Wenn ich ein Maler wäre, so hätte ich diese Gruppe von Menschenkindern in dieser Beleuchtung wohl skizziren mögen — das wäre ein originelles Bild geworden! — Nach und nach aber wurde es still in unserem Kreise; Hildebrand und ich wickelten uns in unsere Decken und versuchten zu schlafen. Allein davon war wohl wenig die Rede — von Schlaf — wanderten doch unsere Gedanken über Feld und Wald, über das Meer in die ferne Heimat, von der wir nicht wußten, ob wir sie wiedersehen sollten oder nicht! — Es graute der Morgen und der Zug, der uns weiter befördern sollte, stellte sich endlich ein. Schnell stiegen wir ein und flogen New-Orleans, das wir den Abend erreichten, mit Dampfesgeschwindigkeit zu. Wir wurden in einem Hôtel untergebracht und Hildebrand und ich meldeten uns den nächsten Morgen bei der Howard-Gesellschaft. Hildebrand wurde seines mangelhaften Englisch wegen nicht angestellt — doch engagirte ihn ein alter schwedischer Apotheker in Gretna, das New-Orleans höchst malerisch gegenüber gelegen ist. Mich steckte man in die Hospital-Apothek des Hôtel de Dieu — des größten Hospitals der Stadt.

Möge man hier mir gestatten, eine Skizze von dieser Wunderstadt des Nordamerikanischen Südens kurz einfließen zu lassen — sie ist für mich die Lieblingsstadt der Union.

New-Orleans, im Jahre 1718 von den Franzosen gegründet, liegt etwa 150 km. von der Mündung des Mississippi, der sich in den Meerbusen von Mexiko ergießt, entfernt, auf einer Ebene, die bei Hochwasser zwischen $0,6$ und $1,2$ m. unter der Oberfläche des Hochwassers liegt und von Morästen umgeben, aber durch Dämme, die rings um die Stadt herumführen und durch Bepflanzung in reizende Promenaden umgewandelt, die Stadt vor Ueberschwemmung schützen. Der älteste Theil der Stadt liegt an einer halbmondartigen Biegung des Mississippi und man findet in diesem Theile der Stadt viele alte, mit hohen Balkonen und flachen Dächern versehene Räume, die an diejenigen von den Malayen in Capstadt gebauten erinnern, wo hingegen in den neueren Stadttheilen 5–6 Stockwerk hohe, in modernem Stile gebaute Häuser die breiten Straßen einfassen. Die

Mehrzahl der Häuser sind jedoch niedrig und von Backsteinen aufgeführt, namentlich in den Vorstädten, wo sie von dunklen Orangen und Magnolienhainen umgeben in lautloser Stille verborgen liegen. Die schönste Straße der Stadt ist die Canal-Street, die 5 km. lang, die Stadt in zwei Theile ihrer Bevölkerung nach theilt — in das französische und amerikanische, resp. englische Viertel. In der Mitte zeigt die Canal-Street, von einer schönen grünen Anlage umgeben, dem Beschauer ein Standbild des Amerikaner Clay, der so viel zu der Abschaffung der Sklaverei in Wort und Schrift beigetragen hat. Die Stadt hat eine ganze Anzahl hübsch gehaltener öffentlicher Plätze, unter denen der Jackson Square, mit dem Standbild des General Jackson, des südstaatlichen Generals, der parkähnlich angelegt ist, besondere Erwähnung verdient. Dicht an denselben stößt die alte Kathedrale und das Gerichtsgebäude. Ferner mag der Lafayette-Square mit dem Denkmal Benjamin Franklins erwähnt werden, an den das von Marmor gebaute Rathhaus, die Odel-Fellow-Halle wie die schöne, im gothischen Stile gebaute Presbyterianer Kirche stößt. — Die Hauptparkanlage, in dem die feine Welt von New-Orleans am Nachmittage promeniirt oder in modernen Landauern spazieren fährt, oder Herren und Damen zu Pferde sich zeigen, das ist der City-Park, der circa 62 Hektar groß und im Nord-Osten der Stadt liegt. Der Park enthält prachtvolle alte Baumgruppen mannigfaltiger Art, herrliche Sycomorenbäume von Lianen umschlungen, riesige Eichen, von Epheu umkränzt, strecken ihre mächtigen Wipfel dem Himmel entgegen. Bunte Blumen, tropische Gewächse — bunt blühende Cacteen und prachtvolle Orchideen sind sorgsam gepflegt und manche andere Gewächse tragen ihre aromatischen Düfte in die Atmosphäre hinaus. — Die Märkte gewähren des Morgens in der Früh — vor allen der französische — ein buntes Bild geschäftigen Lebens und Treibens. — Schon die bunten Trachten von Käufer und Verkäufer allein gewähren ein äußerst farbenreiches Bild — da sind Neger und Creolen, schlitzäugige Chinesen in ihren blauen Röcken und pluderhosenartigen Beinkleidern mit ihrem nie fehlenden Zopf anwesend, da sind Cubaner, Brasilianer, ja man kann fast jagen, es sind alle Nationen der Welt dort vertreten, die Handel und Geschäfte treiben! — An großen Gebäuden, die auch baulich erwähnenswerth, sind das marmorne Rathhaus, das Zollhaus, das alte Münzgebäude wie die katholischen Kirchen erwähnenswerth, die durch ihren kolossalen Reichthum innerlich wie äußerlich in prunkhafter Weise ausgestattet sind.

Die Bevölkerung der Stadt beträgt etwa 220,000, worunter 57,000 Neger, Mulatten und Creolen und etwa 35,000 Deutsche; dieselbe hat durch das Vertretensein fast aller Nationen der Erde einen kosmopolitischen Anstrich bekommen und der Fremde fühlt sich unter diesem Mengchengemisch sehr bald heimisch.

Die Industrie umfaßt Zuckerproduktion, Reisgewinnung, Del und Oelkuchen, Baumwolle, Tabak, Mais, Weizen und Wein. Der

Handel mit dem Ausland ist sehr bedeutend, wenn er auch durch den Sklaventrieg viel zurückgegangen ist. Seitdem aber die Dampfer und großen Segelschiffe bis an die Kais und Docks der Stadt selbst gelangen können und dieselbe nun durch Eisenbahn mit dem fernen Westen der Vereinigten Staaten verbunden ist, schwingt sie sich mächtig empor und ist Königin des Nord-Amerikanischen Südens.

Nehmen wir nach dieser kurzen Abschweifung den Faden unserer Erzählung wieder auf. — Auch in New-Orleans, obwohl es viel heißer als Memphis gelegen, war das Fieber im Abnehmen begriffen und bei der Größe der Stadt war das Elend für den Einzelnen nicht so sichtbar geworden, als es in Memphis der Fall gewesen. Auch hier waren die Niederlagen der Howard-Gesellschaft, deren mehrere in verschiedenen Theilen der Stadt waren — von Nothleidenden jeden Alters und Geschlechts und solchen, die da pretendirten nothleidend zu sein, umlagert. Auch hier waren die Herren Angestellten der Gesellschaft in der Abgabe von Brandy und Wisky sehr freigebig und prominente Bummler und sonstige Gentlemen fanden immer ihren Drink oder ihr Glas Champagner bereit stehend. Es wurden dort mit den der Howard-Association zur Verfügung gestellten Mitteln — und das waren nahezu zwei Millionen Dollar — ein unverantwortlicher Mißbrauch getrieben und in unverantwortlichster Weise damit gewirthschaftet. Wie viel schmutzige Charaktere sich in dem Golde die Finger gewaschen haben, wird wohl für immer verschwiegen bleiben — aber trotzdem und alledem hatte man nach Beendigung der Epidemie noch die Unverfrorenheit, eine Nachtragsbettelei zu veranstalten, die 50,000, sage und schreibe fünfzigtausend Dollar zusammenbrachte! Trotzdem aber sind die Engros-Droguenhändler, die die Medicamente und Droguen nach dem Süden geliefert hatten, „wegen Mangels an Fonds“ nie bezahlt worden! — Das ist ja das große Elend in dem schönen Lande, woran es noch immer laborirt und sich selbst schadet — die Unehrllichkeit der Beamten, die nicht ordentlich controllirt sind. In Deutschland könnte solches nie vorkommen! — Meine Erlebnisse sind nur meistens Hospital-Erlebnisse, solche, die für das größere Publikum kein Interesse haben. Viel Arbeit gab es Tag und Nacht, waren im Hospital — dem Hôtel de Dieu doch 1200 Patienten zu versorgen, wozu wir unsere 10 Apotheker thätig waren; außerdem waren 18 Aerzte täglich anwesend, die in der Behandlung sich theilten. —

Hildebrand starb am 10. Tage nach seinem Austritt im Hause des Apotheker Bergström in Gretna. Frau von Mack, die treffliche, herzensgute Gattin des Redacteurs der dortigen deutschen Zeitung, an den Hildebrand Empfehlungen hatte, nahm sich auf die Nachricht seines Erkranktseins Hildebrands getrenlich an. Herr Bergström hatte für Arzt und Wärter gesorgt, Frau von Mack aber ließ es sich nicht nehmen, gegenwärtig zu sein und zu pflegen — bis er unter dem Ausrufe Mutter, Mutter! — in die Ewigkeit hinüber ging. — Der dortige deutsche Consul, Herr Kraushaar, der mit einer Französin

verheiratet, wohl mehr französische als deutsche sentiments hatte, war schätzig genug, ihm das Begräbniß auf Konsulatskosten zu verweigern, starb er doch mittellos. Und wenn Herr von Mack nicht einige wohlthätige Deutsche dafür interessirt hätte — so wäre der arme Kerl auf dem Armen-Kirchhof bestattet worden. So ruht er denn in Grenna auf dem Kirchhof; eine Trauerweide beschattet einen einfachen weißen Leichenstein, der seinen Namen trägt. Er wäre eines besseren Loses werth gewesen. Sei ihm die Erde leicht. . . . Monat November kam heran und mit ihm der erste Frost. Wie mit einem Schlage veränderte sich die Scene! — Die Erkrankungen nahmen ab, der Frost tödtete die Fieberkeime und New-Orleans gewann wieder sein gewöhnliches Aussehen. Seitdem die Schiffe nicht mehr an der Mündung Quarantaine zu halten brauchten und die großen englischen, deutschen und französischen Dampfer wieder bis direkt an die Hafendocks laufen konnten, war der Hafen wieder belebt wie früher. Handel und Wandel belebte sich, der Verkehr mit den Nordstaaten wurde wieder eröffnet, die vor dem Fieber auch von dort nordwärts Geflohenen kehrten zurück und als am 2. November 1878 die Gräberschmückung am Allerseelen-Tage nach katholischem Brauche stattfand, da wanderten Tausende von Menschen hinaus zu den Friedhöfen, um die Gräber ihrer Lieben mit Blumen zu schmücken. — Als einer der letzten Patienten ergriff schließlich die Seuche auch mich, und nur der trefflichen Pflege seitens des Herrn Apotheker Sauter und Frau, wie den sorgfältigen Behandlungen eines alten holländischen Arztes, Dr. Pohlman, verdanke ich meine Rettung. Wäre ich im Hospital gezwungen gewesen zu bleiben — wer weiß?!

Der Entstehungsort der Seuche ist jedenfalls New-Orleans; obwohl die Seuche auch dort eingeschleppt wird von Cuba, mit dem es viel Handel treibt, so erzeugt es sich dort doch wohl von selbst. Außerdem aber wurden zu damaliger Zeit die ganzen animalischen und vegetabilischen Abfallstoffe in die die Stadt umgebenden Moräste gebracht — kein Wunder, daß dort unter der heißen südlichen Sonne die Gelb-Fieber-Bacillen treffliche Nahrung fanden. Die Zahl der Gestorbenen in Louisiana und Tennessee wird die Zahl von 50,000 Menschen wohl erreicht haben, wenn nicht mehr. Jedenfalls aber ist das genug, um der Regierung die Warnung an das Herz zu legen, in der Zeit durch strenge Handhabung der Quarantaine inficirter Schiffe von Westindien, wie durch Herstellung eines ordentlichen Kanalisationsystems der Calamität vorzubeugen.

Wer eine solche Schreckenszeit durchgemacht und die Größe menschlichen Elends an der Quelle gesehen hat, der kommt zur Erkenntniß, daß alle epidemisch auftretenden Krankheiten Menschenwerk sind, durch Ignoranz und Nachlässigkeit, Mangel an Reinlichkeit am Körper wie im Hause entstanden. Davor schützt und hilft kein Gott, wenn man das vernachlässigt, was vernünftig ist und dann schafft man solche Zustände, wie wir sie in Memphis und New-Orleans gesehen haben. Da heißt es einfach: Hilf Dir selber! — dann hilft Dir Gott!



Lenzabend.



Schon in Dünsten, nebelkalten,
Liegen abendlich die Höh'n,
Doch es blickt aus Schleierfalten
Noch die Sonne, bräutlich schön,
Blickt aufs Wasser, das in Breite
Die versunk'nen Auen deckt
Und den Schimmer wirft ins weite,
Den der Göttin Lächeln weckt.

Und es geht ein Frühlingsweben
Hin durch Saat und Schollenfeld,
Und es geht ein Wonnebeben
Durch die duftumfloss'ne Welt.
Selbst aus finstern Hüttenschloten
Weht es wie von Opferbrand,
Und es glänzt vom Hof der Todten
Die Kapelle weit ins Land.

Ist's heut' Nacht Dir nicht erklungen,
Liebste, wie ein Klang von Erz?
Ja, es ist der Reif gesprungen
Von der Mutter Erde Herz.
Wirf denn, vielbewährte Treue,
Du auch ab, was Dich bedrängt,
Nun Dich lichter Lenz aufs neue
Lieb- und lebensvoll umfängt!

Also sandt' ich in Gedanken
Meinen Gruß der Fernen zu,
Und des Lichtes Geister sanken
Mählich in die Abendruh.
Schon erschauert silberfarben
Dort der Wasser stiller Schoß.
Erde, träume volle Garben!
Seele, träum' ein selig Loß!

A. Brieger.



National und international.

Von Dr. C. Pauli.

Nu den vielen Gegensätzen, die das moderne Leben durchziehen, gehört auch der von „national“ und „international“, und zwar ist dieser Gegensatz selbst ein internationaler, d. h. er beschränkt sich nicht auf eine Nation, sondern zieht sich durch alle Kulturnationen hindurch, sofern es bei ihnen allen Angehörige der Nation giebt, welche bei der Beurtheilung der verschiedenen Verhältnisse des Lebens sich auf den nationalen Boden stellen, während andere wieder dieselben vom internationalen Standpunkte aus beurtheilen.

Der nationale Standpunkt ist der ältere. Jeder Nichtinder war dem alten Inder ein Mleccha, jeder Nichtgriecher dem Griechen ein Barbar, zwei Ausdrücke, die der Sache nach ungefähr dasselbe sagen. Dem Römer galt nur der *civis romanus* „der römische Bürger“ als der volle und echte Mensch an sich, und das jüdische Volk nannte sich in demselben Sinne „das auserwählte Volk Gottes“. Dieser alles andere ausschließende Standpunkt des Nationalen herrscht im Alterthum in der Weise vor, daß er geradezu als die Signatur desselben bezeichnet werden darf.

Man glaube ja nicht, daß die soeben angeführten Namen, mit denen die genannten Völker die Scheidung zwischen sich und den andern Völkern ausdrückten, so harmlos und eben bloße Namen gewesen seien. Keineswegs. Sie waren vielmehr sehr ernster Natur und hatten die allerernstesten Folgen. Wie der Römer den Nichtrömer als *hostis* bezeichnete, ein Wort, welches ursprünglich „Fremdling“ heißt, aber der gewöhnliche Ausdruck für „Feind“ geworden ist, so war ganz allgemein im Alterthum der Fremdling der anderen Nation ein Feind und als solcher völlig rechtlos. Daher singt Schiller mit Recht:

Weh dem Fremdling, den die Wogen
Werfen an den Unglücksstrand!

Das galt nicht bloß von der wilden Küste Lauriens, wo man die Fremdlinge den Göttern als Opfer schlachtete, sondern ebenso gut auch von der Griechenlands und Italiens. Gastfreundschaften, sei es zwischen einzelnen Personen, sei es zwischen ganzen Nationen, milderten zwar dieses Verhältniß im einzelnen Fall, aber als die eigentliche Grundanschauung des antiken Lebens bestand es darum nicht minder.

Das ist an sich, wenn man eben den Maßstab der damaligen Welt anlegt, auch nicht zu tadeln. Das Wort „national“ hat ja, was man nicht vergeße, einen doppelten Gegensatz. Derselbe heißt nicht bloß international, sondern ein viel älterer Gegenatz heißt individual oder persönlich oder wie man's sonst nennen will. Ist es doch dem Menschen angeboren, daß er zunächst nur seine eigene Person zum Maß der Dinge macht, eine Betrachtungsweise, die noch durch die in älteren Kulturperioden übliche Form der Ansiedelung in Einzelgehöften wesentlich befördert wird. Steht doch die bäuerliche Bevölkerung mancher Gegenden auch heute noch auf diesem Standpunkt, höchstens daß sie sich erhebt zu dem, was man Kirchturmspolitik nennt, d. h. zur Betrachtung der Dinge vom Standpunkt der engen Gemeinde aus. Wenn aber der Mensch sich selbst, sein Ich, sein ego, zum alleinigen Maßstab der Dinge macht, dann entscheidet er alle Fragen vom Standpunkte des persönlichen Nutzens und Schadens aus, und es wird somit der Standpunkt des Individualismus zum Egoismus.

Dem gegenüber bildet der Standpunkt des Nationalismus, wie ihn das Alterthum vertritt, einen entschiedenen Fortschritt. An die Stelle des ego tritt die res publica, das Gemeinwesen, welches den einzelnen in seinen Dienst zwingt und den engen persönlichen Gesichtskreis durch einen weiteren ersetzt. Ein solches Gemeinwesen aber umfaßt im natürlichen Entwicklungsgange der Menschheit zunächst nur diejenigen, welche miteinander durch gemeinsame Abstammung — eben dies besagt der lateinische Ausdruck natio — miteinander verbunden sind, jeder Fremdling aber von anderem Ursprung ist einem solchen Gemeinwesen gegenüber rechtlos, ist ein hostis. Das ist eben nur die Rehrseite der Medaille.

Aber mit dieser Erweiterung des Einzelstandpunktes zum nationalen ist die Entwicklung nicht abgeschlossen. In der gleichen Linie liegt noch eine weitere. Der Ansatz: „Einzelmann zu Gesamtnation — Einzelnation zu Gesamtmenschheit“ ist eine durchaus richtige Proportion und der zweite Theil derselben nur die logische Fortsetzung des ersten. Damit aber ist der zweite Gegenatz des „national“, eben das „international“ gewonnen.

Wenn der nationale Standpunkt gegenüber dem individualen einen Fortschritt bezeichnete, dann liegt, so lange nicht das Gegentheil bewiesen ist, von vornherein die Wahrscheinlichkeit vor, daß auch der internationale Standpunkt wieder einen Fortschritt gegenüber dem nationalen darstelle. Untersuchen wir das!

Derjenige, der innerhalb unseres Kulturbereichs, so weit wir wissen, zuerst den allgemeinen Menschheitsgedanken klar und bestimmt ausgesprochen hat, ist Christus. Gegenüber der bei den Juden gerade in hervorragender Weise gepflegten nationalen Ausschließlichkeit wird er nicht müde, immer und immer wieder darauf hinzuweisen, daß die Menschen alle Brüder seien, gleichberechtigte Kinder des einen Vaters im Himmel, und das Endziel der Entwicklungsgeschichte der Menschheit liegt für ihn ausgesprochen in dem Satze: „Es soll ein Hirte und eine Heerde werden.“

Es läßt sich nicht leugnen, daß dieser Ursprung des internationalen Gedankens wohl danach angethan ist, denselben als einen Fortschritt erscheinen zu lassen. Denn möge die dogmatische Stellung des einzelnen zu der Persönlichkeit Christi sein, welche sie wolle, das wird niemand leugnen können, auch nicht wollen, wenn anders er ehrlich ist, daß Christus die Welt bereichert habe mit einer Fülle von neuen Ideen voll höchsten sittlichen Wertes, welche den Grund für eine ganz neue Kulturentwicklung abgegeben haben. Ob freilich auf diesem Grunde sich nicht ein noch besseres Gebäude hätte errichten lassen, als das, welches man errichtet hat, ist eine Frage für sich.

Von der Gründung des Christenthums an ist denn auch der internationale Gedanke nicht wieder zur Ruhe gekommen und hat fort und fort Propaganda gemacht, so daß wir jetzt thatsächlich eine ganze Reihe von Gruppen innerhalb der Menschheit sehen, die, mehr oder minder bewußt, denselben vertreten und nach verschiedenen Richtungen hin auf seinem Grunde fortgebaut haben. Wenn wir dieselben der Reihe nach die Revue passiren lassen, so werden wir auch dadurch vielleicht Anhalte gewinnen für die Beurtheilung der Frage, ob die Herausbildung des internationalen Gedankens einen Fortschritt in der Entwicklungsgeschichte der Menschheit darstelle.

Da haben wir zuerst die schwarze Internationale, d. h. die katholische Kirche. Mit Bewußtsein sich gründend auf den Satz von dem einen Hirten und der einen Heerde, ist sie die größte und mächtigste dieser internationalen Vereinigungen. Man macht ihren Gliedern ja nicht selten den Vorwurf, sie entbehren des Nationalgefühls, und innerhalb gewisser Grenzen ist das ja auch richtig, aber bei der Beurtheilung dieser Thatsache kommt es doch sehr auf den Standpunkt an, den man dabei einnimmt. Daß eine Staatsgewalt, die ja im wesentlichen immer auf nationalen Fundamenten sich aufbaut, sich nicht selten durch die internationale Betrachtungsweise verletzt fühlen und daraus einen Mangel an Vaterlandsliebe herleiten wird, ist leicht begreiflich; stellt man sich aber auf den Standpunkt der Kirche, so sieht die Sache doch etwas anders aus. Die Kirche vertritt eben mit Bewußtsein die Idee von der Einheit des Menschengeschlechts und sieht in den einzelnen Nationen zwar natürlich erwachsene, aber doch immerhin nur untergeordnete Besonderungen des Ganzen. In ganz untadelhafter Folgerichtigkeit stellt sie eben dieses Ganze über die Sondernationen, so gut wie die Nation sich über

den Einzelmenschen stellt, und auf Grund eben dieser Anschauung ist es weiter nur durchaus folgerichtig, daß sie auch die oberste Leitung des Ganzen, also der Kirche, als den Regierungen der Einzelnationen übergeordnet ansieht, ein Standpunkt, den sie im Mittelalter auch praktisch werden zu lassen bestrebt war und theoretisch noch jetzt hat. Daß sie also bei Beurtheilung der Einzelfragen zunächst die Frage aufwirft: Ist das dem Ganzen, also der Kirche und seiner Leitung nützlich, das ist doch ganz natürlich. In diesem durch das Wesen des Christenthums selbst gegebenen Gegensatz zwischen „international“ und „national“ liegt der eigentliche Kern des jahrhundertalten Streites zwischen geistlicher und weltlicher Macht, nicht, wie man so oft sagt, in der Herrschsucht der ersteren. Daß diese nicht selten auch in dem Streite ihre Rolle gespielt habe, soll nicht geleugnet werden, aber sie war nur etwas thatsächlich vorhandenes, nichts in der Idee liegendes, und konnte wohl den Streit verschärfen, aber hervorgerufen hat sie ihn nicht. Hier aber, wo es sich um die Klarstellung der Idee handelt, müssen wir von allen derartigen Zufälligkeiten absehen, und aus eben diesem Grunde lasse ich auch, was ich wohl kaum noch besonders hervorzuheben brauche, die augenblicklichen besonderen Verhältnisse in unserem Vaterlande völlig aus dem Spiel.

Die zweite Internationale ist die rothe. Auch ihr Ursprung liegt, ohne daß sie sich dessen bewußt ist, und vielleicht auch wird sie es nicht wahr haben wollen, im Christenthum. Die Gesellschaftsordnung der ältesten Christengemeinden war — die Apostelgeschichte sagt mit dürren Worten: „Alle aber, die gläubig geworden waren, waren bei einander, und hielten alle Dinge gemein“ — eine entschiedenen kommunistische, und es giebt ja bis auf den heutigen Tag eine kirchliche Gemeinschaft, deren Einrichtungen diesen Charakter an sich tragen, die Brüdergemeinde. Aber welch ein Abstand zwischen dieser und der rothen Internationale! International freilich ist auch die Brüdergemeinde. Alle ihre Gemeinden bilden, seien sie in Deutschland, Dänemark, der Schweiz, oder in Südafrika, Surinam, Grönland, eine unter gemeinsamer Leitung stehende Einheit, die der Nationalität gegenüber als das Höhere gilt. Außer diesem internationalen Zuge aber haben beide Vereinigungen nichts gemeinsames an sich. Hier bei der Brüdergemeinde die selbstlose Hingabe an die Religion, dort bei der rothen Internationale die Verachtung jedes religiösen Elementes; hier eine durchaus geistig gerichtete Lebensanschauung, dort lediglich materielle Lebenszwecke; hier als Ziel das „Friede auf Erden“, dort der Krieg aller gegen alle unter der rothen Fahne, dem *l'étandard sanglant* der *Marxellaise*, und das Motto „à la lanterne!“; hier die Heilighaltung des Bestehenden und geschichtlich Gewordenen, dort der allgemeine Umsturz und das Schaffen einer *tabula rasa*. Es liegt auf der Hand, daß eine Gesellschaft mit derartigen Grundfäßen auch jedem nationalen Zuge nicht bloß gleichgiltig, sondern feindlich gegenüber steht. Und daraus folgt wieder,

daß auch der Staat diesen Bestrebungen gegenüber eine feindliche Haltung einnehmen muß, zumal in diesem Falle das internationale Moment nicht, wie bei der Kirche, ideales Prinzip ist, sondern lediglich Kampfmittel zur Verstärkung der Macht und der Wucht des Angriffs.

Die dritte Internationale ist die goldene. Wie die rothe die der Besitzlosen, so ist diese die der Besitzenden, der haute finance. Beide sind nicht sonderlich verschieden voneinander. Materielle Ziele haben sie beide, und auch in Bezug auf die Wahl der Mittel sind beide im allgemeinen gleich wenig wählerisch. Selbstverständlich gilt dies nicht von jedem einzelnen Menschen, der zu der bevorzugten Klasse der Geldleute gehört, aber für das Gros derselben wird es doch zutreffen, zumal in sehr vielen Fällen auch die ethnographische Verschiedenheit des Blutes den Betreffenden dem nationalen Staat mindestens indifferent gegenüber stellt.

Außer der schwarzen, der rothen und der goldenen Internationale giebt es noch eine vierte, die blaue. So nennt man die Freimaurerei. Auch sie setzt, gleich der Kirche, den Grundsatz: „Alle Menschen sind Brüder!“ an die Spitze und läßt die Unterschiede der Religion, der Nation und des Standes von dieser höheren Einheit zurücktreten. Aber andererseits steht sie dem Nationalen in keiner Weise feindlich, ja nicht einmal indifferent gegenüber, denn ihre grundlegenden Satzungen schreiben die Treue gegen den Landesfürsten und die Mitarbeit an den Aufgaben des Staates ausdrücklich vor. Nur verlangt sie allerdings, daß nie, auch wenn Nation gegen Nation im Felde liegt, die höhere Einheit vergessen werde, eben das allgemein Menschliche, das humanum, und eben deshalb hat sich bei ihr das internationale Moment zum Humanitätsprinzip verklärt.

Ueberblicken wir nun diese vier Internationalen, so sehen wir sofort, wie sie in zwei Gruppen sich scheiden, jede aus zwei Gliedern sich bildend. Auf der einen Seite steht die schwarze und die blaue, auf der andern die rothe und die goldene. Jene beiden, bei denen das internationale Moment prinzipieller Natur ist, vertreten ideale Zwecke, diese beiden, bei denen es nur nebensächlich hinzutritt, materielle. Es ist von vornherein klar, daß, wenn man den Werth eines Prinzips feststellen will, man nur die Gestaltungen in Rechnung ziehen darf, bei denen es eben auch wirklich Prinzip ist, in unserem Falle also die schwarze und die blaue Internationale. Diese beiden aber stehen dem Staate keineswegs feindlich gegenüber, sondern verlangen nur, daß man außer dem Nationalen auch noch das Allgemeinmenschliche anerkenne, und das ist allerdings, gegenüber der nationalen Ausschließlichkeit des Alterthums, ein Fortschritt und eine höhere Gesittung. Daß dabei freilich auch Konflikte vorkommen können zwischen dem nationalen und internationalen Standpunkt, so gut wie zwischen dem individualen und dem nationalen, wer wollte es leugnen! Aber das höhere Prinzip negirt ja nicht die ihm untergeordneten, sondern begreift sie unter sich, und so wird denn bei

jeder einzelnen Frage sich auch leicht entscheiden lassen, wie weit der individuelle und der nationale Standpunkt berechtigt sei.

Sahen wir also, daß der internationale Standpunkt ein höherer sei, als der nationale, und diesem an sich keineswegs feindlich gegenüber stehe, so werden wir das noch mehr bestätigt finden durch die Wahrnehmung, daß auch die Staaten selbst, also die wesentlich nationalen Gebilde, in vielen Fällen selbst sich auf den internationalen Standpunkt stellen und für manche Fragen eine internationale Regelung erzielt haben, für andere sie erstreben.

Handel und Verkehr, diese wichtigen Faktoren des öffentlichen Lebens, haben zum Theil in ihren Einrichtungen internationale Vereinbarungen hervorgerufen, insbesondere in Bezug auf das Nachrichtenwesen, wie sie in dem Weltpostverein vorliegen. Bis zur internationalen Münzeinheit freilich wird es wohl noch gute Wege haben.

International geregelt ist ferner das Sanitätswesen im Kriege. Das „rothe Kreuz“ flattert in gleicher erbarmender Liebe über Feind und Freund, eine Einrichtung, so recht im Sinne des ursprünglichen Christenthums, welches nicht darauf hinausging, die bestehenden Verhältnisse umzuwerfen, sondern ihre Härten zu mildern durch Liebe und Barmherzigkeit, zwei Tugenden, denen man sonst im modernen Leben ja allerdings selten genug zu begegnen pflegt.

Ein weiteres Gebiet, welches durch internationale Verträge geregelt worden ist, ist das von Wissenschaft und Kunst, deren Erzeugnisse man gegen unbefugte Nachahmung auch über die nationalen Grenzen hinaus auf diesem Wege sicher zu stellen sich bemüht hat.

Auch die Rechtspflege hat wenigstens nach einer Seite hin eine internationale Regelung gefunden, sofern man Auslieferungsverträge geschlossen hat, um durch diese die Straflosigkeit schwerer Verbrecher zu verhindern.

Diese Beispiele mögen genügen, um zu zeigen, daß auch vonseiten der nationalen Regierungen auf vielen Gebieten der nationale Standpunkt mit dem internationalen vertauscht worden ist. Und diese Gebiete sind in der That nicht nur zahlreich, sondern auch recht verschiedenartig. Handel, Wissenschaft und Kunst, Rechtspflege, Krankenpflege im Kriege, das sind doch so verschiedenartige Gebiete, daß man wohl wird annehmen dürfen, daß der internationale Gedanke noch an Ausdehnung gewinnen und auch solche Gebiete noch in Besitz nehmen wird, die ihm heute noch nicht unterworfen sind.

Alles dies könnte nicht sein, wenn nicht auch die Regierungen bis zu einem gewissen Grade den internationalen Standpunkt als den höheren ansähen. Freilich wird dies bei ihnen nur vom Standpunkte der Nützlichkeit aus geschehen. Aber immerhin! Auch so bleibt doch der Standpunkt der höhere, wenn auch nur mit dem Maßstabe des Nutzens gemessen. Aber der Standpunkt des Nutzens ist ja nicht an sich unbedingt zu verwerfen, er darf nur nicht der

absolut herrschende und allein bestimmende werden, weder für den einzelnen Menschen, noch für den einzelnen Staat.

Und wie die Regierungen bestrebt gewesen sind, auf Gebieten, wo sie es für nützlich hielten, den internationalen Standpunkt einzunehmen, so haben auch Private sich auf diesen Standpunkt gestellt, um von ihm aus Gutes und Nützlichendes zu schaffen. So sind insbesondere die internationalen wissenschaftlichen Kongresse zu nennen, bei denen in mannigfacher Richtung für die Wissenschaft erfreuliche Ergebnisse herausgekommen sind. Die Zahl der wissenschaftlichen Vereinigungen, die internationale Zusammenkünfte abhalten, ist keine geringe mehr. Am bedeutendsten sind wohl der internationale Orientalisten-Kongress und der der Anthropologen, um den u. a. Virchow sich verdient gemacht hat. Der Nutzen dieser internationalen Kongresse ist ein doppelter. Einmal geben sie Gelegenheit, die Gegenstände der Forschung von den verschiedenen Gesichtspunkten aus zu erörtern, unter denen die einzelnen Nationen dieselben zu betrachten gewohnt sind und die keineswegs immer dieselben sind. Hier wird durch den Austausch der Gedanken ein sachlicher Nutzen direkt geschaffen. Sodann ist aber auch das Moment nicht zu unterschätzen, daß die Forscher der verschiedenen Nationen, welche das gleiche Wissensgebiet bearbeiten, sich persönlich kennen lernen. Auch aus dem rein persönlich-geselligen Verkehre entspringen sachliche Vortheile für die Wissenschaft von nicht zu unterschätzender Bedeutung.

Für die Hebung dieser internationalen Beziehungen sind natürlich die modernen Verkehrsmittel der Eisenbahnen und Telegraphen von außerordentlicher Bedeutung gewesen, ja, man darf getrost sagen, daß ohne diese eine so hervorragende Förderung der internationalen Beziehungen überhaupt gar nicht möglich gewesen wäre.

Freilich machen sich auch jetzt noch vielfach Bestrebungen geltend, die dem internationalen Standpunkt hemmend in den Weg treten. Damit ist nicht das Nationalitätsprinzip gemeint, wie es Napoleon III. als die Richtschnur seiner Politik hinstellte. Es versteht sich von selbst, daß Staaten in der That am besten auf nationaler Grundlage organisiert werden, denn Stammesverschiedenheit zwischen den Angehörigen eines und desselben Staates ist im allgemeinen von Uebel. Wenn sich auch in der Schweiz Deutsche, Italiener, Churwälsche und Franzosen leidlich gut vertragen, ebenso in den Vereinigten Staaten Angelsachsen und Deutsche, so ist's doch mit Russen und Polen in Rußland, mit Vlaemen und Wallonen in Belgien und mit dem Völkermischmaß in Oesterreich etwas anders, und selbst bei uns sind die Polen, Dänen und Franzosen keine angenehme Zuthat. Also das Napoleonische Nationalitätsprinzip war an sich rationell und nicht darauf angelegt, dem Internationalismus direkt Abbruch zu thun.

Wohl aber steht der Schutzzoll in einem gewissen Gegensatz zu dem internationalen Prinzip. Ja, man kann in der That sagen, daß Schutzzoll und Freihandel sich in der That zu einander verhalten,

wie nationales und internationales Prinzip. Denn der Freihandel betrachtet eben die gesammte Erde ohne Unterschied der Nationen als ein einziges großes Handelsgebiet, während der Schutzzoll jedes staatliche bezw. nationale Gebiet auch als ein Handelsgebiet für sich angesehen wissen will. Prinzipiell ist somit der Standpunkt des Freihandels sicherlich der höhere. Aber damit ist nun keineswegs gesagt, daß er unter allen Umständen nun auch durchgeführt werden müsse oder auch nur könne. Schon oben sahen wir, daß der Standpunkt der Regierungen im wesentlichen der nationale sei, und daß dabei vor allem das Nützlichkeitsprinzip in Frage komme. Nun ist aber anzuerkennen, daß von diesem Standpunkte aus der Schutzzoll zur Hebung der nationalen Industrie oder auch aus finanziellen Gründen für den einzelnen Staat sehr nützlich sein kann und daher sehr wohl zu vertheidigen ist. Es ist ja wahr, der höhere und idealere Standpunkt bleibt der des Freihandels, aber wir müssen doch die Welt so nehmen, wie sie einmal ist, und sie ist doch eben ein sehr wenig ideales Gebilde.

Wie man sieht, gehen die Fäden nationaler und internationaler Natur in dem Gewebe des modernen Lebens sehr bunt durcheinander, und bald schillert dasselbe mehr nach der einen, bald mehr nach der anderen Seite hin. Aber das ist doch die Signatur des modernen Lebens, daß mit dem nationalen Aufzug der internationale Einschlag überhaupt verwebt ist, was das antike Leben eben nicht kannte. Und auch das ist unverkennbar, daß die internationale Anschauungsweise in siegreichem Fortschreiten begriffen ist und nach und nach immer neue Gebiete in Angriff nimmt. Und das ist gut, war sie doch der höhere Standpunkt gegenüber dem immer noch etwas egoistisch gefärbten nationalen, der christliche gegenüber dem heidnischen.





Vom Schicksal gerichtet.

Novelle von Eugen Reichel.

Durch die von trübe brennenden Gaslaternen nur dürftig erhellte Dunkelheit eines Februarabends wandelte sicheren und schnellen Schrittes eine hochgewachsene, schlanke Mädchengestalt, welche von den des Weges kommenden Männern mit Aufmerksamkeit gemustert, wohl auch in dreister Weise angesprochen wurde. Die schlicht gekleidete, unverschleierte Fußgängerin schien weder das Eine zu sehen, noch das Andere zu hören; geradeaus vor sich hinblickend, eilte sie weiter und sprang schließlich über ein paar Stein-
stufen hinweg in den fast finsternen Flur eines Eckhauses, wo sie mit ihrem verwitweten Vater, dem Rendanten Gervig, den linken, aus zwei Stuben, Kabinett und Küche bestehenden Flügel des dritten Stocks bewohnte.

Oben angelangt, öffnete sie die Thür. Sie stutzte. Seit Jahren war sie gewöhnt, den Flurgang erleuchtet und den Vater im Hause zu finden, wenn sie um diese Zeit heimkehrte — heute war es dunkel.

„Bist Du da, Papa?“ fragte sie laut.

Keine Antwort; nichts regte sich.

Es ist seltsam, dachte sie, ging in die Küche, zündete ein Lämpchen an und betrat eines der beiden Vorderzimmer. Aber kaum hatte sie einen Fuß über die Schwelle gesetzt, so schrie sie entsetzt auf und taumelte gegen die Wand zurück: ihr Vater lag mit dem Gesicht nach unten am Boden; das mittlere Schuhsfach stand offen; einige Wäschestücke ragten über den Rand empor.

Diebe! war ihr erster Gedanke — Mörder! ihr zweiter.

Weinend rannte sie sofort hinaus, klingelte bei den Nachbarn und schilderte diesen, was sie soeben gesehen.

Ihre Aufregung theilte sich den Zuhörern mit; einer von ihnen eilte unverzüglich zur Polizei, die anderen begleiteten das schluchzende Mädchen in die Wohnung und nahmen alles in Augenschein, Worte lebhaften und aufrichtigen Bedauerns äussernd.

Der schwächliche, schon ergraute Mann, der ein so trauriges Ende gefunden, war bei allen beliebt gewesen, beliebter als die schöne Tochter, die man sich stolz hielt, weil sie keinen Umgang suchte und den Frauen und Mädchen ebenso wenig Vertraulichkeit gestattete, wie den Männern.

„Er hätte noch manches Jahr leben können.“

„Heute Vormittag sprach ich noch mit dem alten Herrn — er sah nicht aus, wie einer, der nachmittags eine Leiche sein wird.“

„Nein, wahrhaftig, das hat keiner geahnt, er am wenigsten. Aber das kommt davon, wenn man Geld im Hause liegen hat — sei's auch noch so wenig — die Spitzbuben erfahren das immer.“

„Ja, man ist nirgends seines Lebens sicher — aber wohl dem, der's hinter sich hat!“

So redeten die Theilnehmenden durcheinander, während sich die Kunde von dem Vorgefallenen weiter und weiter verbreitete. Bald genug drängten sich die Leute auf den Treppen und in dem Flur gange, der zu dem Schauplatze des grauenvollen Ereignisses führte; nur mit Mühe konnten sich der Arzt und die Polizeibeamten, die nach einigen Minuten eintrafen, durch das Gewühl einen Weg bahnen und in das Zimmer gelangen.

Als der Arzt festgestellt hatte, daß der Tod des Unglücklichen bereits vor einer Stunde erfolgt sein müsse, durchsuchten die Amtsleute die Wohnung, in der Hoffnung, irgend etwas zu entdecken, was auf die Spur des Thäters leiten könnte. Zugleich hat der überwachende Lieutenant, keine Veränderungen an der Lage des Leichnams vorzunehmen, ehe die gerichtliche Kommission den Thatbestand aufgenommen, und fragte, ob jemand über den Mörder Auskunft ertheilen könne.

Niemand hatte jedoch etwas verdächtiges bemerkt. Wohl entsannen sich einige, daß im Laufe des Nachmittags ein junger Mann im Hause gebettelt hatte, und eine im zweiten Stock wohnende Dame wollte gegen fünf Uhr durch heftige Fußtritte geweckt worden sein — aber genaues vermochte keiner der Anwesenden zu bezeugen.

Nachdem die Neugierde der Zuschauer einigermaßen befriedigt worden, wendete sich die allgemeine Aufmerksamkeit der Tochter des Ermordeten zu. Man bedauerte das arme Mädchen von ganzem Herzen; die Frau des Wirthes bot ihr sogar eine Schlafstelle für die nächste Zeit an, weil es ihr ohne Zweifel unmöglich sein würde, die Nacht über allein an der Mordstätte zu bleiben. Sie lehnte das Anerbieten dankend ab mit der Begründung, daß sie wohl ein Unterkommen bei der verheirateten Schwester ihres Vaters finden werde, der sie doch ohnehin so schnell wie möglich das Vorgefallene melden müßte.

Sie ist viel zu stolz, um sich von uns trösten oder Hilfe bieten zu lassen — so dachten die Nachbarn und zogen sich mehr und mehr von ihr zurück. Auch die neugierige Menge zerstreute sich allgemach; der Polizeilieutenant sperrte die Wohnung ab, und Stella Gervig eilte zu ihren Verwandten.

Die Untersuchungskommission stellte am folgenden Tage fest, daß der Todte wohl nicht eigentlich ermordet, sondern beim Ringen mit dem von ihm überraschten Diebe gegen die Wand geworfen sein dürfte und daß ein dadurch bewirkter Schädelbruch die Ursache des Todes gewesen sei.

Gestohlen war nicht viel, nur fünf Hundertmarkscheine fehlten; der Todte war nicht einmal beraubt worden: Uhr, Kette, Ring und eine Börse mit Inhalt fanden sich vollständig vor. Man schloß daraus, daß die That nur von einem einzelnen und offenbar höchst besonnenen und vorsichtigen Einbrecher verübt worden; von diesem selbst war jedoch keine Spur zu entdecken; auch die ausgesetzte Belohnung führte zu keinem befriedigenden Ergebniß.

Kella Gervig war jetzt eine Witwe geworden, und diese Veränderung lastete um so schwerer auf der Beklagenswerthen, weil der Vater nichts hinterlassen hatte.

Der alte Gervig, der eigentlich gar nicht so alt gewesen, den aber Mißerfolge, Krankheit und der Verlust einer geliebten Frau sehr früh hinfällig und zum Greise gemacht, war durch ein schweres, unheilbares Augenübel gezwungen worden, vor der Zeit aus dem Dienste zu scheiden, und hatte daher eine kümmerliche Pension bezogen, die nur gerade für das Nothwendigste ausreichte, während alle Nebenbedürfnisse der zwei Menschen auf die Einnahmen Kellas angewiesen waren, die alltäglich drei Stunden schlecht bezahlten Unterricht ertheilte. Trotzdem war es dem haushälterischen Mädchen gelungen, sich in den letzten vier Jahren ein kleines Nothkapital anzulegen — jene fünfhundert Mark, welche dem Diebe zum Opfer gefallen. Hierdurch sah sich nun Kella der drückendsten Armuth preisgegeben: kaum, daß der Vater anständig bestattet werden konnte. Was aber sollte mit ihr, der Lebenden, geschehen? Sie verdiente als Lehrerin monatlich etwa fünfzig Mark — damit war wenig anzufangen, und wenn sie sich noch so sehr einschränkte. Auf neue Schülerinnen hatte sie lange genug vergebens gehofft — sie wußte, daß sie nicht zu den Glücklichen gehörte. Von den Verwandten mochte sie auch nichts annehmen — was also blieb ihr zu thun übrig?

Sie hatte bisher die freie Verfügung über ihre Zeit als ihren höchsten Besitz angesehen. Ihr Selbstgefühl war von Jugend an stark entwickelt gewesen; der Gedanke, sich einem fremden Willen zu verbinden, nur um ihr Dasein zu fristen, hatte stets etwas fürchterliches für sie gehabt. Jetzt erwog sie zum erstenmal, ob sie nicht am besten führe, wenn sie eine feste Stellung als Erzieherin oder Stütze der Hausfrau fände.

Sobald sie mit sich selbst hierüber einig geworden, war sie auch entschlossen, den entscheidenden Schritt zu thun.

Ihrer Anzeige in der Zeitung schenkte zunächst niemand Gehör. Sie war an vergebliche Bemühungen gewöhnt, aber diesmal traf sie der Mißerfolg sehr hart. Ohne Hoffnung auf ein besseres Ergebniß machte sie noch einen Versuch — und jetzt meldete sich ein verwittweter

Landgeistlicher, der seinen zwei unerwachsenen Töchtern eine Lehrerin und Gesellschafterin zu geben wünschte.

Kella war kein kirchlich gesinntes Mädchen, sie hegte sogar ein Vorurtheil gegen alles, was in irgend einer Beziehung zur Kirche stand. Wie viele Menschen, die in strenger Selbstzucht aufgewachsen und sich ihres eigenen Werthes bewußt sind, glaubte sie Das in ihrer Brust zu finden, was andere schwächere Gemüther in der Kirchenlehre suchen, und dem entsprach ihre Schätzung des Uralttheiligen und der Vertreter desselben. Wenn ihre Lage weniger ernst gewesen, so hätte sie das in die freundlichsten Worte gekleidete Auerbieten des hochwürdigen Herrn wohl kurzweg abgelehnt. Aber im Kampfe ums Dasein ändern sich nicht nur Formen, sondern auch Gesinnungen, und so kam es, daß diesem Nothhelfer gegenüber die Bedrängte sich schnell einer milderen, gerechteren Anschauung zuneigte. Ohne viel zu überlegen, erklärte sie sich in einem längeren Schreiben bereit, in das ländliche Pfarrhaus einzutreten, schilderte ihre Verhältnisse und erlaubte sich nur schüchtern anzudeuten, daß ihre Religion weniger im Beten und sich Bereiten, als in einem sittlichen und werktätigen Lebenswandel sich kundgebe.

„Kommen Sie sobald wie möglich!“ lautete die Antwort des Pfarrers — und vierzehn Tage später befand sich Kella in der neuen, wenige Meilen von ihrer Vaterstadt entfernten Heimat.

So reizvoll für jeden Städter ein Landaufenthalt im Sommer ist, so niederdrückend, fast unheimlich ist er im Winter, wenn das Auge ringsumher nur ins Dede schaut, alles in starres Schweigen gehüllt ist und der Schnee so hoch liegt, daß er die Bewegung der Menschen entweder ganz hemmt oder doch auf das engste Gebiet beschränkt.

Unheimlich! das war auch der Eindruck, den Kella empfand, als sie an der Seite des Pfarrers in das todtenstille, verschneite und gerade jetzt von einem heftigen Schneegestöber heimgesuchte Dorf einfuhr.

„Das ist im Winter nicht anders, Fräulein Gervig“, sagte der tabakrauchende Gottesmann zu seiner jugendlichen Gefährtin, die gegen ein solches Unwetter kaum einigermaßen geschützt war. „Aber lassen Sie sich dadurch nur nicht abschrecken und verstimmen. Je mehr Schnee, desto mehr Segen, wenigstens hier zu Lande, wo keine Frühjahrsüberschwemmungen zu fürchten sind. Der weiße Pelz hält die Saaten warm — ja gewiß. Und wenn's draußen entsetzlich, ist's innen ergötzlich, das werden Sie erfahren, wenn wir unter Dach sind.“

„Ich will es wünschen, Herr Pfarrer.“

„Verlassen Sie sich darauf. Bei mir haust jeder gern, ob ich schon zur Zeit noch ebenso tief in der Trauer stecke, wie Sie, Fräulein. Sawohl, bei mir haust jeder gern, so wahr ich Anton Seewald heiße und der beste, freisinnigste Kanzelredner der ganzen Provinz bin. Ja, das bin ich all meinen duckmäuerischen Kollegen zum Trost, und die gute Laune habe ich mir auch niemals vergehen lassen —

obwohl ich in achtzehn Jahren zwei Frauen begraben und noch Traurigeres erlebt habe. — Hü, Brauner! Nur nicht am Ende der Fahrt noch faul werden — es ist ja kein Vergnügen, durch solchen Schnee zu waten, aber lauf nur zu.“

Endlich wurde die Kirche durch den Flockennebel undeutlich sichtbar; nach einigen Sekunden zog Seewald die Leine stramm, das Schellengeläute brach ab, der dampfende Gaul stand.

Sogleich öffnete sich die hohe Thür des einstöckigen Pfarrhauses, zwei reizende Mädchengestalten traten hervor, klatschten in die Hände und begrüßten Kella, die von dem herzlichen Empfang sehr angenehm berührt wurde.

Seewald war schnell vom Schlitten abgesprungen und half nun der Halberstarrten mit gewandter und anständiger Höflichkeit beim Absteigen.

„Ist das Frühstück fertig?“ fragte er die Kinder.

„Ja, Papa; Karoline trägt eben auf“, antwortete die Ältere.

„Aber das Warmbier soll auf dem Herde stehen bleiben, bis wir alle beisammen sind. Fräulein Gervig wird sich erst aus- und ankleiden wollen.“ Er steckte die ausgebrannte kurze Pfeife in die Tasche, schüttelte den Schnee von sich ab und übergab einem Stalljungen Pferd und Schlitten zur Absperrung. Inzwischen hatten die Mädchen ihre schöne Erzieherin plaudernd ins Haus und die Treppe hinauf geleitet, wo ein gut geheiztes und freundlich ausgestattetes, einsejtziges Stübchen der neuen Bewohnerin harrte.

Kella fühlte sich hier sofort heimisch. Die Kinder halfen ihr noch beim Ablegen des Mantels, baten um einen Kuß und entfernten sich dann.

„Hier wäre ich nun fürs erste gefangen!“ jagte sie zu sich selbst, als sie wieder allein war. „Immerhin ein behagliches Gefängniß und liebenswürdige Mitgefangene — nur Muth, es wird sich schon machen!“ Sie jummte eine heitere Melodie vor sich hin und wechselte die Kleider.

Nach einiger Zeit klopfte das Dienstmädchen an Kellas Thür und fragte, ob sie für diesmal vielleicht ihr Frühstück im eigenen Zimmer zu verzehren wünsche.

Aber Kella war bereits fertig geworden und begab sich hinunter.

Seewald begrüßte sie nun auch als Herr des Hauses, sprach die Hoffnung aus, daß die Fremde sich bald als ein Glied der Familie ansehen werde, und bemühte sich offenbar, Kella den Eintritt in das neue Verhältniß nach Möglichkeit zu erleichtern und sie merken zu lassen, daß er die Dame in ihr zu achten wisse.

Nicht minder aufmerksam zeigten sich die Kinder. Kella wurde von all der Freundlichkeit und Zuorkommenheit so erquickt, daß auch sie hingebender wurde, als es für gewöhnlich ihre Art war — die vier Menschen empfanden es nach wenigen Minuten, daß sie gut zu einander paßten und wackere Kameradschaft halten würden.

Die schöne Städterin gefiel den Dörflern in der That über alle

Maßen, namentlich Seewald war ganz glücklich darüber, eine so stattliche Hausgenossin gewonnen zu haben, die wahrlich einem größeren und vornehmeren Kreise zur Zierde gereicht hätte. Ob in diesem Falle nur der Vater urtheilte, wäre schwer zu entscheiden gewesen. Seewald gehörte wenigstens noch nicht zu jenen unglücklich Ehrwürdigen, welche die Gunst der Frauen nur als ein flüchtiges Gnadengeschenk betrachten dürfen. Er fühlte sich an Körper und Geist als einen gesunden, rüstigen, jugendlichen Mann, und er war es auch, obwohl sein derbgeschmütztes Haupt nahezu ein halbes Jahrhundert auf dem kurzen Halse saß. Immerhin war er eitel genug, um sich eine Ehre daraus zu machen, daß Kella so schnell bei ihm heimisch geworden, und als die Kinder kurze Zeit nach dem Abendessen zu Bette gegangen waren und Kella sich auf ihr Zimmer zurückziehen wollte, gelang es ihm, die Ermüdete durch einige geschickt hingeworfene Bemerkungen zu fesseln. Bald entwickelte sich ein lebhaftes Gespräch, dem Seewald nach und nach die gewünschte Richtung zu geben wußte.

„Sie haben gewiß längst den Eindruck empfangen, daß die Bewohner dieses einfachen Pfarrhauses herzlich froh sind über Ihr Eintreffen, das hoffentlich ein recht langes Verweilen zur Folge haben wird“, jagte er mit Würde.

„Ich hoffe es auch, Herr Pfarrer.“

„Die Kinder schwärmen geradezu für sie, und selbst meine Karoline ist von Ihnen entzückt.“

Diese Wendung war so geschickt vorbereitet worden, daß Kella sich derselben ohne jede Peinlichkeitsempfindung zu freuen vermochte.

„Es bereitet mir natürlich die größte Verwunderung, zu erfahren, daß ich nicht mißfalle“, gab sie zur Antwort. „Meine Schülerinnen haben es allerdings auch verstanden, sich schnell meine Liebe zu erobern; an meiner Hingebung für die Aufgabe, die mir gestellt ist, soll es nicht fehlen.“

„Dafür werden wir Ihnen alle dankbar sein, Fräulein Gervig. In der That, ich habe da wirklich einen Treffer gemacht und wundere mich nur, daß mir das noch möglich gewesen. Ich sollte meinen, daß eine junge Dame, wie Sie, nicht erst zu warten brauchte, bis ein Landpfarrer, wie ich, eine Erzieherin für seine Töchter nöthig hätte.“

„Man hat sich noch nie um mich gerissen, Herr Pfarrer; im Gegentheil —“

„Das ist unbegreiflich!“ warf er ein.

„Ich besitze vielleicht zu wenig von dem, was die Stadtherrschäften von einer Lehrerin und Erzieherin beanspruchen: Demuth. Ich trage den Kopf gern aufrecht, so daß ich oft für stolz gegolten habe. Das aber ist vielen ärgerlich, zumal den Frauen, die von ihren Untergebenen Unterwürfigkeit verlangen. Auch giebt es in den meisten Familien Söhne, leicht entzündliche Herzen — und wenn ich auch nicht so eitel bin, um mich für besonders schön zu halten, so bin ich doch offenbar den besorgten Eltern nie häßlich genug erschienen. Sie selbst würden vermuthlich sehr viel weniger mit mir zufrieden sein,

wenn Sie einen Sohn im Hause hätten, den Sie vor jeder thörichten Verirrung bewahrt sehen möchten.“

Auf Seewald schien die letzte Bemerkung peinlich gewirkt zu haben, sein gutmüthiges Gesicht wurde plötzlich ernst. Aber die Züge milderten sich wieder.

„In Ihrem Briefe gab sich dieser unabhängige Charakter deutlich zu erkennen“, fuhr er fort. „Mir jedoch war das gerade recht. Ich mag die allzu demüthigen, immer wie geknickte Weiden durch die Welt schleichenden Leijerretter nicht ausstehen. Es gefiel mir, daß Sie rundheraus und doch nicht unbecheiden erklärten, Sie seien keine Betschwester. Jedenfalls gehörte Muth dazu, denn Sie konnten ja nicht wissen, daß meine Religion auch wesentlich von der meiner Amtsgenossen verschieden ist. Ihre Aufrichtigkeit hätte Sie leicht um das fragwürdige Glück betrogen, Erzieherin im Hause des Pfarrers Anton Seewald zu werden.“

„Ich war auch anfangs darauf gefaßt, und selbst, als ich Ihre Aufforderung erhielt, so schnell wie möglich zu kommen, dachte ich mir, Sie seien ein berechnender Seelenhirt, der sich mit der Hoffnung schmeichelt, das störrig gewordene Lamm wieder zahm zu machen.“

„Davor sind Sie freilich bei mir gesichert. Halten Sie mich aber deshalb nicht etwa für einen Heuchler, der den Bauern das Evangelium predigt, an das er nicht glaubt, der ihnen das Abendmahl reicht, von dessen Heilswirkung er nicht überzeugt ist. Ich bin ein religiöser Mensch trotz all meines Freisinn, und ich bin auch fest von der läuternden und selig machenden Kraft dessen durchdrungen, was ich meinen Andächtigen und Heilsbedürftigen an Sonntagen und Festtagen zu Herzen führe. Das weiß ich wohl, daß ich nie Geistlicher geworden wäre, wenn ich in jüngeren Jahren mich etwa auf dem Standpunkt befunden hätte, den ich mir im reiferen Alter durch ehrliches Denken eroberte — damals war ich begeistert für den Beruf, dem der Vater und Großvater angehörten; jetzt halte ich nur als ein Mann von Charakter in ihm an und bemühe mich, ihm die edelsten und wohlthätigsten Seiten abzugewinnen. Glauben Sie mir, ein Landpfarrer kann auch heute noch seiner Gemeinde zum Segen gereichen und wird es noch für lange Zeit hinaus können. Das Bedürfniß nach dem Prediger ist überall vorhanden — warum soll es nicht eines aufgeklärten Mannes würdig sein, den Verlangenden dies Bedürfniß in einer Weise zu befriedigen, daß kein Aergerniß daraus erwächst? Wer die Seele des Kindes mit Märchen speist, weiß wohl, daß er Märchen erzählt, er weiß aber auch, was für eine treffliche Nahrung er dem gläubig lauschenden Kinde bietet, wie sehr diese sinnvollen Unwahrheiten das jugendliche Gemüt anregen und zum Guten erziehen helfen. Es kommt ja so viel auf den Vermittler an, daß er das Todte von dem Lebendigen und Lebensschaffenden zu sondern versteht. Freilich verlangen die obersten Behörden von einem Geistlichen, daß er den Buchstaben über den Geist setze, das trockene, unfruchtbare Dogma über die Anleitung zu einem tüchtigen, frucht-

reichen Lebenswandel; und als ich noch von diesen Behörden abhing, hatte ich schwer genug zu leiden. Doch hier, unter dem Schutz eines edlen, wahrhaft freimüthigen Patrons, darf ich lehren und unterrichten, wie es mir gefällt. Und das giebt mir die Heiterkeit, über die ich verfüge, obwohl ich es nicht vergessen und verwinden kann, welchem Ereigniß ich dieses Glück verdanke, und viel Ungemach im Leben erduldet und den Geschossen des Schicksals oft genug als Zielscheibe gedient habe.“

„Sie sagten mir schon heute Vormittag, daß Ihnen zwei Frauen gestorben seien“, bemerkte Kella theilnehmend.

„Ja — zwei wackere Gefährtinnen. Aber das lastet weniger auf mir, wenn ich auch wegen der zweiten noch in der Trauerzeit stehe. Eine Gattin zu verlieren, ist ein großes Unglück — gewiß, und Sie mögen mir glauben, daß ich diese Verluste sehr schmerzlich empfunden habe. Dennoch — nun, wir müssen alle unser Theil mit Ergebung tragen.“ Er legte die fleischige Hand über sein Gesicht und schwieg.

„Sie werden jetzt allein sein wollen, Herr Pfarrer“, begann Kella nach einer Weile, sich rücksichtsvoll erhebend.

„Nein, Fräulein Gervig — bleiben Sie nur. Es ist mir so lieb, daß ich wieder einmal mit einem vernünftigen Menschen mich unterhalten kann. Ich habe das lange entbehrt; unser Arzt ist zwar ein tüchtiger Mann, aber schlecht geeignet, solchen Ergießungen der Seele ein Ohr zu schenken, und dem Grafen darf ich derartiges auch nicht zumuthen. Aber mit Ihnen — ja wahrlich, Fräulein — mit Ihnen könnt' ich und möcht' ich über manches sprechen — nur, um Sie erkennen zu lassen, mit wem Sie es zu thun haben.“

„Darüber bin ich nicht mehr im Zweifel, Herr Pfarrer“, entgegnete sie, wieder Platz nehmend.

„Aber es giebt Dinge und Verhältnisse, die man genau so sehen muß, wie sie sind, um sie richtig zu beurtheilen — und vielleicht erfahren Sie dies und jenes und machen sich Gedanken darüber und meinen, ich wäre doch wohl verantwortlich dafür; ein Apfel könne nicht besser sein, als der Baum, an dem er gewachsen — und das möcht' ich gern verhüten — und weil wir gerade jetzt so vertrauensam einander gegenüber sitzen — Sie werden wohl etwas Zeit und Geduld für mich übrig haben, nicht wahr, Fräulein Gervig?“

„Gewiß, Herr Pfarrer.“

„Das freut mich.“ Er nickte wehmüthig lächelnd, sagte sich etwas verlegen an die weiße Halsbinde, hustete zweimal vor sich hin und fuhr dann fort: „Ich besaß auch einen Sohn — ein liebes, hoffnungsvolles Kind — und ich war ehrlich bestrebt, seine Seele frei zu halten von alledem, was ich in meines gottseligen Vaters Hause eingesogen. Er bekam von mir nicht zu hören, daß fleißig gebetet halb studirt sei, daß der Glaube allein das wahre Gut und Zerknirschung die wahre Religion ausmache. Nein, ich ließ ihn groß werden als einen von dem Geist unseres naturwissenschaftlichen Zeit-

alters befruchteten Menschen; er eignete sich alles mit bewundernswerther Leichtigkeit an und entwickelte sich so vortrefflich, daß ich undemüthiger Vater mit Stolz auf den emporstrebenden Sprößling blickte. Einen Arzt oder Naturforscher hoffte ich dereinst in ihm zu sehen — ach, es gerieth mir schlecht. In der Stadt, wo ich ihn bei würdigen Leuten in Pension gegeben, fehlte ihm doch wohl die rechte Zucht und Aufsicht — er wurde leichtsinnig, und ich mußte schon Schulden für ihn bezahlen, als er noch auf der Prima war. Ein harter Schlag für mich. Meine Frau starb um diese Zeit; die Vorsehung war ihr gnädiger als mir, sie erlebte das Schlimmste nicht. Kurt bezog mit neunzehn Jahren die Universität — vorher gab ich ihm noch die besten, eindringlichsten Lehren — sie fruchteten wenig. Seien Sie versichert, liebes Fräulein, wenn ich nicht so fest in meinen Ueberzeugungen wäre, wenn ich nicht wüßte, daß ich gute Saat in ihm ausgestreut, so hätte mich diese Erfahrung vollständig umgeworfen und wieder zu einem stumpfsinnigen Anhänger des alten Kinderglaubens gemacht, vielleicht gar zu einem Frömmel und schlaffen Bußgänger. Aber die Vorsehung bewahrte mich davor. Ich zweifle nicht daran, daß Kurt ein vortrefflicher Mensch geworden, wenn die Natur ihm nicht den festen Kern versagt hätte — dieser Mangel ist wahrscheinlich ein Erbtheil, das ihm die unschuldige Mutter überliefert hat, deren Großvater auch ein sehr leichtsinniger Mann gewesen, was ich erst späterhin erfuhr. Dieser feste Kern des Charakters, den man keinem an bilden kann, der vorhanden sein muß, wie das Blut im Leibe, der fehlte dem unglücklichen Jungen; dazu kam, daß er als Student in lockere Gesellschaft gerieth, ohne daß ich in der Ferne etwas davon ahnte. Erst, als er zum Betrüger geworden, erfuhr ich all das Entsetzliche. Man ging nicht sehr sanft mit ihm um — drei Jahre Gefängniß.“

Er machte wieder eine Pause und bedeckte sich die Augen mit der Hand.

„Ich bedaure Sie von ganzem Herzen, Herr Pfarrer“, jagte Kella warm.

„Dafür bin ich Ihnen dankbar, Fräulein Gervig“, fuhr er fort. „Jeder gute Mensch hätte mich um dieses Unglücks willen bedauern müssen. Nun, von meinen zahlreichen Feinden durfte ich das natürlich keineswegs erwarten; ihnen gelang es auch, mich aus der Gemeinde zu verdrängen, in der mein Großvater und Vater Seelsorger gewesen. Das hohe Konsistorium fürchtete, daß es Aergerniß erregen könnte, wenn ich länger in demselben Amt verbliebe; man hatte nicht übel Lust, mich nach irgend einem weltfernen, öden Winkel zu verbannen. Das wurde meinem jetzigen Patron durch einen Zufall bekannt; der Graf, der ein Studiengenosse meines Vaters gewesen und halb und halb mit ihm befreundet geblieben war, theilte mir mit, daß ihm vor kurzem der Pfarrer gestorben sei, und fragte zugleich an, ob ich zu ihm kommen wolle. Ich brauchte nicht erst zu überlegen, und einige Wochen später befand ich mich mit Weib und

Kinderu — ich hatte mich ein Jahr nach dem Tode meiner ersten Frau wieder verheiratet — befand ich mich hier, in freier und nährsamere Luft.“

„Und Ihr Herr Sohn ist noch —?“ warf Kella ein.

„Im Gefängniß? Nein — um die Weihnachtszeit waren es drei Jahre gewesen. Ich schrieb auch anfangs Dezember an ihn und lud ihn ein, das Fest als ein freier und hoffentlich geesserter Mensch bei mir zu verleben. Aber mein Brief gelangte nicht mehr zu ihm, er war bereits entlassen, und ich weiß auch nicht, wo er jetzt sich aufhält. Sie müssen aber nicht glauben, daß ich wie ein hartherziger Vater an ihm gehandelt und mich damals kalt von ihm abgewandt — o nein. Er blieb doch immer mein Sohn. Er selbst widerstrebte, und wohl nicht nur aus Scham. Es war ihm ärgerlich gewesen, daß ich eine zweite Frau genommen, deren Liebe zu erwerben er nie versucht hatte. Sie zeigte sich ihm denn auch von Anfang an als eine Stiefmutter und mochte nichts mehr von ihm wissen, seit er auf die abschüssige Bahn gerathen war. Mittlerweile hab' ich die wackere Frau nun schon auch begraben, und ich hoffte deshalb, Kurt würde jetzt gern bereit sein, zu mir zurückzukehren — aber mein Schreiben traf ihn eben nicht mehr an. Und da er selbst es nicht für gut gehalten, mir eine Nachricht zu senden, so vermuthete ich, daß er seinen eigenen Weg weiter zu gehen gedenkt — möge die Vorsehung ihn begleiten und mich davor —“

Hier wurde Seewald durch ein Klopfen an der Thür unterbrochen. Auf das „Herein“ trat Karoline ins Zimmer, um dem Herrn einige wirthschaftliche Mittheilungen zu machen.

Kella stand auf und empfahl sich.

Seewald reichte ihr die Hand. Ein Blick des ergriffenen Mädchens gab ihm die Versicherung, daß er das richtige Verständniß gefunden und wahre Theilnahme erweckt hatte. Er wünschte ihr noch eine gute Nachtruhe, dann ging sie hinaus.

In ihrem Stübchen angelangt, überdachte sie noch einmal alles, was der Pfarrer zu ihr gesprochen. Sie fühlte sich durch das Vertrauen des würdigen Mannes hoch geehrt und ihm nahe gerückt. Wenn sie es recht erwog, so war er eigentlich um vieles härter vom Schicksal geprüft worden, als sie; sie hatte vielleicht kaum noch einen Grund, sich über ihr Los zu beklagen. Daß Vater und Mutter sterben, ist selbstverständlich; wenn ihr Vater auch einen graufigen Tod erlitten, so war das doch immerhin zu verwinden. Und obgleich sie bisher geglaubt, einige Berechtigung zu haben, darüber zu grollen, daß ihr nichts glücken wolle, daß das ihr überall hinderlich war, was gewöhnlich für ein beneidenswerthes Gut des Weibes gehalten wird, so hatte sie doch nun eine Zufluchtsstätte bei guten und liebevollen Menschen gefunden; sie war sorgenfrei, nichts lastete auf ihr, weder eigene Schuld, noch die eines andern, der ihrem Herzen nahe stand. Ja, sie durfte mit dieser Wendung ihres Geschickes zufrieden sein. Heiterer als je seit Jahren ging sie heute

zu Bett, und dieser Gemüthsstimmung entsprach der erste Schlaf unter einem fremden Dache.

War Kella bald nach ihrer Ankunft im Hause heimisch geworden, so befreundete sie sich nun auch mehr und mehr mit der öden Umgebung ihrer neuen Heimat. Seewald bemühte sich offenbar, ihr den Aufenthalt in dieser ländlichen Welt so angenehm wie möglich zu machen. Er führte sie in die Familie des Arztes ein, er nahm den geselligen Verkehr mit benachbarten Gutsbesitzern wieder auf und warb auch in diesen Kreisen für Kella, die nach kurzer Zeit überall gern gesehen und stets mit dem Pfarrer zusammen eingeladen wurde. Es dauerte nicht lange, so hielten es alle Bekannten Seewalds für gewiß, daß er nach abgelaufener Trauerzeit sich zum drittenmal verheiraten würde und natürlich mit der jungen und schönen Erzieherin seiner zwei Töchter.

Kella merkte wohl, daß diese Meinung sich um sie her bildete; ebenso wenig konnte es ihr entgehen, daß der Wittwer mit würdigem Anstande und, wie sich's für einen fast drei Jahrzehnte älteren Mann ziemte, in aller Bescheidenheit ihr den Hof machte, sie selbst jedoch hing keinen Zukunftsträumen nach und nahm niemals die Gelegenheit wahr, sich ihrem wohlgesitteten, rücksichtsvollen Verehrer besonders angenehm und zärtlich zu erweisen oder gar ihn merken zu lassen, daß die stillen Huldigungen von einer empfänglichen Seele mit Wohlgefallen anerkannt würden. Nicht etwa, daß sie die Auszeichnungen als etwas selbstverständliches mit stolzem Gleichmuth hingenommen oder die Ehre gering geschätzt hätte, von dem zwar gealterten, aber trotzdem geistig und körperlich rüstigen Manne geheiratet zu werden. Die Besorgniß jedoch, Seewald könne wohl gar glauben, das arme, vaterlose Mädchen rechne auf die Möglichkeit, von ihm zu seiner Gattin erhoben zu werden, genügte vollauf, um sie zurückhaltend und für Ehestandsbetrachtungen unzugänglich zu machen. So that sie denn ruhig ihre Pflicht, war liebevoll gegen die Kinder, gemessenfreundlich gegenüber dem Hausherrn, widmete sich ein wenig der Wirthschaft, besuchte jeden Sonntag die Kirche, wo Seewald vor einer andächtigen Gemeinde vortreffliche Predigten hielt, und arbeitete des Abends an ihrer weiteren Ausbildung.

Die meisten anderen Mädchen in ihrer Lage hätten die Aussicht, Frau Pfarrerin werden zu können, eingehend erwogen und das Ziel mit Entschlossenheit verfolgt. Geordnete Verhältnisse und Beliebtheit im gegebenen Wirkungskreise gelten viel bei den Frauen, und Männer mit solcher Ausstattung sind heutzutage nicht überall zu finden. Kein besitz- und heimatloses Fräulein hätte sich für zu gut gehalten, auf diesen bevorzugten Wittwer zu fahnden; Kella jedoch wäre sich armelig erschienen, wenn sie derartiges in ihrem Bujen gehegt hätte. Auch als sie noch mit ihrem Vater zusammenlebte, waren ihre Gedanken nie auf eine Heirat gerichtet gewesen — ihr Selbstgefühl widerstrebte dem. Sie wußte, daß ihr ganzes Vermögen in ihrer Tugend, ihrer Jungfräulichkeit und in jenem Etwas bestand, worauf

sie selbst wenig Werth legte, das ihr sogar oft genug als etwas widriges galt, weil es ihr das ehrliche Fortkommen in der Welt erschwerte. Wem sollte die Mitgift genügen?! Von Liebe hatte zudem noch nie ein Mensch zu ihr gesprochen, wie häufig sie auch von dreisten Gesellen auf der Straße belästigt wurde, und sie selbst hatte nie das Bedürfniß empfunden, sich an einen Mann zu verlieren. Ihr Herz war bisher von Stürmen dieser Art verschont geblieben, und wenn wirklich einmal eine Leidenschaft in ihr aufgelodert wäre, so hätte ihr Mädchenstolz genügt, um die Flamme schnell zu erstickten. Sie war zu klug, um nicht einzusehen, daß das Heiraten um jeden Preis eine Thorheit sei, und fühlte zu echt, um nicht mißtrauisch zu sein gegen vorübergehende Wallungen des Blutes, denen der Verstand nachträglich immer das Verdammungsurtheil sprechen muß.

In diesem Falle war sie nun ohnedies davor behütet, in Herzensverwirrung zu gerathen. Ueber ein freundschaftliches Gefühl der Hochachtung wäre sie Seewald gegenüber nie hinausgekommen, und all seine Beweise von Zuneigung, Verehrung und Liebe konnten nur dazu dienen, ihren ehrlichen Pflichteser zu vertiefen und ihr das wohlthunende Bewußtsein zu verschaffen, daß sie in dieser ländlichen Halbeinsamkeit nicht nur eine leidliche Stellung, sondern wirklich eine Heimath gefunden.

So war der Frühling herangekommen. Die Enge des häuslichen Lebens wurde nicht mehr drückend empfunden; der Schauplatz erweiterte sich — Kella genoß zum erstenmal das Glück, im unmittelbaren Verkehr mit der Natur das Erwachen derselben aus dem langen Winterschlaf zu gewahren. Die höher steigende und länger am Himmel weilende Sonne durchwärmte die Luft mehr und mehr; wo noch vor kurzem der Schnee fußhoch gelegen, wurde jetzt wieder das Braun und Schwarz der Erde, das Grün der Wiesen und Grasplätze sichtbar. An den Zweigen der Haseln und Erlen schaukelten sich die Käzchen, die Knospen der Kastanien und Frühsträucher schwellten. Um den grauen Kirchturm schwärmten die Schwalben, die Störche richteten sich in ihren Dachnestern häuslich ein; hier und da versuchte wohl auch ein Buchfink das alte, von ihm fast vergessene Lied vor sich hin zu singen, und im Pfarrgarten tummelten sich über den Gänseblümchen, den Schneeglöckchen und den violetten Blüten des Crocus geschäftige Bienen, glänzende Fliegen und gelegentlich ein Kohlweißling oder ein goldbrauner Falter.

Das wuchs und entwickelte sich nun von Tag zu Tag schöner und herrlicher; Kella fühlte sich von all den Eindrücken bereichert und erquickt. Sie stand jetzt gewöhnlich vor Tagesanbruch auf, um dann sogleich hinauszuwandern, die weiten Felder entlang oder in den nahen Buchenwald, sie begrüßte die aufgehende Sonne mit lautem Jubel, den Mond mit stillem Entzücken und konnte sich des Abends nur schwer entschließen, ihr Zimmerchen aufzusuchen.

Mit ihren Schülerinnen unternahm sie täglich Spaziergänge, den trockenen Unterricht durch lebendige Anschauung vervollständigend,

und wenn die Kinder auch längst an ihrer Lehrerin mit Zärtlichkeit gehangen, so zeigten sie jetzt eine wahrhaft schwärmerische Verehrung für sie.

Nichts war natürlicher, als daß Kella sich zufrieden und befriedigt fühlte, wie nie zuvor. Sie wurde hingebender, heiterer, und von ihr strömte wiederum Frohsinn und Wärme in ihre Umgebung hinüber.

Seewald gewahrte diese Wandlung mit größter Genugthuung. Er glaubte aus dem Verhalten des geliebten Mädchens mit Sicherheit schließen zu dürfen, daß ihm der Lohn für seine unausgesetzten, wenn auch nicht immer offenkundigen Aufmerksamkeiten und Huldigungen in absehbarer Zeit reifen werde. Trotzdem vergingen abermals einige Wochen, ohne daß in der Stellung der beiden Menschen zu einander eine wesentliche Veränderung stattgefunden hätte. Kella war ihm, aller Zutraulichkeit ungeachtet, nicht um einen Schritt näher gerückt, und er fand nie den Muth, sich der imgrunde doch Unnahbaren zu erklären.

Da geschah es, daß ein an und für sich unbedeutender Vorgang den Jagdsten tief erregte und zu einem Entschlusse trieb.

Es war an einem Juni-Sonnabend. Seewald war in seinem Zimmer, um die Predigt für den dritten Sonntag nach Trinitatis anzuarbeiten. Er gedachte diesmal ganz besonders ergreifende Töne anzuschlagen, welche das Herz Kellas rühren, ihre Zurückhaltung besiegen sollten; der herrliche Text aus dem Evangelio des Lucas bot die passendste Gelegenheit dazu. Ihm selbst war dieses Kapitel eins der theuersten des neuen Testaments, seit ihm die Hoffnungen, die er auf den einzigen Sohn gesetzt, fehlgeschlagen. Freilich, er konnte nicht hingehen, wie der Mann im Gleichniß, und sein verlorenes Lamm suchen, bis daß er es finde, aber das wußte er, daß er, wie jener, das gefundene mit Freunden auf seine Achseln legen und, wenn er heimgekommen, seine Freunde rufen und zu ihnen sprechen würde: „Freuet Euch mit mir, denn ich habe mein Lamm gefunden, das verloren war!“

Betrachtungen dieser Art hatten ihn weich gestimmt, wohl auch ein wenig von seiner Arbeit abgelenkt. Wie er nun gelegentlich, auf einen zutreffenden Ausdruck sinnend, über den Tisch hinweg in den Garten hinausblicke, sah er Kella unter einem Birnbaume sitzen. Sie besaß sich allein und hatte vermuthlich in dem Buche gelesen, das auf ihrem Schoße lag. Jetzt aber schien sie eine andere Unterhaltung zu pflegen — es war, als wenn sie zu jemand spreche, obwohl niemand in ihrer unmittelbaren Nähe zu sehen war. Wie nun Seewald jedoch seine Augen umherschweifen ließ, erspähte er an einer lichterem Stelle des mit hohem Strauchwerk besetzten Zaunes eine Offiziersuniform. Er hatte kaum die Entdeckung gemacht, als er aufs äußerste bestürzt wurde, die Feder fortwarf, aufsprang, mit heißem Kopfe an das Fenster trat und nach der Richtung hinstarrte, wo der bunte Rock sichtbar geworden. Er wußte, wer in der Uni-

form steckte — war doch der jüngste Sohn des Grafen, ein sechs- undzwanzigjähriger Dragonerlieutenant, vorgestern aus Schwedt zu mehrwöchentlichem Aufenthalte hier eingetroffen. Der verzogene Liebling des alten Herrn hatte ihm, dem einfachen Pfarrer, sogar gleich am ersten Tage einen Besuch abgestattet, um ihm seine Hochachtung zu beweisen. Er war dem schmucken, liebenswürdigen Aristokraten auch sehr wohl gefinnt; aber wenn der junge Mann glaubte, den Urlaub dazu benutzen zu dürfen, Kella nachzustellen, ihre Seele zu verwirren und wohl gar das geliebte Mädchen ins Unglück zu stürzen — dann, ja dann mußte sich allerdings das freundliche Verhältniß ein wenig anders gestalten.

Während er solches mit zuckendem Herzen erwog, hatte sich drüben etwas verändert: die Uniform war verschwunden, und Kella kam ruhig auf das Haus zugeschritten.

Sie mögen mich bemerkt haben! dachte Seewald und schlug mit der Hand auf das Fensterims. Dann zog er sich wieder zurück und fuhr in seiner Beschäftigung fort.

Aber es fiel ihm schwer, bei der Sache zu bleiben; immer aufs neue drängten sich die peinigenden Gedanken dazwischen — es war heute schon recht spät geworden, als er die Predigt endlich zum Abschluß gebracht.

Er begab sich unmittelbar darauf ins Freie, um vor dem Abendessen noch einige Bewegung zu haben und über das Vorgefallene weiter nachzugrübeln.

Von woher kannte Graf Dietrich das Mädchen? War er Kella vorgestern im Pfarrhause begegnet? Hatte er sie vorhin zum ersten Mal gesehen? Stand Kella wohl gar schon in irgend einer Beziehung zu ihm? Liehte sie ihn und rührte daher die Zurückhaltung? Darüber wollte er noch vor Sonnenuntergang volle Klarheit zu gewinnen versuchen.

Er war davon überzeugt, daß Kella nicht lügen würde, so weit glaubte er ihren Charakter zu kennen. Wenn sie wirklich irgend einen Verkehr mit dem Grafen unterhielt, wenn irgend ein Geheimniß obwaltete, so würde sich das aus ihren Antworten erkennen lassen. Was sie nicht gestehen wollte oder konnte, würde sie eben verschweigen, ohne die Unwahrheit zu sagen.

Und wenn sie etwas zu verschweigen hätte?

Das Herz des wackeren, plötzlich zur Eifersucht entflammten Mannes zuckte mehrere Mal schmerzlich zusammen, als er sich die Möglichkeit vorstellte, daß Kella nicht mehr das unschuldige, unberührte Mädchen wäre, für das er sie bisher gehalten, daß er so lange zwecklos um einen Schatz geworben, der vielleicht schon einem anderen, wenn auch nicht eigentlich gehörte, so doch bestimmt war. Er befürchtete, lächerlich zu erscheinen vor Freunden und Bekannten, denen es ja schwerlich verborgen geblieben sein konnte, daß er sich so andauernd um die Gunst Kellas bemüht hatte.

Daneben aber entwickelte sich in ihm auch lebhaftes Besorgniß

für das Mädchen. Graf Dietrich würde doch kaum daran denken dürfen, die arme, wenn auch schöne Lehrerin zu heiraten, und diese war denn doch in jedem Falle zu gut, um von einem unbesonnenen Verführer zugrunde gerichtet zu werden.

Als Seewald nach einer Stunde wieder das Haus betrat, war es ihm glücklicherweise gelungen, seiner Aufregung soweit Herr zu werden, daß auch ein scharfes Auge nichts mehr von ihr entdeckt hätte.

Im Flur kamen ihm die beiden Kinder entgegen gehüpft, saßten seine Hände und meldeten, daß der Tisch in der Laube bereits hergerichtet sei.

„Wo ist Fräulein Kella?“ fragte er die Kleinen mit gutgeheuchelter Unbefangenheit, obwohl es ihn befremdete, daß er das Mädchen nicht in ihrer Gesellschaft sah.

„Fräulein Kella sitzt in der Laube, Papa; sie wird gewiß auch schon hungrig sein, wie wir“, gab die Ältere zur Antwort.

Seewald streichelte ihnen das Haar und sagte, sie möchten nur wieder zum Fräulein hinausgehen, er werde ebenfalls gleich erscheinen.

Die Kinder sprangen singend zur Thür hinaus, und Seewald begab sich in sein Zimmer, um sich für das Abendessen umzukleiden.

Einige Minuten später begrüßte er Kella; Karoline trug das Essen auf, und die vier Menschen nahmen zusammen das einfache Mahl zu sich.

Als die Kinder satt waren, baten sie um die Erlaubniß, noch ein wenig spielen zu dürfen; es wurde ihnen gestattet. Seewald und Kella befanden sich wieder allein.

„Darf man fragen, was für ein Schriftsteller Sie heute Nachmittag im Garten so lebhaft beschäftigte?“ begann er endlich, die Unterhaltung auf die für ihn so wichtige Angelegenheit lenkend.

„Ein Buch aus Ihrer Bibliothek, Herr Pfarrer — das Leben Jesu von David Strauß.“

„Ah, gute Kost, Sie verstehen es überhaupt, sich immer etwas treffliches zu wählen. Ich bin ordentlich stolz darauf, daß in meinen Regalen so viel Ihnen Zusagendes vorhanden ist. Also Strauß' Leben Jesu — doch hoffentlich die Volksausgabe, denn das Hauptwerk ist zu gelehrt.“

„Das hab' ich gleich gemerkt — nein, ich mußte mich schon mit der Volksausgabe begnügen.“

„Verlangt auch Kopf genug, liebes Fräulein — wahrhaftig, Kopf genug. Haben Sie sich hineingelesen?“

„O ja — und es that mir wirklich weh, daß ich heute in meiner Andacht gestört wurde.“

„Von wem? Wodurch?“

„Von dem jungen Herrn Grafen, dem Dragonerlieutenant.“

„Ah — ich habe gar nicht gewußt, daß er bei uns gewesen.“

„Er war auch nur draußen, vor dem Zaun; er hatte sich vor eine Lücke gestellt und fragte dann so ähnlich, wie Sie vorhin, was ich treibe.“

„Sie kennen ihn wohl schon von früher?“

„Nein, ich sah ihn vorgestern, als er Ihnen den Besuch machte, zum erstenmal. Ich saß gerade vor der Thür — da konnt' ich ihn nicht wohl aus dem Wege gehen. Denn im allgemeinen sind mir die Offiziere zuwider, und dieser scheint auch zu glauben, daß er als Graf und Lieutenant unwiderstehlich ist.“

„Ja, ja!“ lachte Seewald gemüthlich, weil ihn die Aeußerungen Kellas vollständig beruhigt hatten.

„Den Wahn soll er bald los werden“, fuhr sie fort. „Ich hab' ihn das heute wohl auch merken lassen.“

„Sind Sie edig geworden?“

„Nicht gerade das, denn ich mußte doch Bedacht auf Sie und Ihre Stellung zu dem alten Herrn nehmen. Aber es giebt ja so viele Arten der Ablehnung, über die sich der Betroffene nicht eigentlich zu entrüsten braucht. Ich bin einfach aufgestanden, habe mich in aller Höflichkeit empfohlen und ins Haus zurückgezogen.“

„Das war freilich das Beste, was Sie thun konnten“, sagte Seewald, welchem die Beziehung auf ihn überaus geschmeichelt hatte.

„Es war jedenfalls eine Antwort und eine Weisung, und ich hoffe, daß er so klug sein wird, sie zu verstehen.“

„Nehmen Sie sich nur trotzdem vor ihm in acht und weichen Sie ihm aus, wenn es irgend möglich ist. Mit solch einem Lieutenant kommt ein junges Mädchen unversehens weiter, als dienlich ist. Jedenfalls warne ich Sie vor dem Leichtfuß.“

„Wenn es erst einer Warnung bedürfte, dann stände es allerdings übel um mich, versetzte sie mit Selbstgefühl. Ich trage meinen Wegweiser schon in mir, Herr Pfarrer. Und der flachste Graf und Offizier hebt sich doch immerhin so kräftig von dem Lebenswege eines Mädchens ab, daß sie ihn zu erkennen und ihm auszuweichen vermag. Ich bin überdies keine Motte, und der Herr Graf ist gewiß kein Licht.“

Seewald fand großes Gefallen an dem Scherz und lachte laut und behaglich. Am liebsten hätte er dem tüchtigen Mädchen sofort einen Heiratsantrag gemacht, aber in diesem Augenblick traten die Kinder, reichlich ermüdet, in die Laube.

„Es wird Zeit, daß Ihr zu Bette geht“, sagte Kella.

„Wir wollen auch gute Nacht sagen, Fräulein.“ Sie küßten den Vater.

„Gute Nacht, schläft wohl und seid folgjam wie immer!“

Kella verabschiedete sich nun auch und brachte die Kleinen ins Haus.

Seewald blieb noch draußen. Die Luft war schön; der abnehmende Mond schien freundlich durch das Blattwerk des wilden Weines; eine vereinzelte Nachtigall sang in der Nähe.

Morgen Abend soll es geschehen — es wird besser sein, morgen als heute — ich will noch die Wirkung meiner Predigt abwarten. — Sie ist ein Prachtgeschöpf — ein Glück ohne Gleichen, wenn es mir bestimmt ist. — Morgen — ja — es muß endlich zum Abschluß kommen. — Wer weiß, ob der Dietrich, wenn er auch kein Licht ist —

er mußte wieder unwillkürlich lächeln — so ein junger und verwöhnter Damenfreund ist unter allen Umständen eine Gefahr — in jedem Falle soll er erfahren, daß diese Frucht nicht für ihn gereift ist. — Morgen Abend. — Solchen Betrachtungen nachhängend, verweilte Seewald bis gegen zehn Uhr im Garten. Als er die letzte Pfeife des Tages ausgeraucht hatte, stand er auf und begab sich hoffnungsfroh in sein Schlafzimmer.

Als am nächsten Vormittage Kella mit den Kindern die Kirche betrat, war sie nicht wenig überrascht, auch den jungen Grafen dort anzutreffen. Er saß bereits in der Herrenbank, erhob sich aber, als er die neue Bekannte durch den Mittelraum schreiten sah, und begrüßte sie mit großem Anstande.

Kella erwiderte den Gruß nur mit einem wohlabgemessenen Kopfnicken und nahm dann unmittelbar vor der Kanzel Platz.

Graf Dietrich bildete natürlicherweise den Unterhaltungsgegenstand aller Anwesenden. Die Leute bekamen den ritterlichen, hoch- und schlantgewachsenen Mann selten zu Gesicht; selbst wenn er die Eltern besuchte, war er nicht häufig zu erblicken, am allerwenigsten im Gotteshause. Man erinnerte sich nicht, ihn seit seiner Einsegnung hier gesehen zu haben, obwohl er dem neuen Pfarrer sehr gewogen war und gern mit ihm ein Gespräch anknüpfte. Als nun Kella erschien, glaubten die Bauern und namentlich die Bäuerinnen den Grund seines Hierseins zu erkennen: nicht die Predigt hatte ihn hergelockt, sondern das schöne Fräulein Gerwig, die schon so lange als zukünftige Frau Pfarrerin im Berede stand. Sie stierten einer den andern an, zwinkerten mit den Augen und schnitten die seltsamsten Gesichter.

„Am Ende heiratet der junge Herr sie“, meinte ein altes Weib.

„Ja, der und eine Lehrerin heiraten. Gott behüte, das kann er gar nicht — so ein Graf!“ entgegnete eine Jüngere.

„Er möchte sie wohl lieben, aber nicht heirathen! Wenn sie darauf spekuliren sollte — na —“, redete ein Bauer dazwischen.

So flüsterten sie durcheinander, bis die kreischende Zwerzgorgel ertönte und alle Gläubigen zur Andacht stimmte.

War Kella durch Dietrichs Anwesenheit überrascht worden, so gerieth Seewald in große Aufregung, als er von der Kanzel aus den blondbärtigen Dragonerlieutenant gewahrte. Daß der weltliche gebildete Soldat nicht um seinetwillen sich dies Opfer auferlegt hatte, war für ihn selbstverständlich. Der Uebermüthige verfolgte das liebe Mädchen also bis hierher, wo ganz andere Gedanken und Wünsche gehegt werden sollten!

Und Kella? — Sie blickte jetzt, nachdem der Gesang beendet, so aufmerksam und hingebend zu ihm herauf, daß er wieder beruhigt wurde und seine Predigt mit sicherer Stimme zu halten vermochte.

Er sprach ohnehin gut, sein weicher Bariton unterstützte den kunstvollen Vortrag auf das Beste, und da er sich niemals in frommem Geplauder, in kanzelüblichen Redensarten erging, so befriedigte er

seine Zuhörer stets vollkommen. Aber heute floß ihm die Rede ganz besonders wohlklingend und zugleich ergreifend von den bartlosen Lippen. Oft war er selbst nahe daran, in Thränen auszubrechen; sein eigenes Unglück trat ihm so erschütternd nahe. Das arme, verlorene Lamm — wo war es jetzt? Wann und wo würde er es wiederfinden — und wie?! Beziehungen dieser Art gaben der Predigt ein merkwürdiges, kraftvolles Gepräge. Die Rührung war bald ziemlich allgemein, und auch über Kellas Gesicht rollten ein paar Tropfen edelsten Thaus. Seewald bemerkte das wohl — und mit welchen Empfindungen!

Nach beendeten Gottesdienste blieben die Bauern ehrfurchtsvoll an ihren Plätzen stehen, bis Graf Dietrich die Kirche verlassen hatte; dann leerte sich der von Sonnenglanz durchleuchtete Raum in kurzer Zeit. Kella trat als die Letzte mit ihren Mädchen ins Freie. Sie war noch erfüllt von dem Gehörten und achtete kaum auf die Fragen, welche die Kleinen an sie richteten — da begrüßte sie der Graf mit einigen höflichen Worten.

Die neue Begegnung war ihr höchst peinlich, sie that gleichgiltig, konnte jedoch nicht verhindern, daß der geschwiegelte Lieutenant an ihrer Seite blieb. Er behauptete, tief bewegt worden zu sein von der Predigt und dem Drange nicht widerstehen zu können, dem würdigen Herrn einige Artigkeiten zu sagen.

Glücklicherweise betrug der Weg zum Pfarrhause nur wenige Schritte; sie waren bereits an der Thür, noch ehe sich ein wirkliches Gespräch entwickelt hatte.

Kella verabschiedete sich schnell und stieg die Treppe hinauf, ihren Verehrer etwas verblüfft zurücklassend.

„Gehorsamer Diener, Herr Graf!“ rief in diesem Augenblick Seewald, der, von keinem bemerkt, hinter ihnen gegangen war.

Dietrich kehrte sich verlegen um und erwiderte den Gruß.

„Der Herr Graf haben mir heute eine große Ehre erwiesen — wenn ich nicht irre, war es das erste Mal, daß ich mich derselben erfreuen durfte.“

Dietrich erröthete leicht, erklärte, höchlichst erbaut worden zu sein, und empfahl sich.

Er hat sich gestoßen! Ein tüchtiges Frauenzimmer, dieses Fräulein Kella! dachte Seewald, den mit Sand bestreuten Flur durchschreitend.

Bei Tisch nahm Kella die Gelegenheit wahr, sich über den Eindruck, welchen die schöne Predigt auf sie gemacht, zu äußern.

Seewald, noch im Bann seiner wehmüthigen Stimmung, war hocherfreut über die anerkennende Theilnahme des geliebten Mädchens.

„Die alte Wahrheit bestätigt sich doch immer aufs neue, daß alles, was vom Herzen kommt, auch zum Herzen dringt“, sagte er warm. „Ich bin auf der Kanzel zwar niemals nur die tönende Schelle, wie so viele meiner Amtsbrüder, aber heute floß mir die Rede doch anders aus der Seele, denn sonst. Ich brauch' es Ihnen

nicht erst zu verrathen, weßhalb. Sie werden es begreifen, daß der Schmerz um den Verlorenen in meiner Predigt nach Worten rang, die mich selbst aufrichten und mir Trost spenden sollten."

"Es war nicht mehr ein Ringen, Herr Pfarrer; ich hatte die Empfindung, daß Ihnen die köstliche, heilige Fähigkeit des Dichters bescheert worden, von der Goethe den Tasso sprechen läßt: jene Gabe, zu sagen, wie Sie leiden", versetzte Kella.

Ein zärtlicher und doch beinahe väterlicher Blick Seewalds dankte ihr.

"Wie ich leide — ja wohl — es ist ein Weh, das nicht aufhören will, wenn es auch wochen-, monatelang zu schweigen scheint."

"Ich habe vorhin das ganze fünfzehnte Kapitel des Evangeliums durchgelesen — der Mann, welcher zween Söhne besaß, erinnerte mich lebhaft an Sie, obwohl Sie noch beklagenswerther sind, als jener es war. Denn es ist Ihr einziger Sohn, um den Sie trauern. Aber kann er nicht auch zurückkehren, wie jener Verlorene? Kann Ihnen die Wohlthat nicht auch zutheil werden, daß Sie rufen dürfen: Dieser mein Sohn war todt und ist wieder lebendig worden, er war verloren und ist funden worden?"

"O, mein armer, unglücklicher Sohn!" Er war nicht imstande, sich länger zu beherrschen. Die Thränen stürzten ihm aus den Augen. Er stand auf und ging in das Nebenzimmer.

Die Kinder saßen betrübt vor ihren Tellern und überlegten, ob sie auch weinen wollten. Sie konnten sich keine rechte Vorstellung von den Leiden des Vaters machen. Die jüngere hatte den Stiefbruder überhaupt nicht gekannt, nur die ältere, jetzt beinahe siebenjährige, trug ein undeutliches Bild von ihm in ihrem Köpfehen. Warum er so lange nicht nach Hause gekommen, mußte sie nicht, hatte auch nie danach gefragt oder darüber nachgedacht; er war ihr ein gleichgiltiger Mensch geworden, ein Mensch, der sie nur einmal mit einer Kleinigkeit beschenkt, von dem die verstorbene Mama stets unfreundlich gesprochen hatte.

Sie verspeisten die letzten Bissen behutsam, dann erhoben sie sich mit Kella, welche dem Trauernden ins andere Zimmer hinein gefegnete Mahlzeit wünschte, während die Kleinen zu ihm traten und ihm die Hand küßten. Er umarmte sie zärtlich, küßte sie und sagte, sie sollten sich noch ein Weilschen im Garten herumtummeln.

Es wäre schwer zu entscheiden gewesen, ob die vorhin so jäh hervorgebrochene Rührung nur durch die Erinnerung an den mißrathenen Sohn bewirkt worden. Seewald gehörte nicht zu den rührseligen Leuten, er hatte nur viermal seit seinen Knabenjahren wirklich geweint: als ihm die erste Frau starb, als er die Kunde von dem Fehltritt seines einzigen Sohnes vernahm, als die zweite Frau von ihm schied und als er den letzten Brief an den Sträfling zurückerhielt mit der Nachricht, daß Kurt längst aus dem Gefängniß entlassen worden. Aber in diesen Fällen hatte sein Weh sich dann erst in reicher Thränenflut ergossen, wenn er mit sich allein gewesen — heute



Milkende Bauern.

Nach einem Originalgemälde von F. Kellner.

27

zum erstenmal war er seiner nicht mächtig geblieben. Vielleicht war es geschehen, weil dem tiefen, an diesem Sonntage besonders lebhaften Schmerze um den Verschollenen die beseligende Wirkung sich zugesellt, welche die von innigster Theilnahme zeugenden Worte Kellas auf ihn ausgeübt. Er hätte selbst nicht vermocht, Rechenenschaft hierüber zu geben, nur das Eine war ihm selbst völlig klar: daß Kella zu ihm gehöre, daß er auf ihre Neigung und ihr Mitgefühl bauen könne.

Er täuschte sich nicht, Kella war zu dem festen Entschlusse gekommen, Seewalds Gattin zu werden, wenn er, wie vorauszu sehen, um ihre Hand anhielte. Sie war davon überzeugt, daß dieser Mann keineswegs glauben würde, der armen Erzieherin eine Gnade zu erweisen, wenn er sich mit ihr vermälte. Sie wußte, was sie ihm werden konnte, sie wollte nicht länger ausweichen und es ihm nicht erschweren, das entscheidende Wort zu sprechen.

Sie hatte wohl gemerkt, daß er gestern Abend schon für diesen Schritt vorbereitet gewesen, daß nur das Hinzukommen der Kinder seine Absicht vereitelt. Wenn sie trotzdem gleich darauf mit den Kleinen ins Haus gegangen und in ihrem Zimmer geblieben war, anstatt zu dem Wartenden zurückzukehren, so war es nur geschehen, weil es ihr widerstrebte, den Eindruck hervorzurufen, als wünsche sie die zarte Angelegenheit so schnell wie möglich zum Abschluß gebracht zu sehen.

So gegenseitig für die bedeutame Handlung vorbereitet, kamen die zwei Menschen zum Nachtmahl in der Laube zusammen. Seewald hatte mit den Mädchen einen größeren Spaziergang gemacht — das bot für den Anfang hinreichenden Unterhaltungsstoff. Als der Spieltrieb dann die Kleinen wieder in den Garten gelockt und Karoline den Tisch abgeräumt hatte, nahm das Gespräch sofort eine zielgemäße Wendung.

„Ich bin Ihnen immer noch einen Dank schuldig, liebes Fräulein“, begann er.

„Wofür, Herr Pfarrer?“

„Muß ich es Ihnen erst sagen? Ihr liebevolles Theilnehmen an meinem Schmerze hat mich tief gerührt und Ihnen verpflichtet. Sie haben eine so sanfte Art, einen Gebengten aufzurichten, und an einem Tage, wie dem heutigen, empfinde ich es lebhafter denn je, daß ich einjamer Mann der Aufrichtung bedarf. Zwar, die Hoffnung, welche sie in die schönen Worte des Evangelisten kleideten, wage ich kaum noch zu hegen; dieser Lohn wird mir verloren bleiben, er wird mir fehlen, wenn ich ihn als Stütze für mein Alter brauchen möchte. Aber die Vorsehung hat es vielleicht anders und nicht weniger gut beschloffen. Oder glauben Sie nicht, daß eine hohe Weisheit sich in den Fügungen des Schicksals offenbart?“

„Ich habe zu wenig Erfahrung, um darüber zu urtheilen.“

„Es ist so, liebes Fräulein. Seien Sie versichert, über uns und um uns waltet eine Macht, von der wir wohl nichts klares wissen, die uns jedoch in allen wichtigen Augenblicken unseres Lebens

fühlbar wird. Wie bin ich von Tag zu Tag, von Fall zu Fall fortgeleitet bis hierher — was für eine Kette von Ursachen und Wirkungen! — Und Sie, liebes Fräulein — wenn Sie zurückschauen, wenn Sie erwägen, welche Vorgänge Sie schließlich in dieses Pfarrhaus geführt haben — sollte in alledem nicht etwas zu finden sein, was wir Weisheit nennen dürften?"

Er sah sie mit Zärtlichkeit an.

„Das wird sich erst erproben müssen“, erwiderte sie warm und leicht erröthend. Ich aber will hoffen, daß wir in einer späteren Zeit jene Weisheit nicht als Thorheit erkennen müssen.“

„Hoffen wir es!“ Von Seligkeit erfüllt, wollte er ihre Hand ergreifen und küssen — da ertönte plötzlich die Stimme Karolines.

„Herr Pfarrer! Herr Pfarrer!“

Das Mädchen war aus der Hausthür getreten und spähte nach Seewald in den Garten hinaus.

Seewald und Kella fuhren unwillkürlich zusammen, als der schrille Ruf hörbar wurde.

„Was giebt es?“ fragte er heftig, auf's äußerste gereizt über die Störung, die eine der köstlichsten Stunden seines Lebens um die letzte Weihe gebracht.

„Ein junger Mann ist draußen und will den Herrn Pfarrer sprechen.“

„Mich sprechen? — Ein —?“ Er sprang in höchster Erregung auf. Es war wie eine Gewißheit über ihn gekommen, daß dieser Fremde kein anderer als Kurt sein könne.

Kella vermuthete dasselbe. „Wenn es Ihr Sohn wäre?“ flüsterte sie.

„Führen Sie den Fremden in mein Zimmer und zünden Sie Licht an!“

Karoline ging ins Haus zurück.

Seewald, von zwei starken Empfindungen zugleich auf's tiefste bewegt, blieb einige Sekunden fast wie geistesabwesend stehen. Erst, als die Kinder neugierig herbeiliefen, lehrte ihm das volle Bewußtsein wieder.

„Entschuldigen Sie mich, liebes Fräulein — wer weiß, was auf mich wartet.“

„Hoffentlich das Gute.“

Er begab sich in sein Zimmer. Die brennende Lampe beschien das edelgebildete, jedoch todtenbleiche, von dunkelblondem Kraushaar umrahmte Gesicht eines jugendlichen, dürftig bekleideten Mannes, der jetzt vor dem Eintretenden in Demuth sich neigte.

„Bin ich noch werth, unter Dein Dach zu treten, Vater?“

Seewald war keines Wortes mächtig; er breitete nur die Arme auseinander — weinend warf sich Kurt an die Brust des Weinenden.

Es fiel dem Alten schwer, sich zu fassen; mühsam gewann er so viel Herrschaft über sich, um zu sprechen.

„Warum kommst Du erst heute?“ begann er weich, das volle

Paar des Neumüthigen streichelnd, wie er es in früherer Zeit so oft und gern gethan.

Kurt erzählte, was ihn fern gehalten, wie er auch wohl jetzt noch nicht sich eingefunden hätte, wenn er nicht zufällig erfahren, daß die Stiefmutter schon vor Monaten gestorben sei.

„Und wie hast Du währenddeß gelebt?“

„Ich habe mich durchgeschlagen, wie's glücken wollte“, erwiderte Kurt erröthend. „Aber zuletzt sah ich doch ein, daß mir ohne den väterlichen Segen kein Heil ersprießen könne. Noch sträubte sich mein Stolz dagegen, das Vaterhaus aufzusuchen, wußte ich doch ohnehin, daß die Mutter mich nicht neben sich dulden würde —“

„Du mußt ihr die Härte gegen Dich verzeihen, sie war trotzdem eine wackere Frau, und Du hattest nichts gethan, ihre Liebe zu erwerben. Doch von alledem sprechen wir später — Du wirst hungrig sein.“

„Ja, Vater, wenn Du so gut sein willst —“

Ein leises Klopfen an der Thür unterbrach ihn.

„Gute Nacht, lieber Papa!“ rief draußen das älteste Töchterchen.

Seewald öffnete. Kella stand im Flur, die Mädchen an der Hand führend.

„Kommt herein, Kinder — begrüßt Euren Bruder; er ist lange fort gewesen und wird sich freuen, Euch wiederzusehen.“

Die Kleinen staunten den Unbekannten schüchtern an. Aber Kurt ging auf sie zu, bückte sich hinab und küßte sie. Sobald er sich wieder aufgerichtet, verbeugte er sich mit großem Anstande vor Kella.

„Fräulein Kella Gervig, die Erzieherin Deiner Schwestern. — Sie haben doch recht behalten, liebes Fräulein.“

„Das freut mich von ganzem Herzen um Thretwillen, Herr Pfarrer.“

Kurt entnahm aus diesen Bemerkungen, daß die junge Dame, die seinen Blick sofort gefesselt hatte, von seiner Vergangenheit unterrichtet sei. Die Scham trieb ihn unwillkürlich in den dunkleren Theil der Stube zurück.

Die Kinder wünschten dem Papa jetzt noch einmal gute Nacht; Kella that das Gleiche und brachte dann die Kleinen zu Bett, sie selbst aber zog sich in ihr Zimmer zurück, von seltsamen Empfindungen durchzittert.

Als vorhin Karoline die Entwicklung der zarten, zum Abschluß drängenden Angelegenheit gestört hatte, war sie davon fast ebenso unangenehm betroffen worden, wie Seewald. Sie hatte sich nun einmal entschieden und gewünscht, daß die Zeit der Spannung und Ungewißheit für sie beide beendet werde, und nun mußte das Wort, welches dem verehrten Manne bereits auf den Lippen geschwebt, wieder zurücksinken, um wer weiß wann gesprochen zu werden! Wenn der mizrathene Sohn bis jetzt fortgeblieben, so hätte er auch eine Stunde länger fortbleiben können — also denkend, war sie schließlich mit ihren Schützlingen ins Haus gegangen. Seitdem sie jedoch den

jungen Menschen gehen, war alle Verdrießlichkeit aus ihr gewichen, ja, noch mehr, sie wurde sich schnell darüber klar, daß eine Verbindung Seewalds mit ihr doch eigentlich kaum passend sein dürfte — kurz und gut, sie war, noch ehe sie sich ausgekleidet, fest entschlossen, den Pfarrer, der ja nun sein verlorenes Lamm wiedergefunden, nicht zu heiraten.

Währendem hatte Kurt sich gesättigt und ein ruhiges Gespräch mit dem Vater geführt. Er fühlte sich so wohl in der Heimat, die zwar eigentlich keine Heimat nicht war, denn die hatte der Vater um seinetwillen preisgeben müssen. Aber wo ein Familienhaupt am eigenen Herde waltet, da ist für jedes Kind die wahre Heimstätte, sei es, wo es sei — und dieses Glück empfand Kurt nach langer Zeit wieder zum erstenmal. Er dankte dem gütigen Alten immer aufs neue für den liebevollen Empfang, er versprach, ihm von jetzt ab nur noch Freude bereiten, ein tüchtiger, ehrenfester Mensch werden zu wollen, und erklärte auf die besonderen Fragen Seewalds, daß er am liebsten zum Forstfach überginge. Neigung für Thiere und Pflanzen, für das Leben in der freien Natur habe ihn stets erfüllt, und wenn der Vater mit dem Grafen reden möchte, so würde sich wohl eine Stellung für ihn hier auf dem Besizthum des hohen Herrn finden lassen.

Seewald war mit dem Plane durchaus einverstanden; wenn es ihm gelang, dem Sohne hier eine Anstellung zu verschaffen, so behielt er ihn in seiner Nähe, gewissermaßen unter Aufsicht, und konnte wohl gelegentlich einen wohlthätigen Einfluß auf ihn ausüben.

Das laute Schlagen der bronzenen, zwischen Thür und Ofen hängenden Pendeluhr mahnte den von der Tageswanderung Ermüdeten, die Nachtruhe zu suchen. Seewald geleitete ihn zu dem von Karoline wohllich eingerichteten Dachstübchen, wünschte ihm einen erquickenden Schlaf und begab sich dann in sein Zimmer zurück. Hier angelangt, ging er gedankenvoll auf und ab. Er wunderte sich eigentlich über sich selbst. Was er kaum noch für möglich gehalten, war geschehen: der Sohn, dessen Fernsein er so lange und heute ganz besonders lebhaft betrauert, war ihm wiedergehenkt worden — und nun? Er hatte sich die Wirkung dieses Augenblickes, wenn er jemals kommen sollte, doch anders vorgestellt. Daß er, wie jener Vater im Evangelio, sagen würde: „Bringet das beste Kleid hervor und thuet ihn an, und gebet ihm einen Fingerreif an seine Hand und Schuhe an seine Füße, und bringet ein gemästet Kalb her und schlachtet es; laffet uns essen und fröhlich sein“, hatte er freilich nie vorausgesetzt. Aber daß er gar keinen Drang in sich verspürte, sofort zu seinen Freunden zu eilen und zu ihnen zu sprechen: „Freuet Euch mit mir, denn ich habe mein Schaf gefunden, das verloren war!“ und daß die rechte Herzensfröhlichkeit sich überhaupt nicht bei ihm einstellen wollte, bekümmerte den wackeren Mann doch sehr. Nicht etwa, daß er die unverhoffte Wiederkehr des Verschollenen nicht als ein köstliches Geschenk empfunden, für welches er dem Schicksal dankbar sein müsse. Aber er sah

wohl ein, daß die Vergangenheit des Heimgekehrten ihn zwang, dieses Glück mit sich allein zu genießen, und mehr noch: er fühlte, was im ersten Augenblick auch Kella gefühlt hatte — daß der so sehulichst herbeigewünschte Sohn eigentlich etwas ungelegen gekommen war.

Auch der zärtlichste Vater ist immer so viel selbstjüchtiger Mensch, daß ihm seine nächsten und eigensten Bestrebungen und Zwecke am wichtigsten sind, daß ihn die Vereitelung oder Verschiebung derselben am heftigsten verstimmt und schmerzt. Seewald hatte sich vorhin unmittelbar vor der Entscheidung befunden, vor dem Abschluß einer für ihn so wichtigen Angelegenheit, vor dem leidenschaftlich erstrebten Ziele; es war kaum noch ein Wort zu sprechen gewesen, ein Händedruck, ein Blick hätte genügt — sollte er nicht verdrossen sein über den Zwischenfall, der ihn jählings in die Unsicherheit zurückgeworfen? Und stand er jetzt als gealterter Vater eines, doch wohl nicht nur ihm für schön geltenden, jugendlichen Sohnes, dem geliebten Mädchen nicht wesentlich anders gegenüber? War seine Lage nicht ungünstiger geworden? Er war trotz aller Verliebtheit viel zu klug und besonnen geblieben, um zu glauben, daß ein junges, blühendes und selbstbewußtes Mädchen, wie Kella, sich in ihn, den fast Fünfzigjährigen, wirklich verlieben könne. Wenn sie sich entschlossen hatte, ihn zu heiraten, so wirkten gewiß die edelsten Beweggründe dabei mit, aber doch sehr schwache im Vergleich zu denen, die einer starken Leidenschaft entstammen. Wie, wenn sie jetzt für Kurt eine Neigung faßte, vor der alles Frühere erbliche? Wie, wenn das Kleinod, um das er so lange sich bemüht, nun einem Glücklicheren zufiele?

Betrachtungen dieser Art peinigten sein Herz, während von der Dorfstraße und vom nahen Wirthshause das Lärmen und Singen der zehenden Bauern, wohl auch das heitere Lachen eines verliebten Pärchens, einer Bauerndirne zu ihm hereindrang.

„Wer weiß, wozu es führt!“ sagte er endlich seufzend zu sich selbst. Er entsann sich, daß er noch vor kurzem die Weisheit in den Fügungen des Schicksals vor Kella gerühmt hatte — sollte die nicht auch in diesem Falle zur Geltung kommen?

Mittlerweile war es spät geworden; die Stimmen der ausgelassenen Fröhlichkeit verstummten nach und nach, die Lampe fing an trüber und trüber zu brennen. Seewald fühlte sich, wenn auch nicht schläfrig, so doch ermüdet von den Aufregungen des Tages; er warf noch einen Blick hinaus auf die stille, mondhele Dorfstraße; über der sich einige Glühwürmchen tummelten, zog dann die tiefhängenden Gewichte der Wanduhr in die Höhe und begab sich zu Bett.

Als Kurt am nächsten Morgen in die Laube trat, sah er noch um vieles schöner aus, als gestern Abend; seine Haltung war vortrefflich, das Gesicht war etwas lebhafter gefärbt, die großen, blaugrauen Augen blickten hell und offen. Seewald, der bereits einige Zeit auf Kella gewartet hatte, die sonst früher im Garten zu sein pflegte, begrüßte den Sohn herzlich und sagte, daß er noch heute Vormittag zum Grafen gehen und wegen einer Anstellung mit ihm sprechen wolle.

„Kann er mich nicht im Forst brauchen, so doch vielleicht wo anders, ich habe ja manches gelernt — mir ist jede anständige Beschäftigung recht, wenn ich nur hier in Deiner Nähe bleiben darf“, meinte Kurt.

„Darum ist es mir allerdings auch zu thun, mein Junge, ich denke, es wird sich alles nach Wunsch fügen.“

Gleich darauf erschien Kella mit den Kleinen, die für gewöhnlich nach ihr zum Frühstück sich einfanden, weil Seewald gegen das allzufrühe Aufstehen der Kinder eingenommen war.

Seewald hatte der ersten Wiederbegegnung mit Kella spannungsvoll geharrt in der Hoffnung, daß ein Blick des geliebten Mädchens ihm die Unwandelbarkeit ihrer Gesinnung würde zu erkennen geben; er fühlte sich sogleich enttäuscht. Kella bot ihm wohl einen freundlichen Morgengruß, vermied aber sorgfältig alles, was im entferntesten hätte für Vertraulichkeit gelten können. Auch Kurt gegenüber zeigte sie sich in ihrer gewohnten Art zurückhaltend, obwohl die schöne Erscheinung des jungen Mannes ihr heute noch bedeutamer ins Auge fiel und die zaghafte Höflichkeit desselben einen sehr angenehmen Eindruck auf sie machte.

Gegen elf Uhr begab sich Seewald ins herrschaftliche Schloß. Eine Wolke stillen Grams überschattete sein breites, gutmüthiges Gesicht, als er unter den prachtvollen Linden der Dorfstraße langsam vorwärts pilgerte. Sein Herz war immer mehr zu einem Kampfplatz geworden, auf dem die Liebe zu Kurt fast leidenschaftlich mit der Liebe zu Kella rang. Er sah zu klar, um sich selbst betrügen zu können, er fühlte zu rein und zu groß, als daß er nicht gewünscht hätte, für seinen gescheiterten Sohn das Bestmögliche zu erreichen — und er war doch zugleich so viel selbstsüchtiger Mann geblieben, daß er diesem Sohne ganz ehrlich grollte, weil er in ihm die Ursache dessen erkennen mußte, was ihn so schmerzlich bewegte.

Ein Mann seines Alters durfte kaum noch ein Glück dieser Art vom Leben erwarten, er empfand das deutlich. Wer aber scheidet so schwer von einer beseligenden Hoffnung, wie der Alternnde? Weiß er doch, daß die Sonne wohl in der Morgenfrühe siegreich über die Nebel emporsteigt, daß aber der Tag vielleicht um sein Schönstes gebracht wird, wenn dichtes Abendgewölk sich über den sinkenden Lichtball breitet.

Nach einer Wanderung von etwa zwanzig Minuten hatte Seewald sein Ziel erreicht, er stand vor dem steinernen Eingangsthore. Mit einem tiefen Seufzer betrat er den gepflasterten, vielfach mit Gras bewachsenen Schloßhof und schritt auf die Thür zu, die sich am linken Seitenflügel befand.

Als er über den Hof ging, bemerkte ihn Dietrich von einem Fenster des Hauptgebäudes aus, er hatte ausreiten wollen, änderte jetzt jedoch seinen Plan. Voraussetzend, daß der Pfarrer längere Zeit hier verweilen werde, beschloß er, die Gelegenheit wahrzunehmen und der schönen Erzieherin des Alten einen scheinbar unbeabsichtigten

Besuch abzustatten. Er kleidete sich schnell entsprechend um und eilte ins Dorf hinab.

Kaum hatte der Verwegene die Schwelle des Pfarrhauses hinter sich, als Kurt zufällig in den Flur hineinkam; er war von dem Erscheinen des ihm unbekanntem Offiziers höchlichst überrascht und fragte, wen er zu sprechen wünsche.

Dietrich, der nicht wußte, daß der Pfarrer einen Sohn besaß, und noch weniger, daß dieser gerade gestern hier angelangt war, zeigte sich erstaunt über die Anwesenheit eines ebenso jungen wie schönen Mannes. Er hielt ihn für den Sohn eines benachbarten Gutsbesizers und mochte vermuthen, daß derselbe, gleich ihm, die Abwesenheit Seewalds habe benutzen wollen, um ein Stündchen mit Kella zu kosen. Als reizbarer Standesherr, der sich auf diesem Boden so gut wie zu Hause fühlte, der obendrein vor kurzem erst gut gefrühstückt und vielleicht etwas zu viel Rothwein getrunken hatte, erwiderte er heftig, daß das wohl keiner Frage bedürfe, und wen er die Ehre habe, vor sich zu sehen.

Kurt glaubte wohl, daß es richtiger wäre, wenn der Gast sich zuerst ihm zu erkennen gebe, da er jedoch aus dem Verhalten des Lieutenants schloß, daß dieser zur gräflichen Familie gehöre, so wollte er, seinen Zorn über das Benehmen des Dragoners bekämpfend, sich ihm vorstellen. Aber bevor er dies noch thun konnte, war Kella vom Garten her eingetreten; Dietrich hatte sie sofort bemerkt, begrüßte sie militärisch und ging auf sie zu.

„Ah, Herr Graf!“ sagte sie kühl und stieg, ohne ihn weiter zu berücksichtigen, die Treppe hinauf.

Dietrich wurde purpurroth vor Wuth, murmelte einen Fluch und entfernte sich mit einer flüchtigen Verbeugung gegen Kurt. Er hätte jetzt jemanen haben mögen, um sich an ihm auszutoben.

„O, dieses Frauenzimmer!“ zischte er vor sich hin. „Aber ich will ihr doch einmal den Mann zeigen und sie weich machen — beim Teufel, das will ich!“

Als um die Mittagszeit Seewald zurückkehrte, war er in der Lage, dem harrenden Sohne Günstiges mittheilen zu können.

„Der Graf hat sich sehr liebevoll nach Dir erkundigt“, sagte er. „Es ist ihm lieb, daß Du in seine Dienste treten willst, Du kannst schon morgen eingestellt werden, wenn es Dir recht ist. Jedenfalls begieb Dich noch heute zum Grafen und sprich selbst mit ihm.“

Kurt war glücklich über den Erfolg, dankte dem Vater herzlich und meldete ihm dann, daß der Lieutenant dagewesen sei.

„So? Nun, er mag wiederkommen“, versetzte Seewald und dachte sich sein Theil.

Kurt wartete nachmittags seinem zukünftigen Brodherrn auf, und am anderen Tage bezog er die am jenseitigen Ende des Waldes gelegene Försterei.

Seewald war hocherfreut, als er den Sohn so gut untergebracht sah; kaum geringer indessen war seine Freude darüber, daß er ihn

überhaupt von Kella entfernt wußte. Wenn er aber hoffte, Kella, da sie nun wieder ihm allein gegenüberstand, würde doch vielleicht sich zu ihm zurückfinden, so mußte er bald erkennen, daß er sich täusche. Kella blieb so unnahbar wie gestern und vorgestern und all die frühere Zeit, ehe sie den Entschluß gefaßt, Frau Piarrerin zu werden. Sein Gram hierüber steigerte sich zusehends, der gesunde Mann fühlte sich so angegriffen, wie kaum je zuvor, und fürchtete, daß er ganz ernstlich krank werden würde. Alle die quälenden Gedanken und peinigenden Betrachtungen, die am vorigen Sonnabend in ihm geweckt worden, als er Dietrich am Gartenzaun wahrgenommen hatte, waren unbedeutend im Vergleich zu den Empfindungen, die jetzt von morgens bis abends und wohl auch in der Nacht in ihm tobten.

So war ihm die Woche sehr langsam vergangen, und wieder sah er in seinem Arbeitszimmer, um die Predigt für den vierten Sonntag nach Trinitatis fertig zu stellen. Da klopfte jemand an die Thür — und Kurt im Jägeranzuge, den Hirschfänger an der Seite, trat herein.

„Ei, mein Junge!“ rief Seewald, mit wehmüthigem Wohlgefallen den schmucken Burschen beschauend. „Was führt Dich zu mir? Wie gefällt's Dir in der Försterei? Du triffst mich gerade bei der Arbeit — nun, schadet nichts — hier, mein Junge, setz' Dich!“

Kurt nahm Platz, bat um Entschuldigung, wenn er gestört haben sollte, sagte, daß er sich im Walde sehr gut befinde, und brachte zuletzt sein eigentliches Anliegen vor.

„Weißt Du, lieber Vater — es handelt sich um eine sehr ernste Sache, die für mich möglichenfalls Leben oder Untergang bedeutet.“

„Dho!“ warf Seewald ein, die Pfeife fortstellend.

„Ich irre wohl nicht, wenn ich annehme, daß Fräulein Gervig von Dir über meine Vergangenheit unterrichtet worden ist.“

Seewald, der jetzt errieth, weshalb Kurt gekommen, bestätigte diese Vermuthung.

„Nun — es wäre mir natürlich lieber, wenn sie nichts davon erfahren — aber — sie ist trotzdem von Anfang an freundlich gegen mich gewesen, und ich — weißt Du — und mir war es gleich am ersten Abend — Du erinnerst Dich wohl — als sie mit den Kindern im Flur stand — ach, es war ein reizender, unvergeßlicher Anblick! — Nun, in dieser Stunde kam es wie eine Himmelsbotschaft über mich — und ich hatte mein Herz an das herrliche Wesen verloren — ja, verloren.“

„Und warum erzählst Du das mir?“ fragte Seewald, den Kurts freimüthiges Geständniß unfählich folterte.

„Ja, weißt Du, lieber Vater, ein solches Fräulein, das gewiß die besten Partien machen könnte — ich darf gar nicht so ohne weiteres glauben, daß die einen Mann, der seinen Makel mit sich herumträgt, lieben oder gar daran denken werde, ihn zu heiraten. Daher ging ich auch wieder so schnell wie möglich davon — ich rechnete so: Halte Dich fern, und laußt Du sie vergessen oder Dich

überwinden, dann ist's gut und der Fall ist erledigt. Aber da draußen wird es nur noch schlimmer mit mir, und jetzt habe ich eingesehen, daß ich sie besitzen muß, wenn ich nicht an dieser Liebe zugrunde gehen, wenn ich ein ordentlicher Mensch werden und bleiben soll. Und weil — ja, Vater — wenn sie nicht wüßte, daß ich im Gefängniß geessen! wenn's überhaupt anders mit mir stände! Aber so — da gilt es doch, bescheiden und behutsam zu Werke zu gehen. Und daher bin ich eben gekommen, um Dich zu bitten, als mein Vater mit Fräulein Gervig vorerst einmal über mich zu sprechen und ihr mein Anliegen vorzutragen. Will sie nichts von einer Heirat hören, nun, so wird sie das deutlich, wenn auch nicht geradeaus, zu erkennen geben, und ich brauche dann wenigstens nicht als ein abgewiesener Freier beschämt vor ihr zu stehen. Ist sie indessen geneigt, es mit mir zu wagen, dann desto besser — ich komme morgen wieder vor, Du giebst mir einen Wink, und ich halte geradeaus um sie an, vorausgesetzt natürlich, daß Dir's recht ist." Er blickte den Vater bittend, fast wie ein um Hilfe Flehender an.

Seewald bezwang sich, so gut es ihm gelingen wollte, kaum eine Miene verrieth, was in ihm vorging.

"Mein lieber Junge", begann er nach einer Weile, "Du muthest mir da nichts leichtes zu. Daß Du einen so guten Geschmack hast, freut mich zwar, aber es fragt sich, ob Fräulein Gervig ihn in Beziehung auf Dich theilt. Sie ist, aller Bescheidenheit ungeachtet, ein selbstbewußtes, wohl auch anspruchvolles Mädchen, und Du kannst Dir wohl denken, daß sie wählerisch ist, weil sie trotz ihrer einundzwanzig Jahre noch unverlobt geblieben. Auch ein armes Mädchen — und sie besitzt allerdings gar nichts — findet wohl mehr als einen Mann, der sie heiraten möchte, wenn sie mit so vielen Reizen ausgestattet ist."

"Ich halte sie auch für etwas ganz besonderes", warf Kurt ein. "Daher wird so viel für mich davon abhängen, ob sie sich zu meinen Gunsten entscheidet."

"Bedenke jedoch, daß Ihr beide ganz unvermögend seid; im besten Falle würde sie noch einige Sommer auf die Hochzeit warten müssen."

"Das wohl — aber wenn sie mich liebt. — Ach, Vater, mache mich nicht muthlos. Ich fühle es deutlich, daß dieses Mädchen eine grenzenlose Macht über mich gewonnen, daß mir ohne die Hoffnung, diesen Schatz dereinst mein nennen zu dürfen, die Kraft fehlen wird, ein Leben zu führen, das doch imgrunde so wenig —"

"Kurt, rede nicht so!" fiel ihm Seewald ins Wort. "Wenn die Kraft nicht in Dir vorhanden ist, so kann auch die schönste Hoffnung sie Dir nicht geben. Laß mich das nicht fürchten, Kurt."

"Ich meine nur —"

"Gelobe mir erst, daß Du Dich als ein tüchtiger und ehrlicher Mensch wirst bewähren wollen, gleichviel, wie diese Würfel fallen. Gelobe mir das oder gieb es auf, mich als Vermittler anzusehen."

Kurt fiel ihm leidenschaftlich um den Hals. „Ich verspreche Dir's hundertmal, tausendmal, Vater! Schon um Deinetwillen.“

„Ein redlicher Schwur ist mehr werth, als tausend leichtfertige Versprechungen“, jagte Seewald ernst. „Aber ich glaube Dir — wer, wie Du, sein Buß- und Lehrgeld gezahlt, der weiß, wie er zu handeln hat, wenn er kein elender Lump ist.“

„Ich bin's nicht, Vater.“

„Die Meinung hab' ich auch von Dir, mein Junge.“ Er gab ihm einen Kuß auf die Stirn und wischte sich eine Thräne vom Auge. Nachdem sie noch über mancherlei berathschlagt hatten, verließ Kurt das Zimmer, und Seewald war wieder mit seiner Qual allein.

Eine traurigere Aufgabe hätte dem bedauernswerthen Manne nicht gestellt werden können. Er sollte bei dem Mädchen, das er aus tiefster Seele liebte, für einen Andern werben, der zwar sein Sohn, aber doch in diesem Falle, wenn auch unbewußt, sein größter Feind war. Und wie hätte er sich dieser Pflicht entziehen mögen, da doch augenscheinlich das Lebensglück und der fernere Lebenswandel Kurts davon abhing, ob er das herrliche Weib gewann oder nicht. Trotzdem bangte ihm vor der Entscheidung. Er zweifelte, daß Kella sich dazu entschließen würde, die Frau eines ehemaligen Sträflings zu werden, wenn er es auch für wahrscheinlich hielt, daß der schmucke Jäger ihr Wohlgefallen erregen könnte. An die Möglichkeit, daß Kella Kurt jetzt schon liebe, dachte er gar nicht, weil er sein Mißgeschick nicht einer wirklichen Wandlung im Herzen Kellas zuschrieb, sondern allein der Thatfache, daß ihm der verschollene Sohn wiedergegeben und ihm gerade dadurch das geraubt worden, was ihr Mitgefühl für den unglücklichen Vater und hierdurch ihre Zuneigung und den Entschluß, ihm ihre Hand zu reichen, geweckt hatte, wenn sie jetzt auch vielleicht in großmüthiger Opferfreudigkeit und aus Mitleid für den armen Jungen einwilligte, seine Gefährtin, seine Retterin, sein Halt zu werden. Es käme wohl nur darauf an, ihr die stützebedürftige Seelenbeschaffenheit Kurts recht eindringlich zu schildern. Sie war Waise, brauchte nach niemandem zu fragen und besaß ein ungefesseltes Herz und vorurtheilsfreie Gedanken — ganz unmöglich schien es nicht, die Angelegenheit zum guten Ende zu führen. Zum guten Ende! — Seewald lächelte bitter vor sich hin und beugte sein schwermüthvolles Haupt noch tiefer. Jedoch was half jetzt alles Trauern und Brüten, er mußte seine Vaterpflicht erfüllen, gleichviel, wie er dabei litt.

Als Kurt sich wieder auf der Landstraße befand, sah er in einiger Entfernung Kella daherschreiten, ihm entgegen; er erkannte sie sofort an der Haltung. Sie hatte den gewohnten Nachmittagsspaziergang gemacht. Das schwarzbebanderte Strohhütchen trug sie in der einen Hand, einen Strauß von Feldblumen in der andern. Sie wurde den uniformirten Fußwanderer jetzt ebenfalls gewahr und errieth, daß es Kurt sei, noch ehe sie seine Gesichtszüge deutlich unterscheiden konnte. Endlich waren sie einander ganz nahe gekommen, er wollte

höflich grüßend in aller Bescheidenheit an ihr vorübergehen, aber sie rief ihm einen freundlichen Gruß zu und fragte, wie es ihm draußen gefalle. Kurt erröthete ein wenig, gab jedoch ausreichende Antwort und ließ sich gern von dem geliebten Wesen in ein kurzes Gespräch verwickeln. Er war beglückt von ihrer Liebenswürdigkeit und legte jedes gefällige Wort, jedes Lächeln des Mädchens zu seiner Hoffnung in die Wagchale. Mit einem Händedruck schieden sie von einander. Vor der Biegung des Weges wandte er sich noch einmal um; in demselben Augenblick empfand Kella zufälligerweise das gleiche Bedürfniß — die beiden Köpfe schnellten natürlich sofort wieder zurück, aber jedes der zwei Herzen fühlte sich freudig bewegt.

Kaum war Kella nach Hause gekommen und die Treppe hinaufgegangen, so kleidete sich Seewald, der mittlerweile die Arbeit vollendet hatte, sorgfältig um. Eine Viertelstunde später begab er sich zu ihr hinauf.

Kella war nicht wenig überrascht, als auf ihr „Herein“ der Pfarrer in die Stube trat. Sie hatte ihn immer für einen besonnenen, klugen Mann gehalten — sollte er nun doch unfähig gewesen sein, die stille Sprache, welche sie in den letzten Tagen zu ihm geredet, zu verstehen? Sie war vom Sopha aufgestanden und hatte ihn gebeten, Platz zu nehmen. Er setzte sich und blickte sie eine Weile schweigend, fast schwermüthig an. Obwohl sie einigen Grund hatte, zu glauben, daß sie gezwungen sein werde, den Heiratsantrag Seewalds abzulehnen, so hielt sie dennoch den eigenthümlichen Blick aus, wenn auch mit angstvoll klopfendem Herzen.

„Darf ich fragen, was Sie zu mir heraufgeführt hat, Herr Pfarrer?“ begann sie jetzt mit sicherer Stimme.

„Eine sehr ernste, wichtige Angelegenheit, liebes Fräulein“, gab er leise zur Antwort. „Und weil ein tüchtiger Schwimmer gleich mit einem Sprunge ins Wasser taucht, so will ich ohne Umschweife gestehen, daß ich im Auftrage meines Sohnes hier erschienen bin.“

Kella fühlte sich unwillkürlich erleichtert, sie erröthete jedoch zugleich, sah zu Boden und zupfte verlegen mit den Fingern an ihrem hellgrauen Kattunkleide.

„Ich habe Ihnen damals wohl nicht zu viel gesagt“, fuhr er fort. „Nicht wahr, Kurt ist ein stattlicher Bursche, den man mit einigem Wohlgefallen betrachten kann?“

„Das ist Ihr Herr Sohn zweifellos“, erwiderte sie. „Ich bin ihm gerade vorhin auf der Landstraße begegnet — er sah in dem Jägeranzuge wirklich schön aus —“

„Ja, das muß ich auch bekennen!“ warf Seewald ein, der nun anfang, seines Weges einigermaßen sicher zu werden.

„Ich bin auch überzeugt, daß Ihr Herr Sohn kein schlechter Mensch ist, er hat ein liebes, warmblickendes Auge, das Vertrauen und Zuneigung erweckt.“

„Es freut mich, daß Sie eine so gute Meinung von ihm haben — nun, er befindet sich Ihnen gegenüber in einer ähnlichen Lage —“

mit einem Wort und weil es doch ausgesprochen werden muß — Kurt liebt Sie leidenschaftlich.“

Die Blut in ihrem Innern flammte jetzt hell auf und verklärte das feine Gesicht.

„Ich kann das nicht tadeln, wenn ich auch seiner Meinung bin, daß er etwas hoch gewählt und deshalb Veranlassung hat, seine Hoffnung zu zügeln. Sie wissen ja, was hinter ihm liegt, und ich habe ihm kein Geheimniß daraus gemacht, daß Ihnen seine Vergangenheit bekannt ist. Sie werden es begreiflich finden, daß er unter solchen Umständen nur desto zaghafter ist und es niemals wagen würde, vor Sie hinzutreten und um Sie anzuhalten. Er will erst wissen, ob er vor Ihnen Gnade gefunden. — Und ich wäre — ja, liebes Fräulein — ich wäre glücklich, wenn ich ihm diese Freudenbotschaft zutragen dürfte.“

Er war sonst ein gewandter Sprecher, aber diesen Satz hatte er nur mühsam zu Ende gebracht.

Kella befand sich in der seltsamsten Verfassung. Es hielt sie nicht länger auf ihrem Stuhle. Von innerer Erregung getrieben, erhob sie sich und ging zum Fenster, hier blieb sie stehen und starre hinunter auf die Wipfel der Obstbäume, die sich im Abendlichte rötheten.

„Wir wollen Sie keineswegs leichtfertig zu einer Entschließung drängen“, begann er abermals, nachdem er sich nun gefaßt hatte. „Ein Schritt wie dieser will reiflich überlegt sein. Nur eines muß ich Ihnen zu Kurts Nutzen doch vorhalten. Sie können an ihm ein heiliges Werk üben. Er ist kein starker Charakter, aber gut geleitet, ist er zu allem Guten fähig, zumal, wenn er sich geliebt und gehegt weiß. Und was Sie betrifft — nun, er sieht in Ihnen seine Retterin, den Engel, der ihn in den Himmel der tüchtigen Leute emporheben soll. Er hat mir offen erklärt, daß es ihm für die Dauer an Kraft fehlen würde, sich aufrecht zu halten, wenn er Sie nicht gewönne, und ich fürchte selbst, daß er noch einmal und vielleicht für immer Schiffbruch leidet, falls er Ihnen entsagen muß. Freilich, er ist arm wie Sie, aber er ist auch fast ebenso jung wie Sie, und es gelingt ihm gewiß, eine Stellung in der Welt zu erringen, die auch Ihrer durchaus würdig wäre. Der alte Graf ist ihm wohlgesinnt — ich zweifle nicht daran, daß er, von Ihnen gehütet und beglückt, ein wackerer, arbeitssamer und gesitteter Mensch werden und bleiben wird. Und jetzt hab' ich meine Vaterpflicht erfüllt — ich warte nur noch auf ein Wort von Ihnen.“

Er stand auf und näherte sich ihr.

Kella wandte sich um und erwiderte seinen Blick mit feuchten Augen. „Bis morgen“, bat sie mit leiser, bebender Stimme. „Ich muß noch mit mir zu Rathe gehen.“

„Ueberlegen Sie es, liebes Fräulein. Ich aber verlasse Sie mit der festen Zuversicht, daß ich um eine Tochter reicher geworden.“ Er neigte sich zu ihr und küßte sie sanft auf die Stirn.

Kella war unsäglich gerührt. Sie wußte, was in dem edlen Manne vorging, was für einen Kampf er gekämpft; zärtlich nahm sie seine Hand und führte sie an ihren Mund.

„Bis morgen!“ wiederholte er, vor Ergriffenheit kaum fähig zu sprechen. Dann riß er sich los und stieg wieder ins Erdgeschloß hinab.

Es war nicht Ziererei, was Kella verhindert hatte, schon jetzt eine bestimmte Erklärung abzugeben, denn obwohl sie für Kurt vom ersten Augenblick an eine starke Zuneigung empfunden, obwohl sie sich von Tag zu Tage klarer geworden war, daß sie den bescheidenen und im Grunde doch sehr unglücklichen jungen Mann wirklich liebe, so hatte sie dennoch die Möglichkeit, einen dauernden Bund mit ihm zu schließen, gar nicht ernstlich erwogen und wollte daher auch nicht in der ersten und heftigsten Aufwallung des Gefühls eine so folgenschwere Entscheidung treffen; wenn sie bei ruhigerem Blute noch einmal alles überdacht und sich selbst sorgfältig geprüft hatte, so konnte sie mit Besonnenheit ihr „Ja“ oder „Nein“ sprechen — und morgen war Zeit genug dazu. Daß es ein „Ja“ sein würde, darüber war sie freilich kaum noch im Zweifel. Wie hätte das Mädchen, das viel zu stolz gewesen, um jemals eigentlich ans Heiraten zu denken, und nur ans Mitgefühl für den beklagenswerthen, von ihr hochgeachteten Seewald sich dazu entschlossen hatte, ihm den entscheidenden Schritt zu erleichtern — wie hätte Kella nicht eine tiefe Befriedigung darüber empfinden sollen, daß der Mann, den sie liebte, nicht einmal den Muth fand, selbst vor sie hinzutreten und um ihre Hand zu bitten, weil er befürchtete, zurückgewiesen zu werden? Daß dieser Zaghafte nicht nur nicht selbstgefällig voraussetzte, sie werde froh sein, überhaupt einen Gatten zu bekommen, und es als eine Opferfreudigkeit ansehe, daß der Freier sie trotz ihrer Armuth gewählt habe, sondern vielmehr gering von seiner Würdigkeit und hoch von der Geliebten dachte, wenig zu geben glaubte und alles von ihr zu empfangen hoffte, sprach mehr zu seinen Gunsten, als irgend ein anderer Vorzug es vermocht hätte.

„Nun, liebes Fräulein, wie haben Sie entschieden?“ fragte Seewald am andern Morgen, als Kella in die Laube trat.

„Ich werde es für ein Glück halten, mich Ihre Tochter nennen zu dürfen“, erwiderte sie fest und freudig.

Er stand auf, umarmte und küßte sie.

„Lohn' es Ihnen der Himmel! Und wenn Kurt Sie nicht zeit Lebens auf Händen trägt, so ist er ein Schurke!“

Kurt hatte sich inzwischen auf die Wanderung begeben und fand sich um halb neun Uhr bei der Kirche ein. Er sollte den Vater hier erwarten und versteckte sich in einer Mauernische, als er ihn mit Kella das Pfarrhaus verlassen sah.

Sobald Kella in der Kirchenthür verschwunden war, begrüßte er den Herannahenden Vater und bemühte sich, von dem wehmüthig-heiteren Gesicht desselben sein Schicksal abzulesen.

„Du hast es gut getroffen, mein Junge“, sagte nun Seewald,

gewissermaßen den forschenden Blick des tieferregten Sohnes beantwortend.

„Sie will —?“

„Sprich nur selbst mit ihr“, unterbrach er ihn. „Ich habe jetzt keine Zeit und hier ist nicht der Ort dazu, derartige Dinge zu verhandeln. Wir werden heute voraussichtlich eine stille, aber dessenungeachtet nicht weniger fröhliche Verlobung feiern.“ Er gab ihm einen Schlag auf die Schulter, lächelte gutmüthig und ging in die Sakristei.

Kurt hätte laut aufgejubelt, wenn er sich irgend wo anders und allein befunden, jetzt aber bezwang er sich und eilte glückstrahlend in die Kirche. So viel Reckheit besaß er jedoch nicht, um sich dicht neben sie zu setzen; er nahm in einiger Entfernung von ihr neben einer grauköpfigen Bauersfrau Platz und verneigte sich ehrerbietig, als ihr Auge zufällig dem seinen begegnete.

Nach dem Gottesdienste verweilte er vor der Thür, bis Kella mit den Stiefschwestern herauskam; sie reichte ihm freundlich die Hand und gestattete ihm, sie die wenigen Schritte nach Hause zu begleiten. Hier angelangt, hüpfen die Mädchen sogleich die Treppe hinauf — die Liebenden waren allein.

„Wollen Sie noch ein wenig ins Freie hinaus?“ fragte sie den unschlüssig vor ihr Stehenden.

Kurt stimmte bescheiden zu, es wäre wohl unpassend und ihm auch unmöglich gewesen, hier im Flur seinen Antrag vorzubringen. Kella ging voraus, und er folgte ihr, die herrliche Gestalt mit Entzücken betrachtend.

Draußen hielt er sich wieder, wenn auch schweigend, an ihrer Seite. Ringsum herrschte so vollständige Ruhe, daß das ein wenig geräuschvolle Treiben Karolines aus der Küche zu ihnen herüberdrang, nur einige Bienen und Fliegen summten in der Sonnenglut um sie her.

Sie waren jetzt in einen Seitenweg eingelenkt, wo sie gegen das Haus hin durch hohes Buschwerk verdeckt wurden.

„Mein Vater ist so gütig gewesen, mit Ihnen zu sprechen“, begann er endlich halblaut.

„Zarwohl.“

„Und Sie möchten wirklich — Sie könnten — Sie —“

„Gieb mir die Hand und sage, daß Du mich allezeit lieb haben willst —!“ unterbrach sie den Stammelnden lachend.

„Kella!“ Er jauchzte auf und umarmte sie ungestüm.

Nicht lange darauf ertönte die Stimme Seewalds, der seinen Sohn in allen Zimmern gesucht hatte und jetzt nach ihm rief.

Kurt meldete sich, und Arm in Arm, vergnügt plaudernd schritten die Brautleute dem Alten entgegen, der sie sogleich herzlich beglückwünschte und dann in den Keller hinabstieg, um einige Flaschen Wein heraufzuholen.

Die Verlobung wurde natürlich in aller Stille gefeiert, auch

sollte sie bis Weihnachten geheim bleiben; selbst als gegen Abend der Arzt mit seiner Familie zum Besuch erschien, wurde nichts verrathen.

Es war schon spät, als die drei Menschen sich trennten. Kurt hatte sich entschlossen, in der Frühe nach dem Forsthaufe zurückzukehren, und übernachtete daher im Dachstübchen. Kella fühlte sich zufrieden und glücklich. Nur Seewald rang noch immer mit seinem Weh und fing erst an einzuschlummern, als Kurt nach einigen Stunden erquickenden Schlafes vom Lager aufsprang, um sich auf den Weg zu machen.

Wie verabredet worden, kam Kurt fortan nur an den Sonntagen ins Dorf, er sollte während der Woche durch nichts von seinem neuen Beruf abgelenkt werden, auf daß er desto schneller und leichter in ihn und die mancherlei Beschwerclichkeiten desselben sich finde und niemandem Grund liefere, sich über ihn zu beklagen. Nicht immer freilich konnte er es vermeiden, daß er seiner Braut oft dennoch im Walde begegnete, aber Kella war selbst so vernünftig, in solchen Fällen sich dem Geliebten bald wieder zu entziehen, um ihm zu keiner Pflichtverfümmiß Veranlassung zu geben.

So war fast ein Monat vorübergegangen. Der beginnende August breitete schon einige Herbststimmung über das Land aus. Auf den Feldern standen die Hocken des geschnittenen Roggens enge beisammen, die Kartoffeln blühten, in den Gemüsegärten prangte das kräftige Grün des krausköpfigen Wirzings neben dem sanften Grün des glatten Weißkohls, während das Violett des jungen Rothkohls noch weißlich schimmerte. Der glänzende Sellerie hielt mit der feinen Petersilie gute Nachbarschaft, hier und da war ein Geschlecht von Spargeln zu zierlich belaubten Zwergbäumchen herangewachsen, und die Kletterbohnen schauten überlegen auf Mohrrüben und Salat hinab. Vor den Häusern und Hütten sahen die steifnackigen Aestern herausfordernd zu dem stattlichen Sonnenglanz empor, der mit seinem Strahlenblick einige Mohnblüten erröthen machte. Die Stachel- und Johannisbeersträucher wurden schon im geheimen von den Kindern geplündert, die Birnen-, Apfel- und Pflaumenbäume bogen sich unter der Last ihrer halbgeresigten Früchte, auch die gelben Fruchtbüschel der Vogelbeerbäume fingen an, sich roth zu färben, und die Bauernjugend beschäftigte sich bereits mit ihren Drachen, um sie wieder flugtüchtig zu machen.

Die Städterin Kella hatte sonst an ihrem Geburtstage von alledem wenig oder nichts bemerkt, diesmal entging ihren geschärften Sinnen kaum ein Zug in dem veränderten Antlitz der Natur, sie fühlte sich selbst als eine Herbstfrucht am Baume der Menschheit und stellte Betrachtungen hierüber an, die keinem Philosophen zur Unehre gereicht hätten. In all diese Betrachtungen aber verflocht sich zugleich das Gedenken an den Menschen, der ihr am theuersten war — an Kurt. Sie erwartete ihn heute mit besonderer Ungeduld. Es war wohl ein Mittwoch, sie hatte jedoch den Folgsamen gebeten, zu kommen, und Seewald hatte ihm die Erlaubniß dazu ertheilt.

Seit Jahren war der dritte August für Kella kein eigentlicher Freudentag mehr gewesen; von jetzt ab schien das anders werden zu sollen, Seewald wenigstens hatte sich bemüht, dem Festtage auch äußerlich einen entsprechenden Schmuck zu verleihen. Alle Thüren des Pfarrhauses waren mit Gehängen von Eichenlaub, Georginen und Astarten bekleidet, Flur, Treppen und Schwellen mit Sand und Kalmus bestreut (den letzten Juli-Kalmus hatte der vorsorgende Mann für diesen Zweck besonders aufbewahrt), und als das Geburtstagskind am Morgen in die Laube trat, stand auf dem reingedeckten Tisch ein großer, von Karoline gebackener Kuchen mit einundzwanzig brennenden Lichtern, einige nützliche und anmuthige Geschenke lagen daneben, und Seewald beglückwünschte die staunend Gerührte mit liebevoller Herzlichkeit. Sogar die beiden Kinder waren schon zugegen und überreichten zierliche Blumensträuße.

Gegen Mittag erschien endlich Kurt, bevor er jedoch zu Kella hinaufging, begab er sich zum Vater.

Seewald sah ihm sofort an, daß er etwas auf dem Herzen habe.

„Nun, mein Junge — guten Tag. Kella ist oben, Du wirst ihr doch in ihrem Zimmer die Glückwünsche darbringen wollen.“

„Gewiß, lieber Vater. Aber ich muß vorher — ich — verzeihe mir nur noch dies eine Mal!“ Er warf sich an seine Brust.

„Was ist denn geschehen?“ fragte Seewald beunruhigt.

„Ich habe gestern mit dem Förster und einigen Inspektoren aus der Nachbarschaft gespielt und siebzehn Mark verloren —“

„Sind das Deine Versprechungen, Kurt? Das ist ja der alte Leichtsinn!“

Der bekümmerte Mann faltete die Hände.

Kurt betheuerte, fortan keine Karte mehr anrühren zu wollen, und bat so lange, bis er das Geld zur Zahlung der Spielschulden erhalten hatte. Dann stieg er zu Kella hinauf.

Sie hatte ihn schon kommen gehört und stand in der Thür, als er oben anlangte. Nach erfolgter Begrüßung und Beglückwünschung führte sie den Geliebten glückstrahlend in das Zimmer, wo Kurt den verschiedenen, über den viereckigen und reingedeckten Tisch ausgebreiteten Geschenken noch eins hinzufügte.

Er war noch niemals in diesem Raume gewesen und betrachtete daher mit antheilsfreundiger Neugier alle die Sachen und Säckelchen, welche die Umgebung des theuren Mädchens bildeten, bis er plötzlich ernst wurde. Sein Blick war auf zwei Photographien gefallen, die eingerahmt über dem Sopha hingen; die eine zeigte das Brustbild einer jungen Frau, die andere das eines älteren, fränklich aussehenden Mannes.

„Meine Eltern!“ sagte Kella, die sich darüber freute, daß er so lange vor den Bildern verweilte und namentlich dem ihres Vaters eine so große Aufmerksamkeit schenkte.

„Dein Vater — ist er schon lange todt?“ fragte er jetzt mit eigenthümlich bebender Stimme.

„Ich habe Dir noch nie davon erzählt — er wurde vor einem halben Jahre von einem Diebe, der in unsere Wohnung eingebrochen war, getödtet, nicht eigentlich ermordet, wie die Sachverständigen meinten — aber das war natürlich kein Trost für mich. Ein liebes Gesicht und ein guter Mensch — er hätte noch lange leben können. Nur freilich — wir Zwei wären dann wohl kaum zu einander gekommen.“

„Hat man den Dieb entdeckt?“ fragte Kurt weiter.

„Nein, ich habe wenigstens nichts erfahren, und die fünfhundert Mark, die er gestohlen, sind natürlich auch nie zu ihrer Besitzerin zurückgekehrt. Vielleicht fängt man den Kerl noch und mit ihm das Geld — wir könnten es gewiß recht gut brauchen.“

„Sie hatte die letzten Worte fast scherzend gesprochen, ohne zu bemerken, daß Kurt bleich geworden war und sich auf die Sophallehne stützte.

„Und die Mutter —?“

„Sie starb schon sehr früh und konnte nicht viel für mich thun, sie lebt aber deshalb nicht weniger fest in meinem Gedächtniß. Eine brave Frau, deren Tod mein armer Vater nie ganz verwunden hatte.“

„Ich hätte sie gern gekannt“, sagte Kurt leise.

„Das Essen ist fertig! Das Essen ist fertig!“ riefen in diesem Augenblick die hereinstürmenden Kinder, die sogleich um das Brautpaar herumsprangen, dem Bruder die Hände schüttelten und seine Geschenke zu sehen verlangten.

Einige Minuten danach begaben sich alle in die Laube, wo Seewald bereits auf die jungen Leute wartete. Er mußte sich zur Unbefangenheit und Heiterkeit zwingen, denn die Unterredung mit Kurt hatte ihn sehr trübe gestimmt und neue Befürchtungen in ihm geweckt. Kurt war nun ebenfalls, und nicht erfolglos, bemüht, fröhlich zu erscheinen, er wurde gelegentlich sogar ausgelassen, zum Entzücken Kellas, in deren Gegenwart er noch nie so lebhaft und lachlustig gewesen. Aber Seewald, welcher des Glaubens war, daß der Leichtsinrige nur sein Schuldbewußtsein und vielleicht sein Reuegefühl durch alle die Sprünge des Humors betäuben wolle, konnte sich nur schwer entschließen, denselben zu folgen.

Kurts Laune dauerte den Nachmittag über aus, erst, als die Abendmahlzeit vorüber und tiefe Dämmerung hereingebrochen war, benutzte er die Gelegenheit, um sich in sein Dachstübchen zurückzuziehen. Oben verschloß er sogleich die Thür, warf sich dann auf einen Stuhl und weinte krampfhaft. Die Thränen waren ihm noch nicht versiegt, als er die Lampe anzündete, sich an den Tisch setzte, einige Blätter Papier aus seinem großen Taschenbuche herausriß und mit Bleistift zu schreiben begann:

„Theuerste Kella!

„Es ist uns nicht bestimmt, mit einander selig zu werden; der schöne Bahn ist zerstört — wenn Du diese Zeilen liest, bin ich nicht mehr unter den Lebenden.“

„Beklage mich, den unglücklichsten der Menschen, der durch Dich gerettet zu werden hoffte, gereinigt von allem Bösen, und der doch nun einsehen muß, daß keine Schuld ungebüßt bleibt — keine! Es giebt kein Entrinnen!

„Was mich von Dir fort und in den Tod treibt?

„Vernimm es: jener Dieb, der die fünfhundert Mark aus der Wohnung Deines Vaters stahl und ihn selbst, wenn auch unbeabsichtigt, tödtete — jener Dieb und Mörder bin ich — bin ich, Kella!

„Doch vernimm alles, auf daß Du nicht noch dem Todten fluchest, der gewiß Dein Bedauern verdient.

„Nur der Zufall machte mich zum Diebe und zum Mörder — wirklich schlecht bin ich nie gewesen — nur schwach und unbesonnen — und so wurde ich zum zweitenmal ein Verbrecher.

„Als ich aus dem Gefängniß entlassen war, nur im Besitze des Wenigen, was ich mir im Laufe der drei Jahre aus den Ueberschüssen der Erträgnisse meiner Arbeit erspart hatte — ein Geächteter und Heimatloser (meine Stiefmutter machte mir den Eintritt in das Haus des Vaters unmöglich) — da kämpfte ich einen schweren Kampf durch. Zwar fand ich nach langem Suchen eine Beschäftigung als Straßenreiniger, aber das nahm auch ein Ende — im Februar sah ich mich aller Mittel zum Leben beraubt, kaum, daß ich vor dem starken Frost durch einige wärmende Kleider geschützt war.

„Um nicht unterzugehen oder zu stehlen, entschloß ich mich, zu betteln. Ich stand gerade an einer Straßenecke, es war schon dunkel — ich trat in das erste Haus und versuchte mein Glück. Die Treppensure waren noch unbeleuchtet, ich mußte jedesmal nach den Klingelknöpfen herumtasten. Der Erfolg blieb überall derselbe: entweder hörte man mich überhaupt nicht, oder man fertigte mich ab, ohne zu öffnen. Fast entmuthigt, stieg ich in den dritten Stock hinauf; ich tastete dort wieder nach dem Klingelknopf — und hierbei entdeckte ich, daß die Thür, vor der ich mich befand, nur angelehnt war. Ich läutete — keine Wirkung. Ich lauschte hinein — innen die gleiche Finsterniß, wie draußen. Da kam nun plötzlich die Versuchung über mich: mache Dir die Gelegenheit zu nutze, auf die Wohlthätigkeit der Menschen zu rechnen, ist gefährlich, sie werden Dir nichts geben, und Du mußt doch irgendwo übernachten, um nicht zu erfrieren, etwas essen, um nicht zu verhungern — so dachte ich, trat behutsam hinein und ins erste Zimmer. Auch hier herrschte vollständige Finsterniß, nicht einmal das Licht der Straßenlaterne konnte durch die verhängten Fenster hereinschimmern. Ich tappte mich weiter, da stieß ich mit dem Knie an einen Schlüssel — ich bückte mich hinunter, zog das Schubfach der Kommode auf und griff hinein — Wäsche und andere Gegenstände lagen darin. Ich wühlte schnell den Inhalt um und hielt schließlich ein ledernes Täschchen in

der Hand — ich faßte hinein — Papiergeld. Ohne zu zaudern, nahm ich alles heraus und steckte es zu mir. In diesem Augenblick wurde die Flurthür zugeworfen — ein unsägliches Gefühl der Bestürzung und Angst überfiel mich — noch ehe ich überlegen konnte, was ich thun sollte, trat ein Herr mit einer Lampe ins Zimmer, die er sogleich auf den Tisch setzte. Da entdeckte er mich, schrie auf und nach Hilfe. Jetzt gab es für mich nur noch eine Rettung: eilige Flucht. Ich wollte zur Thür springen, aber der alte Herr stürzte sich auf mich, unaufhörlich „Hilfe!“ rufend. Meine Noth war groß — ich nahm all meine Kraft zusammen und versuchte, den Schreienden von mir abzuwerfen — endlich gelang es mir, mit einem festen Stoß schleuderte ich ihn beiseite und lief davon. Ich vernahm nur noch einen gellenden Aufschrei — dann war ich draußen und befand mich wieder auf der Straße. Sobald ich weit genug entfernt war, prüfte ich meine Beute — fünfhundert Mark — ich war schlecht genug, mich darüber zu freuen, kaufte mir einen Winterüberzieher und Stiefel, aß mich satt und wechselte die übrigen Scheine in verschiedenen Geschäften. Mit dem nächsten Zuge fuhr ich nach Berlin, daher blieb ich über alles weitere in Unkenntniß, um so mehr, als ich nicht einmal wußte, wen ich bestohlen.

„Heute hab' ich nun die ganze Größe meiner Schuld erkennen müssen und eingesehen, daß ich denn doch nicht so leichten Kaufes davonkommen soll. Es rächt sich alles — mein guter Vater hat es mir oft genug eingeschärft — er hätte verdient, einen besseren Sohn zu besitzen.

„Theuerste, geliebteste Kella — unter Thränen schreibe ich diese Zeilen — ich leide unsagbar. Du wirst begreifen, daß es keine andere Sühne für das Begangene, keinen anderen Ausweg für mich giebt, als den Tod — ich will und werde sterben — verzeihe mir alles und beweine mich und sage meinem Vater nichts von dem, was ich Dir gebeichtet — es wird ihn schwer genug treffen, wenn er mich als Leiche wieder sieht — er soll wenigstens nicht erfahren, daß sein Sohn ein Dieb und Todtschläger gewesen.

„Und nun lebe wohl — vergiß mich und werde so glücklich, wie Du es verdienst — bei der ersten Eiche des Waldes, rechts vom Hauptwege — Du kennst sie — wird man mich finden.

Kurt.“

Als er das Schreiben beendet, steckte er die Blätter in eine Rocktasche, trocknete sich die Augen und ging wieder hinab. Er fühlte sich erleichtert durch das rückhaltlose Geständniß und den festen Entschluß, auf Kella zu verzichten und aus der Welt zu scheiden. Dementsprechend verbrachte er die letzten Stunden des Tages in Gesellschaft des Vaters und der Braut leidlich heiter, so daß keiner von beiden es ihm anmerkte, wozu er sich vorbereitet hatte.

Um elf Uhr trennten sie sich. Kurt sollte, wie gewöhnlich, im

Dachstübchen übernachteten und in der Frühe nach der Försterei zurückkehrten. Aber diesmal durfte er natürlich den Morgen nicht erwarten, deßhalb ging er noch einmal in den Garten, nahm die längste der Leitern, die an der linken Seite des Hauses, neben dem Zaun lagen, und stellte sie so, daß er sie von seinem Fenster aus ohne Schwierigkeit erreichen und auf ihr hinabsteigen konnte. Die mondlose Dunkelheit begünstigte ihn für ein solches Unternehmen, auch brauchte er keine Störung durch einen bellenden Wächter zu befürchten, da See- wald keinen Hund auf seinem Grundstück duldete.

Leise begab er sich nun wieder ins Haus und die Treppen hinauf. Als er an Kellas Thür vorüberkam, sah er unten an der Schwelle einen Lichtstreif — durch diese Spalte gedachte er später die beschriebenen Papiere in das Zimmer zu befördern.

Geräuschlos trat er oben ein, öffnete das Fenster, setzte sich davor und grübelte über sein Schicksal. Er war eine jener leichten und zugleich schwachen Naturen, die weder so viel Kraft besitzen, um einer starken Versuchung zu widerstehen, noch so viel Muth, um sich selbst rücksichtslos zu verurtheilen. Nachdem er einige Zeit über den traurigen Fall nachgedacht, kam er denn auch zu der Ueberzeugung, daß die Strafe, die er sich zugebacht hatte, doch eigentlich zu hart sei, um so mehr, als durch sie Kella mitgetroffen werden mußte. Das Geschehene war nun einmal nicht mehr gut zu machen, er hatte gebüßt genug, und es war gewiß richtiger, wenn er sich bemühte, der Geliebten durch ein Leben voll Aufopferung und Treue in reichem Maße das zu ersetzen, was er ihr einst geraubt.

Sobald er sich hierüber klar geworden, waren auch alle Bedenken geschwunden, er athmete hoch auf, rieb sich die Hände, zündete die Lampe an und verbrannte die Zettel, auf denen er seine Verbrechen gebeichtet hatte. Nachdem dies erlebigt worden, löschte er die Lampe aus, warf sich angekleidet übers Bett und blickte von hier aus in die Nacht hinaus.

Eine Viertelstunde mochte so verstrichen sein, als er plötzlich ein Geräusch vernahm; er lauschte, und nun war es ihm, als ob die Leiter sich bewegte. Behutsam stand er auf und trat ans Fenster — die Leiter war in der That nicht mehr zu sehen.

Wenn's Diebe wären! dachte er, überlegte, was er thun solle, setzte sich dann die Mütze auf, schnallte den Hirschkäfiger um und begab sich in aller Stille hinunter. Im Hause hatte sich nichts geregelt, und wie er nun durch die zur Straße führende Thür ins Freie trat, herrschte draußen die gleiche Lautlosigkeit, nicht einmal ein Hund bellte. Er hatte es mit Absicht vermieden, gleich in den Garten zu gehen, weil er den oder die Besucher desselben erst besser belauschen und überhaupt sich vorher vergewissern wollte, wer da sei. So war er jetzt an die stets unvergeschlossene Zaunpforte gekommen, er öffnete sie leise, lehnte sie wieder an und blieb stehen, sobald er die Ecke des Hauses erreicht hatte.

Er spähte durch die Finsterniß — die Leiter war nicht zu sehen

Aber nun glaubte er ein Geflüster zu hören, es schien aus der Laube zu dringen, er näherte sich ihr — doch nun unterschied er deutlich die Stimme Kellas. Er blickte nach oben und sah vor dem Fenster des Mädchens eine männliche Gestalt sich hin und her bewegen.

Wuth und Eifersucht loderten hoch auf in ihm, es fiel ihm schwer, sich zu beherrschen. Endlich befand er sich unmittelbar vor der Leiter, die so schräg gestellt war, daß die letzten Sprossen von dem überragenden Schieferdache verdeckt wurden.

Oben am Fenster nahm währenddem das Gespräch seinen Fortgang.

„Ich bitte Sie, Herr Graf — Sie bringen mich in die peinlichste Lage —“

„Liebste^s Fräulein — welche Granjamkeit!“ —

„Welche Verwegenheit, Herr Graf! Einen Cavalier hätte ich dessen nicht für fähig gehalten!“

„Ich reise morgen ab — ich muß in die Garnison zurück — soll ich von Ihnen scheiden ohne die Gewißheit —“

„Ich verbiete Ihnen, so zu mir zu sprechen, Herr Graf!“

„Seien Sie nicht so strenge, liebste^s Fräulein —“

„Ich bin für Sie kein liebste^s Fräulein! Und wenn Sie nicht augenblicklich hinabsteigen, so rufe ich um Hilfe.“

„Sie werden so klug sein, es nicht zu thun, denn da jeder begreifen muß, daß ich von außen das Fenster nicht öffnen kann —“

„Man weiß hier im Hause, daß ich im Sommer bei offenem Fenster zu schlafen liebe —“

„Wenn auch — das einzig Vernünftige bleibt es doch, still zu sein und mich ohne weitere Umstände hineinzulassen.“

Kurt bemerkte, wie der freche, offenbar etwas angetrunkene Mensch das Fensterkreuz erfaßte, das rechte Bein erhob und den Fuß auf das Fensterbrett setzte.

„Ich stoße Sie hinunter, wenn Sie noch einen Schritt weiter gehen!“

„Nun, Täubchen — versuch' es —“

Er brach plötzlich ab; von Zorn und Haß glühend, war Kurt an der Leiter emporgeklommen und stand nun fast in gleicher Höhe mit dem Grafen, dessen Arm er leidenschaftlich packte.

„Was ist das?!“ rief Dietrich erschreckt.

„Eine Ueberraschung, Herr Graf!“

Kella stieß einen leichten Schrei aus. „Um alles in der Welt —!“

„Seien Sie unbesorgt, verehrte^s Fräulein“, sagte Kurt halblaut. „Ich komme nur, um die Ehre einer unbeschützten Dame zu vertheidigen.“

„Ach, ich begreife — Sie wollten wohl selbst — haha! — die Leiter, das offene —“

„Herr Graf!“ schäumte Kurt auf und schüttelte den Arm des Gegners mit wilder Hestigkeit.

„Sie unterstehen sich —“ zischte der Lieutenant, der statt der Uniform einen dunklen Ueberrock trug.

„Zawohl, ich unterstehe mich, Ihnen den Spaß zu verderben!“

„Den Arm loslassen!“ wüthete Dietrich.

„Nicht eher, bis Sie den anderen Fuß auf die Leitersprosse gesetzt haben werden.“

Dietrich bemühte sich mit aller Gewalt, freizukommen. Kurt fühlte bald, daß der Soldat ihm an Kraft überlegen sei, um ihn fester zu halten, wollte er nun auch die andere Hand gebrauchen — aber in diesem Augenblick hatte Dietrich mit einem kräftigen Ruck ihm den Arm entrißen. Kurt verlor das Gleichgewicht und fiel, aufschreiend, hintenüber.

Dietrich sprang ihm sofort die Leiter hinunter nach, während Kella, laut weinend, hinauslief, um den Pfarrer zu rufen, falls ihn der Lärm nicht etwa wach gemacht haben sollte.

„Ist Ihnen etwas geschehen?“ fragte Dietrich, der angstvoll neben dem Regungslosen niedergekniet war.

Kurt rührte sich nicht.

Entsetzt eilte Dietrich zum Arzt.

Als Kella mit einer brennenden Lampe hinaustrat, lag der Verunglückte allein am Boden.

Sie kniete nun ebenfalls nieder und beleuchtete den Geliebten — er blieb stumm und gab auch keine anderen Lebenszeichen von sich.

Der Arzt, der fast zu gleicher Zeit mit Seewald hinzukam, konnte nur feststellen, daß Kurt bereits gestorben sei.

Die Verzweiflung Seewalds war nicht geringer als die Kellas, der Arzt mußte sich beider annehmen.

Dietrich war nicht mehr zurückgekehrt, er reiste am anderen Morgen ab. Inwieweit er den Tod Kurts verschuldet, war nicht genau zu bestimmen, und Seewald hatte natürlich keine Neigung, die Angelegenheit ernstlich verfolgen zu lassen.

Kurt wurde am Sonnabend beerdigt; auch der alte Graf erschien auf dem Kirchhof und bezeugte sich überaus freundlich gegen Seewald. Kella stand stumm und starr an der Gruft. Erst als sie wieder zu Hause war und neben dem Vater des theuren Verstorbenen saß, löste sich der Schmerz in Thränen auf.

Seewald bemühte sich, sie zu trösten, obwohl er selbst kaum weniger trostbedürftig war, als das schluchzende Mädchen.

„Wir wollen ihn nicht zu sehr betrauern“, sagte er mild. „Er ist fortan allem überhoben — und wer weiß — wir sprachen einmal über die Weisheit in den Fügungen des Schicksals — vielleicht haben wir Grund, auch hier dessen Weisheit zu verehren. Er kann jetzt nicht mehr straucheln und hat mich zum letztenmal betrübt. — Es ist minder hart, über einen Todten zu trauern, als über einen Verlorenen. Ihm fehlte doch wohl der feste Kern, die Kraft, welche nöthig ist, um in Ehren durch das Leben zu gehen, um glücklich zu sein und glücklich zu machen. Wer weiß — wer weiß —!“

Er nahm ihre zitternde Hand und küßte sie mit väterlicher Bärtlichkeit.

Kella blieb im Pfarrhause und wurde von Seewald wie eine Tochter gehalten. Drei Jahre nach dem traurigen Ereignisse bewarb sich ein benachbarter reicher Gutsbesitzer um sie. Seewald mochte sich nur schwer von dem geliebten Mädchen trennen, gab aber schließlich gern seinen Segen zu der Verbindung.

An Kellas Statt waltete fortan eine kinderlose, um diese Zeit verwitwete Schwester des Pfarrers, der vierzehn Monate später die Taufe vollzog an dem ersten Sohne der schönen Frau, die er einst so leidenschaftlich geliebt hatte.





Der Roman einer Königin.

Historische Skizze von Theodor Winkler.

„Alt Heidelberg, du Feine,
Du Stadt an Ehren reich,
Am Neckar und am Rheine
Kein' and're kommt dir gleich!“



So singt B. v. Scheffel von der Stadt, wie sie sich heute unsern Blicken darstellt; seine Worte hätten aber auch auf Heidelberg vor drei Jahrhunderten gepaßt. Hochbegünstigt durch die überaus herrliche Gegend, in der Wald und Flur, Berg und Thal, Strom und Rebenhügel in reizender Abwechslung sich zu einem der lieblichsten Landschaftsbilder gruppieren, war es schon damals als Hauptstadt der Rheinpfalz und als kurfürstliche Residenz eine Perle unter den Städten Deutschlands und in den weiten Räumen seines Schlosses herrschte eine Pracht und ein Luxus, wie er in manchem Königshause nicht großartiger zu finden war.

Der glänzende Ruf, den der kurfürstliche Hof von Heidelberg selbst in fernem Landen genoß, mochte wohl auch auf den König Jakob I. von England bestimmend einwirken, als ihm um das Jahr 1610 auf diplomatischem Wege der Antrag gestellt wurde, seine Tochter Elisabeth mit dem kurfürstlichen Erbprinzen Friedrich zu vermählen. Der König zeigte sich nicht abgeneigt, politische Gründe sprachen auch nicht dagegen, und so kamen die Verhandlungen zwischen beiden Höfen im Jahre 1612 zum Abschluß und im Februar 1613 vollzog der erst sechzehnjährige Fürst mit der englischen Prinzessin, die in gleichem Alter stand, seine eheliche Verbindung.

Selten dürfte ein junges Paar aus fürstlichem Geblüte so harmonisch zusammenpassend, so gleichsam für einander geschaffen erschienen sein wie Friedrich V. von der Pfalz und Elisabeth von England. Nicht umsonst war die Braut eine Enkelin der unglücklichen Maria Stuart. Die ganze äußere Erscheinung, die zarte, biegsame

Gestalt, das schöne, edel geschnittene Gesicht hatte sie von der Großmutter geerbt; nur daß sie statt des röthlichblonden Haares derselben ein Haupt voll üppiger schwarzer Locken besaß. Und eine ebenso stattliche Figur war der Bräutigam. Hochgewachsen, von kräftigem Gliederbau und intelligentem Antlitz, gewann er bei seiner Anwesenheit in England alle Herzen, zumal er eine ziemlich umfassende Bildung genossen hatte und ebenso flott Französisch, wie Deutsch und Lateinisch sich auszudrücken verstand. Freudigen Herzens reichte ihm Elisabeth ihre Hand, was sie auch bei der Trauung durch ein heiteres Lächeln kundgegeben haben soll — für den Aberglauben der damaligen Zeit freilich ein böses Omen; leider sollten die üblen Prophezeiungen, welche daran geknüpft wurden, nur allzu sehr in Erfüllung gehen.

Im Anfang freilich zeigte sich der Himmel ziemlich wolkenlos. Auf die mit allem königlichen Pompe in England gefeierte Hochzeit folgte die Reise des jungen Paares nach Heidelberg, die einem förmlichen Triumphzuge gleich. Unter großem Gepränge hielt dann Elisabeth an der Seite ihres Gemals ihren Einzug in der künftigen Residenz und zwar, gegen die Sitte der damaligen Zeit, unverhüllt in einem offenen Wagen sitzend. Friedrich war stolz auf die Schönheit seiner Gemalin und wollte, daß Alle sich mit ihm derselben freuen sollten; daher gestattete er sich diese Abweichung von der herrschenden Gewohnheit. Fest auf Fest reihte sich an den Einzug in Heidelberg, und in dem Bestreben, der geliebten Frau den Aufenthalt in der neuen Heimat so angenehm wie möglich zu machen, ließ der Kurfürst bald darauf das Schloß noch um vieles erweitern und verschönern. — Bauten, deren Reste die Besucher Heidelbergs noch heute zu bewundern Gelegenheit haben.

Die Regierungsgeschäfte lagen damals noch nicht in Friedrichs Hand. Da er bei dem Tode seines Vaters im Jahre 1610 noch nicht volljährig war, so übernahm der Pfalzgraf von Zweibrücken, Johann der Vierte, die Vormundschaft über ihn und verwaltete das Kurfürstenthum bis zum Juli 1615. Als dieser letztere Zeitpunkt eintrat und Friedrich majorenn wurde, hatte Elisabeth ihrem Gatten schon einen Prinzen geschenkt, bei dessen Taufe fast alle Fürsten Europas vertreten waren. Ueberhaupt war ihr der Mutterjegen vom Himmel im reichsten Maße beschieden und im Laufe der Jahre erweiterte sich der Kreis um nicht weniger als dreizehn Kinder. Im Gegensatz zu seinem Vater, der sich keines ehelichen Glückes rühmen konnte, zeichnete sich Friedrich V. durch das fortdauernd innige Verhältniß zu seiner Gemalin aus, das selbst durch die schweren Stürme des Schicksals, die sie in der Folge zu überstehen hatten, keine Trübung erlitt.

Die aufrichtige Liebe zu Elisabeth und der herzliche Wunsch, ihr eine möglichst glänzende Stellung zu bereiten, mag freilich auch bei den politischen Schritten mit von bestimmendem Einfluß gewesen sein, die der junge Kurfürst in nächster Zeit zu seinem Unglück vor-

nahm. Die staatlichen Zustände in Deutschland waren in damaliger Zeit ziemlich verwirrt und arteten bald in ein wildes Würfelspiel um Kronen und Fürstenthümer aus, über die man thatsächlich gar nicht verfügte.

Im März 1619 starb der Kaiser Mathias, im August erhoben die Kurfürsten den König Ferdinand zum Deutschen Kaiser und in demselben Monat trugen die vereinigten protestantischen Stände der böhmischen Kronlande dem Kurfürsten Friedrich V. das Königreich Böhmen an. Der Gewählte konnte sich keineswegs besonders hervorragender Eigenschaften rühmen, die ihn zu dieser Stellung berechtigt hätten; daß die Wahl gerade auf ihn fiel, war gewissermaßen nur der Dank dafür, daß die Pfälzer von Anfang an die Sache der Böhmen unterstützt hatten. Die Gefahren, welche mit der Annahme dieser Königskrone verknüpft waren, konnte Friedrich nicht übersehen und lehnte deshalb zuerst das Anerbieten ab. Allein von verschiedenen Seiten drang man in ihn, den ehrenvollen Antrag nicht von der Hand zu weisen. Friedrich zauderte noch immer, er mochte fühlen, daß er einer so schwierigen Position nicht gewachsen sei. Er berieth mit seinem Oheim und seinen Räthen das Für und Wider und bat auch seine Gemalin um ihr Urtheil.

Lange Zeit war man der Meinung, das Zureden der letzteren sei bestimmend für den Kurfürsten geworden, ja man behauptete, sie habe den Auspruch gethan: da ihr Gemal den Muth gehabt, eine Königstochter heimzuführen, so möge er nun auch den haben, sie zu einer Königin zu machen; sie wolle lieber mit einem Könige Sauerfrant essen, als mit einem Pfalzgrafen im Ueberfluß schwelgen. Dies ist indeß eine üble Nachrede ohne thatsächlichen Untergrund. Elisabeth schrieb ihrem Gemal: „Weil Gott Alles leitet und ohne Zweifel auch dies geschieht hat, so thue, was Du für gut hältst. Willst Du annehmen, so folge ich Dir und werde Alles tragen, was Gott uns zu tragen auferlegt; auch bin ich bereit Alles, was ich habe, alle Kleinodien zc. zum Opfer zu bringen.“ ... Friedrich erwog noch einmal und entschied sich endlich zur Annahme. Er hoffte, daß sein Schwiegervater, der König von England, ihm den nöthigen Beistand leisten werde. Eine bange Ahnung schien ihn indeß doch zu durchzittern. Wie einige zeitgenössische Geschichtsschreiber berichten, war er so erregt und zerspreut, daß er bei der Unterzeichnung der Annahme-Erklärung das Tintenfaß statt die Streusandbüchse über das Papier schüttete, ein Umstand, der natürlich von seiner Umgebung als traurige Vorbedeutung aufgefaßt und zu üblen Prophezeiungen benutzt wurde.

Im Oktober 1619 verließ der Kurfürst mit Weib und Kindern Heidelberg, um nach Prag zu reisen; aber dieser Auszug war durchaus kein fröhlicher, er glich vielmehr, wie man versichert, eher einem Trauerzuge. Die Kurfürstin, die beim Abschied von England keine Thräne vergossen hatte, weinte diesmal und auch ihrem Gemal war es nicht ums Herz, als wenn er seiner Krönung entgegen gehe. Sie sollten beide Heidelberg nie wieder sehen.

Die Reise ging ohne Unfall vonstatten und der Empfang in der böhmischen Hauptstadt war ein sehr herzlicher. Am 2. November erfolgte die feierliche Krönung zu Prag, und das neue Herrscherpaar empfing von allen Seiten die üblichen Huldigungen. Die junge Königin, welche gerade ihrer Niederkunft entgegen sah, wurde ganz besonders sympathisch begrüßt und von den reichen Bürgerfrauen Prags mit allerlei Angebinden beehrt. So überbrachte man ihr eine Wiege von Ebenholz, aufs reichste vergoldet, und eine Truhe mit Edelsteinen besetzt und mit feiner Kinderwäsche angefüllt; auch eine silberne Schale voll Dukaten fehlte nicht. Am 26. Dezember trat das erwartete Familienereigniß ein: Elisabeth gab einem Prinzen das Leben, der in der Taufe den Namen Ruprecht erhielt.

Sein Vater war bei der Geburt nicht in Prag. Mit einem großen Gefolge weilte er in Mähren, um die Huldigungen seiner dortigen Unterthanen entgegenzunehmen. Alles ging nach seinem Wunsch und er schrieb seiner Gemalin darüber Briefe voll höchster Zufriedenheit.

Wer aber gar nicht mit diesen Vorgängen zufrieden sein konnte, das war Kaiser Ferdinand, der inzwischen auch nicht unthätig blieb. Vor allem nahm er dem neuen Könige die Kurwürde und zog auch die Pfalz an sich, um sie seinem treuen Bundesgenossen, dem Herzog Maximilian von Bayern zu schenken. Allein es sollte noch ärger kommen. Zu schwach, um die Krone gegen Kaiser Ferdinand II. zu behaupten und von seinem Schwiegervater in England ohne Hilfe gelassen, vermochte es Friedrich nicht abzuwenden, daß er von den Kaiserlichen und Bayern mit Krieg überzogen und unter Tilly völlig geschlagen wurde. Dies geschah in der Schlacht am weißen Berge bei Prag am 8. November 1620.

Der böhmische Königsthron war mit diesem Tage gestürzt und Friedrichs Hof aus Böhmen vertrieben. Auf das Härteste bedrängt, floh der Geschlagene mit seiner Gemalin aus Prag und suchte Zuflucht bei seinen Getreuen in Breslau, später im Haag. Der Kaiser verhängte unterdessen die Acht über ihn und die spöttische Welt gab ihm wegen seiner kurzen Herrschaft den Namen „Winterkönig.“

So viel sich Friedrich auch bemühte, wieder festen Fuß zu fassen, er fand nicht die nöthigen Bundesgenossen und mußte dem Königsthron für immer Valet sagen. Aber auch nach Heidelberg konnte er nicht zurück, spanische und bayerische Truppen hatten sich in der Pfalz festgesetzt und der Herzog von Bayern machte sich dort bereits heimisch. Verlassen, vertrieben und geächtet, wanderte Friedrich bald hierhin, bald dorthin, vergeblich nach einem Unterkommen suchend. Seine Gemalin sah ihrem sechsten Wochenbett entgegen, ohne zu wissen, wo sich ein gastliches Dach dafür bieten würde. Sie wollte aber auch nicht von ihrem Gatten weichen, dem sie gerade jetzt, in den Tagen der Noth, die treueste Anhänglichkeit bewies.

Tiefbekümmert schrieb Friedrich einen demüthigen Brief an seinen Schwager, den Kurfürsten Georg Wilhelm, daß er sich seiner Ge-

malin annehmen und ihm in Küstrin oder Spandau einige Zimmer anweisen lassen möge, wo Frau Elisabeth ihre Niederkunft abwarten könnte. Diese Bitte fand zwar Gehör, indem die vertriebene Königin in Küstrin Aufnahme erhielt; allein um mehr als ein dürftiges Obdach kümmerte sich der hochherzige Schwager nicht, ja er ließ sogar laut werden, daß ihm diese Einquartierung sehr unbequem sei. So mußte die unglückliche Königin das ganze Elend einer gestürzten Größe auskosten. Ein bitterkalter Winter war eingezogen und die arme Frau, die überhaupt am nöthigsten Mangel litt, lag in einem Zimmer, dessen Wände kahl waren und das nur aus einer darunterliegenden Küche einige Wärme empfing. Unter diesen ärmlichen Verhältnissen wurde der Prinz Moriz geboren.

Sobald sich Elisabeth wieder so weit gekräftigt fühlte, daß sie die Weiterreise wagen konnte, packte sie ihre wenigen Habseligkeiten zusammen und zog mit ihrem Gatten und den Kindern nach Berlin, wo sie bessere Aufnahme zu finden hoffte. Es gelang den Vertriebenen auch, ein bequemes Unterkommen dort im Schlosse zu erhalten; allein Kaiser Ferdinand billigte es durchaus nicht, daß der Kurfürst von Brandenburg seinem Feinde Unterstand gewährte und machte diesem deshalb ganz unzweideutige Vorwürfe. Georg Wilhelm, der ohnedies kein Wohlgefallen an dem Besuch seiner Verwandten hatte, benutzte diese Kundgebung sofort, um sich die lästigen Gäste vom Halse zu schaffen. Aus Reidenburg in Ostpreußen, wo er damals residirte, hatte er schon vorher seinen Räthen ausdrücklich geschrieben, er möchte am liebsten mit diesem Besuche ganz verschont bleiben, da er fürchte, sich dadurch bei dem Kaiser und Könige von Polen Ungelegenheiten zu bereiten; die preussische Successionsfrage werde ihm ohnedies schwierig genug gemacht. Nicht verwandtschaftliche Rücksichten, sondern wie er erklärte, nur die Christenpflicht bestimmte ihn, seiner unglücklichen Schwägerin den Aufenthalt bis zu ihrer nahe bevorstehenden Entbindung nicht geradeweg zu versagen. Die Räthe des Kurfürsten waren in dieser Weise instruiert. Als nun das Ehepaar, dem es schwer genug fallen mochte, von dieser ungern ertheilten Erlaubniß Gebrauch zu machen, in Berlin anlangte, wurde es mit höflicher Kälte empfangen und sofort nach Küstrin geleitet. Dabei soll der Winterkönig, um ja nicht erkannt zu werden, verkleidet gewesen sein. Nachdem seine Gemalin ihr Wochenbette glücklich überstanden, zog er weiter mit ihr, erst nach Braunschweig und dann nach Holland.

In dieser Zeit taucht an der Seite des unglücklichen Paares eine Persönlichkeit auf, die sich das Schicksal desselben zur eigenen Angelegenheit machte und in Folge dessen von der Nachwelt vielfach in romanhafte Beziehungen zu Elisabeth gebracht worden ist. Dies ist der Herzog Christian von Braunschweig, der Bruder des damaligen regierenden Herzogs und Inhaber des Bisthums Halberstadt, ein echt ritterlicher, wenn auch etwas exaltirter Kavalierritter, den die Chronisten oft unter der Bezeichnung „Der tolle Halberstädter“

erwähnen. Er war Rittmeister in holländischen Diensten, als er den Winterkönig und dessen Gemalin kennen lernte und erst zwei- undzwanzig Jahre alt. Die Schönheit der Ex-Königin und ihr trauriges Geschick machten auf sein leicht entzündliches Gemüt einen so mächtigen Eindruck, daß er begeistert ihren Handschuh mit der Devise: „Tout pour Dieu et pour Elle“ (alles für Gott und für sie) ganz nach Ritterart an seinem Helm befestigte und gelobte, denselben nicht eher wieder abzunehmen, als bis er Friedrich wieder auf den böhmischen Thron gehoben hätte. Dies ist ihm nun freilich nicht gelungen, aber der Handschuh ist auch am Helm verblieben und so wird derselbe noch heute gezeigt.

Vergebens waren die Anstrengungen Christians, den Winterkönig wieder zu Ehren und Würden zu bringen, obwohl er deshalb manchen harten Kampf bestand. Elisabeth nahm seine Dienste an und bezeugte ihm ihre Dankbarkeit dadurch, daß sie ihm die Pathenschaft bei ihrem siebenten Kinde übertrug; aber weitere Auszeichnungen wurden ihm nicht zutheil, es bestanden keine engeren Beziehungen zwischen beiden, und mit fleckenloser Treue blieb Elisabeth ihrem Gemal bis in den Tod ergeben.

Als Herzog Christian betreffs der Wiedergewinnung Böhmens nichts auszurichten vermochte, bot er seine ganze Kraft auf, wenigstens Heidelberg dem Freunde zurückzuerobern. Nach dem Siege Ernsts von Mansfeld über Tilly bei Wiesloch 1622 schien dieses Bestreben auch wirklich einige Aussichten zu haben; allein als es bei Höchst zum Treffen kam, erlitt der Herzog eine Niederlage und sah sich zur Flucht genöthigt. Bald darauf im Jahre 1623 starb er als fünf- undzwanzigjähriger Jüngling in Holland, ohne die geringste Frucht mit seinen Feldzügen erzielt zu haben.

Friedrich aber gab die Hoffnung, in seine Fürstenrechte wieder eingesetzt zu werden, so bald nicht auf. Zu Anfang des Jahres 1632, als Gustav Adolph die Schlacht bei Breitenfeld geschlagen hatte und die Rheinpfalz von Spaniern und Linguisten befreite, glaubte er aufs neue den Zeitpunkt gekommen, um in Heidelberg wieder einzuziehen zu können. Unverzüglich brach er nach Deutschland auf und folgte dem Siegeszug des Schwedenkönigs von Frankfurt bis München. Aber seine Aussichten wollten sich nicht erfüllen, und als Gustav Adolph in der Schlacht von Lützen fiel, war auch diese Hoffnung für immer zunichte. Dreizehn Tage darauf, am 29. November 1632 erlag der unglückliche Winterkönig zu Mainz einem heftigen Fieber, nachdem er ebenso wie sein Vater nur ein Alter von 36 Jahren erreicht hatte.

Jetzt stand Elisabeth ganz allein, nachdem ihr Vater, der ihr in ihrem Unglück wohl noch einige Unterstützung gewährt hatte, bereits 1625 das zeitliche gesegnet hatte. Schutzlos und verlassen, würde sie dem bittersten Elend anheimgefallen sein, wenn sich nicht die Holländer im Haag ihrer erbarmt, ihr ein kleines Landgut eingeräumt und ein bescheidenes Jahrgeld ausgesetzt hätten. Unter ärmlichen Umständen fristete so die ehemalige Königin ihr Dasein, ab-

geschieden von der Welt, umgeben nur von ihren Töchtern, deren eine, die schöne und geistvolle Sophie, sich später mit dem Kurfürsten von Hannover vermählte. Auch die Mutter bewahrte sich ihre Schönheit bis ins Alter. Einigen Chronisten zufolge soll sie noch in vorgerückten Jahren auf einen englischen Edelmann, Lord Craveu, einen solchen Eindruck gemacht haben, daß er sich heimlich mit ihr vermählte. Elisabeth starb 1662 in einem Alter von 66 Jahren.

Seitere Pierzeiler.

Von Hans von der Vogelweide.

Armuth ist eine Tugend? Nun ja, das Sprichwort sagt es,
 Und wer im Voudoir gelangweilt sitzt, glaubt es.
 Doch in der Praxis ist der Sinn etwas gefährlich:
 Denn aus der Noth 'ne Tugend machen, ist nicht ehrlich.

* * *

An einer Krankheit starb ein Patient,
 Um deren Namen sich die Aerzte stritten;
 Bis man sich dahin einigte am End',
 Daß der Entschlaf'ne „namenlos“ gelitten.





Aus alter Zeit.

Von Ch. Elbing.

Die Estherbleiche war die beste; sie hatte viele grüne Flächen, durchschnitten von tiefen Gräben. Sie lag ein gut Stück vor dem Städtchen; so konnte der Ruß der Schornsteine sie nicht erreichen, und der Wind machte die Wäsche auf den langen Trockenseilen stets lustig flackern, denn er konnte blasen, von welcher Seite er wollte, es stand ihm nichts im Wege. Heute lag viel Wäsche auf dem grünen Rasen und Waschfrauen und Mägde stiegen hochgeschürzt dazwischen umher und hantirten mit langen Schaufeln, die wie Ruder aussahen.

Sie schöpften damit aus den Gräben und spritzten und schleuderten das Wasser in weiten, glitzernden Bogen über die Wäsche, und den Rest in den Schaufeln gossen sie sich dann und wann in die lachenden Angesichter. Dann gab es ein fröhliches Gequieke und lustiges Geschelte, bis irgend eine alte Waschfrau mit grimmigem Baß über den Plan rief: „Die Eselche spiele, es wird bald regne!“ —

Es war aber ein schöner, klarer Herbsttag, und die Sonne schien noch recht warm vom wolkenlosen Himmel. Auf den Seilen flatterten nur noch einzelne Wäschestücke, denn es hatte heute schnell getrocknet. Die Mägde sammelten die Klammern vom Rasen und rasselten damit vergnügt in den Körben. In den Kollkammern knarrten und quietschten die Drehrollen und dazwischen ertönte eine frische Mädchenstimme: „Du, du liegst mir im Herzen!“

Da läutete die Besperglocke im Städtchen.

Die Rollen hörten plötzlich auf zu quietschen, die Sängerin schnappte bei den Schmerzen ab und behielt die folgende Liebeserklärung für sich. Die Wasserschaufeln flogen auf den Rasen, die letzten Klammern rasselten eilig aus den Schürzen in die Körbe und auf den Schwellen der Schuppen und des großen Waschauses, nahe dem Thor der Bleiche bildeten sich lachende, schwatzende Gruppen.

Die Deckel der verschiedenen Körbe öffneten sich knarrend und mächtige Schnittten fett gebutterten Schwarzbrotts stiegen ans Tageslicht. Aus dem Waschhanse kamen die jungen Mägde im Gänjemarsch mit braunen Kaffeekannen von den verschiedensten Dimensionen, und nun entspann sich eine lebhaftere Unterhaltung, die, wie bei allen Damenkaffees, von Minute zu Minute geräuschvoller und dem Uneingeweihten unverständlicher wurde. Ganz hinten aber, am letzten, breitesten Graben der Bleiche, wo keine Wäsche mehr lag, spazierte langsam und gravitatisch ein Storch. Er kümmerte sich nicht im mindesten um den Damenkaffee, sondern starrte bei seiner Wanderung unverwandt auf den Wasserpiegel, der in wechselnder Verschiebung sein Bild zurückwarf.

Jetzt wendete sich der Storch und begann denselben Weg wieder zurückzuschreiten. Der linke Flügel hing schlaff herab, er war augenscheinlich gebrochen. Manchmal schlug das Thier energisch mit der rechten Schwinge, als ob es sich zum Fliegen anschickte; die linke machte dann aber kaum merkliche Bewegungen und fiel gleich wieder matt hernieder. Dann ließ der Storch den Schnabel auch tiefer hängen und starrte noch aufmerkamer ins Wasser.

„Armes Thier!“ sagte die Sängerin, welche, ein großes Stück Butterbrod in der einen Hand und die Kaffeetasse in der anderen, in der Thür des Waschhanjes lehnte und kauend den Storch betrachtete.

„Armes Thier! Deine Kameraden und vielleicht auch Dein Gespons fliegen jetzt übers Meer, und Du mußt hier bleiben, weil Du ein Krüppel bist. Was wird das arme Ding nur im Winter anfangen, Mutter Schmidten?“

„Es wird den Winter nicht erleben“, antwortete die tiefe Stimme der alten Waschfrau, „es wird sterben. Derweilen nimmt sich der Herr Gemal im andern Lande ein anderes Gespons und fängt vergnügt eine neue Wirthschaft an. Das ist so beim Vieh und ist so bei den Menschen. Wenn Ihr jungen Dinger erst weiße Haare haben werdet und siebzig Jahre auf dem Rücken, werdet Ihr auch was davon erzählen können.“

„O, Mutter Schmidten, Sie weiß gewiß so eine Geschichte?“ rief die Magd, und ihre dunklen Augen funkelten neugierig.

„Hm, hm!“ brummte die Alte.

„Ach, erzählt, Mutter Schmidten!“ riefen die jungen Mägde nun einstimmig.

„Werdet Ihr wohl machen, daß Ihr an die Arbeit kommt! Jetzt ist nicht Zeit zum Schwatzen!“ knurrte es zurück.

Das Bespern war beendet und wieder klapperten die Drehrollen, raffelten die Klammern, jauchzten die lustigen Mägde, und am Graben schritt der Storch auf und ab. Die Sonne sank glutroth hinter der blauen Hügelkette, an welche das Städtchen sich lehnte, und die wenigen Fenster der alten Schlossruine, nahe der Bleiche, glühten und flimmerten, wie im Feuerchein. Auch das Wasser in den Gräben



Indianerüberfall.

1005

glüherte so roth wie flüssiges Feuer. Da stieg hinterm Walde der Vollmond herauf und sein weiches Silberlicht mischte sich im Wasser mit dem Blutschein.

Langsam verglomm das Abendroth, um Wiesen und Wald wob die Dämmerung ihre bläulichen Schleier; der Mond rückte höher und sein Licht zitterte silbern auf den Wasserflächen. Auf der Bleiche war es still geworden, nur in einem der Schuppen suchte die alte Schmidten mit einigen Mägden die Sachen zusammen.

Die jüngste Magd aber lehnte wieder träumend am Thürpfosten und sumnte leise: „Wenn ich am Fenster steh' —“

Plötzlich drehte sie sich nach der Thür zurück und rief schmeichelnd hinein: „Mutter Schmidten, es ist noch so schön hier draußen, jetzt könnte Sie noch was erzählen!“

„Ach ja! Ach ja!“ riefen drei frische Stimmen von drinnen.

Vom Thurme schlug es ein viertel auf acht.

„Nu, meinertwegen, wir haben noch Dreiviertelstunde — wenn Ihr's denn hören wollt —“, erklang von innen die Bassstimme der Alten. „Es ist aber eine sehr traurige Geschichte.“

„Das ist eben schön!“ rief die Sängerin und seufzte gefühlvoll.

„Dummes Ding!“ brummte die Alte, „zwanzig Jahre später wirst Du das vielleicht nicht mehr finden.“

Damit setzte sie sich schwerfällig auf die Schwelle des Schuppens, wickelte die knorrigen Hände in die Schürze und sah eine Weile stumm vor sich hin. Die jungen Mägde kauerten sich so dicht als möglich neben sie auf Klammerkörben und Seilbündeln hin und starrten erwartungsvoll in das verwetterte, runzelige Gesicht der Alten.

„So hört denn!“ begann diese endlich.

„Es ist lange her, denn ich hab' es von meiner seligen Großmutter gehört, und ich bin siebzig Jahre. Als die Großmutter so ein junges Ding war, wie Ihr, war das alte Gemäuer dort ein großes, stattliches Schloß mit vier runden Thürmen, wie der eine, der dort noch ragt.

„Der Park zog sich bis zu diesem Graben, der damals noch ein großer Weiher war, und das Forsthaus stand nicht weit davon am Waldesrand; denn wo jetzt die Promenade läuft, dicht hinter der Bleiche, begann schon der dicke Forst. Die Bleiche war eine große, fette Waldwiese, auf der das zahme Wild des Grafen gefüttert wurde, und mein Ahn war der Förster. Meine selige Großmutter hatte noch eine ältere Schwester, und diese war die Milchschwester des jungen Grafen; denn meine Ahne war Amme auf dem Schlosse gewesen. Das Mädchen hieß Esther und soll ein schönes, kluges Kind gewesen sein. Als nun meine Ahne wieder bei ihrem Manne war und die Esther laufen gelernt hatte, ist sie täglich nach dem Schlosse geholt worden, um mit dem jungen Grafen zu spielen, welcher das einzige Kind der Herrschaft blieb. Auch später, als der junge Herr schon einen Hofmeister hatte, mußte die Esther immer aufs Schloß mit Schule halten, weil dem jungen Herrn das Lernen in Gesellschaft

mehr Spaß machte und dem einzigen Kinde eben in allen Stücken der Willen geschah.

„Der Ahn soll oft deswegen gebrummt haben; denn was nützte so einem Mädcl all die Wissenschaft. Der Graf war aber doch der Herr und die Gräfin sehr gnädig und freigebig gegen die Familie. So blieb alles so bis zum Tode der Gräfin. Die Esther war damals dreizehn Jahre alt und der junge Graf auch, und die beiden waren schier unzertrennliche Kameraden.

„Nun kam aber der junge Graf auf die lateinische Schule, und man hoffte, die Esther werde die vornehme Freundschaft vergessen. Das konnte das Mädcl aber nicht. Sie war nun nicht Fisch, nicht Vogel. Mit den Dorfmadels wußte sie nichts anzufangen, und diese machten sich über ihre vornehmen Manieren lustig. So setzte der Graf ihr ein hübsches Heiratsgut aus und ließ sie im nahen Kloster feine Näherei lernen.

„Sie soll denn auch sehr geschickt geworden sein; sie strickte Chorbemden und Altardecken, auch Haubenböden und Brustlage mit Goldfäden und bunten Glasperlen.

„So vergingen mehrere Jahre, und die Esther hat so still vor sich hin gelebt. Da sie ihr Theil verdiente, ließ man sie ihren Weg gehen, und die Ahne hörte mit der Zeit auch auf zu schelten, wenn sie sie über den Büchern fand, die man ihr auf dem Grafenschlosse geschenkt hatte.

„Sie hat auch ganz anders ausgesehau, als die andern Mädcl, und meine selige Großmutter sagte, sie habe oft nicht begreifen können, daß das ihre leibliche Schwester sei.

„Sie sei fein und blaß gewesen, wie eine Prinzessin, und ihre großen dunkeln Augen hätten so eigen ausgesehen zu dem goldigen Haar, das in langen, schweren Zöpfen unter dem Häubchen herniederhing.

„Die Mannsleute haben sich die Augen nach ihr ausgeguckt, sie aber ist nie zum Tanz gegangen und hat sich um keinen gekümmert. So kam es, daß die Esther von manchem scheel angesehen wurde. Die Mannsleute ärgerten sich über ihre Sprödigkeit, die Weibsbilder neideten ihr ihre Schönheit. Man nannte sie die Gräfin und machte sich über sie lustig. Sie aber schien nichts von allem zu bemerken, und das ärgerte die Leute noch mehr.

„Da fiel der alte Graf in eine schwere Krankheit; als könnte das nicht anders sein, ging die Esther hinauf aufs Schloß, um ihn zu pflegen, und bald wollte er niemand anderes mehr um sich sehen. Da es schlecht mit dem Grafen stand, kam auch der junge Herr nach Hauje, und nun waren die beiden Kameraden wieder bei einander, sahen sich wochenlang täglich und saßen zuletzt nachts miteinander am Bette des Todtkranken, während die alte Kastellanin im Nebenzimmer den Schlaf der Gerechten schlief.

„Der alte Graf wurde wieder gesund, und die Esther kam reich beschenkt zurück ins Forsthaus, blaßler und stiller als je, aber meine

Großmutter meinte, es sei wie eine Verklärung in ihrem Wesen eingetreten, und sie sei ihnen noch fremder geworden, als vordem.

„Der junge Graf sollte nun auf Reisen gehen, um die Welt kennen zu lernen.

„Am Abend zuvor, als meine Großmutter gerade oben auf dem Dachboden bei den Tauben war und ein wenig hinauslugte, ist der junge Herr längs der Parkmauer daher gekommen und hinter dem Hollunderbusch am Weiher stehen geblieben. Dann hat er ein kleines Lied gepfiffen; darauf ist die Esther plötzlich neben ihm gestanden, als sei sie aus dem Boden gestiegen. Der junge Herr habe nun ihre beiden Hände genommen und lange festgehalten, und die Esther habe mit gesenktem Kopfe vor ihm gestanden und auf seine Rede gehorcht.

„Es sei aber kein Wort davon zu verstehen gewesen. Zuletzt habe er ihren Kopf zwischen seine Hände genommen und sie mehrmals auf die Augen und den Mund geküßt.

„Die Esther habe alles ruhig geschehen lassen. Dann sei der junge Herr davon gegangen, aber die Esther sei noch lange auf demselben Fleck geblieben und habe ihm nachgeschaut.

„Endlich sei sie langsam ins Haus gegangen, Schritt vor Schritt, den Kopf geneigt, als suche sie etwas verlorenes.

„Wieder gingen zwei Jahre hin. Da stürzte der alte Graf mit dem Pferde und blieb auf der Stelle todt. Den jungen Herrn konnte man fürs erste nicht benachrichtigen, denn man wußte nicht, wo er war. Einige meinten, er sei in Ungarn, andere erzählten sogar, er sei im Mohrenlande. Briefe bekam man damals nicht so schnell wie jetzt, und oft gingen sie ganz verloren. Die Herrschaft wurde also einstweilen durch den Amtmann verwaltet, welcher von den nächsten Anverwandten des Grafen controllirt wurde, und alles ging wieder seinen gewohnten Gang.

„Die Esther aber schien verändert. Ihr Gang wurde schneller, ihre Wangen bekamen etwas Farbe, und bisweilen hörte man sie bei der Arbeit singen, was seit der Krankheit des alten Grafen nie mehr passirt war.

„Eines Tages nun gerieth das Dorf in große Aufregung. Der junge Herr war plötzlich nach Hause gekommen und mit ihm eine seltsam buntgekleidete, wunderschöne Frau, mit der er in einer fremden Sprache redete und die von einer dunkelfarbigen Dienerin bedient wurde. Bald erzählten sich die Leute, die Gräfin sei eine Heidin und der Herr Pastor gehe jeden Tag aufs Schloß, um sie zu einem ehrlichen Christenmenschen zu machen, aber er käme jedesmal unwirker zurück, denn die Fremde wolle sich nicht befehren lassen.

„Eigentlich wurde von nichts anderem mehr gesprochen; nur die Esther gab nie ein Wort dazu, aber sie ist täglich blasser und blasser geworden.

„Ein paar Monate gingen ins Land, da erschien eine Zigeunerbande im Dorfe und bat um Erlaubniß, ihr Lager im Walde auf-

schlagen zu dürfen. Darüber ist der Graf in eine unbändige Wuth gerathen und hat der Bande befohlen, sein Gebiet zu verlassen, denn den ersten, der sich wieder darauf blicken ließe, wolle er niederschießen wie einen Hund. Im Nu ist das Gefindel darauf verschwunden gewesen.

„Bald darauf hieß es, die Gräfin sei kränklich und schwermüthig, und der Graf weiche fast nie von ihrer Seite. Eines Tages jedoch kam ein Bote, welcher ihn ans Sterbebett seines nächsten Verwandten rief.

„So ritt denn der Graf bei Tagesanbruch mit schwerem Herzen fort, denn er konnte möglicherweise am nächsten Mittag noch nicht daheim sein.

„An diesem Tage schien die Gräfin kranker als je. Sie war jetsam aufgereggt und zur Nacht nicht zu bewegen, zu Bett zu gehen; sie lag völlig angekleidet auf ihren Polstern.

„Außer der fremden Frau durfte niemand von der Dienerschaft sich vor ihr sehen lassen, ja, es durfte kein Schritt vor ihren Zimmern oder unter ihren Fenstern laut werden, sonst gerieth sie in eine merkwürdige Wuth.

„Im Forsthaus erzählte der Ahn davon beim Schlafengehen. Die Esther legte sich diese Nacht in Kleidern aufs Bett, und alle Viertelstunde stand sie auf und sah aus dem Fenster, so daß meine Großmutter auch nicht richtig schlafen konnte. Plötzlich hörte diese einen Schrei, und im Bette auffahrend, sah sie die Esther händerringend am Fenster stehen, grell beleuchtet vom rothen Feuerschein.

„Was ist's?“ schrie meine Großmutter.

„Das Schloß brennt, ich hab's gewußt“, sagte die Esther dumpf, und im nächsten Augenblick hatte sie sich über den niederen Fenstersims geschwungen und stürmte fort. Bald war auch alles im Hause auf den Beinen und eilte aufs Schloß.

„Es brannte an vier Enden zugleich, und die Dienerschaft hatte den Kopf verloren.

„Wo ist die Esther?“ schrie der Ahn, der sich vergeblich nach dem Mädchel umjah.

„Die ist hinauf ins Schloß und will die Gräfin retten!“ hieß es.

„Da kam sie auch schon aus dem Thurmpfortchen getaumelt. Sie war einen Weg gegangen, der nur ihr und dem Grafen bekannt war. Sie war triefend naß, trotzdem aber hatte sie sich die Haare und Kleider versengt.

„Und die Gräfin?“ schrie der Ahn.

„Fort!“ antwortete die Esther; „diesen Weg!“ und sie zeigte eine Strickleiter. „Dies hing am Fensterkreuz, und Schränke und Schubladen standen offen und waren leer.“ Und sie brach in ein bitteres Gelächter aus.

„Geh nach Hause!“ rief der Ahn.

„Da erscholl Hufschlag, und der Graf sprengte unter die erschrockene Menge.

„Wo ist mein Weib?“ keuchte er, vom Pferde springend.

„Der Ahn nahm der Esther die Strickleiter fort und berichtete, was geschehen.

„Der Graf stand einen Augenblick starr; dann sich wieder auf das zitternde Pferd werfend, rief er: ‚Ich werde sie finden!‘ — und im Nu war er verschwunden.

„Vater, reitet ihm nach, es geschieht ein Unglück“, sagte die Esther leise.

„Der Ahn sammelte einige Leute; sie warfen sich auf die aus den Ställen geretteten Pferde und zerstreuten sich im Walde, welcher vom Feuerchein taghell beleuchtet war.

„Sie durften nicht lange suchen; nicht gar weit vom Schlosse hörten sie des Grafen Pferd wiehern.

„Sie folgten dem Schalle. Da fanden sie das zitternde Thier und neben ihm am Boden, noch mit einem Fuß im Bügel, lag der Graf, im Rücken von einer Kugel getroffen. Das Blut hatte bereits aufgehört zu fließen, er war todt.

„Man schaffte ihn nach dem Forsthaufe.

„Die Esther war bereits daheim und half ruhig und besonnen alles nöthige besorgen. Meine selige Großmutter sagte, sie habe sie nicht eine Thräne vergießen sehen, aber blaß sei sie gewesen, wie die Leiche.

„Als der Morgen kam, trug man den todten Grafen zur Dorfkirche, und als das Feuer erloschen war, wurde er in der Schloßkapelle, die sich in jenem übrig gebliebenen Thurm befindet, beigelegt.

„Das Schloß war nun die Ruine, die dort noch ragt, und die Herrschaft fiel an eine Seitenlinie, an jenen Verwandten, zu dessen Sterbebett der Graf gerufen wurde und den er ganz gesund gefunden hatte. Der Amtmann behielt die Verwaltung, der Ahn seinen Försterposten, und die Dinge kamen wieder ins Geleise.

„Auch die Esther saß wieder auf ihrem Platze am Fenster und sticte, aber sie sprach kaum ein Wort mehr; ihre Haut wurde schier durchsichtig und ihre Augen größer und größer. Die Anderen dachten, das würde sich mit der Zeit geben, und ließen sie, wie gewöhnlich, ihren Weg gehen.

„Die Großmutter aber merkte, daß die Esther den Willen zum Leben verloren hatte. Sie schloß wenig, und in mondhellten Nächten stieg sie aus dem Fenster.

„Als die Großmutter ihr einmal nachschlich, sah sie sie mit gefalteten Händen, den Kopf vorn übergebengt, am Weiher langsam auf- und abschreiten. Nach einer Stunde oder später kam sie dann wieder zurück und suchte leise ihr Lager auf. Einmal aber blieb sie doch zu lange, und die Großmutter schlich ihr wieder nach zum Weiher.

„Da sah sie sie drunten im klaren Wasser liegen, auf der Seite, die Hände gefaltet, als habe sie sich zum Schlaf zurecht

gelegt. Das Wasser spielte leise mit ihren langen blonden Haaren, und der Mond schien hell in das stille, blasser Gesicht. Ob sie den Tod gesucht, ob sie bewußtlos ins Wasser gefallen war — wer kann's wissen? —

„So, nun wollen wir nach Hause gehen, es schlägt acht“, jagte die alte Schmidin, und die jungen Mägde packten still ihre sieben Sachen zusammen und gingen schweigend hinter der Alten her.

Pressfreiheit in Frankreich.

Jedlichem redend und schreibend die Wahrheit sagen zu dürfen, hat man in Frankreich erkämpft: Königen, alten und neu'n, Kaisern der Zukunft und der Vergangenheit, Priestern, Ministern, Allen, dem Staate sogar, allen, wie Du nur willst, Grob und unverschämt sage die Wahrheit, französischer Schreiber, Nicht kann Dir's schaden, wenn nur, Frankreich, Du sie nicht sagst.

Benno Rüttenauer.





Aus der Bretagne.

Frei nach dem Französischen des Emile Souvestre
von Rudolph Müldener.

Die Geschichte, welche ich Ihnen, geliebte Leser, heute erzählen will, betrifft ein sehr seltenes Wesen, nämlich eine Frau, die schön wie ein Engel und nebenbei ihrem Manne treu war. Diese dem bretonischen Adel angehörige Dame stammte aus dem Léonnais und war an Olivier von Kerjean verheiratet, mit dem sie das Schloß Kerjean bewohnte, welches damals freilich noch nicht in Trümmern lag wie heute.

Frau von Kerjean — sie hieß mit ihrem Vornamen Francéza -- war nicht nur die Königin aller Schönen, sondern auch die Mutter der Armen. Sie besuchte Haus für Haus die Tagelöhner, um ihnen mit ihrem Rathe oder mit ihrer Börse beizustehen. Das Geld machte die Leute geneigt, den Rath zu befolgen und die Rathschläge lehrten sie, das Geld nützlich anzuwenden. Diejenigen, welche keine Arbeit hatten, gingen zum Schlosse, und das Schloß stand, wie die Kirche, jedermann offen. Waren es junge Burschen, so schickte man sie auf das Feld; waren es junge Mädchen, so beschäftigte man sie in den Ställen; waren es Mütter oder Greise, so gab man ihnen Flachs oder Hebe zum Spinnen. Das Flachs-garn wurde sofort den geschicktesten Webern übergeben, die es zu Leinwand verarbeiteten; das aus Hebe gesponnene Garn fand zunächst keine Verwendung, weißhalb auch bald fast alle Räume des Schlosses damit angefüllt waren.

Glücklicherweise billigte Herr Olivier Kerjean alles, was seine Frau that; ihre Augen und ihr Herz waren seine Augen und sein Herz geworden; bei allem, was sie that, sagte er mit der Ruhe eines Mannes, der überzeugt ist, daß seine theure Ehehälfte kein Unrecht thun kann: „Es ist gut!“ Diese Letztere rechtfertigte auch sein Vertrauen in jeder Weise und hatte ihm selbst einst scherzend gesagt, daß sie dasselbe nie täuschen werde, es sei denn, daß der Wetterhahn auf dem Glockenthurme von Bervin zu fliegen anfange.

Eines Tages war Herr von Kerjean genöthigt, nach Paris zu reisen, um Ludwig XIV. persönlich seine Huldigungen darzubringen, und wollte seine Frau mitnehmen.

Diese aber erwiderte:

„Du weißt, daß ich mich nach den Freuden des Hoflebens nicht so sehr sehne, und deshalb, mein theurer Gemal, bleibe ich, wenn Du es erlaubst, lieber hier. Was sollte auch aus meinen Spinnerinnen und meinen armen Waisen werden? Sie haben sich einmal an meinen Schutz gewöhnt und man schuldet den Armen das, was man sie hoffen

lieb. Reise mithin allein, Olverif *), nach Paris und komme bald wieder.

Herr von Kerjean, der nie einen anderen Willen hatte, als den seiner Frau, fügte sich und reiste ab, so daß er, da man damals nur kurze Tagereisen zu machen und, der schlechten Wege wegen, nie des Nachts zu reisen pflegte, am sechzehnten Tage seiner Abreise glücklich in Paris anlangte.

Herr von Kerjean fand in Paris eine große Zahl bretonische Edelleute, ganz natürlich, da ja die Bretagne ihrer zahlreichen Noblesse wegen stets berühmt gewesen ist: leben doch daselbst die Karmavan, die so alt, daß eben nur der liebe Gott noch älter **) ist.

Herr von Kerjean wurde von seinen Landsleuten wie auch von dem übrigen Adel mit größter Zuvorkommenheit empfangen, nur waren alle erstaunt darüber, daß er nicht auch seine Gemalin mitgebracht hatte.

„Ohne Zweifel ist es irgend eine wilde Häßlichkeit, deren er sich schämt!“ sagten die Einen.

Die Anderen versicherten, daß sie, im Gegentheil, so schön sei, daß man ihretwegen zu dem alten Sprichworte des Landes: *Antiquité de Penhoet, vaillance de Duchatel, richesse de Karmvan, chevalerie de Kergournadech* noch *beauté de Kerjean* hinzuzufügen pflege. „Dann“, meinten die Ersteren, „hat Herr von Kerjean seine Frau wohl nur darum in seinem Schlosse zurückgelassen, weil er fürchtet, sie könnte hier einen anderen zu sehr nach ihrem Geschmacke finden.“

Herrn von Kerjean kamen diese Gerüchte zu Ohren und er war darob nicht wenig aufgebracht. Er erklärte öffentlich, daß er in die Ehre seiner Frau ein zu unbeschränktes Vertrauen setze, um an derartige Vorsichtsmaßregeln zu denken. Allein die französischen Edelleute lachten nur darüber.

„Gott vertraute der Eva nicht minder, als er sie in das Paradies setzte!“ erwiderten sie.

„Francéza liebt nur mich allein!“ behauptete Herr von Kerjean.

„Eva“, erwiderten die Anderen, „liebt auch nur die erlaubten Früchte, bevor sie die verbotenen kannte.“

Herr von Kerjean ärgerte sich über das Geschwätz und wollte den Degen ziehen, aber die Verständigeren redeten ihm zu.

„Pardieu!“ sagten sie, „wollen Sie klüger sein als unser Herrgott? Gott prüfte die Eva, machen Sie, Herr von Kerjean, es ebenso. Hier ist Herr von Miquillon, der, besser als einer von uns, es versteht, die Schlange zu spielen; lassen Sie denselben nach Ihrem Schlosse abreißen und wenn Dame Francéza ihm widersteht, so sind wir bereit anzuerkennen, daß dieselbe über jede Versuchung erhaben ist.“

Herr von Kerjean würde es vorgezogen haben, sich zu schlagen,

*) Olverif, der bretonische Name für Olvier, wie Francéza der für Franziska.

**) Die Devise dieses Hauses war: „Les Karmavans et Dieu en avant.“

denn er wußte, daß es, nach einem bretonischen Sprichworte, zwei Dinge giebt, die man niemals auf die Probe stellen soll, nämlich die Tugend einer Frau und die Festigkeit einer neu erbauten Brücke. Allein, wenn er sich geweigert hätte, so hätte man gedacht, daß er die Probe fürchte. Er sah sich also genöthigt, den Vorschlag anzunehmen und Herrn von Miguillon selbst mit einem Empfehlungsbrief an seine Frau zu versehen, worin er diese beauftragte, den Ueberbringer als seinen besten Freund aufzunehmen.

Herr von Miguillon reiste ab, nachdem er zuvor Herrn von Kerjean versprochen, ihm bis Ende des Monats Nachricht zu geben, und Herr von Kerjean wünschte ihm, da er ihm nun einmal den Hals nicht brechen durfte, glückliche Reise.

Soweit es sich um die Reise selbst handelte, ging dieser Wunsch in Erfüllung; Graf d'Miguillon langte auf dem Schlosse des Herrn von Kerjean ohne Unfall an. Frau von Kerjean bewirthete ihn nach besten Kräften und behandelte ihn gut, um der Weisung ihres Gemals zu entsprechen. Kurz, sie bot alles auf, um ihren französischen Gast gut zu unterhalten, besuchte mit ihm zu Pferde die benachbarten Schlösser und ritt in der Dämmerung allein mit ihm durch die Wälder zurück, oder beide brachten die Abende mit einander zu, plaudernd, singend oder einander Liebesgeschichten erzählend. Seitens der Frau von Kerjean geschah dies ohne Argwohn, allein Herr d'Miguillon benutzte ihr Vertrauen zum Zwecke des beabsichtigten Verrathes.

Er fing an, Franceza zu jagen, daß er sie schöner finde als alle Damen des Hofes, und sie lächelte darob; er fügte hinzu, daß man sie nicht sehen könne, ohne sie zu lieben, und sie lachte wieder. Er gestand ihr endlich, daß er sterben würde, wenn sie nicht Mitleid mit ihm hätte, und sie lachte lauter denn zuvor. Miguillon dachte, daß er, da man seine Erklärung so heiter aufnahm, wohl nicht viel Mühe mehr haben würde, ihre Liebe zu gewinnen, und wurde von Tag zu Tag dringender. Zuerst forderte er von Frau von Kerjean ein Band ihres Kopfsputzes, und sie gab es ihm; hierauf verlangte er eine goldene Nadel, womit sie ihre Halskrause zusammenzustechen pflegte, und sie duldete, daß er sie nahm; und endlich versuchte er, ihr einen Ring, den sie am Finger trug, abzuziehen, und sie war nicht stark genug, ihn daran zu hindern.

Nun forderte d'Miguillon, jetzt überzeugt, daß er alles wagen dürfe, von ihr ein Rendez-vous für den Abend.

Dame Franceza schlug es ihm zum ersten und zweiten Mal ab, allein, als er sie zum dritten Mal bat, antwortete sie ihm endlich:

„Ich kann Sie nicht im Speisejaal empfangen, denn die Bedienten gehen da ein und aus, noch im Ceremonienjaale, denn man kann denselben von der Terrasse aus übersehen, noch in meinem Boudoir, denn meine Kammerfrau würde es erfahren, noch im Garten, denn die Nächte sind jetzt zu kalt. Wollen Sie aber erlauben, daß ich Sie in einer kleinen Holztauer einschließe, in der, neben einem

großen Haufen gesponnener Hebe, ein Wehstuhl steht, so werde ich Sie dort auffuchen, sobald im Schlosse die Lichter ausgelöscht sind.“

D'Aiguillon nahm den Vorschlag an, und innerlich triumphirend, wollte er nicht einmal bis zum Abend warten, um seine Pariser Freunde von seinen Erfolgen zu benachrichtigen. Er packte Band, Nadel und Ring zusammen mit einem Briefe, in welchem er seine nahe Ankunft ankündigte, und füllte beide Hände des Boten mit Goldstücken, damit derselbe sich um so mehr beeile.

Hierauf machte sich der galante Graf an seine Toilette; er parfümirte sich mit Tuberosenpomade und Eau d'oeillet, legte seidene Strümpfe, Sammetkleider und Bänderschuhe an, steckte einen Degen mit goldenem Griffe an die Seite und ließ sich so in der Holzkammer einschließen. Hier wartete er, bis im Schlosse alles still war, außer der im Winde knarrenden Wetterfahne. Dann aber richtete er sich auf, ordnete sein Spitzenjabot, steckte, um sich ein recht liebenswürdiges Aussehen zu geben, die Hand in die Westentasche und wartete.

Endlich vernahm er Schritte am Ende des Korridors. Man näherte sich der Thür mit einer Laterne, daß in der Thür angebrachte Schießfenster wurde geöffnet, eine Gestalt tauchte auf, und Herr d'Aiguillon stieß einen Freudenschrei aus, denn er erkannte die schöne Françoisa.

* * *

Während man in dieser Weise seine Ehre bedrohte, befand sich Herr von Kerjean immer noch am Hofe, wo er den Tag über spazieren fuhr und abends am Spieltische saß. Gern wäre er nach seinem Schlosse zurückgekehrt, allein der Probemonat war noch nicht zu Ende, und er hatte auf Edelmannswort versprochen, bis dahin zu warten.

Als der Bote des Grafen d'Aiguillon mit Band, Nadel und Ring anlangte, fehlten an der Probezeit noch fünf oder sechs Tage. Beim Anblick dieser Liebespfänder blieb Herr von Kerjean anfangs unbeweglich, bleich und zitternd wie ein Sterbender, bald aber verdrängte der Zorn seinen Schmerz. Er befahl seinem Diener, ihm sein Pferd Pen-ru (Rothkopf) vorzuführen, welches nicht nur in der Bretagne, sondern in ganz Frankreich für den besten Läufer galt, und reiste, ohne jemandem etwas davon zu sagen, auf der Stelle ab. Er reiste allein und ritt Tag und Nacht, bis er endlich am siebenten Tage nach Saint-Pol gelangte.

Der Seewind heulte, der Regen goß in Strömen, der Bliß durchfurchte denselben in feurigen Linien. Doch Herr von Kerjean achtete dessen nicht, er setzte seinen Weg fort trotz des Unwetters, ritt am Thurme von Kreisker vorüber, und als er nach Bervin kam, fand er am Wege die Trümmer des Glockenthurmes, den der Sturm umgeworfen.

„Ach“, sprach er, „das ist ein übles Vorzeichen, denn der bleierne Hahn von Bervin hat seinen Flug begonnen.“

Bei diesem Gedanken stieß er Pen-ru wüthend die Sporen in die Flanken.

Als der Tag zur Reige ging, erblickte er endlich am Ende einer Eichenallee die hohen Schornsteine von Kerjean. Jetzt stieg er vom Pferde, warf mit schwerem Herzen dem armen, auf drei Beinen hinkenden Pen-ru den Zaum über den Hals und betrachtete das arme Thier mit trauriger Miene.

„Ach“, sagte er, „daß Gott mir verzeihe! Da habe ich ein schönes Pferd ruinirt, welches mir treu war, um einer schönen Frau willen, welche dies nicht ist!“

Dann schlug er, sein Pferd am Zügel führend, einen Fußpfad ein, der etwas kürzer war, erreichte das Schloßthor und klopfte wüthend.

Francéza erkannte in ihrem Zimmer das Klopfen und rief zitternd: „Bei meiner armen Seele, das ist Herr von Kerjean, der da klopft!“

Und wie sie herbeeilte, um sich davon zu überzeugen, da begegnete sie unter der Wölbung der Zugbrücke ihrem Gatten, der mit lauter Stimme nach ihr fragte.

Sie eilte mit offenen Armen auf ihn zu, allein er stieß ihre Hände zurück und zog sie mit sich nach dem zunächst gelegenen Orte, der Kapelle, deren Thür er hinter sich verschloß.

„Wo ist der Graf d'Nignillon?“ fragte er, bebend vor Wuth.

Francéza erbleichte und zitterte.

„Um Gottes willen, sei nicht böse auf mich, Olyerik“, sagte sie, „ich habe alles gethan, was ich konnte, um zu vermeiden, was geschehen!“

„Und es war Dir nicht möglich?“ fragte Herr von Kerjean, kaum fähig, noch ein Wort hervorzubringen.

„Das ist die Schuld Deines Freundes! Kaum angekommen, stellte er sich auch schon verliebt in mich, und von Stunde zu Stunde wurde er anspruchsvoller.“

„Und Du hast ihm von Stunde zu Stunde immer mehr nachgegeben?“ fragte Olyerik.

„Anfangs waren es nur Kleinigkeiten“, erwiderte Francéza.

„Ein Band, eine Nadel . . .“

„Und ein Ring!“

„Ja, ich glaube er hat den Ring auch genommen“, antwortete sie. „Aber mit alledem war er noch nicht zufrieden; ich mußte einwilligen, ihn in der kleinen Holzkammer einzuschließen mit dem Versprechen, ihn am Abend dort aufsuchen zu wollen.“

„Und Du hast dies Versprechen gehalten?“

„Ich mußte es wohl, Olyerik. Ich öffnete also das Schiebsfenster und sagte dem Grafen . . .“

„Was hast Du ihm gesagt?“

„Daß er bis zu Deiner Rückkehr in der Holzkammer bleiben müsse.“ Herr von Kerjean prallte zurück.

„Was erzählst Du mir da, Francéza?“ rief er aus. „Du hast Herrn d'Niquillon eingesperrt?“

„Mit dem Versprechen, ihn herauszulassen, wenn er den ganzen Vorrath gesponnener Hebe, der in der Holzkammer sich befindet, aufgewebt haben würde. Höre nur, wie er arbeitet!“

„Herr von Kerjean horchte und vernahm in der That das Geflapper eines Webstuhles.“

Francéza erzählte ihm nun, daß der französische Edelmann sich Anfangs sehr ungeberdig gezeigt und sich geweigert habe, das Weben zu lernen, sie aber habe ihn durch Hunger zur Unterwerfung gezwungen. Nach verschiedenen mißglückten Versuchen sei es Herrn d'Aligillon endlich auch gelungen, aus Hebegarn eine starke und dichte Leinwand zu weben, dergleichen man bisher noch nicht gesehen.

Herr von Kerjean konnte kaum glauben, was seine Frau ihm erzählte; sie mußte ihn zum Schiefenster der Holzkammer führen, wo er denn in der That den Grafen d'Aligillon, den Federhut auf dem Kopfe und den Degen an der Seite, am Webstuhle erblickte.

Bei diesem Anblick ging der Zorn des bretonischen Edelmannes in Heiterkeit über, und er vermochte ein lautes Gelächter nicht zu unterdrücken.

Bei diesem Gelächter sprang Herr d'Aligillon ganz erstaunt auf und sein Erstaunen verdoppelte sich, als er Herrn von Kerjean erblickte. Doch als gewandter Höfling faßte er sich schnell und schien die ganze Sache von der scherzhaften Seite aufzunehmen. Er beantwortete das Gelächter seines bretonischen Gastfreundes mit einem bitter-süßen Lächeln, wobei er ausrief:

„Herr von Kerjean, ich habe meine Wette verloren!“

„Dann müssen Sie dies den übrigen französischen Edelleuten mittheilen“, versetzte Herr von Kerjean, „denn Ihr Brief mit den drei Liebespfändern ließ sie das Gegentheil glauben.“

Herr d'Aligillon versprach, den Brief zu widerrufen und die Liebespfänder zurückzugeben, aber Francéza antwortete ihm lächelnd, daß er die letzteren behalten könne als Belohnung für das neue, von ihm erfundene Gewebe, welches den Armen der Gegend zuflatten kommen solle.

Das von Herrn d'Aligillon erfundene Gewebe erhielt den Namen „Ballin“ oder „Ballinn“ und bezeichnet eine aus Hebe gefertigte Bettdecke, deren man sich viel in der Bretagne bedient. Das Wort ist ein Provinzialismus und hängt ohne Zweifel mit Valin (Kornsiebtuch) und mit Valine (Pactuch) zusammen, zwei Ausdrücke, welche freilich ebenso wenig im Dictionnaire der Akademie zu finden sind.

Thatsache ist, daß die Fabrication des Ballin im Lionnais immer mehr an Ausdehnung und Vervollkommnung gewonnen. Selbst heute hört man noch im Munde des Volkes einen Spruch, der daran erinnert, daß der erste Ballinweber auf dem Schlosse zu Kerjean gearbeitet hat.

Der erwähnte Spruch, bei welchem wir den Leser dieser Ge-

schichte daran erinnern, daß die Bretagne noch heute eine keltische Sprachinsel bildet, lautet in keltischer Sprache:

„Ar chec ens an inkandenez
Azo bet e Kerian savet“,

oder in, freilich sehr freier Uebersetzung:

„Auf dem Schlosse zu Kerjean
Webte Baskin ein Edelmann.“

Schönheitsgesetze für Damen.

Der Franzose M. Chevreul sagt in seiner „Farbenharmonie“, in welcher er die Schönheitsgesetze behandelt, nach welchen die Damen die Farbe ihrer Kleider zu wählen und zu kombiniren haben, folgendes: Rothe Draperie kann nicht mit den rosigem Gesichtern in Verbindung gebracht werden, ohne diese zu bleichen. Dunkelroth ist nur zulässig, wenn die Hautfarbe dadurch einen weißen Schein gewinnt, der durch den Kontrast bedingt wird. Zartes, delikates Grün ist günstig für die meisten Blondinen mit weißer, frischer Haut, ungünstig für mehr Rothe als Rosige, noch ungünstiger für Gesichter, in denen sich Orange und Braun vorfinden, weil dies dem Gesicht eine ziegelrothe Schattirung giebt. Ein dunkles Grün mag in diesem Falle eher passiren. Gelbe Draperie giebt einer schönen Haut einen bläulichen, violetten Hauch und ist deßhalb ungünstiger als mattes Grün. Gelblicher Haut giebt sie einen weißen Teint, doch paßt die Zusammenstellung schlecht zu blondem Haare. Sie sieht zu schwer und ruhig aus. Mehr in Orange spielende Haut wird durch Gelb gemäßiget, da es Orange neutralisirt. Gelb paßt daher in der Regel am besten für schwarzhaarige Köpfe, Violet für weiße Blondinen, die zu hell und nüchtern aussehn, ist aber im allgemeinen die ungünstigste Farbe für alle Gesichter. Blau reflektirt in Orange und kann deßhalb dienlich werden, weiße und leichte Fleischfarbe zu heben. Blau ist denn auch sprichwörtlich Blondinen am günstigsten. Doch ist auch hier Geschmack und Farbensinn nöthig, da zu grelle und entschiedene blaue Draperie leicht ein gemeines Aussehen geben. Brünette müssen sich vor Blau hüten, da sie schon zu viel Orange haben. Orange Draperie ist zu brillant, um elegant zu sein. Es bläut Blondinen, weißt orange Haut und grünt gelbe Tinten. Mattes Weiß harmonirt gut mit frischen Gestalten und Farben, die dadurch an Prosa und Strenge verlieren; doch alle übrigen starken Hautfarben müssen sich dafür hüten, da sie dadurch nur greller werden, so daß eine derbe Magd mit weißem Putz in der Regel sehr einfältig und grob aussieht. Leichte, lustige, weiße Draperie von Mousselin mit Mustern oder Spitzen sind dagegen von ganz anderer Wirkung. Sie versöhnen Kontraste und geben jungen Damen ein harmonisches, ätherisches Etwas, das man mehr fühlen als beschreiben kann. Schwarze Draperie schwächt die Töne der Hautfarben und versöhnt sie durch Hervorbringung eines weißen Tones, doch wenn

sehr rothige Wangen weit davon abstecken, tritt das Rothe aus dem geweißten Gesicht desto greller hervor, so daß also z. B. ein schwarzes Kleid sehr hoch herauf getragen und nicht durch Weiß vom Gesicht getrennt werden darf, wenn die Wangen nicht bloß erröthen, sondern die Rosen darauf ohne Unterbrechung blühen.

Diese Bemerkungen gründen sich genau auf katoptrische Gesetze des Lichtes und der Farben, so daß Damen beim Einkauf von Kleidern und Hüten wohl mit Nutzen für ihre Schönheit Rücksicht darauf nehmen können.



T i p p s a c h e n.

Verwendung werthloser Abfallprodukte. Auf den Halben der zahlreichen Silber- und Kupfer-Schmelzblüthen, welche die Stadt Argo im Staate Colorado (Nordamerika) umgeben, lagern Millionen Zentner Metallschladen, welche die Hüttenbesitzer gern los sein wollten, weil sie ihnen lästig wurden. Da die Schlacken viele verschiedenartige und schöne Farbentöne zeigten, kam man auf die Idee, Tafelgeschirre und Biergefäße aus diesem Material herzustellen. Dasselbe erwies sich als leicht flüßig und zum Gießen sehr geeignet, indem es die Formen gut ausfüllte. Nun hat sich in Argo bereits eine großartige und eigenartige Industrie entwickelt, welche Amerika mit Trinkgefäßen, Schüsseln, Tellern, Vasen, Krügen zc. aus gegossener Metallschlade versieht. Diese Gefäße nehmen sich zum Theil ganz reizend an und die wellenförmigen, in herrlichen Farben schillernden Flammen und Linien, welche das Material durchziehen, geben demselben ein opalartiges oder onyrähnliches Ansehen. Dazu kommt, daß das Material große Widerstandsfähigkeit gegen Verbrechen zeigt, welche der des Gußeisens nahe kommen soll. Das Guß-Verfahren ist folgendes: die Schlacke wird bei intensiver Hitze geschmolzen und in Wasser abgelassen. Nach dem Erkalten wird ein saurer und dann noch ein färbender Zuschlag zusetzen, abermals eingeschmolzen und dann in die Formen gegossen. Jedenfalls verdient diese neue Industrie in Deutschland vollste Beachtung.

Die Brombeere als Heilmittel. Fast alle Theile des Brombeerstrauces werden in der Heilmittelpraxis in Anwendung gebracht. Die Wurzel wurde schon in früherer Zeit als ein harntreibendes Mittel bei Nieren- und Blasenaffektionen auf folgende Weise angewendet. Man nahm eine Hand voll frischer Brombeerwurzeln, wusch sie in reinem Wasser ab, zerschnitt sie in kleine Stückchen, goß eine Flaße Rothwein darauf, kochte alles zusammen eine Viertelstunde lang und filtrirte dann die Flüssigkeit. Davon trank man des Abends die eine und am folgenden Morgen die andere Hälfte. — Die jungen Sprossen und Blätter des Brombeerstrauces werden getrocknet und geben einen gesunden Thee, der dem chinesischen Thee an Wohlgeschmack nicht nachsteht. Fügt man den Brombeerblättern noch junge Erdbeerblätter und etwas Waldmeister (vor der Blüthezeit gepflückt) hinzu, so wird der Wohlgeschmack des Thees noch bedeutend erhöht. Auch werden die getrockneten Blätter und Stengel der Aderbrombeere häufig bei Erkältungen, Katarrh, Husten mit und ohne Answurf und selbst bei Asthma als Thee mit Erfolg getrunken. Eine Abkochung von Stengeltrieben, Blättern und Blüten dient auch zu Gurgelwasser, sowie gegen Durchfall, Blutflüsse, Flechten und Hautausschläge jeder Art. Gebraucht man diesen Thee zum Gurgeln, so vermischt man ihn mit Honig und Essig. Auf ein Glas voll Thee rechnet man einen Eßlöffel voll Honig und einen Kaffeelöffel voll Weinessig. — Aus den reifen Früchten bereitet man einen nicht nur gekunden, sondern auch wohlschmeckenden Saft und Gelee und außerdem einen vortrefflichen Prunntwein und Essig. Auch läßt sich aus ihnen eine magenstärkende Essenz auf folgende Weise herstellen: man zerstoßt 50 Gramm Beeren zu einem Brei, mischt 7 Gramm zerstoßenen Zimmt und 9 Gramm Gewürznelken dazu, kocht das Ganze, preßt den Saft durch einenbeutel und fügt 500 Gramm Zucker hinzu, kocht es nochmals auf und giebt während des Abkühlens einen Liter guten Cognac zu.

Der Salmiak im Haushalt ist in seiner guten Wirkung beim Putzen, Waschen und Reinigen immer noch nicht genügend bekannt und doch ist er nahezu unübertrefflich in seinen Vorzügen. Zum Putzen von Messing, Blech, Nickel, Gold, Silber etc. giebt es wohl kaum ein angenehmeres und billigeres Präparat, als folgende Mischung: 3 Theile Wasser, 1 Theil Salmiakgeist, eingerührt mit gewöhnlicher Schlemmkreide zu einer ziemlich dünnflüssigen Masse. Dies schüttet man in eine Flasche, die man leicht verkerkt. Beim Gebrauch schüttelt man diese Flüssigkeit öfters durcheinander, da sich die Schlemmkreide gern zu Boden setzt, reibt damit die zu putzenden Gegenstände zuerst mittelst eines leinenen oder baumwollenen Lappens an und reibt sie dann sofort trocken. Die Sachen erhalten einen wunder schönen und dauerhaften Glanz. Auch ist die Art des Putzens viel reinlicher, als das Putzen mit Seifen und Pomaden. Wolljachen kann man gar nicht schöner waschen, als mit Anwendung von Salmiakgeist. Dieses Verfahren ist so müheelos und vor allen werden die Wolljachen so geichent, bleiben so außerordentlich weich, daß jedes andere Verfahren dagegen abfällt. Auf einen Eimer Wasser, von 30 Grad Reaumur Wärme, nimmt man zwei Eßlöffel Salmiak, legt ein Stück Seife hinein, legt dann den Wollgegenstand in diese Brühe, und läßt alles zusammen 15 Minuten, mit einem Tuch zugedeckt, ruhig stehen. Nach Ablauf der 15 Minuten haben sich die Schmutztheile fast von selbst abgelöst, was man deutlich sehen kann, so daß man, nachdem die Seife, ohne anzuseifen, heranzugenommen ist, den Gegenstand nur noch ein wenig durch die Hände gleiten läßt. Man kann dann noch einmal auswaschen und zwar muß dies genau in derselben Weise geschehen. — Nach diesem Verfahren kann Herren-Garderobe, unzertrennt sogar, vorzüglich gewaschen werden, allerdings muß dabei oft drei- bis viermal in der angegebenen Weise verfahren werden. Ausringen darf man natürlich nicht, ganz trocken naß läßt man ablaufen, rollt die Sachen noch feucht zusammen und bügelt dann rechts und links. — Ein einfaches Fleckenwasser stellt man sich her, indem man 8 Theile Wasser und 1 Theil Salmiakgeist mischt, die Mischung mit einem Bürstchen und etwas Seife auf die Stelle bringt, mit klarem Wasser nachreibt und mit einem Tuche trocken wischt.

Bildertisch.

Gruß von der Alm.

Tief unten sein Weg,
Dort kommt er herauf;
Ueber schwindelnden Steg,
Da führt ihn sein Lauf.

Schau, Peni, brav aus
Nach der farbigen Mütz!
Wein Sepp lehrt nach Haus;
War des Kaisers Schütz'.

Nun hat er gar Ruh',
Pleibt beim Schägeli trant;
Auf der Alm, auf der Alm
Ist ein Häusli gebaut.

D'rin finden wohl Platz
Zwei Herzen vereint. —
Heut hab' um den Schatz
Ich zum letzten geweint.

Jetzt schallt es empor:
„Goldria, hallo!“
Dort tritt er hervor;
Goldria ho, ho!

P. B.

Venetianische Fischer. Ein heißer Tag geht zu Ende, und die Sonne, die in ihrer ganzen vergebrenden Pracht am Firmamente gestrahlt hatte, beginnt langsam und voller Majestät ihren Rückzug anzutreten. Auf der Kuppel der Kirche Maria della Salute, dort drüben in der Lagunenstadt, spielen ihre letzten Strahlen und leise singen die Abendglocken der Spenderin alles Lebens einen letzten dankbaren Gruß. In feierlicher Azurfarbe leuchtet fernhin das Meer, als ob es sich schmücken und rüsten sollte, um die herannahende Königin feierlich zu empfangen — noch einige Augenblicke und die Sonne wird verschwunden sein. Die erwachenden Wellen umplätschern mit leiser Melodie das sanft dabinleitende Fischerboot, und eine frische Brise spielt in dem malerisch zerlegten Segel. Heimwärts geht es, nach Torcello, der kleinen Fischerinsel, auf der die moderne Armuth, die dort in zerfallenen Hütten

haust, doppelt schwermüthig und verlassen erscheint, da sie in dem Schatten verfunkenener Größe nistet. Dort wohnen die Weiden, welche nach dem Verkauf ihrer Marktwaaren, Fische und Seethiere, Melonen, Pflirsche und Trauben, ihr Boot von dem frischen Seewind über die Flut treiben lassen. Der frieblichen, malerischen Scene werden sich die Beschauer nicht entziehen können.

Fliehende Bauern. Die Kriegsurie rast, der rothe Hahn sitzt auf den Dächern des Dorfes und reckt seine schrecklichen Flügel weit hinauf in den Himmel, knisternd stieben die Funken auf die Gassen, hinab auf die fliehenden Bewohner, hinter denen die Heimgstätten prasselnd niederkrachen zu elenden Schutthäufen, deren sengender Qualm die Gegend weithin verpestet. Das ist der Krieg, und froh ist der Bauer, wenn es ihm gelingt, seine Familie unversehrt aus den Flammen zu retten und seine Habe zum Theil wenigstens in Sicherheit zu bringen. Fern aber knattert noch immer das schreckliche Gewehrfeuer, ertönt von dem Brüllen der Kanonen, die immer neue Feuerbrände in die Hütten schleudern, und rund umher hallt es wieder von dem Aechzen der Verwundeten, dem Köcheln der Sterkenden — eine grauige, entsetzliche Scene. Und wenn der Bauer nach Tagen heimlebt aus dem schützenden Walde, dann findet er seine Felder zertreten, zermüht, lange Erdhäufen bergen die Todten, die Opfer des Gefechtes, in Asche und Schutt liegt das Häuschen, in Trümmern Stall und Scheune — arm ist er, ein Bettler — und wofür, weshalb? Für den Krieg und durch den Krieg!!

Indianerüberfall. Wenn auch selten in letzter Zeit, so hört man doch immer wieder einmal von grausamen Niedermegelungen weißer nordamerikanischer Farmer durch Indianer, und je weiter der Fuß des weißen Mannes in den Urwald vordringt, je mehr schmilzt das Häuflein der Rothhäute zusammen, aber auch um so höher lodern oft die Flammen des Hasses empor. Ueberfälle einzelstehender Farmen sind an den Grenzgebieten keine Seltenheit, fortgeführt werden die Weiber der Weißen und die Herden, nachdem die männlichen Bewohner niedergemetzelt sind. Den Rückzug von einem solchen Ueberfall schildert unser Bild. Der Häuptling führt auf einem kleinen schwanken Floß die Hauptbeute: das junge Weib des gemordeten Farmers, davon. Er sitzt, auf seinen Speer gelehnt, in der Mitte des Flosses und späht aufmerksam durch den Nebel nach den Ufern des Stromes, während der junge, mit der Pflanze im Arm, auf den Boden gekauert liegt und jeden Augenblick zu entschlossener Gegenwehr bereit scheint. Die Führer des Gefährtes aber treiben das letztere mit ihren langen Stangen zu möglichst schnellem Laufe an. — Immer weiter hinab gleitet das leichte Fahrzeug auf dem rauschenden Strome. Der östliche Horizont beginnt sich zu röthen, und es treten auf ihm die ungewissen Formen bewaldeter Uferberge mehr und mehr hervor. Der wehmüthig klagende Gesang des Whippoorwill verkündet den anbrechenden Morgen. Aus den Nebeln, die noch auf der jernen Prärie lagern, erschallt das wimmernde Geheul des grauen Wolfes, der seinen nächtlichen Rundlauf beendet hat und jetzt zu dem heimlichen Versteck zurückschleicht. Auch die große Gule huscht am Ufer hin, um ihren verborgenen Schlupfwinkel im Walde wieder aufzusuchen; freischend aber steigt der gestreifte Nachtfalke in die Luft empor und späht umher nach einem leckern Bissen zum Frühmahle. Endlich ist das Ziel erreicht, man landet, die anderen Flöße bringen die Herden aufs Land und waldwärts geht's dem Lagerplatze zu. Und das Schicksal des armen weißen Weibes? — wer kennt es, wer kann es ändern!





Neueste Moden.

Ar. 1. Schürze für Mädchen. (Vorder- und Rückansicht.)

Diese Schürze besteht aus einem Mittelteil, welchem die Seitenteile angefügt sind. Diese Seitenteile sind anliegend und haben angeschnittene Schulter- und Rückenteile; auch das Rockteil ist an jeder Seite mit dem Seitenteil im Ganzen geschnitten und wird einem Bund angereibt, welcher, gleich den Rücktheilen, mit Knöpfen geschlossen wird. Taschen, Armöffnungen, Rand und Halsanschnitt umsäumt eine kleine, bestickte Falbel.



Ar. 1. Schürze für Mädchen. (Vorder- und Rückansicht.)

Ar. 2. Jacke.

Diese Jacke ist aus grünem Tuch gefertigt und mit gleichfarbigem Soutache in großen Zacken benäht. Die Vorder- und Rücktheile bedeckt die tragenartige Verzierung. Auch die Schultern sind mit benähten Klappen versehen. Der untere Theil der Ärmel ist mit ähnlich ausgestatteten Aufschlägen begrenzt. Der Stehkragen und die Taschepatten, sowie der vordere Schluß der Jacke ist gleichfalls mit Soutache glatt besetzt.

Ar. 3. Jacke. (Rück- und Vorderansicht.)

Unter den mit großen Fassentmedaillons besetzten Jackentheilen befinden sich anliegende Westentheile, gleich den übrigen Theilen, aus kieselrothem Tuch angefertigt. Diese Westentheile sind vorn herab und am untern Rand mit schwarzer Sontache besetzt und besetzt, ebenso auch der Stebtragen. Der Rücken hat Falten, welche mit zwei großen Medaillons gehalten werden; im übrigen hat derselbe die gleiche Verschmürung, wie die vorderen Jackentheile. Auch der Schultertragen, welcher jedoch nur bis vorn über den Arm reicht, hat am Rand und vorn herauf Medaillon-Verzierungen und Verschmürungen. Die glatten Ärmel haben die nur am untern Rand.

Ar. 4. Anzug aus sprossengrünem Crêpésé.

Der vorn leicht drapirte Rock hat an der rechten Seite drei tiefe Falten. Die-



Ar. 2. Jacke.

selben sind grün und rosa, gleich dem Rand des Rockes, besetzt. Die losen, auf einer festen Untertaille befindlichen Vorderteile sind am Hals faltig unter dem besetzten Stebtragen befestigt. Diese Theile sind ohne Abnäher und an der Seite geschlossen. Von der rechten Seite unter dem Arm ausgehend befindet sich ein Gürteltheil, welches, gleich dem Vorderteil, an der linken Seite geschlossen ist. Der Schluß der Taille, der obere Rand des Gürtels, sowie die an der Außenseite entlang offenen Ärmel sind besetzt. Die Ärmelöffnungen füllen mattrosa Surahhäusche. Der grüne Strohhut hat einen breiten Rand, welcher mit Sammet belegt ist. Grüne Blumen und rosa Bändschleifen verzieren denselben.

Ar. 5. Kinder-Anzug.

Die russische Blouse aus sabnefarbenem oder mattrosa Voile oder Crêpe de Chine ist mit mattrosa und goldbesetzten Streifen ausgestattet. Die Ärmel werden

am Handgelenk damit zusammengefaßt; auch der Gürtel ist davon hergestellt und mit einer großen Goldschnalle geschlossen.

Ar. 6. Anzug für einen Knaben.

Die Jacke aus dunkelblauem Tuch ist mit Knöpfen besetzt und läßt eine schwarze, faltig übereinandergelegte Weste frei. Unter dieser Weste befindet sich ein farnefarbener, blau und roth besetzter Paß. Die kurzen Beinkleider sind aus leichtem, blauem Tuch angefertigt. Dunkelblauer Hut und blaue Strümpfe.

Ar. 7. Anzug für ein Mädchen von 10 Jahren.

Der Rock aus braunrothem Sammet ist in breite Falten gelegt. Die anliegende Jacke aus demselben Stoff ist braunroth und gelbbraun besetzt. Die Vordertheile sind mit goldenen Rechen geschmückt. Die offene Jacke läßt ein farnefarbenedes, braun-



Ar. 3. Jacke. (Rück- und Vorderansicht.)

roth- und goldbesetztes Faltenhemd aus Surab frei. Eine braunrothe und gelbene Schnur umschlingt die Taille und ist vorn herab in lose Knoten geknüpft. Die oben weiten Ärmel sind am Ellbogen eng und mit Stickerei begrenzt. Am Handgelenk befindet sich eine Surabpuffe.

Ar. 8. Anzug aus hellblauer Bengaline.

Die Vordertheile der Taille sind am Hals und am Gürtel eingereibt. Der Rücken ist in Ueberrockform mit drei tiefen Falten eingerichtet. Das Vordertheil des Rockes hat eine breite Falte, an welcher ein hochstehendes Kopftheil mit dunklerem steinblauem Sammetband auf dem Rock befestigt ist. Die dieses Theil begrenzenden Seitentheile haben am untern Rand einen dreifachen Besatz aus Sammetband, welches vorn mit Goldknöpfen besetzt ist. Die weiten Ärmel werden gleichfalls mit Sammetbandspangen zusammengenommen und mit Knöpfen geschlossen. Der Gürtel, der Stehragen, sowie die drei, die oberen Falten am Vordertheil der Taille unterbrechenden Sammetpatten haben einen Knopfschluß. Hellsteinblauer Strohhut.



Dir. 4. Anzug aus sprengrünem Crêpeid.

Dir. 5. Kinder-Anzug. Nr. 6.
 einen



Nr. 7. Anzug für ein Mädchen
von 10 Jahren.

Nr. 8. Anzug aus hellblauer
Bengaline.



3164

Nr. 9. Anzug aus staßgrauem Peau de soie.

Der aufgeschlagene Rand desselben ist mit steinblauem Sammet belegt; obenauf befinden sich gleichfarbige Federn.

Ar. 9. Anzug aus stahlgrauem *Peau de soie*.

Die anliegende Taille ist vorn weit offen und hat gespaltene Aufschläge, welche sich nach der Taille zu vermindern und in eine Facke zurückgeschnitten sind. Das im Ganzen mit dem Vordertheil der Taille geschnittene Hüfttheil des Rockes geht von



Ar. 10. Anzug für Mädchen von 13 Jahren.

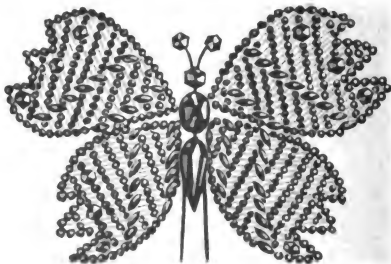
Ar. 11. Anzug für Mädchen von 14 bis 15 Jahren.

der Facke an glatt bis unten hin. Den Hals umschließt, außer dem gewöhnlichen Stehkragen, welcher die Falten der Mönse zusammenhält, noch ein im Nacken hochstehender, vorn zackig geschnittener, am Rand mit einer Passementerie besetzter Kragen. Die Taille umschließt ein Gürtel, welcher die, das Vordertheil des Rockes bildenden, unten breit mit Passementerie besetzten Rockfalten zusammenhält. Der Rücken ist in Ueberrockform angefertigt. Die weiten, oben und unten eingereichten Ärmel haben an der innern Naht herab Perlenpassementen und sind unten zu einem breiten Bündchen

zusammengereicht. Der flache, runde Hut hat an jeder Seite einen Federbusch. Stoff zu diesem Anzug ist erforderlich: 22 Mtr. Peau de soie.

Ar. 10. Anzug für Mädchen von 15 Jahren.

Das aus indischem Musselin angefertigte Kleid hat einen breiten Saum am untern Rand des Rockes und am Vordertheil drei breite Doppelfalten, von denen die Mittelfalte bis zum Stehkragen herauf reicht. Die beiden Nebenfalten, welche gleichfalls auf der Taille sich wiederfinden und dort bis zur Schulter reichen, werden in der Taille von einem sehr breiten, in Reiffalten gezogenen Gürtel festgehalten. Der zwischen den Doppelfalten befindliche Stoff ist an den Schultern ebenfalls mehrfach eingereicht. Die oben weiten, unten anliegenden Ärmel sind unterhalb der Schulter mehrfach gereicht und am Handgelenk mit einem Doppelfaltstreifen und daran



Ar. 12. Schmetterling zu Hutverzierungen.

befindlicher kleiner Falbel versehen. Stoff zu diesem Anzug ist erforderlich: 5 Mtr. breiter Musselin.

Ar. 11. Anzug für Mädchen von 14 bis 15 Jahren.

Der glatte, nur am Gürtel eingekrauste Rock hat am untern Saum einen, mit leichter Stiderei besetzten, breiten Stoffstreifen. Die faltigen Tallettheile sind oben celloartig abgenäht und mit einem Stehkragen mit überfallender Spitze abgeschlossen. Die oben und unten weiten Ärmel sind am Handgelenk, den Tallettheilen ähnlich, abgenäht. Ein farbiges Band umschlingt zweimal die Taille, bildet an der Hüfte eine Schleife und hat mit Schleifen besetzte Enden. Zur Anfertigung dieses Anzugs sind 4 Mtr. 50 Centim. sehr breiter Linon verbraucht.

Ar. 12. Schmetterling zu Hutverzierungen.

Derselbe ist mit Schmelzperlen, welche auf Tüll besetzt sind, hergestellt.



Das Mädchen von Sorrent.



Meine Tante Dorothea.

Novellette von A. J. Nordmann.



Vor einigen Jahren wurde ich eines Morgens früh zu meinem verehrten Chef, dem Postdirektor Knabbe, gerufen, um die Eröffnung anzuhören, Kollege Ernst, der die Postanstalt in Rhauen, einem kleinen Badeorte an der Ostsee, während des Sommers verwaltete, habe sich krank gemeldet, und ich müsse ihn ersetzen.

Das kam mir aus zwei Gründen sehr unlegen: mir entging dadurch erstens auf unbestimmte Zeit mein Urlaub, den ich gerade in den nächsten Tagen antreten sollte, und zweitens der während desselben projektierte Besuch bei meiner Tante Dorothea.

Der Herr Postdirektor hätte aus dem mit zwei Ober-Postsekretären und mehreren jüngeren Postsekretären gesegneten Amte recht gut einen anderen kommittiren können, als gerade mich; da er aber zu jener, im Postfach nicht seltenen Klasse von Vorgesetzten gehörte, die unter dem Vorwande der Disziplin ihren Untergebenen das ohnehin recht schwere Leben durch alle möglichen Chikanen noch mehr erschweren, so war die Wahl natürlich auf mich gefallen, den sie am härtesten traf.

„Ja, es thut mir leid“, dabei lächelte das Postamt I. in Gestalt des Herrn Knabbe so freundlich, daß es alle Zähne zeigte. „Sie sollten morgen Ihren Urlaub antreten, nicht wahr? Aber ich kann keinen andern schicken. Sie werden sich so einrichten, daß Sie morgen Mittag übernehmen können.“

Ich fuhr mit dem Frühzuge ab; meiner Tante, die sich seit einigen Tagen in Berlin aufhielt, hatte ich sofort mein unglückliches Los telegraphirt und war nun in der besten Uniform, die ich mein nannte — zufällig war es auch meine einzige — und in der schlechtesten Stimmung, über die ich verfügte — infolge anhaltenden Schalterdienstes kannte ich ihrer nur drei, eine schlechte, eine

schlechtere und eine schlechteste — nach Khausen abgefahren. Uebel gelaunt über mein stetes Mißgeschick, grollte ich mit aller Welt und nahm mir vor, um meine Veretzung nach Stallupönen einzukommen; schlimmer als unter unserem Ober-Postdirektor und Postdirektor konnte es nirgends sein. Ich wußte, es würde mir gelingen, wenn ich mein Gesuch etwa in der Form abfaßte, daß ich gehorsamst meine Veretzung nach dem Süden oder Westen beantragte und nur bäte, mich nicht nach dem Osten, am wenigsten nach Stallupönen zu veretzen. Dann konnte es mir nicht fehlen. Diese fröhliche Aussicht hatte meine Stimmung um einen Grad erhöht, als ich in den Bahnhof des Kreuzungspunktes einfuhr, von wo sich die Bahn nach dem kleinen, mir recht gut bekannten Badeorte abzweigte.

Und hier, geneigter Leser, fängt eigentlich meine Geschichte erst an. Und zwar beginnt sie mit den Worten des Gepäckträgers, der, an mich herantretend, als ich mich auf dem Perron nach einem seines Zeichens umsah, höflich sagte: „Die Dame erwartet Sie schon im Wartesaal zweiter Klasse.“

„Welche Dame?“ Ich erwartete keine Dame zu finden und ließ den Mann stehen, da ich annahm, er habe sich in der Person geirrt, aber außer mir waren nur einige ältere Herren und mehrere Damen ausgestiegen, und der Träger wiederholte: „Wollen Sie nicht eintreten, Herr Sekretär? Es ist niemand anders da, den die Dame erwarten könnte.“

„Wen sie auch erwarten mag, jedenfalls bin ich es nicht“, sagte ich ungeduldig. „Bringen Sie nur meine Sachen an den Khausener Zug.“

Er lud mein Köfferchen auf und sagte: „Nach Khausen fährt die Dame auch.“ Dann hörte ich ihn für sich murmeln: „Sonderbar: Mann in den Bierzigen, schlank, Postuniform, Schmarre auf der linken Wade — es stimmt alles; seltsam, wenn es so zwei gäbe.“

Diese Worte machten auch mich neugierig; indem ich neben dem Manne herging, fragte ich: „Wie sieht sie aus, ist es eine alte Dame?“

„Nein, keine alte Dame“, sagte er sehr bestimmt.

„Also eine junge?“

„Ich würde sie auch nicht gerade jung nennen.“

Diese Worte erstickten sofort das eben in mir aufglimmende Interesse, und ich entwarf im Geiste das Bild einer nicht mehr ganz jungen Dame in soliden, aber nicht eleganten Stiefeln, in einem schwarzen Kleide, mit einem Reisehut, Watte in den Ohren und beginnenden Krähenfüßen in den strengen Zügen des Gesichts. So weit war ich gekommen, als ich den Kofferträger wieder dicht neben mir erblickte.

„Ich muß sehr um Verzeihung bitten, Herr Sekretär, „aber die Dame ist so bestimmt, daß es wirklich gut wäre, wenn Sie die Freundlichkeit haben möchten, sich nur einmal vor ihr sehen zu lassen.“

Halb belustigt, halb geärgert, steckte ich meine Cigarrentasche wieder ein. Die Station war ganz vereinsamt, und es dauerte

wenigstens noch eine halbe Stunde, bis mein Zug abging, so daß ich die ganze Zeit ungestört mit der Dame zusammen gewesen sein würde, eine keineswegs angenehme Aussicht für einen Mann meiner Art; denn schon früher ungesellig veranlagt und nicht, was man einen Damenfreund nennt, liebte ich es, seitdem ich im französischen Feldzuge verwundet worden war, noch mehr, mich auf meine eigene Gesellschaft zu beschränken.

„Ich werde mir bei dem Bahnhofsbuchhändler eine Zeitung kaufen; wenn die Dame mich sehen will, so kann sie mich da in Augenschein nehmen.“ Damit ging ich schnell auf besagten Geschäftsmann zu.

Skaum hatte ich dort die „Fliegenden Blätter“ entfaltet, als ich auch schon an meiner Seite das Klatschen eines Kleides hörte und einen flüchtigen Blick auf die Trägerin desselben werfen konnte. Sie zog sich aber schon wieder zurück, und ich hörte sie zum Träger leise bemerken: „Ich sagte Ihnen doch: einen Herrn hoch in den Vierzigen, ganz hoch.“ Ich sah sie noch einmal an, und mein Phantasiegebilde verschwand im Nu; eine mit geschmackvoller Eleganz gekleidete Dame mit einem ovalen Gesicht, leicht gerötheten Wangen, einer Masse aus der weißen Stirn zurückgestrichenen, braunen Haares, jauchten, dunklen Augen und einem entzückend kleinen Munde und rundem Kinn entsprach, wenn sie auch das erste Vierteljahrhundert hinter sich haben mochte, wenn auch einzelne graue Fäden die braune Fülle des Haupthaares durchzogen, so wenig meiner über sie entworfenen Skizze, daß ich einen Augenblick fast den Wunsch hegte, ich möchte der Erwartete gewesen sein.

Dieser Wunsch wurde noch lebhafter, als einen Augenblick darauf ihre Reisegefährtin in der Thür des Wartezimmers zu ihr trat. Niemals glaubte ich ein holdseligeres Geschöpf gesehen zu haben. Eine schlankte Mädchentkospse, eben den Badfischjahren entwachsen, mit köstlichen dunkelblauen Augen, einer dichten Masse goldblonden Haares und der frischen Gesichtsfarbe wilder Rosen. Auch sie war einfach und geschmackvoll gekleidet, und ich konnte mich von der zierlichen Gestalt in dem reizenden Strohhütchen gar nicht losreißen. Sie machte, als sie mich erblickte, gegen ihre Gefährtin ein kleines Zeichen der Verzweiflung, und beide zogen sich in das Zimmer zurück. Ich war gegen alle Gebote der Schicklichkeit so blind, daß ich ihnen folgte; drinnen stellte ich mich vor einen großen Fahrplan und fing an, mit einem Bleistift auf einem alten Couvert fabelhafte Notizen niederzuschreiben.

„O Tante, was fangen wir nun an?“ hörte ich eine mädchenhafte Stimme sagen. „Es ist so unrecht vom Inspektor Mücke. Müffen wir nun auf den nächsten Zug warten?“

„Das brauchen wir nicht“, antwortete eine klare und entschlossene Stimme, „wir können auch allein hinfahren. Entweder wir haben uns in dem Tage geirrt, oder er. Wenn wir uur in Ahausen einen Wagen bekommen!“

Da ich den genannten Inspektor kannte, so sah ich in diesen Worten eine Gelegenheit zum Anknüpfen, und ich war schwach genug, sie zu benützen.

„Ich bitte um Verzeihung“, sagte ich. „Wenn ich recht hörte, so erwarten Sie Herrn Inspektor Mücke. Der Herr ist mit mir befreundet. Vielleicht hat er Ihnen schon meinen Namen genannt — Wallroth, Postsekretär Wallroth. Könnte ich Ihnen in seiner Abwesenheit irgendwie gefällig sein?“

Als verständige Frau warf sie einen längeren, prüfenden Blick auf mich, verneigte sich leicht und erwiderte, die Vorstellung acceptirend: „Ich bin eine Cousine des Herrn Inspektor Mücke — Frau Minna Blant — und hatte mich darauf verlassen, daß er mich hier treffen und nach Ahausen begleiten würde. Ich bin hier oben ganz fremd und weiß nicht einmal, ob ich die Villa finden werde, die ich gemiethet habe, ohne sie zu sehen.“

„Gnädige Frau haben in Ahausen gemiethet?“ fragte ich, und meine kommissarische Verzeigung erschien mir mit einem Male nicht mehr in dem düsteren Lichte, wie vor wenigen Minuten.

„Nicht in Ahausen selbst, sondern in Flundernheim.“

„Ah, in Flundernheim! Da bin ich sehr gut bekannt und werde Ihnen ein kompetenter Führer sein, wenn Sie mir die Ehre erweisen wollen.“

Sie nickte abermals und rief dann die junge Dame herbei, die sie mir als ihre Nichte, Fräulein Rosa Niemann, vorstellte, wobei diese erröthete, wie in unserer Zeit selbst die Backfische nicht mehr zu erröthen pflegen.

Wir hatten eine sehr angenehme Fahrt zusammen. Frau Blant erklärte mir, wie sie der stärkenden Seelust wegen auf die Empfehlung des mehrbesagten Herrn Inspektors hin die Villa „Blauwasser“ gemiethet habe. Dagegen theilte ich ihr mit, wie ich nach Ahausen komme, und lobte, ein unerschämter Heuchler, den glücklichen Zufall, der mich in Flundernheim hatte Wohnung nehmen lassen.

Sie war so gütig, darauf zu erwidern: „Dann werden wir ja Nachbarn. Ich hoffe, Sie werden uns besuchen.“

Ich nahm in Ahausen einen Wagen, der uns nach Flundernheim brachte, verabschiedete mich vor Villa „Blauwasser“ von meinen neuen Bekannten, die mich auf den folgenden Abend einluden, hatte das unverdiente Glück, eine passende Wohnung in Flundernheim für mich aufzutreiben, und kam noch eben rechtzeitig nach Ahausen, um vom Kollegen Ernst Kasse, Markenbestände, Bücher und all den kleinen Krimskrams abzunehmen, mit dem St. Stephan den armen Schalterbeamten ihren Dienst zu einem recht unleidlichen und verwickelten gemacht hat, wofür sie die etwas zweifelhafte Genugthuung haben, sehr häufig schwarz auf weiß zu lesen, daß der pp. Soundso bei einiger Aufmerksamkeit das gerügte Versehen sehr leicht hätte vermeiden können.

Als ich abends mein Zimmer aufsuchte, setzte ich mich mit dem

Gedanken an den etwas wackeligen Tisch: Endlich habe ich doch wirklich einmal etwas zu schreiben. Denn allwöchentlich hatte ich eine umfangreiche Depesche an meine Tante Dorothea zu schreiben, und damit hing es folgendermaßen zusammen:

Tante Dorothea war die Wittwe eines sehr entfernten und sehr reichen älteren Verwandten — so entfernt verwandt, daß ich niemals imstande gewesen war, mir den Grad der Verwandtschaft ohne Hilfe von Tinte, Feder und Papier klar zu machen. Ich nannte ihn trotzdem Onkel, weil er mich sehr gern hatte und ich sein einziger natürlicher Erbe war, da alle Zwischenglieder weggestorben waren. Natürlich waren meine Mutter und deren Angehörige sehr erbittert, als Dolly, der eben aufgeblühte Backfisch, den alten Herrn so umstrickte, daß er die kleine Hexe heiratete. Aber ich war, obgleich dieser Umstand alle meine Ansichten auf die reiche Erbschaft vernichtete, den Abmahnungen der Meinigen zum Trotz, auf die Hochzeit meines Onkels, zu der er mich freundlich eingeladen, gefahren und hatte mit meiner Tante, die jünger war als ich, aufrichtig Freundschaft geschlossen.

Das war nun zwanzig Jahre her, und ich hatte meine Tante Dorothea nicht wiedergesehen. Mein Oheim hatte seiner geschwächten Gesundheit wegen in Südfrankreich gelebt, und da ich bei der Post eingetreten war und sich bei mir die gewährten Zulagen stets auf die Arbeit, selten auf das Gehalt bezogen, so hatten Mangel an Zeit und Geld mich stets verhindert, sie dort zu besuchen. Ich hatte von der kleinen bräutlichen Dolly eine Photographie, auf der sie in Krinoline und weiten Ärmeln abgebildet war und die ihr gewiß jetzt nicht im mindesten mehr ähnlich sah; allmählich aber hatte ich mir von ihr eine Phantasiegestalt herausgebildet, als welche sie in meinem Innern lebte, und zwar in Folge des regelmäßigen Briefwechsels, welcher nach ihrer Abreise zwischen uns in Gang gekommen war. Der geneigte Leser wird schon errathen haben, daß ich eine Art von Gewohnheitsmensch bin; von den kleinen Eigenheiten und regelmäßigen Zügen meines Lebens trenne ich mich nur schwer und ungern, aber die liebste Gewohnheit von allen ist mir immer die wöchentliche Depesche an meine Tante und ihre ebenso regelmäßige Antwort geblieben. Jeden Mittwoch Abend öffne ich die schädige, alte leberne Briefmappe, nehme besagte Photographie heraus, die ich vor mir aufstelle, und dann erzähle ich alles, was ich im Laufe der Woche gesehen, erlebt und gedacht habe, als säße das Original neben mir — fest überzeugt, daß der Sonnabend sie in den Inhalt meines Briefes versenkt und mit der theilnahmevollen Antwort beschäftigt finden wird. Die Antworten sind köstlich, voll lustiger, harmloser Plauderei, kleiner Bosheiten und des innigsten, liebevollsten Eingehens auf alle meine Angelegenheiten. Bei meinem ungeselligen Charakter ist diese ferne, verschwommene Vertraute für mich von unschätzbarem Werthe, und heute, wo ich mich wieder zum Schreiben niedersetze, bedaure ich im Grunde gar nicht, daß unser

Wiedersehen abermals einen Aufschub erfahren hat, da ich von einem solchen nur eine Zerstörung meiner Phantasiegebilde fürchte.

Im vorigen Jahre war mein sogenannter Oheim verstorben und hatte Dolly als Universalerin seines Vermögens zurückgelassen. Mir war nur ein Legat von einigen tausend Mark zugefallen, dessen Zinsen mir halfen, den langen, zulagelosen Jahren mit christlicher Geduld entgegen zu harren.

Nun saß ich wieder vor der altmodischen Photographie und füllte Seite auf Seite mit Dingen, die jedem andern als meiner Tante trivial vorkommen mußten. Ich schilderte so unterhaltend wie möglich mein Zusammentreffen mit Minna Blank und wagte sogar über die hübsche Rosa einige Worte, die eine harte Ungnade über mich heraufbeschwören mußten. Denn uneingedenk der Jahre, welche seit unserer Trennung verstrichen waren, hatte meine Tante in einem ihrer letzten Briefe Andeutungen über gewisse romantische Projekte gemacht, die sich auf meine Person bezogen. Sie war nach Berlin übergesiedelt und hatte, da sie selbst kinderlos war, eine hübsche, aber arme Verwandte adoptirt, „ein ebensolches Kind“, wie ich selber wäre, schrieb sie; ich wußte aber, was ihre häufige Erwähnung von Kennchens Gutmüthigkeit, hübschem Aussehen und Liebenswürdigkeit zu bedeuten hatte, und reagierte weiter nicht darauf.

Als ich meinen Brief beendet hatte, betrachtete ich aufmerksam ihre Photographie und legte mir die Frage vor, ob sie wohl ebenso gealtert wäre, wie ich. Zwanzig Jahre! Ich seufzte tief und wunderte mich, daß eine so lange Zeit noch immer nicht ganz die Schwärmerei des eben herangewachsenen Knaben für die damalige Braut seines Oheims ausgerottet hatte.

Pünktlich stellte ich mich am andern Abend in Villa „Blauwasser“ ein. Der Salon war leer, und ich hatte Zeit, mich umzusehen und die Hindeutungen, welche die Einrichtung über den Charakter der Bewohnerinnen gab, mit Wohlgefallen wahrzunehmen. Frische Blumen standen an den Fenstern, Revüen und illustrierte Zeitschriften lagen auf einem Seitentischchen, ein angefangenes Aquarell stand auf einer Staffelei im richtigen Lichte, und der schöne Flügel stammte offenbar nicht aus dem Khauser Leihinstitut; und dann entdeckte ich sogar eine Violine, die mir aus jeder Saite Willkommen zuzuwinken schien. Ich blickte sie liebevoll an, eines eigenen hochgeschätzten Hausgottes eingedenk, und sumimte dabei unwillkürlich, ich denke, es war aus . . .

„Beethoven, C-moll, Nr. 3“, bemerkte Frau Blanks Stimme hinter mir. „Sie spielen doch wohl nicht auch Violine? Ich glaubte gestern unter ihren Sachen etwas wie einen Geigenkasten zu bemerken. Das ist Rosas Geige, sie wird gleich hier sein.“

„Ich spiele Geige und Cello“, erwiderte ich bescheiden.

Dann erschien auch die junge Dame, blühend und frisch, wie eine Rose.

Wir hatten ein hübsches und gut zugerichtetes Abendessen, das bewies, wie geschickt Frau Blank in der Benutzung der geringen Hilfs-

quellen des Ortes war, auf die allein sie angewiesen waren. Sie hatten nicht einmal ein Mädchen mitgebracht, keine Bekanntschaft am Plage und wünschten auch keine zu machen.

„Das einzige, was wir wünschen, ist absolute Ruhe, und Inspektor Mücke sagte mir, daß wir die hier finden würden.“

Diese Behauptung konnte ich gründlich bestätigen.

„Fräulein Niemann ist noch kaum ausgewiesen“, fuhr sie fort, während wir in Erwartung meines Cello, nach welchem ein Bote ausgesandt worden war, in der Veranda saßen; „und so lange ich sie unter meiner Obhut habe, möchte ich im Anknüpfen neuer Bekanntschaften hier sehr vorsichtig sein.“

Ich deutete an, daß ich ebenfalls von der Khaußener Gesellschaft keine besonders hohe Meinung habe.

Sie fuhr fort: „Ja, und daher — ich weiß kaum, wie ich es recht anbringen soll — wäre es mir auch recht lieb, wenn Sie es vermeiden wollten, uns Kollegen oder andere Ihrer Freunde zuzuführen. Ich hoffe doch nicht, Sie damit zu beleidigen?“

Ich versicherte sie des Gegentheils — und dann stürzte Rosa herein, um die Ankunft meiner Amati anzukündigen.

Wir spielten wundervoll zusammen. Die beiden Damen kannten alle meine Lieblinge so gut wie ich und hatten Stöße alter und neuer Musikalien mitgebracht, in denen zu wählen für mich ein wahrer Genuß war. Auch Frau Blank selber spielte ungewöhnlich gut Klavier, und ich ließ, während sie uns Chopin vorspielte, den Grog kalt werden, den mir Rosa, wie sie lachend sagte, nach „Waterkant's“ Brauch gemischt hatte.

Als ich Abschied nahm, verabredeten wir eine weitere musikalische Soirée für meinen nächsten freien Abend, und ich ging, glücklich und hoffnungsfreudig wie nie, nach Hause.

Am nächsten Tage wartete meiner ein neues Glück; ein Schreiben der Direktion kündete mir das bevorstehende Eintreffen eines Vertreters an, wonach es mir frei stünde, den bekannten elstägigen Sommerurlaub anzutreten. Wie es scheint, hatten „dienstliche Interessen“ diesmal der weiblichen Intervention nicht Stand gehalten, denn als ich den Damen in Villa „Blauwasser“ davon erzählte und meinte, der Herr Inspektor Mücke möge wohl ein freundliches Wort für mich eingelegt haben, war weder Köschens Erröthen, noch Frau Minuas schuldbehaftetes Lächeln imstande, meinen Verdacht zu entkräften.

Wie dem auch sein mochte, mein Stellvertreter traf ein, und anstatt von seinem Anerbieten, mein Logis in Flundernheim an ihn abzutreten, Gebrauch zu machen und nach Berlin zu meiner Tante Dorothea zu reisen, blieb ich, um meine Gesundheit zu kräftigen, am Gestade der Ostsee und verlebte halbjährige Tage.

Ja, in solchem Glück verging die Zeit mir so rasch, daß ich am Tage, wo ein Brief von meiner Tante Dorothea fällig war, fast erschrocken inne wurde, daß ich zum erstenmale die Tage bis zu seinem

Eintreffen nicht gezählt hatte. Ich war an diesem Tage zum Mittagessen auf Villa „Blauwasser“ eingeladen. Nach Tische machten wir zusammen etwas Musik, und abends gingen wir bei köstlichem Mondschein am Strande spazieren. Röschen und ihr Hund mit dem seltsamen Namen Hellmuth schweiften wie Elfen bald vor, bald hinter, bald neben uns herum, und Frau Minna hatte eine Unterredung mit mir, die offener und vertraulicher als gewöhnlich war. Es war angenehm, sich mit ihr zu unterhalten; niemand verstand schneller als sie, einen halb ausgesprochenen Gedanken zu begreifen, niemand beantwortete schneller eine stumme Frage.

Ich fand bald, daß ich sehr viel von mir selbst erzählte und dagegen von ihr nur sehr wenig erfuhr — eigentlich nur, daß sie viel von der Welt gesehen und daß ihr Leben ein trauriges gewesen war. Fast instinktiv errieth sie, daß auch mein Leben sehr vereinsamt gewesen war, und hierbei erwähnte ich unwillkürlich meine Tante Dorothea. Darauf erfolgte ein plötzliches Schweigen und eine Erstarrung, als hätte ein kalter Nebel aus der See sich zwischen uns gelegt. Meine Begleiterin fröstelte es in der That. Sie rief:

„Rosa, komm herein, es wird feucht und kühl.“

Wir gingen in das mild erleuchtete Zimmer zurück, tranken unsern Kaffee und plauderten einige Minuten über alltägliche Dinge. Dann verschwand Rosa, und ihre Tante setzte sich ans Klavier, wie um ein weiteres Gespräch zu vermeiden. Sie sang beim gedämpften Schein der Lampe ein Lied nach dem andern, sang für mich ein jedes Wort, bis mir das Herz voll und das Auge feucht war, bis die Jahre verschwanden und ich mir nicht mehr der finster blickende Sekretär, den ich heute Nachmittag im Spiegel gesehen hatte, sondern der lustige Gehilfe dächte, die ganze Welt vor mir und das Herz von hoffnungsloser Liebe zu der kleinen Tante Dorothea erfüllt.

Als Rosa zurückkam, den Arm voll Noten, zu denen ich sie auf dem Cello begleiten sollte, entschuldigte ich mich und ging fort.

Auf meinem Zimmer fand ich einen Brief von meiner Tante und öffnete ihn nicht ohne heimliche Angst. Aber er war, wie immer, heiter, liebevoll und theilnehmend, mit allerlei Bemerkungen über das, was ich zuletzt geschrieben. Zum Schlusse hieß es:

„Für Deine neuen Freunde kann ich mich durchaus nicht interessieren. Ich mißtraue dieser vagirenden Wittve ohne Gepäck und ohne Begleitung, und es sollte mich gar nicht wundern, wenn Inspektor Müde von seiner reizenden Cousine noch weniger wüßte, als ich. Ich muß ganz entschieden von meinen verwandtschaftlichen Vorrechten Gebrauch machen und einmal nach Dir sehen, sobald ich mich frei machen kann. Das Zusammentreffen am Bahnhof sieht gar zu sehr absichtlich arrangirt aus. Fräulein Niemann ist ja vielleicht die lieblichste Knospe, die jemals geblüht hat, aber solche Knospen sind nie ungefährlich. Lebe wohl, mein lieber Kesse, und sieh Dich hübsch vor bis zur Ankunft

Deiner liebevollen Tante Dorothea Felder.“

Ich legte den Brief lächelnd nieder. In den letzten Worten war eine, dem ganzen übrigen Brief sehr wenig gleichende, erzwungene Lebendigkeit, die den Eindruck machte, als wenn meine Tante sich verpflichtet gefühlt habe, etwas zu sagen, wo sie nichts gutes zu sagen hatte, und ich glaubte in den auf Fräulein Niemann bezüglichen Worten eine schlecht verhehlte Feindseligkeit zu entdecken. Arme liebe Tante! Wenn sie nur gewußt hätte, wie kalt, von einem gewissen ästhetischen Wohlbehagen abgesehen, die Reize jener kleinen, gefährlichen Knospe mich ließen. Und Frau Minna brauchte man ja nur zu sehen und zu kennen, um sofort jede Kritik fahren zu lassen. Eher hätte man das Licht der Sterne anzweifeln dürfen, als in ihr eine Abenteuerin argwöhnen! Sie war fein gebildet, und taktvoll bis ins kleinste, und ich setzte mich sofort hin, um dies entrüstet an Tante Dolly zu schreiben, drei Tage früher, als mein Brief eigentlich fällig war.

Dann begab ich mich am nächsten Vormittag, mit einem neuen Notenheft als Vorwand bewaffnet, nach Villa „Blauwasser“, um Unterlagen für eine Bestätigung meiner guten Meinung zu gewinnen. Ich hatte einige feine, diplomatische Fragen erfunden, die mir Aufklärung über Geburt, Verwandtschaft und gesellschaftliche Stellung meiner neuen Freunde verschaffen und sowohl meiner Tante, als auch — um es offen zu gestehen — meine eigenen Zweifel für immer zu zerstreuen.

Alle möglichen unangenehmen kleinen Zweifel, jeder an sich harm- und bedeutungslos, schwirrten mir durch den Kopf. Zufällige Bemerkungen Röschens, die ihre Tante in der Mitte abgeschnitten hatte, kleine Widersprüche, die an einem Notenheft weggeschnittene Ecke, wo der Name gestanden haben mußte — das alles vereinigte sich zu einem argwöhnischen Stimmengewirr, das ich nicht aus den Ohren loswerden konnte.

Als ich hinkam, war Röschen allein und meinen Angriffen schutzlos preisgegeben.

„Tante hat Kopfschmerz und kann heute keine Musik hören“, erklärte sie.

Ich sprach, wie billig, mein Bedauern aus.

„Wohin gehen Sie, wenn Sie Ahnjen wieder verlassen?“ fragte ich beiläufig, indem ich mein Cello, bevor ich es wieder in seinen Kasten legte, zärtlich mit meinem seidenen Taschentuch abstaubte.

Sie zauderte. „Ich denke, nach Hause mit Tante. Ich weiß es aber noch nicht gewiß.“

„Nach Hause? Wo ist das?“ forschte ich weiter.

„In Berlin. Wollen Sie dies für mich nicht spielen, ehe Sie Ihr Cello weglegen?“ fragte sie, nervös in den Notenheften blätternd.

„Mit Vergnügen“, antwortete ich ein wenig spöttisch. „Es ist für Gesang und Pianoortebegleitung. Was soll ich übernehmen?“ Dann sah ich ihr gerade in das verlegene Gesicht und sagte: „War es auch unrecht, Fräulein Rosa, daß ich diese Frage an Sie richtete?“

Ich that sie nur in der Hoffnung, später wieder mit Ihnen zusammenzutreffen."

Sie erröthete immer mehr. „Ich wußte nicht, ob Tante es gern sehen würde, wenn ich es Ihnen erzählte“, murmelte sie.

„Dann betrachten Sie die Frage als nicht geschehen, nur seien Sie ein gutes Mädchen und beschweren Sie Ihre Seele nicht mit unwarhen Antworten. Ihre Tante hat mir versichert, daß sie Berlin seit Jahren mit keinem Auge gesehen hat.“

Rosa warf ihren Kopf mit einem allerliebsten, halb schmollenden, halb reuigen Ausdruck zurück und sagte: „Ich bin noch so unerfahren und weiß nicht, was ich antworten soll, wenn ein Herr in der Absicht, mich wiederzusehen, nach meinem Wohnort fragt. Jedenfalls werde ich Sie gern wiedersehen. Es hat einen großen Unterschied für uns gemacht, daß wir Sie hier getroffen haben.“

Wir schieden als gute Freunde. Nur hatte ich auf dem Heimwege das Gefühl, als ob ich in meinen ersten Schritten zur Befeh- rung Tante Dorotheas nicht sonderlich glücklich gewesen wäre.

Abends traf ich Frau Blank am Strande des Seebades, wo ich mich dem Genuß einer einsamen Cigarre hingab. Für gewöhnlich mied sie die Stadt, und ich wußte nicht, was sie hingeführt haben mochte. Jedenfalls brachte mich der Anblick ihres kleinen, gelben japanischen Sonnenschirms sofort an ihre Seite. Hellmuth bewillkommnete mich mit fröhlichem Wellen, und Frau Minna bat mich mit einem schwachen Lächeln, neben ihr Platz zu nehmen. Sie wäre in die Stadt gekommen, um zu versuchen, ob sie ihr Kopfweg nicht loswerden könnte, und wenn ich mit einer langweiligen Gesellschafterin fürlieb nähme, so dürfe ich bei ihr bleiben. So saßen wir plaudernd beisammen in der stillen, milden Abendluft, und als sie sich erhob, um zu gehen, begleitete ich sie.

„Rosa sagte mir, sie hätte Ihnen gegenüber heute Morgen aus unseren Plänen thörichterweise ein Geheimniß gemacht. Ich bin sehr böse mit dem närrischen Mädchen. Die Sache ist die, daß wir noch gar nicht wissen, wo wir in Berlin bleiben sollen. Es ist jetzt keine passende Zeit, hinzugehen, aber Rosa hat gerade jetzt gute Gelegenheit, dort Violinstunden zu bekommen. Sobald es mir gelungen ist, eine Wohnung zu finden, so schreibe ich Ihnen unsere Adresse, wenn Ihnen daran gelegen ist.“

„Dabei könnte Ihnen Inspektor Mücke behilflich sein. Er kennt Berlin wie seine Tasche. Und morgen oder übermorgen kommt er hierher.“

Ich möchte darauf schwören, daß in jenem Augenblick ein Teufel von mir Besitz ergriffen und mir die letzten Worte mit satanischer Schlaubeit in den Mund gelegt hatte. Es that mir schmerzlich weh, sie zusammensahren und erröthen zu sehen, wie keine Frau mit reinem Gewissen bei der Erwähnung eines alten und ehrenhaften Verwandten zu erröthen brauchte. Ich stotterte irgend einen albernen Gemeinplatz heraus, um ihr die Verlegenheit einer Antwort zu ersparen, aber wir

legten den Rest des Heimweges ziemlich einsilbig zurück. Als wir schieden, lud sie mich nicht ein, einzutreten, und ihre Augen vermieden die meinigen, indem sie mir die Hand gab.

„Werden wir Sie morgen sehen?“ fragte sie, und ich glaubte aus dem Klange ihrer Worte ein leises Schuldbewußtsein heraus zu hören. „Sie haben es Rosa versprochen, und sie würde erstaunt und enttäuscht sein“

„Sie sind sehr gütig — ich werde kommen.“

Sie verneigte sich, und ich wandte mich heimwärts, so mißgestimmt und mit mir selbst unzufrieden, als wäre ich bei irgend etwas unrechtem ertappt worden. Dann aber schrieb ich gleich einen zweiten Brief an Tante Dorothea, worin es hieß:

„Ich kann Deine Besorgnisse nur durch Mittheilung der Wahrheit, soweit ich selbst in Betracht komme, beantworten. Einen Theil derselben wirst Du schon aus meinem vorigen Briefe errathen haben. Was Frau Blank betrifft, so weiß ich von ihr jetzt noch nicht viel mehr, als damals. Du hast halbwegs im Scherze angedeutet, daß sie nicht wäre, wofür sie sich ausgiebt, oder mit anderen Worten, eine Abenteurerin, von der ein verständiger Mann sich fern halten würde. Ich denke, Du hast recht, wenigstens habe ich den ganzen Tag mich bemüht, nachzuweisen, daß Du unrecht hast, und dabei schließlich entdeckt, daß, wenn sie wirklich eine Betrügerin ist, ich für meinen Theil, weit entfernt, sie zu entlarven, ganz bereit bin, zu ihr überzulaufen und mit ihr, wenn sie mich zum Mitschuldigen haben will, gemeinsame Sache gegen Dich und alle übrigen Menschen zu machen. So, nun ist's heraus, und ich gebe mich Dir auf Gnade und Ungnade preis. Hier bist sogar Du, die klügste und liebevollste aller Feentanten, machtlos. Du bist gewiß entrüstet über mich und schämst Dich meiner Narrheit. Das ist ganz recht, um so schlimmer aber, daß ich nichts ähnliches fühle. Hier bin ich, fünfundvierzig Jahre alt, ein solider, alter Beamter, verliebt in eine Frau, die weder jung, noch schön ist (obgleich ich über das letztere meine eigenen Ansichten habe), und von der ich weiter nichts weiß, als daß sie sehr gut Klavier spielt, einen köstlichen Alt hat und in ihrem Lachen einen Ton, der mich um zwanzig Jahre zurückversetzt“

„Nein, ich schäme mich nicht und will auch nicht bedauert sein. Du fragst: Was daraus werden soll? Ja, das weiß ich nicht. Nur eins weiß ich ganz gewiß, daß nämlich — Du magst es glauben oder nicht — Frau Blank von meiner Thorheit noch keine Ahnung hat und auch niemals haben soll. Sie denkt wohl, daß ich unziemlich neugierig bezüglich ihrer Vergangenheit bin, aber das ist alles. Vielleicht wird die Ankunft des Herrn Inspektor Mücke sie von hier vertreiben — was ich aufrichtig hoffe und wünsche. Sonst werde ich von der Villa „Blauwasser“ fern bleiben, so lange sie noch hier verweilen; nicht aus einem letzten Rest von Klugheit, sondern lediglich, weil Frau Minna

sich nichts aus mir macht und ich keine Lust habe, daß aus ihrem eigenen Munde zu hören, wozu ich es sonst ganz gewiß bringen würde."

Ich fügte noch einige Zeilen hinzu, welche die Sache kaum besser machten, und schickte dann das Schreiben fort, womit ich meine Schiffe hinter mir verbrannt hatte.

Rosa und ihre Tante bewillkommneten mich ganz in der gewöhnlichen Weise, als ich am folgenden Tage den versprochenen Besuch abstattete. Mein Cello hatte schon seinen ganz bestimmten Platz neben der Amati, und ich grübelte darüber nach, unter welchem Vorwande ich es wohl mit fortnehmen könnte. Wir begannen gleich zu musizieren, und Rosa und ich fiugen mit Handu und anderen unserer Lieblinge an, worauf wir ein Stück nach dem andern in einer stätigen, geschäftsmäßigen Weise versuchten, die von unseren sonstigen bequemen und tändelnden Wesen sonderbar abstach. Rosa ward dessen inne und rief lachend:

„Wir sind heute auch gar zu strenge; komm, Tante, und sänge uns etwas vor.“

Aber Frau Blank schüttelte den Kopf und setzte sich ans Fenster, wo sie träumerisch nach dem fernen Meere sah, während Rosa mich zu einem Mendelssohnschen Liede ohne Worte begleitete. Meine Leistung war nicht ganz so zufriedenstellend, wie sie wohl hätte sein können, wenn ich nicht fortwährend den wechselnden Ausdruck auf dem hübschen Gesicht der am Fenster Sitzenden beobachtet hätte. Einmal überraschte ich sie, wie auch sie ihre Augen auf mich heftete. Das war, als Rosa das Piano verließ, um wieder das Cello zur Hand zu nehmen. Ich sah ihr sehr gern zu, wenn sie spielte; mit ihren langen, weißen Armen und Fingern, ihren aufmerksamen, leuchtenden Augen und dem leichtgewellten, losen Haar erinnerte Rosa mich immer an die musizirenden Engel auf alten Gemälden: so saß ich, sie bewundernd, bis ich Frau Minnas Blick auf mir ruhend zu fühlen glaubte und mich ihr zuwandte. Es war ein seltsam sehnsüchtiger, trübsinnender Blick, den ich auffing, aber im Nu war er verschwunden und hatte einem befriedigten Lächeln Platz gemacht.

Als ich fortging, hatte ich nicht den Muth, mein Instrument mitzunehmen, aber es wurde auch kein Tag für die nächste Uebung verabredet.

Drei Tage hielt ich mich fern; am vierten, eben im Begriff, auszugehen, traf ich den Inspektor Mücke.

Er war gekommen, um das Postamt zu revidiren, was den ganzen Vormittag in Anspruch nahm. Dann frühstückten wir zusammen, und mit nervösem Interesse lauschte ich dem Strome seiner gesprächigen Mittheilungen, immer in der Hoffnung, daß ihm eine Auspielung auf seine hiesigen Freundinnen entfallen würde, aber vergebens. Wir sprachen über Ahausen, die Badegäste, die Vortheile des Ortes als Seebad, die geschäftlichen Verhältnisse des Postamts,

aber keine Silbe über seine Cousine wurde laut. Endlich fragte ich, herzkrank und verzweifelt, gerade heraus:

„Hatten Sie nicht an einem Tage vorigen Monats die Absicht, hierher zu kommen, Herr Postinspektor?“

„Wer, ich? Keine Spur von Idee!“

Das war eine vernichtende Antwort. Aber ich wollte Gewißheit haben und fragte weiter:

„Kennen Sie eine Dame — die sich jetzt hier aufhält — namens Blank? Minna Blank?“

„Blank? Nein. Aber den Namen habe ich schon einmal gehört. Blank? — So hieß ein junger Gehilfe — jetzt erinnere ich mich — der mit der Kasse durchbrannte — es ist aber schon eine ziemliche Zeit her. Er kam glücklich fort. Ein hübscher Kerl sonst — war mit einem Mädchen aus sehr guter Familie verlobt. Aber das kann ja mit der Dame nicht zusammenhängen.“

Alles, was ich jetzt noch thun konnte, war, das Thema fallen zu lassen und eine zufällige Begegnung zu verhindern. Unglücklicherweise wollte er erst am Abend wieder abreisen, und die Zeit mußte also ausgefüllt werden. Wir gingen an den Strand und dann landeinwärts. Eine halbe Meile von Thausen lagen einige Hünengräber und Opfersteine, für deren Besichtigung der Inspektor, der sich als ein Stück von einem Prähistoriker erwies, ein mir sehr willkommenes Interesse an den Tag legte. Wir beorderten einen Wagen hinaus, der uns abends wieder abholen sollte.

Wir hatten das Hünengrab besichtigt, wobei der Inspektor bedauerte, daß er nicht die Zeit habe, es zu öffnen, und waren dann in die Vertiefung jenseits hinuntergestiegen, um die Opfersteine zu besichtigen. Der Inspektor war gerade dabei, mir die Anlage der Stätte zu erklären, als ich von einem jähen Schrecken erfaßt wurde; jenseits des nächsten Hügels glaubte ich eine wohlbekannte Stimme zu hören.

„Ich will Sie nicht stören, aber ich glaube, es ist Zeit, daß wir gehen“, rief ich. Aber der Inspektor war ganz eifrig bei einem Stein beschäftigt, an dem er das Moos mit seiner Schirmspitze wegkratzte.

„Runen — echte Runen“, erklärte er, mit vor Eifer geröthetem Gesicht sich aufrichtend. „Darüber kann kein Zweifel sein. Sehen Sie selbst, Wallroth, Sie können es gar nicht bestreiten.“ (Als wenn ich daran dachte! Und dabei kamen die Stimmen immer näher). „Wenn nur hier das Moos beseitigt ist, so werden Sie Runen finden, wie in der Bretagne.“ (Eben erschien Hellmuths schwarze Schnauze oben auf dem Hügel). „Die Rugier versuchten sie nachzuahmen, aber ihre Werkzeuge waren ungenügend, und so brachten sie . . .“

„Gewiß brachten sie sie fertig; da oben sind Massen davon“, erklärte ich unverfroren. Ein gelber, japanischer Sonnenschirm tauchte hinter dem Hügel auf.

„Runensteine? Da oben?“ fragte Mücke eifrig.

„Gewiß, da oben, hausenweise.“ Und ich schleppte ihn, der

drohenden Gefahr abgewandt, einen grasigen Abhang hinauf. Und eine Minute später würde ich ihn sicher hinübergebracht haben, wenn nicht das Unglück gewollt hätte, daß in diesem Augenblick Hellmuth mich erspähte und mit kurzem begrüßenden Gebell mir nachstürmte. Dahinter erschien Rosa, die stillstand, als sie uns gewahr wurde, und sich gemessen verbeugte.

„Wen haben wir da?“ fragte der Inspektor, der sich, wie ich wußte, auf weibliche Schönheit mindestens ebenso gut verstand, wie auf Runen und Hünengräber. Er ergriff mich beim Arme, als Frau Minna Blank uns gegenüber in dem sonnenbeschienenen Raume stand.

„O, o, was ist das?“ Und Herr Inspektor Mücke setzte eiligst sein Pince-nez zurecht. Ich sah den bestürzten, schuldbewußten Blick in ihrem Gesicht; mit einem Gefühl peinlichster Scham sah ich, wie sie bei meinem Anblick erschrak. Aber was nun erfolgte, ließ auch meine schlimmsten Befürchtungen hinter sich.

„Ei, das ist ja wahrhaftig —“, rief der Inspektor, „das ist ja Klenchen und Frau Dorothea Felder!“ Und eiligst trabte er den Abhang hinunter und begrüßte mit ausgestreckten Händen — meine Tante.

Ich weiß nicht, wie der Held in einer solchen Situation sich zu benehmen hat, ich weiß nur, was ich that. Ich lief, ohne ein Wort zu sagen, schleunigst davon, unbekümmert um das, was der Inspektor davon denken würde, setzte mich oben auf das Hünengrab, wo mich niemand sehen konnte, und blieb regungslos da sitzen, bis ich das Rollen des Wagens hörte, der den Inspektor auf den Bahnhof entführte. Ich stützte den Kopf in beide Hände und versuchte mir die Sachlage klar zu machen. Frau Dorothea Felder und Frau Blank dieselbe Person! Die ganze Zeit über war meine Tante hier, hatte meine Briefe gelesen und gewußt, daß ich sie für eine Betrügerin hielt. An wen hatte ich geschrieben und in welche mich verliebt? Beide waren natürlich dieselben — mir wirbelte der Kopf, ich blickte auf — da stand sie.

„Bist Du sehr böse — ganz unverzöhnlich?“ fragte sie mit sanfter, weicher Stimme. „Es schien so eine harmlose, kleine Intrigue, alles um Klenchens willen. Wie sehr sie fehlgeschlagen ist, habe ich erst gesehen, als ich heute Morgen Deinen Brief bekam.“

Plötzlich erglühete sie wie eine Rose; ich bewahrte ein verstocktes, unbarmherziges Schweigen.

„Du schienst so sehr gegen das arme Kind eingenommen und schriebst so unangenehm und höhnisch über Partiemacher und ihre Opfer, daß die Versuchung, Dir eine Lehre zu geben, zu groß war, wenigstens sollte Klenchen unparteiisch von Dir beurtheilt werden. Und nun paßte alles so gut zusammen. Wir hatten nichts besonderes vor; ich überlegte gerade, wann wir inkognito mit Dir zusammentreffen könnten, als Deine Depesche eintraf, die mir ganz genau den Zug angab, womit Du hierher fahren würdest!“

„So war es also eine absichtlich arrangirte Geschichte?“

Sie lächelte unwillkürlich. „Das habe ich, Deine Tante, Dir doch geschrieben.“

„Und Du hast alle Briefe gelesen, die ich Dir über Dich selbst geschrieben habe?“

„Ja, gewiß.“ Sie stotterte ein wenig. „Was weiter?“

„Was weiter?“ rief ich bitter. „Du hast wenige Tage Komödie gespielt, zu Deiner Belustigung, aber mir war es heiliger Ernst.“

Sie stand schweigend und verwirrt und ließ den Kopf hängen.

Ich sprang auf. „So kommst Du mir nicht davon — Dorothea. Nun habe ich jahrelang in stiller Liebe Dir angehängen — Du weißt es — ohne Dich recht zu kennen. Du weißt, was ich empfand, da ich Dich als Frau Minna kennen lernte — nun fordere ich mein Recht . . .“

Sie blickte mich scheu aus dunklen Augen an. „Dein Recht?“

„Ja, mein Recht, ich will wissen, ich muß wissen, ob Dorothea gern hörte, was ich über Minna sagte.“

Sie wurde womöglich noch röther, und ihre Lippen bewegten sich so leise, daß ihre Worte fast unhörbar waren. Aber ich verstand sie doch: „Sehr gern. Was weiter?“

Die Antwort, die ich darauf gab, erräth der geneigte Leser ohne Mühe. Und so darf ich mich von ihm mit der Mittheilung verabschieden, die ihn hoffentlich interessiren wird, daß ich mich doch nicht nach Stallupönen, dem Neu-Caledonien Sr. Excellenz, versetzen ließ. Denn meine Braut wollte es nicht leiden, daß ich, wie sie mit weiblicher Entrüstung und daher etwas scharf gewählten Worten sagte, „in meinem Beamtenleben Gesundheit und gute Laune zusehen sollte.“





Friedrichs des Großen gefährlichster Gegner.

Zu Gideon von Laudons hundertstem Todestage.

Von F. A. von Binterfeld.

La la la Laudon, Laudon rückt an!
Laudon rückt an, rückt an, Laudon rückt an, rückt an,
La la la Laudon, Laudon rückt an!

Neben Prinz Eugen ist Laudon der volksthümlichste der österreichischen Heerführer, und keiner hat dem größten Feldherrn seiner Zeit, dem König Friedrich dem Großen, so viel zu schaffen gemacht, keiner hat ihm so empfindliche Niederlagen beigebracht, wie der protestantische*) Livländer, der sich als eine der zuverlässigsten Stützen der katholischen Habsburgischen Monarchie in einer für dieselbe höchst bedrohlichen Zeit erweisen sollte. Und doch hätte es nur an Friedrich gelegen, sich diese geniale Kraft dienstbar zu machen und an sich zu fesseln; mehr als einmal mag er die Unterlassungssünde bitter bereut haben, wenn er sich auch nie darüber geäußert hat. Was aus Oesterreich geworden wäre, wenn dieser ausgezeichnete General auf gegnerischer Seite gestanden, das läßt sich nur vermuthen. Mit Sicherheit aber darf man annehmen, daß es einen siebenjährigen Krieg dann kaum gegeben haben dürfte.

Der Sieger von Hochkirch, Kunersdorf, Schweidnitz, Landshut ist eine jener, nicht eben allzuhäufigen geschichtlichen Persönlichkeiten, die, alles ihrem eigenen Genius verdankend, in einfacher, zweifelloser Größe dastehen und selbst dem Gegner Hochachtung und Bewunderung abnöthigen. Sein Leben bietet manche außerordentliche Tüugungen.

Die Familie Laudon stammt aus einem sehr alten und ausgebreiteten Geschlecht in Schottland, von wo der Stammvater unseres Helden bereits im vierzehnten Jahrhundert nach Livland ausgewandert war und hier mehrere Güter erworben hatte. Auf einem derselben, namens Trogen, wurde Gideon am 2. Februar 1717 geboren. Sein Vater war schwedischer Oberstlieutenant, seine Mutter eine geborene v. Bornemann.

*) Laudon trat erst später zum Katholizismus über.

Beide Eltern scheinen einfache, vortreffliche Menschen gewesen zu sein, die ihren Sohn in Gottesfurcht und Rechtschaffenheit erzogen. Die frühzeitig hervortretende Neigung zum Soldatenstand bewog den Vater, den Knaben vorzüglich in der Geographie, Mathematik und in der Kriegsgeschichte unterrichten zu lassen.

Da Livland durch den Nystädter Frieden an Rußland gefallen war, so trat Gideon mit sechzehn Jahren in die russische Armee, wo er, ohne Zulage von Hause, von der Pike auf diente und mit den gemeinen Soldaten aus einer Schüssel aß. 1733 befand er sich bei dem Heere in Polen, welches die Wahl Friedrich Augusts von Sachsen gegen die Stanislaus Leszinskijs unterstützen sollte. Hier that er sich bei der Belagerung von Danzig wiederholt hervor. Darauf machte er den Feldzug wider die Türken unter Münnich mit, nach dessen Beendigung er zum Lieutenant befördert wurde.

Zum Friedenssoldaten eignete sich Laudon weniger, und so gab er nach geschlossenem Frieden den russischen Dienst auf, um seinem Thatendrange auf einem der verschiedenen Kriegstheater, an denen es im achtzehnten Jahrhundert selten fehlte, Genüge zu thun.

Nachdem Laudon seine anfängliche Absicht, in holländische oder schwedische Dienste zu treten, aufgegeben hatte, ging er 1741 nach Berlin und bot dem jungen König Friedrich II. seine Dienste an.

Anfänglich wurde er nicht abgewiesen, sondern vertröstet, bis eine Stelle für ihn offen sein würde. Nach halbjährigem Warten erhielt Laudon, dessen Mittel auf die Reize gingen, in der gewährten Audienz bei Friedrich auf seine Bitte um eine Schwadron die brüsk abweisende Antwort: „Ich müßte viele Schwadronen haben, wenn ich jedem fremden Offizier, der nach Berlin kommt, eine geben wollte.“

Zu seiner Umgebung aber äußerte sich Friedrich: „La physiognomie de cet homme ne me revient pas.“ Der Mann gefiel ihm nicht, das war der eigentliche Grund der Abweisung, die so verhängnißvoll für ihn werden sollte.

In der That war Laudons äußere Erscheinung eher abstoßend, als anziehend. Ein anscheinend schwächlicher, magerer Körper, ein langes, von den Blattern entstelltes Gesicht, graue, tiefliegende Augen unter buschigen Brauen und brandrothes Haar — dies alles bildete zusammen ein wenig anmuthendes Ganze. Dazu kam noch ein steter Ernst und eine gewisse Steifheit der Umgangsformen.

Auch in Wien, wohin Laudon sich nun begab, um dort sein Glück zu versuchen, soll sein Aeußeres auf Maria Theresia zuerst so ungünstig gewirkt haben, daß sie sehr geneigt gewesen, ihm zwei seiner Landsleute, beide schöne, stattliche Männer, vorzuziehen, wenn nicht Kaiser Franz, der sich vor der Audienz unerkannt mit dem jungen Offizier in eine Unterredung eingelassen, sich bei seiner Gemalin für ihn verwendet hätte.*)

So wurde ihm eine Hauptmannsstelle versprochen, und er würde

*) Ranko, Laudons Leben.

vielleicht länger darauf haben warten müssen, als seine spärlichen Mittel es gestatteten, wenn nicht die zufällige Bekanntschaft mit dem Parteigänger Franz von der Trenck diesen veranlaßt hätte, ihm eine Compagnie in seinem Freicorps anzubieten, die von Laudon dankbar angenommen wurde.

Der zweite schlesische Krieg hatte eben begonnen, und das Trencksche Corps gehörte zu der Armee, die bestimmt war, unter Erzherzog Karl die Franzosen in Elsaß-Lothringen anzugreifen. Hier fand Laudon im Vorpostendienst vollauf Gelegenheit, sich zu dem Meister im kleinen Kriege auszubilden, als welcher er später gelten sollte. Hier erhielt er auch die einzige Verwundung seines langen kriegerischen Lebens. Eine französische Kugel schlug ihm einen metallenen Knopf seines Dolmans in die Brust. Bei dieser Gelegenheit gefangen genommen, wurde er durch Trencks Panduren nach wenigen Tagen wieder befreit.

Auf die Nachricht, daß König Friedrich mit einem starken Heer in Böhmen eingefallen, wurde die Armee Erzherzog Karls eiligst dorthin geschickt, wo die größere Gefahr drohte.

In einem Handstreich auf die Festung Kojel, der die Einnahme derselben zur Folge hatte, gab Laudon, Friedrich gegenüber, den ersten Beweis seiner Kühnheit und Geschicklichkeit.

Die Schlacht bei Sorr machte jedoch bald dem Kriege und somit auch Laudons kriegerischer Thätigkeit für lange Jahre ein Ende, ja, Zwistigkeiten mit seinem Chef, dem rohen und gewaltthätigen Trenck, bewogen ihn, den Dienst ganz aufzugeben, freilich mit dem Wunsch und in der Absicht, eine ihm zusagendere Stellung zu erlangen. Mit in Trencks Prozeß hineingezogen, der wegen Insubordination und anderer Vergehen mit langer Haft auf dem Spielberge bestraft wurde, vermochte Laudon zwar seine gänzliche Unschuld nachzuweisen, aber eine Anstellung zunächst nicht wieder zu erlangen. Erst nach langem Warten und nachdem er in den größten Nothstand gerathen, erhielt er auf Verwendung seiner Freunde eine Hauptmannsstelle bei dem Licaner Grenzregiment.

Hier in Ungarn, während einer zehnjährigen Friedensthätigkeit, vermählte sich Laudon mit Elisabeth von Effen und nach deren Ableben mit Klara von Hagen. Der ersten Ehe entsproßen einige Kinder, die sämmtlich früh starben, die zweite blieb kinderlos.

Alle Zeit, die ihm der Dienst frei ließ, benutzte Laudon zu militärwissenschaftlichen Studien. Trozdem er in seiner abgelegenen Garnison Bunin gewissermaßen kaltgestellt war, lebte in ihm doch eine starke Vorahnung seiner künftigen Größe. Als seine Frau ihn einst fragte, warum er beständig über seinen, ihrer Größe wegen auf dem Fußboden ausgebreiteten Landkarten läge, antwortete er: „Weil ich das als Feldmarschall einmal brauchen werde.“

Die energische und geschickte Unterdrückung eines Aufstandes unter den Grenzertruppen verschaffte ihm den Majorrang.

1751 wurde Laudon von der russischen Regierung als ihr Unter-

than reklamirt, erlangte aber gegen Verzicht auf die Erbfolge in die holländischen Familiengüter die Freiheit. Bald darauf wurde er Oberstlieutenant.

Im Jahre 1756 begann jener gewaltige Kampf, zu welchem fast alle europäischen Staaten, England ausgenommen, sich verbündet hatten, um den „Marquis de Brandebourg“ wieder auf sein Stamm-land zu beschränken, sich aber in seine übrigen Provinzen zu theilen, wozu der Plan aufs genaueste entworfen war. Doch hatte man die Rechnung ohne den Wirth gemacht.

Diese siebenjährige Kriegen hier zu schildern, kann nicht in unserer Absicht liegen. Wir müssen uns darauf beschränken, diejenigen Ereignisse hervorzuheben, in denen Laudons Einwirkung bedeutend hervortritt und die höchst wahrscheinlich noch viel verhängnißvoller für Friedrich geworden sein würden, wenn nicht Neid und Mißgunst, die Abhängigkeit von anderen und die Versagung des Beistandes zu rechter Zeit dieselbe gehemmt und in ihren Folgen beeinträchtigt hätten.

Bereits damals hatte Verleumdung es zuwege gebracht, daß Laudon bei der Operationsarmee gar nicht verwendet werden sollte. Da wurde Kaunitz, der große, tiefsehende Staatskanzler, aufmerksam auf ihn gemacht, sondirte ihn in einer langen Unterredung und veranlaßte, daß Laudon unter dem Feldmarschall Brown das Commando über eine Abtheilung leichter Grenzertruppen, deren Verwendbarkeit er besser als irgend ein anderer kannte, erhielt. Auch in der Folge blieb Kaunitz stets Laudons Gönner und Beschützer.

Bald genug sollte Friedrich unliebsam an den Mann mit der fatalen Physiognomie erinnert werden.

Nach der für die Oesterreicher unglücklichen Schlacht von Lomowitz vollführte Laudon mehrere jener verwegenen Streiche, die an sich nicht von großer Bedeutung, ihm doch bald einen gewissen Ruf bei Freund und Feind erwarben. So überfiel er in finsterner Octobernacht in Tetschen zwei Schwadronen preussischer Husaren, die größtentheils zusammengehauen und deren Pferde als willkommene Beute davongeführt wurden; dann wieder überraschte er die preussischen Posten in Marienthal, Ostzig und Lauban und hob sie auf. Im nächsten Kriegsjahre 1757 brachte ihm der gelungene Handstreich auf Hirschfeld in der Lausitz den Rang eines Obersten.

In der Schlacht bei Prag theilte Laudon das Schicksal der geslagenen Armee, die in der belagerten Stadt eingeschlossen wurde. Hätte ihr Dauns Sieg bei Kollin nicht Befreiung gebracht, so würde Laudon bei der sonst unvermeidbaren Kapitulation für lange Jahre zur Unthätigkeit verurtheilt worden sein, da Friedrich die Bedingung gestellt, daß die Offiziere sechs Jahre lang nicht wider ihn dienen dürften.

Infolge der Niederlage aber mußten die Preußen den Rückzug antreten, der ihnen, von Laudon in steter Verfolgung, nicht wenig erschwert wurde. So griffen seine Truppen die zweihundert Mann,

welche den verwundeten General von Mannstein geleiteten, unversehens an. Dieser sprang, mit Bandagen bedeckt, aus dem Wagen, wehrte sich verzweifelt und wurde, da er sich nicht ergeben wollte, niedergehauen. Zur Belohnung dafür wurde Laudon zum General ernannt. Daß ihm von Wien übersandte Patent fiel preussischen Huzaren in die Hände. Der König schickte es aber an Laudon, indem er ihm zu der Beförderung Glück wünschen ließ.*)

Wenn der Rückzug der Preußen trotzdem in guter Ordnung erfolgte, so lag dies an der Unthätigkeit der österreichischen Hauptarmee, die Laudon mit seiner kleinen Schaar von 2000 Kroaten nicht im geringsten unterstützte.

Bald sehen wir ihn auf einem neuen Kriegsschauplatze. Da Friedrich sich zunächst gegen die in Thüringen stehende verbündete Reichs- und französische Armee gewendet, so wurde Laudon mit seinem Corps dorthin geschickt.

Bekanntlich zerstreute die Schlacht bei Rossbach diese Armee in alle vier Winde. Laudon war bei dem Kampfe lediglich Zuschauer, denn die Franzosen liefen so schnell davon, daß er ihnen beim besten Willen nicht zu Hilfe kommen konnte. Drastisch äußert sich der Soldatenhumor darüber:

„Und wenn der große Friedrich kommt
Und klopf sich auf die Hosen,
Dann läuft die ganze Reichsarmee,
Panduren und Franzosen.“

Laudons Rückzug nach Böhmen, unter steter, scharfer Verfolgung durch den Feldmarschall Keith, war ein solches Meisterstück, daß Friedrich ihn mit Xenophons berühmtem Rückzug verglich. Er erhielt dafür den Maria-Theresia-Orden.

Laudons Ruf als zugleich kühner und vorsichtiger Heerführer stand jetzt fest bei Freund und Feind. Von dem letzteren erhielt er den Beinamen „der Berwegene“, und im österreichischen Heere war nur eine Stimme darüber, daß Vorpostendienst und „kleiner Krieg“ nur unter Laudon erlernt werden könnten.**)

Bald aber sollte er sich auch als Meister im „großen Kriege“ bewähren.

1758 erhielt Laudon bei der in Böhmen unter Daun stehenden Hauptarmee ein selbstständiges größeres Commando, und als er, der stets Wachsame, den Oberfeldherrn von der Absicht des Königs unterrichtete, in Mähren einzufallen, wurde ihm der Auftrag, mit seinem Corps die Avantgarde der Armee zu bilden, die Friedrich entgegengestellt werden sollte.

Der König, der es auf Olmütz abgesehen, erhielt alle Proviantzufuhren aus Schlesien. Bereits herrschte empfindlicher Mangel in seinem Lager, und mit Ungeduld erwartete er einen großen Trans-

*) Archenholz, Siebenjähriger Krieg.

**) Zanke, Laudon.

port von Proviant, Munition und Fourage, der von Zietzen mit 14.000 Mann gedeckt und geleitet wurde. Als der ungeheure Zug sich in den Hohlwegen bei Damstädtel befand, brach Laudon plötzlich aus dem Walde hervor, schlug trotz heldenmüthiger Vertheidigung die Deckungstruppen und erbeutete fast die sämmtlichen 4000 Wagen des Transports. Außerdem wurden der General Puttkammer und über 600 Mann gefangen genommen. Zietzen selbst rettete sich nur mit genauer Noth durch einen verwegenen Sprung über einen tiefen und breiten Graben. Der preußische Verlust an Todten und Verwundeten betrug gegen 2000 Mann.*)

Dieser gelungene Ueberfall hatte höchst empfindliche Folgen für Friedrich. Er nöthigte ihn, die Belagerung von Olmütz sofort aufzugeben und den Rückzug nach Böhmen anzutreten. Laudons Versuch, auf diesem Rückzuge den vom General Rebow gesicherten Train zu überfallen, fiel weniger glücklich aus, als seine sonstigen derartigen Unternehmungen, die seine Beförderung zum Feldmarschall-Lieutenant zur Folge hatten.

Eine Diverſion in die Mark, die Laudon aufgetragen wurde, brachte die kleine Festung Peitz mit zwar nur geringer Besatzung, aber beträchtlichem Kriegsmaterial in seine Gewalt.

Wieder nach Schlesien zurückgekehrt, operirte er, theils angreifend, theils angegriffen, mit so großem Geschick, daß es Friedrich nicht gelang, sein Corps, das ihm sehr im Wege war, zu vernichten, weshalb er sich entschloß, ein Lager bei Hochkirch, gegenüber dem der dreifach stärkeren österreichischen Armee, zu beziehen, eine Kühnheit, die sich rächen sollte. Auf die Aeußerung des Feldmarschalls Keith: „Wenn die Oesterreicher uns ruhig in diesem Lager lassen, so verdienen sie gehangen zu werden“, antwortete Friedrich: „Wir wollen hoffen, daß sie sich mehr vor uns, als vor dem Galgen fürchten“,**) vertraute seinem Glück und der Schwerefälligkeit der Oesterreicher und blieb in seiner gefährlichen Stellung.

Der allzu vorsichtige Daun würde aus eigener Anregung schwerlich ein Unternehmen gewagt haben, welches Friedrich dem Untergang nahe bringen sollte, wenn nicht Laudon, in dessen Kopf der Plan zu dem berühmten Ueberfall entsprungen, ihn dazu bestimmt hätte. Dieser Plan, mit großer Klugheit entworfen, wurde mit ebensoviel Geschick wie Nachdruck ausgeführt.

Laudons Vorposten standen in Schußweite von den preußischen, und es fanden beständig Scharmügel zwischen beiden statt. Daher wurde auch im preußischen Lager nicht besonders darauf geachtet, als im Morgengrauen des 14. Oktober 1758 die Laudonschen Truppen mit einigen Schüssen den Kampf eröffneten. Von allen Seiten brachen nun die in der Dunkelheit der Nacht in aller Stille herbeimarschirten Oesterreicher in das Lager der schlafenden Preußen ein, die sich, halb

*) Archenholz, Siebenjähriger Krieg.

**) Derselbe.

angekleidet, verzweifelt wehrten. Es wurde viel weniger geschossen, als mit Kolben und Bajonett Mann gegen Mann gekämpft. Viele der Ueberfallenen wurden im Schlafe erschlagen.

Einige Regimente und Bataillone sammelten sich und kämpften mit unglaublicher Bravour, wie namentlich das Kürassierregiment von Schöneich und ein Bataillon des Infanterieregiments Markgraf Karl, das, sich auf dem Kirchhof von Hochkirch behauptend, dort wie die Spartaner bei Thermopylä focht und auch wie diese fast gänzlich niedergehauen wurde. Der König selbst eilte herbei und schickte den Prinzen Ferdinand von Braunschweig und den Marschall Keith dem Feinde entgegen. Dem ersteren riß eine Kanonenkugel den Kopf fort, und der Marschall fiel ebenfalls. Alle preussischen Generale, die die Nacht überlebten, wurden verwundet, auch Friedrich selbst, der außerdem in größter Gefahr war, in Gefangenschaft zu gerathen. Es wurde eine Zeit lang mit wechselndem Glück gekämpft, bis schließlich die österreichische Uebermacht, voran das Laudonsche Corps, die Preußen zu einem von Friedrich meisterhaft angeführten Rückzuge zwang.

Friedrichs Verlust betrug 8000 Mann und hundert Kanonen, dazu das ganze Lagergeräth. Dennoch verzagte er nicht und begrüßte den General Goltz mit den scherzenden Worten: „Mein lieber Goltz, man hat uns nicht höflich geweckt“, worauf der General erwiderte: „Man pflegt diejenigen des Nachts zu stören, die sich bei Tage nicht sprechen lassen.“*)

Wie gewöhnlich verstand es Daun nicht, seinen Sieg zu benutzen, und so wurde es Friedrich möglich, die Armee seines Bruders Heinrich an sich und sich selbst nach Meiße zurückzuziehen, wobei ihm Laudon stets auf den Fersen war und ihn mit größter, vom König anerkannter Geschicklichkeit bald angriff, bald dem Angriff auswich.

Mit dem Entschluß der von den Oesterreichern belagerten Festung Meiße gelang es Friedrich, dem Feldzuge, dem der Winter ein Ziel setzte, einen für sich günstigen Abschluß zu geben.

Laudon aber galt von nun an als einer der genialsten Feldherren seiner Zeit, als welchen ihn auch sein großer Gegner anerkannte.

Maria Theresia lud ihn für den Winter nach Wien ein und schickte ihm, als er unterwegs erkrankte, ihren eigenen Leibarzt, den berühmten Van Swieten. Zur Belohnung für seine ausgezeichneten Dienste verlieh sie ihm das Großkreuz des Maria-Theresia-Ordens, erhob ihn in den Freiherrnstand und schenkte ihm das Gut Klein-Betschwar in Böhmen.

Das nächste Kriegsjahr, 1759, sollte seinen Lorbeeren neue hinzufügen.

Das, was dem General Hadick nicht gelungen war, die Vereinigung mit dem verbündeten russischen Heere, hatte Laudon erreicht, und beide Heere standen in der Nähe von Frankfurt a. O., bei Kuners-

*) Archenholz, Siebenjähriger Krieg.

dorf, die Russen auf den Juden- und Mühlbergen, die Oesterreicher, mehr verborgen, im Kuhgrunde.

So traf Friedrich, dem vor allem daran liegen mußte, die Mark vom Feinde zu befreien, die Verbündeten, zusammen etwa 60,000 Mann stark, denen er kaum 48,000 entgegenstellen konnte.

Um zwölf Uhr mittags am 12. August begann Friedrich den Angriff auf die linke Flanke der Russen, die bald mit Zurücklassung von siebenzig Geschützen in die Flucht geschlagen waren. Der Sieg schien sicher, und der König hatte bereits Depeschen mit der frohen Nachricht nach Berlin und Schlesien entsendet, als eine ebenso unerwartete wie unheilvolle Wendung eintrat.

Gegen 6 Uhr abends brach Laudon mit seinen frischen Truppen aus dem Kuhgrunde hervor, der von nun an Laudonsgrund heißen sollte, und griff die von der langen Blutarbeit bereits sehr ermüdeten Preußen mit solchem Ungeßüm an, daß sie ins Weichen geriethen. Vergebens suchten der König und seine Generale die Fliehenden zum Stehen zu bringen, vergebens einige noch intakte Regimenter dem Feinde entgegen zu werfen. Friedrich hält im heftigsten Feuer und ruft, als er sein Heer in wilder Flucht sieht, verzweifelnd: „N'y a-t-il done pas de boulet, qui puisse m'atteindre?!“ Allerdings traf ihn eine Kugel, wurde jedoch durch ein goldenes Etui in seiner Westentasche aufgehalten. Zwei Pferde wurden ihm unter dem Leibe erschossen, und er würde in Gefangenschaft gerathen sein, hätte ihn nicht der Rittmeister von Brittwitz mit hundert Zithen-Susaren herausgehauen.

Die Schlacht war eine der blutigsten und der Verlust auf beiden Seiten ein ungeheurer. Am nächsten Tage konnte Friedrich kaum 5000 Mann zusammenraffen, und Soltikoff hatte, nach seinem eigenen Geständniß, 16,000 Mann verloren. „Ew. Majestät werden sich darüber nicht wundern“, schrieb er an seine Kaiserin, „denn Sie wissen, daß der König seine Niederlagen stets sehr theuer verkauft. Noch ein solcher Sieg und ich werde die Nachricht davon allein nach Petersburg bringen müssen.“

Obgleich die Russen sich den Sieg anmaßten, so war der eigentliche Sieger, der das Schicksal des Tages entschieden hatte, doch Laudon.

Nie hatte sich Friedrich in so verzweifelter Lage befunden, als nach dieser schweren Niederlage, die um so bitterer war, als er den Sieg bereits in den Händen zu haben geglaubt. „Alles ist verloren“, schrieb er an den Minister Finckenstein, „und mein Unglück ist, daß ich noch lebe. Ich kann nichts thun, um die Feinde von Berlin abzuhalten. Retten Sie die königliche Familie.“

Wie Friedrichs Genie auch diesen furchtbaren Schlag überwandt, wobei ihm die Uneinigkeit zwischen den verbündeten Feinden und ihre Unfähigkeit, den Sieg auszunutzen, zu Hilfe kam, kann hier nicht geschildert werden.

Laudon waren die Hände gebunden. Es gelang ihm nicht, den russischen Feldherrn zum Vorrücken zu bewegen, ja, nicht einmal für

sich die Ermächtigung dazu zu erlangen, und Friedrich durfte mit Recht sagen: „Diese Unthätigkeit ist ein wahres Mirakel von Glück für das Haus Brandenburg.“

Daß man in Wien und Petersburg hoch erfreut über den Sieg war und mit Belohnungen nicht kargte, darf nicht erst gesagt werden. Laudon wurde zum Feldzeugmeister ernannt, aber, was noch mehr sagen will, er war ein im besten Sinne volksthümlicher Mann geworden, der im Volksliede von den Oesterreichern nicht nur, sondern auch von den Preußen gefeiert wurde. So sangen die letzteren nach der Schlacht bei Kunersdorf:

„Malheur, Malheur! Wir seynd geschlagen!
Man waget es sich kaum zu sagen —
Nicht weit von Kunersdorf davon.
Friedericus ließe schon verkünden
Die Siegespost nach allen Winden,
Da witscht daher noch der Laudon.

Ja, der Laudon! Die Russen haben
Wir schön gebracht ins Laufen, Trablen,
Wir legten ganze Haufen todt.
Da thät der Laudon unversehen
Auf einmal uns entgegenstehen —
Da kriegten wir die Schodschwernoth.

Friedericus, sei man doch nicht bange!
Es währet solch Malheur nicht lange,
Den Laudon kriegen wir schon noch;
Seynd wir gestellt nur wieder besser,
So schneiden wir mit unserm Messer
Ihm in die Rechnung gleich ein Loch.“

In einem andern Gedicht heißt es:

„Laudon kam zur schlimmen Zeit,
Wir glaubten ihn wer weiß wie weit,
Bei Kunersdorf herangebohrt.
Da hat sich der Fritz im Kopf gekratzt!
Trallerallala!“ *)

Dergleichen halb widerwillige Anerkennung seitens der Gegner beweist mehr, als alle Lobsprüche der Freunde.

Im Feldzuge des Jahres 1760 war es Laudon gestattet, selbstständig zu operiren, und er verlegte sofort nach Friedrichs Vorbild den Kriegsschauplay in Feindesland. Seine erste Unternehmung gegen den in Leobschütz und Neustadt liegenden General Golz mißlang durch die Schuld der ihm unterstehenden Generale. Desto erfolgreicher war die gegen den General Fouquet gerichtete, der beauftragt war, Schlesien mit 13,000 Mann zu decken, und in einem verschanzten Lager auf den Bergen bei Landshut in sehr fester Stellung stand.

Laudon griff ihn, allerdings mit großer Uebermacht — sein Corps war über 30,000 Mann stark — an fünf Stellen zu gleicher Zeit an. Trotz heldenmüthigster Vertheidigung mußte das kleine

*) Sautz, Laudon im Liede.

Corps Fouquets, des „Ritters ohne Furcht und Tadel“, endlich unterliegen. Der verwundete General wäre niedergehauen worden, wenn nicht sein Reitknecht Trauschke sich über ihn geworfen und geschrien hätte: „Wollt Ihr den commandirenden General umbringen?“ Da sprengte der österreichische Oberst Voigt von den Löwensteinschen Dragonern herbei und rettete den bluttriefenden Helden. Als er ihn bat, sein Paraded Pferd zu besteigen, und Fouquet sich weigerte, weil er mit seinem Blute das schöne Sattelzeug verderben würde, erwiderte Voigt: „Es wird unendlich gewinnen, wenn es mit dem Blute eines Helden gefärbt wird.“

Fouquet wurde mit 4000 Mann gefangen genommen. An Todten und Verwundeten zählten die Preußen gegen 3000 Mann, die Oesterreicher ebensoviel. Die Reiterei hatte sich mit einem kleinen Theil des Fußvolkes durchgeschlagen und entkam nach Breslau.

Man hat Laudon die Plünderung der offenen Stadt Landshut durch seine vom Siege berauhten Truppen zum Vorwurf gemacht, jedoch mit Unrecht. Schon vor dem Einmarsch in Schlesien hatte er die strengste Mannszucht anbefohlen, und die Ausschreitungen in Landshut erregten seinen heftigsten Unwillen und veranlaßten ihn, die eingehendste Untersuchung und unnachsichtigste Bestrafung der Schuldigen den Regimentscommandeuren zur Pflicht zu machen.*)

Die nächste Folge des Sieges von Landshut war die Eroberung der wichtigen Festung Glatz, des Schlüssels von Schlesien, welche vielleicht nicht oder doch nicht so schnell erfolgt wäre, wenn nicht die Pflichtvergessenheit des Commandanten, eines Italieners, namens d'O, sowie das Einverständnis vieler Mönche und katholischen Soldaten in der Stadt mit den Oesterreichern, dieselbe erleichtert hätte.

In dem Begleitschreiben, mit welchem Kaunitz den Bericht Laudons über diesen Erfolg an Maria Theresia schickte, schrieb er: „Gott erhalte Eurer Majestät Ihren Josua.“

Mittels eigenhändigen Schreibens ernannte die Kaiserin hierauf Laudon zu ihrem commandirenden General in Schlesien, der ohne weitere Rückfragen alles ihm zweckdienlich Erscheinende unternehmen dürfe. Leider blieb es bei der guten Absicht, und Laudon mußte nach wie vor seine Pläne dem Hofkriegsrath in Wien, diesem Hemmschuh der österreichischen Heeresleitung, zur Begutachtung einreichen, ja, das Unterlassen dieser Vorschrift in einem besonders dringenden Falle sollte den hochverdienten Feldherrn, wie wir bald sehen werden, beinahe um seine Stellung bringen.

Zunächst wendete er sich, namentlich durch Kaiser Franz veranlaßt, der die Hauptstadt Schlesiens wieder in österreichischem Besitz zu sehen wünschte, mit 50,000 Mann gegen Breslau und forderte den Commandanten, General Tauenzien, dessen Sekretär, beiläufig bemerkt, Lessing war, zur Kapitulation auf, deren Bedingungen ihm anheimgestellt wurden, während andernfalls „das Kind im Mutter-

*) Zanlo.

leibe nicht verschont werden würde“, worauf Lauenzien, obgleich der Schwäche seiner Besatzung sich bewußt, mit den Worten: „Ich bin nicht schwanger und meine Soldaten auch nicht“, die Uebergabe ablehnte.

Da nun Prinz Heinrich mit starkem Heere zum Entsatz herbeieilte, war Laudon genöthigt, die Belagerung aufzugeben. Er vereinigte sich mit Daun jenseits der Raabach und suchte ihn zu einem vereinten Angriff auf Friedrich, der mit 30,000 Mann am anderen Ufer der Raabach bei Liegnitz stand, zu bewegen. Daun erklärte sich für einen nächtlichen Ueberfall, um Friedrich ein zweites Hochkirch zu bereiten. Man war im voraus so überzeugt von dem glücklichen Erfolge, daß man im österreichischen Lager jagte: der Sack wäre nun aufgemacht, worin man den König sammt seiner Armee fangen würde. Der König aber, der von dem Vorhaben der Oesterreicher und auch von dieser Prahlerei Kenntniß erhalten hatte, meinte darauf: „Ich denke in den Sack ein Loch zu machen, daß sie Mühe haben werden, anzubessern.“*)

Heimlich verließ Friedrich in der Nacht zum 15. August, für welche der Ueberfall geplant war, das Lager, ließ aber die Wachfeuer brennen, um den Feind zu täuschen, eine List, welche dieser ebenfalls anwendete, und nahm eine starke Stellung auf den Anhöhen bei Liegnitz, hier den Angriff erwartend. Niemand schloß in der schönen Sommernacht. Friedrich saß auf einer Trommel —

„Auf einer Trommel saß der Held
Und dachte seiner Schlacht,
Den Himmel über sich zum Zelt
Und um sich her die Nacht.“

Als mit Anbruch der Dämmerung Laudon das Lager mit 30,000 Mann überfallen wollte, fand er zu seiner nicht geringen Ueberraschung das Heer des Königs in Schlachtordnung sich gegenüber. Der Kampf begann sogleich und war bereits nach zwei Stunden zu Ungunsten der Oesterreicher entschieden, die 10,000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen verloren hatten. Laudon, der alles gethan, was in seinen Kräften stand, und sich persönlich aufs äußerste ausgesetzt, mußte, von Daun gänzlich im Stich gelassen, die Wahlstatt räumen. Sein Rückzug war ein Meisterstück, dem Friedrich seine Bewunderung nicht versagen konnte. „Sehen Sie, meine Herren“, jagte er zu seinen Generalen, auf den abziehenden Feind deutend, „von Laudon kann man retiriren lernen.“

Der allgemeine Unwille in Wien über diese Niederlage war keineswegs gegen Laudon gerichtet, sondern gegen Daun, der, kaum eine halbe Stunde von dem Kampfplatze entfernt, das Schießen nicht einmal gehört haben wollte. Er wurde, mit einer Schlafmütze auf dem Kopfe, schlafend vor dem Heere dargestellt, und seiner in Wien lebenden Frau warf man bei einer Spazierfahrt eine Schlafmütze in den Wagen.**)

*) Archenholz.

***) Zante.

den diesmal ohne sein Verschulden unglücklichen Feldherrn. Friedrich aber mochte es nicht zu geringer Genugthuung dienen, sich hier mit Laudon allein gemessen und ihn überwunden zu haben.

Die letzte hervorragende That Laudons im Feldzuge des Jahres 1761 und im ganzen Kriege war die Ueberrumpelung und Einnahme von Schweidnitz.

Diese vom General von Zastrow befehligte Festung war weder stark an sich, noch durch eine zahlreiche Besatzung vertheidigt. Laudon, dem dies wohl bekannt war, benutzte die Nacht des 1. October, wo, wie er erfahren, der Commandant einen Ball gab, zu einem Ueberfall mit zwanzig Bataillonen Oesterreichern und 800 Russen, der auch trotz tapferer Gegenwehr glücklich gelang.

Hierbei verdient hervorgehoben zu werden, daß Laudon vor dem Sturm seinen Soldaten die Plünderung der Stadt aufs strengste untersagt und ihnen zum Ersatz dafür 100,000 Gulden versprochen hatte.

Kaum glaublich will es erscheinen, daß Laudon dieser wichtige Dienst, der die Festung mit ihrer Besatzung und ihren Magazinen in die Gewalt der Oesterreicher brachte, zum Verbrechen angerechnet und ihm der Prozeß deswegen gemacht wurde, weil — er nicht vorher den Hofkriegsrath in Wien um Erlaubniß gefragt hatte. Vor strenger Bestrafung rettete ihn nur die Vermittelung durch Kaiser Franz, Kauniz und Fürst Wenzel Liechtenstein. Dennoch trug man ihm sein Vergehen nach, indem man sein Commando — sehr zum Nachtheil der kaiserlichen Waffen — einschränkte.*) Daher war die Rolle, welche er im letzten Kriegsjahre, 1762, spielte, eine untergeordnete, die ihm keine Gelegenheit zu besonderer Auszeichnung bot.

Wenn wir einen Rückblick auf den ganzen siebenjährigen Krieg werfen, so leuchtet es ein, daß Friedrich in demselben nur einen wirklich gefährlichen Gegner gehabt hatte — Laudon. Daun verstand zwar Armeen zu führen und bisweilen sogar zu siegen, aber niemals den Sieg auszunutzen. Er war ganz der Mann, um einen Krieg ins Unendliche hinzuziehen, während Laudon, hätte er an der Spitze der Armee gestanden und freie Hand gehabt, ihn wahrscheinlich sehr abgefürzt haben würde, denn er besaß das, was Daun gänzlich mangelte, die Fähigkeit der schnellen Entschliesung und die vorherrschende Neigung zum Angriff. Nur einmal, bei Liegnitz, wurde er von Friedrich besiegt, hat ihm aber allerdings sonst allein niemals gegenüber gestanden.

Bereits haben wir einige höchst anerkennende Aussprüche des großen Königs über Laudon angeführt. Bei späteren persönlichen Zusammenkünften mit ihm bewies er dem ehemaligen Gegner die außerordentlichste Hochschätzung. Als Kaiser Joseph den König 1766 in Reiße besuchte, zeichnete Friedrich Laudon, der den Kaiser begleitete, auf alle Weise aus. Bei der Tafel nahm er ihn, der sich beiseiten einen Platz am unteren Ende derselben gewählt hatte, beim Arm und

*) Janko.

ließ ihn neben sich sitzen, indem er sagte: „Zu mir, mein Herr General; ich sehe Sie viel lieber neben mir, als mir gegenüber.“ Und als Laudon einmal zu spät zur Tafel kam, meinte er: „Das ist ganz wider seine Gewohnheit, sonst war er immer vor uns am Plage.“ Einst äußerte Friedrich im Kreise seiner Generale: „Wir haben alle Fehler gemacht, nur mein Bruder Heinrich und Laudon nicht.“

Nichts vermag Laudon höher zu stellen, als diese Anerkennung vonseiten seines großen Gegners, zumal er, äußerst bescheiden, stets vielmehr bemüht war, die Verdienste anderer, als seine eigenen hervorzuheben. Er selbst hielt sich bei jeder Gelegenheit möglichst im Hintergrunde. Als einst bei einer Hofgesellschaft Maria Theresia fragte: „Wo ist denn Laudon?“, erwiderte der Herzog von Ahremberg treffend: „Wie immer hinter der Thür, ganz beschämt über seine großen Verdienste.“*)

Die fünfzehn Friedensjahre von 1763 bis 1778 verbrachte Laudon mit seiner Gattin fast ganz in ländlicher Zurückgezogenheit auf seinem Gute, unablässig bemüht, dasselbe zu verschönern und zu verbessern. Oft sah man den berühmten Feldherrn mit Rechen, Spaten und Gartenmesser in seinem Garten fleißig arbeitend. Sein steter Begleiter war ein kleines Hündchen, das erwähnt zu werden verdient, weil es zweimal seinem Herrn das Leben rettete. Einmal war der Held in seinem Lusthause am Bache fest eingeschlafen, als dieser infolge eines Gewitters und Wolkenbruches im nahen Gebirge plötzlich hoch anschwell. Das Hündchen weckte seinen Herrn, der kaum noch Zeit fand, sich vor den reißenden Fluten zu retten, die gleich darauf das Lusthaus forttriffen.

Ein andermal bewahrte der Hund Laudon vor dem Erstickungs- oder Verbrennungstode, als eine dem Ofen entfallene glühende Kohle den Fußboden in der Nacht in Brand gesetzt hatte, indem es ihn durch Bellen und Kraxen weckte. Der General war schon so betäubt, daß er sich kaum noch zur Thür schleppen konnte.

Im Sommer 1763 besuchte Laudon Karlsbad, wo er Gellert kennen lernte. Beide berühmte Männer, so verschieden ihr Beruf auch war, fanden doch das größte Gefallen aneinander und waren fast den ganzen Tag beisammen. Ein Brief des frommen Dichters, an dem auch Friedrich der Große viel Wohlgefallen gefunden hatte, an Karoline Lucius schildert den Helden in so interessanter Weise, daß wir ihn unjeren Lesern nicht vorenthalten können. Er lautet, soweit er sich auf Laudon bezieht:

„Eine meiner ersten und liebsten Bekanntschaften war der General Laudon, ein Mann von einem besonderen Charakter: ernsthaft, bescheiden, halb traurig, fast wie ich, der wenig, ebenfalls wie ich, aber richtig und wahr redete, nichts von seinen Thaten, wenig vom Kriege sprach, der aufmerksam zuhörte und in seinem ganzen Betragen die gefällige Einfalt und Anständigkeit zeigte, die in seinen Reden herrschte.

*) Janto.

Er ist nicht groß, hager, und hat nachsinnende, tief im Kopfe eingeschlossene, lichtgraue Augen, fast wie ich. Er wurde nur nach und nach vertraulich gegen mich. „D!“, sagte er einmal, „ich käme oft gern zu Ihnen, aber ich fürchte mich, ich weiß nicht, ob Sie mich haben wollen.“ Ein andermal fing er an: „Sagen Sie mir nur, Herr Professor, wie es möglich ist, daß Sie so viele Bücher haben schreiben können und so viel munteres und scherzhaftes! Ich kann's gar nicht begreifen, wenn ich Sie so ansehe.“ — „Das will ich Ihnen wohl sagen“, antwortete ich, „aber sagen Sie mir erst, Herr General, wie es möglich ist, daß Sie die Schlacht bei Kunersdorf haben gewonnen und Schweidnitz in einer Nacht haben einnehmen können! Ich kann's gar nicht begreifen, wenn ich Sie so ansehe.“ Da habe ich ihn das erste Mal lachen sehen, sonst lächelte er höchstens. Er hatte sich genau nach meinem Geschmack erkundigt, und wenn er mich zu Tische einlud, so ließ er die Speisen zubereiten, die mir zuträglich waren, ließ auch meinen eigenen Wein kommen, kurz, er nahm ganz meinen Willen an. Ich habe aus seinem Munde nichts als Gutes gehört und immer bemerkt, daß er religiös war. Ich mußte ihm eine kleine Bibliothek aufsetzen, denn das war sein Kummer, daß er nicht studirt hatte. Aber in der That ersetzte sein natürlich scharfer Verstand und seine große Aufmerksamkeit auf alles bei ihm den Mangel der Wissenschaften. Ueberdies liebt er auch gern.“

Dieser für beide Theile höchst bezeichnenden Charakteristik wäre etwa nur noch hinzuzufügen, daß Laudon sehr zur Mildbthätigkeit geneigt war und arme Verwandte, sowie in Noth befindliche Offiziere und Offizierswittwen aufs freigebigste unterstützte, daher er denn auch nur ein sehr mäßiges Vermögen hinterließ.

Der bayerische Erbfolgekrieg brachte Laudon wieder in kriegerische Thätigkeit, die abermals gegen seinen großen Gegner, Friedrich II., gerichtet war. Er erhielt den Oberbefehl über eine Armee, die wider den Prinzen Heinrich operirte, während Kaiser Joseph selbst mit der Hauptarmee dem König in Böhmen gegenüberstand. Es ist bekannt, daß es in diesem Kriege beiderseits mehr auf demonstrative, als auf wirkliche Kämpfe abgesehen war. Namentlich Maria Theresia wünschte eine gütliche Beilegung und unterhandelte im geheimen beständig mit Friedrich. So machte der Friede zu Teschen dem Kriege ein Ende, der eigentlich gar kein Krieg gewesen war und den die Soldaten daher spottend den „Kartoffelkrieg“ oder den „Zwetschgen-Kummel“ nannten, und beraubte Laudon zu seinem großen Schmerz der Gelegenheit, sich mit Prinz Heinrich zu messen.

Als Laudon, heftig von der Gicht befallen, genöthigt gewesen war, sich einige Zeit von der Armee zurückzuziehen, hatte Friedrich gesagt: „Wenn die Oesterreicher Laudon verlieren, so haben sie keinen General von Bedeutung mehr, der Armeen commandiren kann.“

Im Türkenkriege von 1788 bis 1790 sollte der greise Held mehr Gelegenheit zu ruhmvollen Kriegsthaten finden.

Anfänglich wollte man ihn, den man für zu alt und gebrechlich

hielt, gar nicht verwenden, und erst, als die Dinge schlecht gingen, erhielt er den Oberbefehl. Damit kam Vertrauen in das Heer, und die Soldaten jubelten, daß sie ihren „Vater Laudon“ wieder hatten. Die Türken aber lernten bald den „Deutschen Teufel“ fürchten, der schnell hinter einander die Festungen Duliva, Nowi und Berber und nach langer, hartnäckiger Vertheidigung auch das starke Belgrad einnahm. Nicht umsonst hatte Friedrich der Große zu Kaiser Joseph gesagt: „Mit diesem Manne werden Sie noch sieben Thürme erschüttern.“ Unbeschreiblich war der Jubel, mit dem das Volk den siegreichen Helden, den auch der Kaiser mit Beweisen seiner Dankbarkeit überhäufte, überall empfing.

Der gänzliche Zusammenbruch der türkischen Macht lag indessen nicht in der Absicht Preußens, und so schloß es ein Bündniß mit der Pforte und zog ein Heer an der schlesischen Grenze zusammen, dem ein österreichisches unter dem von Leopold II. zum Generalissimus ernannten Laudon entgegengestellt wurde. Mit Jugendfeuer zog der alte Held wider die alten Feinde ins Feld, aber nicht wider ihren alten Führer, den großen Friedrich, der, wie Maria Theresia und Joseph, vom Schauplatz bereits abgetreten war. Scherzend sagte er, daß er einst in Schlesien einen Hut verloren, den er sich jetzt wiederholen wolle.

Doch war es anders im höheren Rathe beschloffen. Von einem Magenleiden befallen, starb der alte Feldherr am 14. Juli 1790 zu Neu-Titschein in Böhmen, nachdem er, bis zuletzt pflichtgetreu, noch auf dem Sterbebette den Generalen seinen Operationsplan eröffnet und erläutert und von ihnen, sowie von allen seinen Dienstleuten, unter Ermahnungen zur Gottesfurcht und Rechtschaffenheit und Treue gegen Kaiser und Vaterland, Abschied genommen.

Wohl durfte Kaiser Leopold, als er die Kunde von Laudons Tode erhielt, ausrufen: „Lieber hätte ich eine Hauptschlacht verloren, als meinen Laudon!“





Der Einfluß des Realismus auf sprachliche Stileigenschaften.

Von Hans Müller.

Schritt für Schritt mit der realistischen Entwicklung der Stoffwahl und Stoffbehandlung in der deutschen Literatur macht sich auch eine Umänderung in der rein technischen Handhabung der Sprache bemerkbar, — eine Umänderung, die von jener Entwicklung schwer zu trennen ist und möglicherweise von ihr bedingt wird.

Der komplizirte Satz nach literarischer Ueberlieferung hat uns seit lange im Ausland die Prädikate sprachlicher Gründlichkeit (nicht ohne einen wenig schmeichelhaften Beiklang nach Pedanterie) und zugleich sprachlicher Schwerfälligkeit eingetragen.

In der Schule lernen wir heute noch nach pietätvoll gewahrtem, griechisch-lateinischem Muster, uns in verschörkelten, ineinander geschobenen Sätzen auszudrücken. Am liebsten würde es mancher sogar in seine Sprechweise übertragen, und „wie ein Buch“ zu reden, ist der Ehrgeiz vieler jugendlicher Konversationalisten.

In der Literatur aber ist plötzlich dieser angepriesene Satzbau in Ungnade gefallen. Das bisherige Verhältniß von Vorbild und Nachfolge wird direkt auf den Kopf gestellt. Man erhebt gerade die natürliche Sprechweise zur Norm, nach dem sich der Schriftstil zu richten hat. Einem jeden muß dieser Widerspruch auffallen zwischen der Schultheorie und dem thatjächlichen Verfahren von namhaften wie namenlosen Schriftstellern.

Das, worin wir uns vom englischen Stil hauptsächlich unterscheiden, tritt bei neuzeitlichen Autoren immer weniger zutage. Der Satz, der sich früher mit viel Ueberlegung und Kunst in syntaktischen Konstruktionskrümmungen wandt und den man von hinten und vorn zugleich anpacken mußte, um ihn in seiner pyramidalen Größe zu würdigen, hat eine merkwürdige Metamorphose durchgemacht. Heute hält er uns seinen Hauptgedanken in knappen Worten vor. Punkt dahinter! Hat man nicht Phantasie genug, ihn in seiner manchmal

recht paradoxen Ursprünglichkeit sich zu ergänzen, so lese man nur geduldig weiter. Alles, was ihm noch noth thut, hat er ins Schlepptau genommen, und allmählich ergiebt sich aus seiner Schroffheit eine gesunde Harmonie, die einem wirklichen Denkvorgange getreulich entspricht.

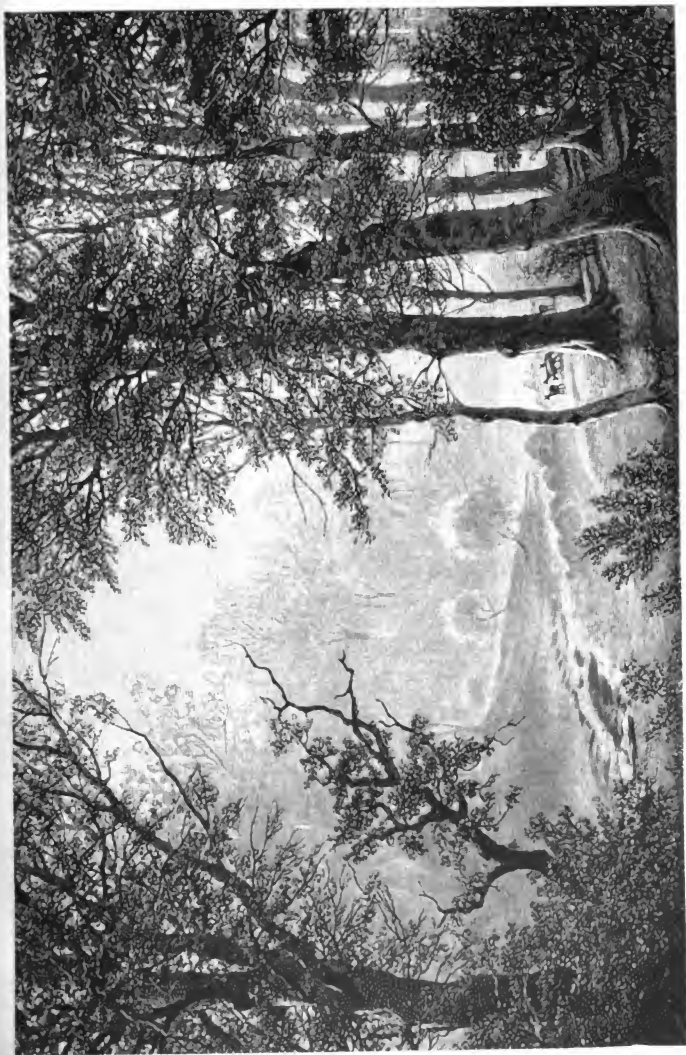
So die ganz natürlichen Unvollkommenheiten des noch unvollendeten Gedankens im Worte vorgeführt zu bekommen, ist freilich für manche Naturen ein großes Vergerniß. Daß es dem ungekünstelten Menschen gestattet sein sollte, seine gesunden Denkprozesse, so wie sie sich wirklich im Geiste abspielen, zu detaillirtem Ausdruck zu bringen, erscheint ihnen als ein Zugeständniß von verhängnißvoller Tragweite.

Es wäre dadurch der Natur einmal wieder ein Recht eingeräumt, vor dem von jeher die prophetisch angehauchten Hyperästhetiker eine heilige Angst haben.

Trotzdem geht die Strömung ruhig ihren Gang und ein jeder kann sich überzeugen, daß sie täglich kräftiger wird. Die Bestandtheile ein und desselben Zeitworts werden zusammengefaßt, das Objekt — selbst auf die Gefahr eines semitischen Anklanges hin — ruhig an das Ende gesetzt. Provinzielle Unarten läßt man, sofern sie den Nagel auf den Kopf treffen, bei kaltem Blute mit unterlaufen, — ja, von einigen Extremisten wird allerdings so weit gesündigt, daß jede logische Anordnung dem bewußten Eindruck des Sichgehenlassens untergeordnet wird. Dies charakterisirt aber keineswegs die Richtung an sich, und es wäre in hohem Grade fanatisch, den Stab über diese zu brechen wegen der raffinirten Virtuosität einiger Manieristen, die sich ja bekanntlich in jedem fortschrittlichen Lager gern etabliren.

Die Thatsache besteht, daß eine einfachere, direktere Handhabung der Sprache an der Tagesordnung ist, als dies früher der Fall war. Zu ermitteln, ob dies auf einer bloßen Modeneuerung beruht, oder ob eine tiefere *raison d'être* für den Thatbestand zu erkennen ist, ist der Zweck dieser Zeilen.

Was man auch sagen mag gegen das Abgerufte, Formlose dieser Art zu konstruiren, man muß zugeben, daß sie für die meisten den geäußerten Gedanken greifbarer, lebendiger, von packenderer Wirkung erscheinen läßt. Durch die alte, langathmige Schreibweise mag der komplettere Ausdruck einer durchdachten, in sich abgerundeten Idee zu erzielen sein. Indem sie bemüht ist, alles nur Sagbare auf dem Gebiete des ausgesprochenen Gedankens zu erschöpfen, läßt sie den Schriftsteller mit überlegenem Selbstbewußtsein dem Leser gegenüber treten. Sie giebt sich den Anschein, etwas zu äußern, woran sich nicht mäkeln läßt. Sie steht ganz unpersönlich über der Sache und brüstet sich damit, sie von vornherein von all' ihren mannigfaltigen Seiten zu sehen, mit allen Einschränkungen und allen Folgerungen. Sie ist didaktisch und spricht vom hohen Olymp herab; deshalb imponirt sie dem Leser, aber steht ihm nicht so menschlich nahe.



Waldthal im Solling.

Nach einem Originalgemälde von A. Kester.

119

Es ist leicht denkbar, warum ein solcher Stil in der deutschen Literatur des vorigen Jahrhunderts und der ersten Decennien des jetzigen sich völlig am Platze fühlte und lange Zeit hindurch unangefochten gedieh. Als in Deutschland die Prosa ihre bedeutendsten und auch im Ausland anerkannten Blüten trieb, war sie vorwiegend philosophisch-theoretisch. Sie beschäftigte sich mit komplizirten Systemen. Es war nicht die spontane Wiedergabe von Geſchaſtem aus dem thatſächlichen Leben, das den Schriftsteller beschäftigte, sondern der künstliche, emsige Aufbau der Welttheorie eines Gelehrten. Eine solche mühsame, gewissenhafte Lebensarbeit suchte naturgemäß einen ganz andern Ausdruck, als ihn die dichterische Wiedergabe fragmentarer Welterſcheinungen erfordert.

Für die Genauigkeit einer verwickelten systematischen Darlegung eignet sich ein Stil, dessen Bausteine von vornherein sozusagen glatt behauen sind, — ein Stil, in dem jedes Wort durch erläuternde Zwischenſätze auf das Präziseſte zu ſeiner genauen Bedeutung reduziert wird.

Natürlich will ich hiermit durchaus nicht ſagen, daß es nothwendig ſei, philoſophiſche Schriften auf dieſe Weiſe und auf keine andere zu verfaſſen. Ich möchte das im Gegentheil ſehr ernſtlich beſtreiten. Es erſcheint mir aber ſehr gut möglich, die ſubjektive Berechtigung einer ſolchen Ausdrucksweiſe aus der inneren Beſchaffenheit des grübelnden, exakten Theoretikers zu motiviren. Es iſt ihm in ſeiner Eigenart als ſtreng wiſſenſchaftlicher Spezialist unmöglich, ein Wort paſſiren zu laſſen, das ſich nicht in ſeiner momentanen Bedeutung dem Gedanken auf das Genauſte anſchmiegt. Es geht dem Manne gegen das Gewiſſen, ſich der Gefahr auszuſetzen, auch nur einen Augenblick mißverſtanden zu werden. Das geſchriebene Wort laſtet wie eine Verantwortlichkeit auf ſeiner wiſſenſchaftlichen Senſibilität. Er vermag nicht ſeinen Satz zu einem temporären Abſchluß zu bringen, um ihn ſpäter zu ergänzen. Es läßt ihm keine Ruhe, ſeinen Hauptgedanken zu Ende zu denken, ehe er dem Wort, zu dem er ſich verpflichtet, durch Einſchränkungen und Ergänzungen die gebührenden Schranken gezogen.

Ein Satz, der ſo konstruirt iſt, entſpricht natürlich nie dem augenblicklichen Gedanken eines genialen Verfaſſers, wohl aber iſt er das kunſtvolle Ergebnis einer Gedankenreihe, die Zuſammenfaſſung des Weſentlichen, der zierliche Aufbau einer in ſich abgerundeten Idee.

Es iſt nicht abzuprechen, daß er mehr künstlerische Kompoſition beſitzt, als die freiere, loſere Anordnung moderner Schreibweiſe. Es iſt ihm eine Art Eleganz eigen, die letztere ſchwerlich für ſich beanspruchen kann, aber es iſt eine puppenhafte, kleinliche Eleganz, die nicht der innewohnenden Grazie eines edlen Gedankens entſpringt, die vielmehr dem niedlichen Gefüge zierlich ineinander geſhobener, chineſiſcher Elfenbeinflügeln vergleichbar iſt.

Nebenbei hat er allerdings den Vorzug, mit weniger Worten als ſein Nachfolger zum ſelben Ergebnis zu gelangen. Dieſe Eigen-

schaft der Kürze ist immerhin eine fragliche Tugend, wenn man bedenkt, daß sie auf des Lesers Kosten ausgeübt wird. Dieser hat nun zweimal zu lesen, was ihm bei naturgemäßer Reihenfolge mit einem Mal verständlich wäre. Vielleicht aber erklärt dieser Scheinvorfall noch weiter die Beliebtheit dieses Stils für streng wissenschaftliche Zwecke. Er erspart sich entschieden die Wiederholung, die ganz unumgänglich ist bei einem Stil, der in aufeinanderfolgenden, kurzen Sätzen besteht. Die Hauptsache aber bleibt bei seiner Bevorzugung in gelehrten Schriften und folglich in der gesammten früheren Prosa in Deutschland, die ja zum weitaus größten Theil aus solchen bestand, die Thatsache, daß sich eine solche Schreibweise gerade diesem Stoff wie keine andere anpaßte. Sie ist der exakteste Ausdruck einer exakten Idee, — der Idee per se. Das menschliche Interesse, das der Leser durch die Berührung mit einer fremden, gleichartigen und doch ihm überlegenen Persönlichkeit empfindet, wird dabei völlig in den Hintergrund gedrängt.

Heute aber hat sich eine Umänderung in der Beschaffenheit und in den Bedürfnissen des lesenden Publikums vollzogen. Dieses beschränkt sich nicht mehr auf die allein, welche für philosophische Theoretik empfänglich sind. Die Bücher, die für die Gelehrtenwelt geschrieben werden, verschwinden unter denen, die ihre Zuhörerschaft in dem weiten Kreis der allgemein Gebildeten suchen.

Unsere beste heutige Prosa redet zu den feinfühlenden, leicht beweglichen Mitgliedern einer Kultur, der das Interesse am rein Abstrakten mehr oder weniger abhanden gekommen ist, die aber dafür einem Humanismus — nicht im historischen, aber im eigentlichsten Sinne — fröhnt. Eine Art psychologischer Heißhunger kennzeichnet die heutige Leserwelt und die geistigen Strömungen, die in der Gegenwart zur Geltung kommen. Das Bestreben der geistig Regsamen von heute ist weniger auf eine Ansammlung von außermenschlichen, kosmischen Thatsachen oder Theorien gerichtet, als auf die Kenntnisaufnahme von möglichst umfassenden menschlichen Geistesphasen. Es ist charakteristisch für die Zustimmung, den Menschen von neuem, freilich in ganz anderm Sinn als früher, zum Mittelpunkt der Welt zu machen.

Das Ergebnis von naturwissenschaftlichen Forschungen in Bezug auf die äußere Welt, sowie die künstlerische Darstellung dieser Welt in der Malerei und in der Dichtung sind für den Nichtspezialisten, der mitten in den Geistesströmungen der Gegenwart steht, gerade in so weit fesselnd, als er sie zum Menschen und dessen Geistesbedürfnissen in direkte Beziehung bringen kann.

Die Natur und ihre Erscheinungen treten ihm nur darum besonders nahe, weil er in ihr theils auf ein Stück seiner eigenen Entwicklungs-geschichte stößt und theils, weil er in ihr auf Schritt und Tritt Stimmungsverwandtschaft findet.

Auf der einen Seite trägt er sein ganzes Wesen und sein Empfinden in die Natur hinein und findet analoges, das sie für ihn

durchgeistigt; auf der andern wird sie ihm umgekehrt dadurch interessant, daß sie sich im Medium individueller Auffassung ganz individuell zu spiegeln vermag und somit ihm von neuem Gelegenheit zu seinen psychologischen Lieblingsstudien bietet. Den Menschen sucht er in der Natur und die Natur liebt er wiederum im Menschen.

Hat er sich einer darstellenden Kunst gewidmet, so lauscht er der Natur bis aufs kleinste ihre innersten Mysterien ab und schildert mit überzeugender Wahrheit nicht ihre formellen Zufälligkeitsschönheiten, sondern ihre unverfälschten Wahrheiten, in denen sie der Poesie des Menschenlebens am nächsten kommt. Steht ihm der Mensch so unwiderstehlich im Vordergrund aller Erscheinungen, daß ihm ein Umweg zu umständlich erscheint, so sucht er direkte persönliche Berührung mit möglichst vielseitigen menschlichen Elementen und gelangt zu möglichst vielen subjektiven Bildern der Außenwelt, — immer aber bleibt eben das Subjektive von vorwiegender Bedeutung für ihn.

Was in den heutigen Interessentkreis von rein Objektivem mit hereinschlüpft, muß — so will es mir erscheinen — durch die Macht einer geistig fesselnden Persönlichkeit mit hereingetragen werden. Wirken kann eine Idee heutzutage nur durch die Unmittelbarkeit ihres Trägers. Wir wollen den Menschen hinter dem Gedanken fühlen.

Und wer wollte bestreiten, daß der Schriftstil, dessen sich die moderne Schule von realistischen Schriftstellern mehr und mehr bedient, sich vorzüglich dazu eignet, unmittelbarere Beziehungen zwischen Autor und Leser anzuknüpfen? Wir haben gewissermaßen Eintritt erlangt in die Werkstätte des Geistes, der zu uns redet. Wir sehen die Entstehung seiner Idee. Wir sehen die Andeutungen von Nebenlinien, auf denen seine Gedankenfolge hätte abirren können, — gerade wie das uns bei unserem alltäglichen Denken passiren könnte, — wir sehen die potentiellen Schlüsse, zu denen er nicht gelangt ist, und wir sehen den schließlichen Triumph des entwickelten Gedankens, der uns nun als überzeugend, kräftig in seiner eroberten Eigenart gegenüberübersteht. Der Satz hat eine impulsive Macht über uns. Hier ist nicht durch Ueberfeinerung die primäre Wirkung abgeschwächt. Wir sehen die scharfen Kanten und Ecken, die einer thatkräftigen, geistigen Gestalt charakteristisch entsprechen.

Es hat ein solcher Satzbau eine ähnliche Wirkung, wie die leicht hingeworfene Skizze eines Malers. Auch diese wirkt menschlich viel unmittelbarer auf den Beschauer, als das vollendete Bild. Die zahllosen, schwungvollen Bleistiftstriche geben den Eindruck des unermesslichen Reichthums künstlerischen Schaffenstriebes; man erkennt tausenderlei Tendenzen, die den Menschen in seiner vollen Persönlichkeit andeuten. Man sieht, dies und jenes lag der unerschöpflichen Künstlerphantasie nahe, aber sie verzichtete zu Gunsten einer schließlichen ganz erfahnten, schlichten Wahrheit. Im fertigen Bild dagegen war der Künstler gezwungen, seiner vollen, genialen Natur Zügel anzulegen. Er hat nicht nur das Unwesentliche untergeordnet (dies that

er schon in der Skizze), sondern er hat es ganz verworfen. Er hat sich zum Sklaven einer einzigen, eng begrenzten Idee gemacht. Wir sehen diese Idee um so deutlicher und doch läßt sie uns kälter, weil wir um ein großes Stück menschlichen Interesses am Künstler betrogen sind. Der eine kristallisierte Gedanke steht uns gegenüber, aber wir verstehen nicht die Eigenart, die ihn erzeugt hat. Indem uns der Maler etwas fertiges vorführt, führt er uns auch seine eigene Begrenzung vor. Er hat sich an die eine Linie gebunden und all' die schöne, vage Potentialität, in der wir schwelgten, als wir vor die Skizze traten, ist vor einer starren Wirklichkeit verschwunden. Wir fühlen nicht mehr den Zauber der jugendlichen Frische, der übersprudelnden Kraft. Die vollendete Thatfache muß von viel höherer Qualität sein, um unser Interesse in ähnlichem Grad für sich zu beanspruchen, wie es das werdende, noch entwicklungsfähige thut, das an unsere Phantasie appellirt. Es ist nicht zu leugnen, ein Geistiges, das in feste, unabänderliche Formen gegossen, das strukturell erstarrt, jedem Weiterprozeß entwachsen ist, büßt mehr als die Hälfte seines ursprünglichen Reizes für uns ein.

Für den Psychologen giebt es nichts Fesselnderes, als das Studium noch nicht völlig koordinirter geistiger Vorgänge, die den Uebergang zu automatischen, stereotypen Thätigkeiten bilden. Das, was bereits Instinkt geworden ist, interessirt ihn nur in seiner Entstehungsgeschichte; die höhere, geistige Fähigkeit aber sieht er in diesem Hereinziehen von neuem Erkenntnißreichtum, der sich im Prozeß des Assimilirens befindet.

In dem kunstvoll komponirten und sprachlich koordinirten Traditionsstil kann der Mensch nur seine bereits in Fleisch und Blut übergegangenen thatsächlichen Errungenschaften zum Ausdruck bringen; er verzeichnet darin einen gewissen geistigen Abschnitt, etwas, das er erreicht hat, das ein fester, unabänderlicher Theil seiner innersten Eigenart geworden ist. Es ist das Ergebnis einer geistigen Vergangenheit, das er, von allen Schlacken befreit, systematisch formulirt; aber sein reges, thatsächliches Leben der Gegenwart repräsentirt es nicht und darum giebt es uns keinen eigentlichen Einblick in sein künstlerisches Sein und Schaffen. Es ist dem Korallenstock vergleichbar, auf dem das junge Leben weiter baut.

Seine höchste Entwicklung aber, seine konstruktive Geistesarbeit drückt der Mensch naturgemäß nur stockend aus, in kurzen Sätzen, Stück für Stück, wie sich ihm der neue Gedanke offenbart. Den Charakter einer Offenbarung hat er recht eigentlich, dieser Prozeß, nach welchem der Mensch gehorsam niederschreibt, was sich ihm aufdrängt, wie durch eine, über ihm stehende, nur halb verstandene Macht, mit der sich sein inneres Wesen in Einklang zu bringen sucht.

Man fühlt, er hat nicht lange darüber gegrübelt, er hat es in diesem Augenblick frisch und warm empfunden, was er uns da zu jagen hat. Ein Schriftsteller, der so seine Gedanken uns auf das Unmittelbarste miterleben läßt, steht seinem Publikum unendlich viel

näher, als der, welcher sie mit überlegener Besonnenheit nach konventionellen Stilprinzipien geordnet hat.

Unser deutscher Stil ist unbiegsam genug und bietet schwer zu überwindende Schwierigkeiten, selbst im einfach direkten Satzbau. Die unvermeidliche Trennung der verschiedenen Hilfsörter ein und desselben Zeitworts macht schon jeden längern Satz komplizirter, als daß er mit urwüchsiger Wirksamkeit in Einklang zu bringen ist. Um so rühmenswürdiger ist es, daß manche unserer besten Schriftsteller ans Werk schreiten, die deutsche Prosa wenigstens von den Schwerefälleigkeiten zu entlasten, die nicht mit ihrer rigorosen Grammatik untrennbar verwachsen sind.

Einen umständlichen Relativsatz vor das Zeitwort des zerrissenen Hauptsatzes zu setzen, überhaupt die normale Entwicklung eines Gedankens zu Gunsten von Nebensächlichem zu hemmen, kann nun und nimmermehr ein spontaner Geistesakt sein. Dasselbe zu fordern, ist leerster Konventionszwang, dem die ganze Ursprünglichkeit eines natürlichen Stils zum Opfer fallen würde.

Wir haben auf allgemein ästhetischem Gebiete einen erlösenden Weg eingeschlagen. Von neuem wagen wir den Versuch, Liebhaber der Natur und ihrer Wahrheit zu werden. Erscheinungen in ihrer augenblicklichen Totalität charakteristisch wiederzugeben, ist das Lösungswort einer Strömung, die sich nicht mehr ignoriren läßt. Es gilt, auch auf dem Gebiete des sprachlichen Ausdrucks Vorurtheile zu beseitigen, mit denen diesen Bestrebungen am wenigsten gedient ist.





Frühe Liebe.

Von Gustav Streiflke.

I.



ustiges Leben und Treiben herrschte in der alten und doch in ewigem Jugendreize blühenden Universitätsstadt Heidelberg. An einem schönen Sommernachmittage zogen zahlreiche Studenten zur Schloßruine; es war dort Konzert und die Familien der Heidelberger Bürger fanden sich mit ihren Töchtern ebenfalls auf dem schönen Fleckchen Erde ein.

An einem größern Tische des Restaurationsparkes hatte ein, dem Anschein nach recht alter Herr mit einem jungen Mädchen Platz genommen. Noch saßen sie allein, indessen mußten sie, nach der Wahl des Platzes zu schließen, noch eine größere Gesellschaft erwarten. Der alte Herr zeichnete sich durch ein besonders ausdrucksvolles Gesicht aus. Die blauen Augen sprühten Lebenslust. Der mächtige, mit buschigem, schneeweißem Haar bedeckte Kopf und der lange, dichte, ebenfalls weiße Bart standen in merkwürdigem Gegensatz zu den frischen Farben des nur von wenigen Runzeln gefurchten Antlitzes. Ein griechisches Profil gab der ganzen Erscheinung den Stempel der Vornehmheit, und doch, wenn man in die großen, blauen Augen schaute, erkannte man, daß wahre Menschenliebe den Grundzug seines Wesens bilden mußte.

Das junge Mädchen, die Tochter des alten Herrn, war das Bild erblühender Jungfräulichkeit; sie konnte kaum achtzehn Jahre zählen. Als eine ausgesprochene Brünette hatte sie den Vorzug der mattgelblichen, leuchtenden Hautfarbe; reiche, schwarze Locken, auf denen ein einfacher, mit schwarzem Bande umränderter Strohhut saß, ein lieblich-kindlicher Ausdruck in dem noch wenig vollen Gesichtchen, ein Paar munter ins Leben blickende blaue Augen und das edle Profil des Vaters ließen den Beobachter schwanken, ob er dem jungen Mädchen die Palme der Schönheit oder der Nunnuth zuerkennen sollte.

Die noch sehr jugendlichen Formen und der hohe, schlanke Wuchs vollendeten das Bild.

Der alte Herr hatte eine bewegte Vergangenheit hinter sich; die politischen Wirren des Jahres 1848 und 1849 zwangen ihn, den Mittellosen, zur Auswanderung nach Amerika. Doch schien ihm der harte Kampf ums Dasein, aus welchem er als Sieger hervorgegangen war, den Lebensmuth nicht gebrochen zu haben. Er hatte in Amerika als geschickter Ingenieur ein beträchtliches Vermögen erarbeitet, dessen Zinsen er nun in seiner Heimatstadt im heiteren Verkehr mit der Jugend verzehrte, welche dem interessanten Mann überaus zugehan war.

Nur kurze Zeit saß das Paar allein; die Tochter, welche ein einfaches, helles Kleid trug, suchte ihre Handarbeit hervor, da erschienen mehrere Studenten, welche offenbar mit Herrn Altinger genauer bekannt waren, lüfteten artig ihre Hüte mit der Bitte, sich zu ihm gesellen zu dürfen. Die Erlaubniß wurde gerne gegeben und bald war eine muntere Unterhaltung im Gange.

Neben dem jungen Mädchen hatte ein langaufgeschossener, schwächlicher Student Platz genommen. Kaum sproßte auf der Oberlippe der erste Flaum und auch die Gestalt bewies, daß er im Alter seine Nachbarin kaum übertraf. Auf Schönheit konnte er keinen Anspruch machen, dazu war die Nase zu klein und die Stirn zu hoch. Dagegen hatten seine dunkelbraunen Augen einen milden und angenehmen Ausdruck. Sein Hauptschmuck war wolliges, braunes Haar, das in künstlicher Ordnung auf die Stirn und die etwas eingezogenen Schläfen fiel. Der junge Mann heftete mit unverkennbarer Zuneigung seine Blicke auf seine schöne Nachbarin und ein Strahl des Glückes huschte über sein Antlitz, wenn es ihm gelungen war, den Augen des Fräulein Therese Altinger zu begegnen. Die Unterhaltung drehte sich dabei um alltägliches; man sprach von Partien in die Umgebung, von einer bevorstehenden Schloßbeleuchtung, kurz von Sachen, welche das junge Volk interessirten.

Als die Gesellschaft sich so einige Zeit in unbefangener Heiterkeit unterhalten hatte, nahte sich derselben ein Mann in der Mitte der dreißiger Jahre. Seine kraftvolle Gestalt und seine breite Brust zeugten schon von ferne, daß er in dem besten Lebensalter stehe. Als er seinen Hut zum Gruße abnahm, bemerkte man, daß sein Haupthaar bereits gelichtet war. Die Züge verriethen Energie und Klugheit. Wenn der Ankömmling auch kein schöner Mann in dem gewöhnlichen Sinne des Wortes war, so war er doch eine Erscheinung, die nicht übersehen werden konnte. Mit lebhafter Geberde ging er auf Herrn Altinger zu, fragte, ob er sich seiner nach so vielen Jahren der Abwesenheit noch entsinne und war sichtlich befriedigt, als der alte Herr seinen Namen Gerber sofort nannte und sich nach seinen Schicksalen erkundigte. Altinger stellte dann den neuen Gast seiner Tochter und den Studenten vor.

Herr Gerber betrachtete mit unverhohlener Bewunderung die

junge Dame, welche er als kleines Kind zum letzten Male gesehen hatte und unterließ es nicht, eine auf die prächtige Entwicklung Thereses bezügliche Bemerkung zu ihrem Vater zu machen. Indessen war dieser Ton in der Gesellschaft fremd, und wenn sich auch Herr Altinger über die seiner Tochter zutheil werdende Anerkennung freute, so machte dieselbe auf das junge Mädchen selbst keinen Eindruck, welches sich wieder der Unterhaltung mit den Studenten, vornehmlich aber mit ihrem Nachbar, ergab.

Indessen hatte Herr Gerber ein lebhaftes Wohlgefallen an Therese gewonnen; er setzte sich an ihre andere Seite und sprach, nach dem ersten Meinungsaustausch mit dem Vater, lebhaft auf sie ein, indem er die Erinnerung an die Vergangenheit zu wecken suchte, wo sie als kleines Kind auf seinen Knien sich geschaukelt habe, als er in seiner Universitätszeit Gast ihres Vaters war.

Der neue Gast hatte die Unbefangenheit des Kreises in gewisser Weise gestört. Gerber war Richter in einem deutschen Kleinstaate, er wollte, um in demselben Carrière zu machen, sich den Dokortitel in Heidelberg holen und erklärte, dießhalb und wegen anderer wissenschaftlicher Zwecke einige Wochen hier bleiben zu wollen. Die ausgesuchte weltmännische Höflichkeit, mit welcher Gerber Therese fast ausschließlich in Beschlag nahm, beunruhigte das junge Mädchen eher, als daß sie sie erfreut hätte. Sie war noch zu jung, um an dem Gespräch mit einem so viel ältern Mann Gefallen zu finden und nicht selten fiel ihr Blick auf ihren Nachbar zur Linken, der sichtlich verstimmt war und in nervöser Hast den Versuch, den angeedeuteten Schnurrbart zu drehen, stets erneuerte. Schließlich erhob sich der Student und forderte einen Genossen zu einem kleinen Rundgange auf. Die beiden jungen Leute verließen mit dem Versprechen baldiger Wiederkehr den Tisch. Unser junger Freund legte seinen Arm in den seines Kameraden, eines gutmüthig aussehenden, blonden Jünglings. Der erstere begann das Gespräch mit der Bemerkung:

„Weißt Du, Timmermann, ich habe mich heute gründlich geärgert. Der fremde Amtsrichter, der so plötzlich zu uns hineingeschneit kam, hat mir die Laune verdorben. Wir sind zu jung, um mit solchen Philistern zu verkehren.“

Ein Lächeln flog über das Gesicht des Begleiters, als er erwiderte:

„Es ist wohl, lieber Strahlau, weniger der Philister, welcher Dich geärgert hat, als vielmehr der neuerstandene Verehrer von Fräulein Therese, der Dir sehr gefährlich erscheint.“

„Nun ja, warum soll ich es meinem Schulfreund und alten Vertrauten gegenüber leugnen: ich bin eifersüchtig und fühle dabei doch, wie lächerlich dies ist. Was kann ich Therese bieten, ich, ein junger Student? und doch liebe ich sie von ganzem Herzen. Wenn Gerber sich ernsthaft um sie bemühen sollte, bin ich natürlich für immer beseitigt.“

„Ich glaube nicht, lieber Strahlau, daß Du Dich solchen Be-

fürchtungen zunächst hinzugeben brauchst. Ich halte Fräulein Therese noch für zu jung, als daß sie irgend einem Bewerber Gehör schenken würde. Verzeih' meine indiscrete Frage: habt Ihr schon irgend ein intimeres Wort miteinander gesprochen?"

Der junge Student, an welchen diese Frage gerichtet war, sah träumerisch in die zu seinen Füßen sich ausbreitende Landschaft; auf seinem Antlitz malte sich allmählich die Bewegung, welche ihn beherrschte. Bald aber sammelte er sich, um zu antworten:

"Du weißt nicht, lieber Freund, wie ich mit Theresen stehe; ihr frisches, natürliches Wesen wehrt jede innigere Annäherung ab. Es ist, als ob das Mädchen gegen die Liebe noch gefeit wäre, aber ich hege in meinem Herzen die Hoffnung, daß es mir gelingen wird, sie von meiner Reizung zu überzeugen. Meine kleinen Aufmerksamkeiten nimmt sie gern an, das weiß ich; ich weiß auch, daß sie mich gern kommen sieht und mit mir plaudert. Sie hat ein so kindliches Vertrauen, daß ich nicht wage, dasselbe durch ein Werben um Liebe zu zerstören."

"Wenn die Sache so liegt, lieber Strahlau", meinte Timmermann, "dann wird sie auch den etwaigen Betheuerungen des Herrn Gerber kein Gehör schenken. Ich würde mich an Deiner Stelle nicht abdrängen lassen."

"Das sagst Du so, aber ich kann mich doch nicht lächerlich machen. Wenn Gerber, was ich leider fürchte, ernsthaft um Therese wirbt, muß ich mich zurückziehen. In diesem Falle würde ich sogar zum Schluß des Semesters die Universität wechseln, um nicht Zeuge seines Sieges zu sein."

"Nun nun, nur nicht gleich so traurig, so weit ist es noch nicht. Mir sieht der alte Vater gar nicht so aus, als ob er seine einzige Tochter so bald schon in die Fremde ziehen lassen wird. Komm, wir wollen an den Tisch zurückgehen. Laß den Kopf nicht hängen, sondern sei munter und laß Dir vor allen Dingen nichts merken."

"Du bist in Wahrheit mein treuer Freund und ich danke Dir für Deine Theilnahme" — mit diesen Worten begaben sich die Freunde nach dem Plage zurück und Strahlau hatte die Genugthuung, daß Therese ihn freundlich anlächelte, als er wieder sich neben sie setzte und das Wort an sie richtete.

Es nahte jedoch die Stunde des Nachtessens, das Herr Altinger zu Hause einzunehmen pflegte. Zum nicht geringen Aerger Strahlaus forderte der alte Herr den neuen Gast auf, mit ihm zu kommen, eine Aufforderung, der dieser gern zu folgen schien.

Die Studenten hatten das Interesse an dem Konzert nunmehr verloren und auf Strahlaus Veranlassung machten sie noch einen Abendspaziergang in die Waldberge, in deren Dunkel sie bald verschwanden.

II.

Die Befürchtungen, welche die Brust des jungen Studenten bewegten, waren nicht von der Hand zu weisen: Gerber war in den

nächsten Tagen der stete Gast des Altingerschen Hauses und der stete Begleiter der Familie auf allen Spaziergängen, wodurch die jungen Freunde mehr und mehr in den Hintergrund gedrängt wurden. Nur selten gelang es noch Strahlau, ein unbefangenes Wort mit Therese auszutauschen; er war über die Gefühle des jungen Mädchens völlig im Unklaren. Vergeblich jaunt er auf Mittel und Wege, sich Gewißheit zu verschaffen, aber die sollte ihm nicht mehr lange vor-
enthalten werden.

Herr Gerber hatte sein Doctorexamen, das bei seiner amtlichen Stellung eigentlich nur eine Formalie war, bestanden und benutzte diesen Anlaß, um sich der Gastfreundschaft der Familie Altinger gegenüber erkenntlich zu zeigen, indem er einen Ausflug zu Wagen veranstaltete, zu welchem er nur eine, Herrn Altinger befreundete Familie mit Uebergehung der Studenten einlud.

Am folgenden Tage traf Strahlau in einem Lokale der Stadt den alten Herrn. Derselbe erzählte in unbefangener Weise von dem gestrigen sehr gelungenen Ausflug und dem darauf folgenden Souper auf dem Schloßhötel und schloß mit den Worten:

„Sie können mir Glück wünschen, Herr Strahlau, meine Tochter hat sich geitern mit Herrn Gerber verlobt. Zwar soll die Verlobung wegen Thereses Jugend noch nicht veröffentlicht werden, aber Ihnen, der Sie in meinem Hause so lange verkehren, theile ich es doch mit.“

Das Gefürchtete war also eingetreten: Therese war ihm unwiderbringlich verloren. Kaum vermochte Strahlau einige Worte des Glückwunsches hervorzubringen. Er erhob sich unter einem Vorwande und suchte seinen Freund auf, den er auch zu Hause traf. Er berichtete auf einem Gang ins Freie von Thereses Verlobung und machte aus seiner Trauer um den Verlust der so innig geliebten keinen Hehl. Die beiden Freunde beschloßen darauf, Heidelberg mit Schluß des Semesters zu verlassen, jedoch wollte Strahlau so lange warten, bis Gerber wieder nach seiner Heimat zurückgekehrt wäre.

In dem Altingerschen Hause hatte die Verlobung der Tochter keine wesentliche Veränderung hervorgerufen. In dem Benehmen Thereses ließ nichts darauf schließen, daß sie Gerber besonders liebte. Sie ließ sich augenscheinlich nur gleichgiltig und fast abwehrend seine gelegentlichen Zärtlichkeiten gefallen und man mußte bei dem Anblick des Brautpaares annehmen, daß es lebhaften Zuredens bedurft hätte, um Therese an die Seite dieses Mannes zu fesseln. Gerber hatte sich zuerst der Einwilligung des Vaters versichert, die mit Rücksicht auf seine Lebensstellung unbedenklich gewährt wurde. Dann hatte er sich Theresen erklärt, von welcher er unter dem Hinweis auf den väterlichen Willen das Jawort erhielt, dessen Bedeutung das junge Mädchen — darüber war sich auch Gerber ziemlich klar — nicht recht zu schätzen wußte. Wohl verglich Therese ihren Bräutigam mit ihren sonstigen Bekannten und auch mit Strahlau, aber sie dachte nicht daran, daß einer dieser Studenten sich Hoffnungen auf ihre Hand machen könnte.

Gerber reiste bald ab. Er hoffte von der Zeit, daß sie die Gefühle seiner Braut für ihn erwecken werde. Im nächsten Sommer wollte er dieselbe heimführen. Der Abschied war kühl, höchstens empfand Gerber, der die naive Unschuld seiner Braut mit jedem Tage mehr geliebt hatte, ein ernsthaftes Bedauern.

Der Verkehr mit den Studenten wollte sich indessen auch nach seiner Abreise nicht mehr finden: die Verlobung war doch bekannt geworden und die jungen Leute hatten kein Interesse mehr an einer Braut. Strahlau widerstrebte es, als einziger Gast im Hause zu verkehren, so beschloß er denn nun, Abschied von Therese zu nehmen und dann abzureisen.

Mit schwerem Herzen trat er den Gang nach dem wohlbekanntem, trauten Hause an, wo er so glückliche Stunden verlebt hatte. Er stieg die Treppe hinauf, ließ sich melden und erfuhr, daß Therese allein zu Hause sei. Das junge Mädchen ging in alter Unbefangtheit auf Strahlau zu, reichte ihm die Hand und bat ihn, sich setzen zu wollen.

„Sie haben sich“, so begann sie das Gespräch, „lange nicht bei uns sehen lassen und sich auch mit einem schriftlichen Glückwunsch abgefunden, Herr Strahlau.“

„Mein Fräulein“, fiel Strahlau ein, „Sie werden mich überhaupt nicht mehr sehen, denn ich habe mich entschlossen, eine andere Universität zu beziehen.“

„Ich dachte, Sie wollten hier bleiben, bis Sie das Doktor-examen machen könnten, also noch einige Semester. Warum gehen Sie denn jetzt schon fort?“

Bei dieser Frage malte sich die Verlegenheit deutlich auf dem Antlitz des jungen Mannes; dann richtete er mit traurigem Ausdruck seinen Blick auf Therese, welcher die merkwürdige Wirkung ihrer Frage auffiel. Mit einem „Mein Gott, was ist Ihnen, Sie waren doch sonst so heiter, Herr Strahlau“, suchte sie seinen Kummer zu erforschen. Strahlau gewann seine Fassung wieder.

„Ich kann Ihnen“, entgegnete er in ungewöhnlichem Ernste, den Grund meiner Abreise nicht mittheilen. So viel aber will ich Ihnen sagen, ich gehe nicht freiwillig und es wird mir sehr schwer, den schönen Kreis zu verlassen, in dem ich verkehren durfte. Ich darf Sie mit meinen Angelegenheiten nicht belästigen und bitte, mir nur ein freundliches Andenken zu bewahren. Ich bitte auch, mich Ihrem hochverehrten Herrn Vater zu empfehlen, da ich morgen in aller Frühe bereits reise.“

Nachdenklich blickte das junge Mädchen vor sich hin. Endlich sagte Therese:

„Sie müssen etwas schweres erfahren haben, doch ich will nicht weiter in Sie dringen. Darf ich aber zum Abschied um ein Bild bitten? Mein Vater hat alle seine jungen Freunde in einem Album vereint und da dürfen Sie nicht fehlen.“

Der junge Student holte aus seiner Brieftasche eine Photographie

heraus, versah sie mit der üblichen Widmung und überreichte sie dann Theresie. Strahlau drohte die mühsam behauptete Fassung zu verlassen. Er erhob sich.

„Behalten Sie uns in gutem Andenken, lieber Herr Strahlau“, sagte das junge Mädchen und reichte ihm die Hand, die er verehrungsvoll an seine Lippen zog.

„Ich werde Sie nie vergessen, mein Fräulein“, erwiderte er mit bedeckter Stimme. Leben Sie wohl und Gott schenke Ihnen reiches Glück und Segen auf Ihrem Lebenspfade.“ Darauf verließ er rasch das Zimmer.

Theresie sah den Studenten über den Platz gehen. Er wandte sich noch einmal um und sie konnte der Neigung, ihm vom Balkon ein letztes Lebewohl zuzuwinken, nicht widerstehen. Strahlau grüßte und seine Augen umfaßten zum letzten Male das liebevolle Bild. Der nächste Morgen sah ihn auf der Reise zur Heimat.

III.

Acht Jahre waren ins Land gegangen. Eduard Strahlau war Rechtsanwalt in seiner heimatlichen Provinzialhauptstadt. Er erfreute sich einer guten Praxis und eines vorzüglichen Rufes als stets bereiter Helfer der Armen und Bedrängten. Und doch war er als Sonderling in der großen Stadt bekannt. Die Frauen begriffen es nicht, daß ein Mann von seiner Stellung sich nicht verheiratete; sie hatten ihm den Beinamen des Weiberfeindes gegeben, da er den weiblichen Umgang mied. Strahlau schien sich indessen darum wenig zu kümmern. Er lebte schlicht und recht seinen Arbeiten, seine Erholungen bestanden in Spaziergängen, auf denen ihn Freund Timmermann, der Staatsanwalt geworden war, zu begleiten pflegte. Dieser war bereits in den Hafen der Ehe eingelaufen und in seinem Hause ging Strahlau ein und aus.

Im Sommer 1886 feierte die alte Mäusenstadt Heidelberg ihr 500-jähriges Jubelfest und lud ihre alten akademischen Bürger zu dieser Feier ein. Es knüpften sich für Strahlau zu traurige Erinnerungen an seinen Heidelberger Aufenthalt, als daß er Neigung gehabt hätte, diesem Rufe zu folgen. Aber das Timmermannsche Ehepaar ließ ihm keine Ruhe und er gewann es über sich, mitzureisen.

Erhebend wirkte auf Strahlau der Festakt in der Aula, bei welchem der Kronprinz des deutschen Reiches jene herrlichen Worte sprach, welche überall als eine edle Verkündigung fürstlichen Denkens und Fühlens gewürdigt wurden. Nach diesem Akte gedachte er auf einem Spaziergang sich zu erfrischen. Seine Schritte führten ihn, ohne daß er es wollte, an dem Altingerischen Hause vorbei. Kaum traute er seinen Augen, als er Theresie, auf eine Näharbeit gebeugt, auf dem alten Blase am Fenster sitzen sah. Die Freude dieses Wiedersehens wurde ihm durch die Bitterkeit des Schmerzes, daß sie einem andern angehöre, vergällt. Er eilte davon, aber das Bild der Geliebten verfolgte ihn und trieb ihn in die Stadt zurück, um

über ihr Ergehen etwas zu erfahren. Er hoffte, daß die Kunde von ihrem Glück ihn beruhigen werde.

Strahlau ging zu seinem alten Hauswirth, einem ehrsamem Drechslermeister, dessen Freude über das Wiedersehen eine aufrichtige war. Der Rechtsanwalt erkundigte sich nach der Familie Altinger und erhielt den Bescheid, daß der alte Herr bereits vor drei Jahren einem Schlaganfall erlegen sei. Seine Tochter Therese habe ihm die Augen zugeedrückt.

„War denn Frau Gerber damals hier?“ fragte Strahlau.

„Frau Gerber?“ sagte der alte Meister, „ja so, jetzt besinne ich mich, das Fräulein war ja einmal vor Jahren verlobt, aber daraus ist nichts geworden.“

Der Eindruck, den diese Worte auf den Rechtsanwalt machten, war unbeschreiblich. Therese war also nicht verheiratet, sie stand allein in der Welt und er im fernen Norden trauerte nichtsahnend um ihren Verlust. Kaum konnte Strahlau ein Wort des Abschieds für den alten Meister finden, der dem Fortstürmenden kopfschüttelnd nachschaute. Nach wenigen Minuten stand der Rechtsanwalt vor dem Hause der Geliebten; kaum wußte er, wie er in den Salon gekommen war, der keine Veränderung gegen früher zeigte. Wieder erschien die Geliebte auf der Schwelle und ein tiefes Noth bedeckte ihr Antlitz, das durch die Jahre an Fülle und Schönheit nur gewonnen hatte. Herzlich rief sie ihm zu:

„Welch' eine Ueberraschung, Herr Strahlau!“

Mit einladender Geberde wies sie auf einen Sessel und der Jugendfreund, ganz versunken in das Anschauen ihrer Schönheit, nahm Platz. Die sich entspinrende Unterhaltung drehte sich natürlich zunächst um alte Bekannte und Strahlau theilte mit, daß Zimmermann mit seiner jungen Frau ebenfalls in Heidelberg sei. Er bat, daß Therese unter dem Schutze dieses Ehepaares mit ihm einen Ausflug machen möge.

„Einem so alten Freunde kann ich nichts abschlagen“, entgegnete sie mit einem Blick auf Eduard, der sich erhob, um nicht sofort seine Gefühle zu verrathen.

„Ich bleibe noch acht Tage in der Gegend und darf wohl hoffen, Sie öfter zu sehen, mein verehrtes Fräulein“, sagte er.

„Es wird mir zur größten Freude gereichen. Ich lebe seit dem Tode meines theuern Vaters so einsam und habe seit der Zeit eine so liebe Unterbrechung des täglichen Einerlei nicht zu verzeichnen“, damit reichte sie ihm die Hand und er fühlte an dem zarten Druck, daß er ihr in der That ein lieber Gast sei.

Als Strahlau das Haus verlassen hatte, kam Therese erst zur Besinnung, sie erinnerte sich lebhaft, in wie aufrichtiger Trauer er damals Heidelberg verlassen hatte und dachte an ihre Absage an Gerber. Sie hegte eine tiefe Genugthuung, daß sie ihrem Gefühle gefolgt war und ihrem Verlobten offen geschrieben hatte, wie sie jetzt erkenne, daß sie ihn nicht so lieben könne, wie sie sollte. Sie gedachte

des Gefühls der wiedergewonnenen Freiheit, als Gerber auf ihre Hand verzichtet hatte, und sie ward sich plötzlich bewußt, daß sie oft die schöne Zeit, in der sie mit Strahlau verkehrte, in ihrer Erinnerung von neuem durchlebte. Ihr Herz sagte ihr, daß auch Strahlau sie nicht vergessen hatte, leuchtete doch die Freude des Wiedersehens förmlich aus seinen Augen.

Am nächsten Tage hielt ein Landauer vor dem Altingerischen Hause, in welchem das Timmermannsche Ehepaar und der Rechtsanwalt saßen. Beflügelten Schrittes eilte dieser die Treppe hinauf und fand Therese bereits zur Fahrt gerüstet. Vorher hatte er seine Freunde, welche die Sachlage natürlich sofort erkannt hatten, gebeten, alle Anspielungen zu unterlassen, wozu sich die kleine, muntere Frau Staatsanwalt nur mit einem Seufzer verstand.

Das Ziel der Fahrt war Neckarsteinach, diese Perle des Thales. Dort angelangt, schlug Strahlau zunächst einen Gang zu den drei Burgen vor. Das Timmermannsche Ehepaar führte an und der Rechtsanwalt mit Therese folgte. Schweigend gingen die beiden nebeneinander. Endlich ergriff der Rechtsanwalt das Wort:

„Auf die Gefahr hin, mein liebes Fräulein, von Ihnen als ein eitler Narr verpottet zu werden, frage ich doch, ob nicht im Hintergrunde Ihres Herzens, trotz dem Laufe der Jahre, ein Gedanke an mich geblieben ist. Ich habe Ihrer nie vergessen und Sie werden jetzt wissen, warum ich damals Heidelberg verlassen mußte. Ich konnte Sie nicht als Braut eines andern sehen.“

Strahlau hielt inne und blieb stehen. Therese schlug ihr seelenvolles Auge auf, in welchem eine Thräne schimmerte.

„Ich habe“, begann sie mit leiser Stimme, „Ihrer nicht vergessen, aber ich war mir meiner Neigung nicht bewußt, auch nicht, als ich meinem Verlobten abschrieb. Jetzt habe ich mein Herz erkannt.“

Mit einem glückseligen „Meine Therese!“ zog Strahlau das erlöthende Mädchen an seine Brust.

Bei diesem Ausruf drehte sich das Timmermannsche Ehepaar um, erstaunt über die trauliche Stellung der beiden. Glückstrahlend nahm der Rechtsanwalt seine Braut an die Hand und führte sie den Freunden zu.

„Wünscht uns Glück, meine Lieben“, so rief er aus, „wir haben es verdient durch redliches Ausharren und eine Treue, von der der Andere nichts wußte.“

Die Verlobungsfeier in Neckarsteinach beendete den herrlichen, fröhlichen Tag.

Nach vier Wochen führte der Rechtsanwalt sein junges Weib, zum großen Erstaunen seiner Mitbürger heim, die sich nicht erklären konnten, wie der Weiberfeind auf der Reise eine Frau gefunden hatte, da niemand sich bei dem jugendlich-schönen Aussehen Thereses denken konnte, daß es sich eigentlich um eine so oft verpottete Studentenliebe handelte.

Das Glück hielt nun seinen Einzug in das Haus des jungen Paares; man kannte den Rechtsanwalt nicht wieder; seine Gattin hatte in wenigen Wochen die Spuren, welche einsamer Schmerz in seinem Antlitz hinterlassen, zu tilgen vermocht.

In der Wellen golden Gekräusel.

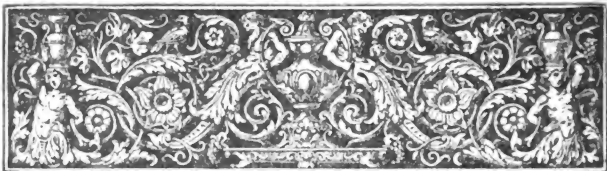
Von Rudolf Knußert.

In der Wellen golden Gekräusel
Tauchen leise die Ruder wir.
Lieblicher Abendwinde Gefäusel
Kühlet die Stirne Dir und mir.

Und Du blickst in der Wasser Schäumen
Und Du träumest halb unbewußt.
Heimlich doch im Vorüberträumen
Streift Dein Auge die stolze Brust.

Gleich, als wollt es dort unten fragen
In Verlegenheit, was zu thun:
Ob sich ergeben oder versagen
Drin' im Herzen die Lösung nun.





Denkworte.

Von D. Sack.

I.

Mehr als heute war es einst üblich, zu Ehren bedeutender Ereignisse im Leben eines Volkes, einer Stadt oder auch nur einer Familie Münzen schlagen zu lassen. Denkpennige wurden sie damals schlicht benannt; Erinnerungs-Medaillen heißen sie viel anspruchsvoller heute. Sie zeigen uns Bildnisse von Personen, sie künden uns Geschehnisse froher oder unfroher Art; sie lassen uns die Zeit erkennen, aus der sie geworden und sind oft nur Allegorien, die ihren Gegenstand in mehr oder minder gelungener Art verbildlichen. Nicht jeder Denkpennig war ein „Ehrepennig“; es wurden auch „Spottpennige“ geprägt, welche den Hohn des Starken oder den Grimm des Schwachen Ausdruck gaben.

Ähnlich diesen Münzen giebt es auch „Denkworte“, Worte, die in scharfer Prägung das Bild des Sprechers zeigen, oder auch das einer andern Person, die eine Zeit, ein Volk charakterisiren, die Allegorien der Geschehnisse bilden, die den Spott, den Zorn zum Ausdruck bringen. Und wie jene haben auch sie sich durch Zeiten erhalten und ihr Ansehen läßt häufig in unserm Geiste die Erinnerung bedeutender, geschichtlicher Ereignisse entstehen. Daß mancher Ausdruck von der neuern Forschung ins Gebiet der Fabel verwiesen wird, will am Ende nicht viel bedeuten, denn ob er wirklich gesagt wurde oder nicht, ist eine rein historische Frage. Man konnte ihm der betreffenden Person zumuthen, man glaubt, daß sie es gesagt haben könne, beides ist nicht minder kennzeichnend, als wäre es in Wirklichkeit laut geworden.

Im weitern Sinne gehören dazu ein beträchtlicher Theil unserer Redensarten, Wahlsprüche und vor allem die „Schlagwörter“ der Zeit. Von diesen sei nun hier gänzlich abgesehen. Es wurde eben gar zu viel geprägt, als daß alles in Betracht kommen könnte. Selbst jenes, das im engerm Sinne hierher gehört, kann sich nur zum geringsten Theile darbieten, kann mehr, als just hauptsächlich nöthig ist.

Als erstes dieser Denkworte muß wohl der biblische Schöpfungsspruch gelten: „Es werde Licht!“ Der Strahl, der aus diesen Worten bricht, erhellt uns den ganzen Schöpfungsgedanken der Schrift. Nicht Wasser, noch Land, noch Luft treten hier so bedeutsam hervor, wie das Licht, das idealische der vier Urelemente. Schade, daß dieser schöne Spruch nie zum Schlagwort wurde, er hätte es eher verdient und wäre vielleicht auch mehr zum Nutzen geworden, als andere dieser Art, welche, trotz ihres vollen Schalles, erfolglos durch die Menge dröhnten.

Denkworte sind auch die „Zehn Gebote“, als deren Verfasser die Schrift gleichfalls den alten Jehovah anführt. Kürzer und kräftiger konnten wohl die Grundgesetze der menschlichen Gesellschaft nicht gegeben werden. Das „Volk Gottes“ Israel ist in der Bibel eigentlich nirgends mit einem knappen Satz charakterisirt. Dagegen ließe sich für die Lehre selbst manche Sentenz anführen. Am deutlichsten ist wohl jene Hillels, in der auch Christus den Grundsatz der Religion fand: „Liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst.“ Man könnte diesen Spruch den „kategorischen Imperativ des Idealismus“ nennen, das reine Prinzip der Menschlichkeit, das allerdings mit den starken Formen des Ritus nichts gemein hat. Für die Erweiterung der Macht des Christenthums galt nun allerdings mehr das Wort der Schrift: „Nöthige Sie, Herr, einzutreten!“

Wie feindlich das Cäsarenthum dem Monotheismus sich gegenüber stellte, der Gedanke, der jenem zugrunde lag, war der Verbündete der neuen Lehre. Julian, der Apostat, mußte schließlich in seiner letzten Stunde ausrufen: „Du hast gesiegt, Galiläer!“ Jener Cäsarenwahn, der sich schon bei dem makedonischen Alexander äußerte, als er sich ein Halbgott preisen ließ, der selbst aus seinen bekannten Worten keimte: „Wenn ich nicht Alexander wäre, so wollte ich Diogenes sein“ — jener Cäsarenwahn, dessen Allmachtsdünkel noch mehr bei den römischen Kaisern sich zeigte, mußte zerstörend auf die alte Götterwelt, die Götterrepublik, wirken.

Auch Napoleon I. war von derselben Verblendung umfungen und recht bezeichnend ist da der zu seiner Zeit im Volke Deutschlands viel zitierte Spruch, den er geäußert haben soll: „Ein Gott im Himmel und ein Kaiser auf Erden.“ Gesagt hat er dies höchstwahrscheinlich nicht, aber er könnte es gesagt haben, da mancher seiner Aussprüche noch viel dunkelhafter ist. So jener z. B., nach welchem er nur einen Menschen beneidete — Jesus Christus, weil dieser für Gottes Sohn gelten konnte.

In unserm Kulturleben ist mancher Einfluß der antiken Welt ersichtlich, aber wohl nicht fühlbar, denn wie viel es auch ist oder scheint, so hat es doch nur mehr die Form, als das Wesen selbst ergriffen. Das charakteristische Spartaner-Gebet: „Gieb uns das Schöne zum Guten“, bildet den Ausdruck einer eigenen Weltanschauung, welche uns höchstens nur theoretisch nicht fremd ist. Das „Roma locuta est, causa finita“ (Rom hat gesprochen, die

Sache ist beendet) kann ebenso zur Charakterisirung des alten Rom's, wie auch zu dem der Päpste dienen.

Die „Statthalter Christi“, die Päpste, waren bekanntlich keineswegs von der Schlichtheit, Milde und Sanftmuth ihres Meisters durchdrungen, sie konnten es endlich auch nicht sein, wenn sie der Macht nicht entsagen wollten. „Mein Reich ist nicht von dieser Welt“, mochte nur Jesus sagen. Julius II. warf den Petersschlüssel in die Liber, als er von der Niederlage seiner Truppen hörte, und rief aus: „Wenn uns der Schlüssel Petri nicht hilft, so helfe das Schwert Pauli.“ Eine noch stärkere Waffe als das Schwert war in den Händen der Päpste der Bannstrahl. Manche der deutschen Kaiser traf er gewaltig, er vernichtete das Geschlecht der Hohenstaufen, ob auch Friedrich II., als er des Papstes Bannandrohung vernahm, ebenso derb wie widerstandskräftig ausrief: „Wer vom Drohen stirbt, den soll man mit Fäusten zu Grabe läuten.“

Die Gewalt der Bannbulle verblähte, dafür erstand der Kirche eine andere und viel stärkere Waffe: der Jesuitenorden. Mag diesem neben dem bekannten Grundsatz „*Omnia ad majorem Dei gloriam!*“ (Alles zur größten Ehre Gottes) fälschlich auch als Hauptregel zugeschrieben werden: „Zweck heiligt die Mittel“ — daß ihnen diese überhaupt zugemuthet werden konnte, ist eine erschöpfende Kritik ihres unheilvollen Wirkens. Bezeichnend ist da auch eine Anekdote vom Hofe des Polenkönigs Stanislaus.

„Wissen Sie kein Mittel, um zu verhindern, daß der Rauch nicht immer in dieses Zimmer zurückschlage?“ fragte er einst seinen Baumeister. Dieser antwortete:

„Sir, ich habe schon alles versucht, es war vergeblich. Jetzt bleibt nur noch ein Mittel übrig: Lassen Sie ein paar Jesuiten in den Schornstein hängen, die ziehen alles an sich.“

„Wie Schlangen nißen wir uns ein, wie Adler schwingen wir uns auf, wie Hunde mag man uns verjagen, wie Wölfe werden wir wiederkommen“, soll der unmittelbare Nachfolger Loyolas gesagt haben. Der Ausspruch dürfte nicht aus diesem Munde erflossen sein, aber wer immer ihn zuerst gethan, er hat mit wenigen Worten ein treffliches Bild gezeichnet. Und das gilt auch von dem alten lateinischen Spruch: „Nemo seit quid Jesuita seit, nisi Jesuita seit, et si Jesuita seit, etiam non seit.“ (Keiner weiß, was der Jesuit weiß, auch der Jesuit weiß es nicht, und wenn es der Jesuit weiß, weiß er es auch nicht.) Dieses Wortspiel bezieht sich auf die Organisation des Ordens, nach welcher die Mitglieder nur gradualiter mit den Geheimnissen bekannt gemacht wurden. Ehe der Orden im 18. Jahrhundert, auf Andrängen der Mächte hin, vom Papste aufgelöst wurde, richtete dieser an den Ordensgeneral die Aufforderung, eine Reformation der „Gesellschaft Jesu“ vorzunehmen: „Sint ut sunt aut non sint“ (Sie seien wie sie sind oder seien gar nicht) war bekanntlich seine starrsinnige Antwort. Genau betrachtet, war sie auch die richtigste. Gedankenschöpfungen müssen erneut werden, sollen

sie wesentlich verändert werden; in anderer Gestalt wäre der Orden auch ein anderer gewesen. Doch diese Auflösung war ja bekanntlich nichts anderes, als eine kurze Unterbrechung der Thätigkeit.

Zahlreich sind die Opfer geistlicher Justiz und zu den bedeutendsten zählen da Galilei, Guß, Giordano Bruno. Der erstere erlitt zwar nicht wie die anderen den Feuertod, der Kerker brach seine Willenskraft und er schwor die Wahrheit seiner Lehre von der Beweglichkeit der Erde ab. „E pur si muove!“ — „Und sie bewegt sich doch!“ soll er zum Schluß doch wieder seinen Richtern zugerufen haben. Es wird als Erfindung bezeichnet. Aber dann ist es die Fabel der ewigen Wahrheit, die sich nicht verleugnen läßt von dem, der ganz von ihr durchdrungen, die von keinem Tribunal der Erde verurtheilt werden kann; und diese Erkenntniß gestaltete sich hier wie irgend ein anderes Sittensprüchlein in der Fabel vom Fuchs und Löwen.

„Sancta Simplicitas!“ — „Heilige Einfalt!“ rief lächelnd Guß von dem flammenden Holzstoß aus, als ein Mütterchen Reifig herbeischleppte, eifrig, da es, der Pfaffenlehre nach, einen Vorzug im Himmel verschaffe. Auch diesen Vorgang will man nun nicht gelten lassen. So sei es! Aber groß mußte der Mann gelten, dem dergleichen die Erfindung zusprechen mochte.

Unbestritten ist jedoch das Wort, was Bruno seinen Richtern zurief: „Majoro fortisan eum timore sententiam in me fortis, quam ego accipiam.“ (Vielleicht mit größerer Furcht gebt Ihr Euer Urtheil, als ich es empfangen.) War es vielleicht schon der Geist der neuern Zeit, der diese im Februar 1700 gesprochenen Worte durchhellte? Immerhin zeigen sie uns das scharfgeschliffene Profilbild eines unerfrockenen Kämpfers für Wahrheit.

In manchem Lob liegt mehr Tadel als Preis. Rühmend blieb in Erinnerung, daß Papst Clemens XIV. die Worte sprach: „Das Genie braucht keinen Adelsbrief.“ Das ist endlich selbstverständlich und hat am wenigsten von dieser Seite Ueberraschendes für sich; die Oberhirten der Christenheit haben sich öfter aus der gesellschaftlichen Tiefe zum höchsten Erdsitz, zum Papststuhl aufgeschwungen. Dessen war wohl einer seiner Vorgänger, Julius II., durchdrungen, als er auf die Frage seiner Schwester, ob nicht da und dort das Wappen anzubringen wäre, eine Antwort gab, die in der Uebersetzung ungefähr lautet: „Lumpen und Lappen sind unseres Hauses Wappen.“

Und nun von Deutschlands Herrschern!

Rudolf von Habsburg wurde nach seiner Kaiserwahl auf seine schlichte Kleidung aufmerksam gemacht und er entgegnete: „Der Deutschen Lob besteht auf guter Rüstung und nicht auf stolzen Kleidern.“ Damit kennzeichnete er sich nicht minder wie sein Volk. Später zwar wüthete der Kleiderluxus im lieben deutschen Reich nicht wenig und manche strenge Verordnung verjuchte vergeblich ihn zu zügeln. Einer seiner Nachfolger, Friedrich III., äußerte sich un-

muthvoll ob der vielen Gnadenbetteleien: „Wo man des Bittens kein Ende macht, muß man des Abchlagens Anfang machen. Und Kaiser Siegmund sprach zu dem eitlen Gelehrten Georg Ziscellius, als ihn dieser um Verleihung des Adels bat: „Wißt Ihr denn nicht, daß ich in einem Jahre Tausende adeln kann, aber so mächtig bin ich nicht, daß ich in tausend Jahren einen Gelehrten machen kann.“

Mehr noch bekundet die Hinsälligkeit irdischer Macht eine Aeußerung des englischen Königs Jakob I. (1566—1615): „Ich habe drei Königreiche, kannst Du darin keinen Platz finden?“ rief er aus, als eine Fliege seine Nase belästigte. Bekanntlich war seine Hand eine der schwächsten, die je das Scepter Englands führte. Als daher nach der kräftigen Regierung Elisabeths er zur Herrschaft kam, war im Inselreiche das spöttische Sprüchlein im Schwang: „Rex erat Elisabeth, nunc est Regina Jacobus“ (König war Elisabeth, jetzt ist Königin Jakob). Bei dieser Gelegenheit sei eines böshaften Witzes des französischen Königs Heinrich IV. gedacht! König Jakob war nicht wenig eitel und bildete sich ganz besonders nicht wenig auf seine Gelehrsamkeit und sein Wissen ein. Seine Höflinge nannten ihn den „brittischen Salomo“, was er sehr gern hörte. Heinrich meinte nun eines Tages, auf Jakobs Mutter, Maria Stuart, und deren angeblichen Liebhaber, den Harfenspieler David Rizzio, anspielend: „Ich begreife nicht, warum sie ihn den ‚brittischen Salomo‘ heißen. Vielleicht weil Salomo der Sohn Davids, des Harfenspielers, war?“

Da nun dem Scherz das Wort gegeben war, sei auch ein Scherzwort des Kaisers Maximilian I. beigefügt; es verbildlicht trefflich die damalige Lage der Juden in Deutschland. Anlässlich seiner 1493 in Nachen erfolgten Krönung brachten ihm dahin Abgesandte der Judenthümlichkeit als übliches Geschenk einen Korb goldener Eier. Der Kaiser nahm Geschenk und Geber freundlich auf und — ließ beide unter sichern Verschluss bringen. Die letzteren freilich nur in Scherzlaune, denn am andern Tag wurden sie wieder freigelassen und fröhlich bemerkte der Kaiser den verdutzten Spendern: „Hühner, die so kostbare Eier legen, muß man ja nicht gleich wieder fliegen lassen.“ In späteren Zeiten mußten sie nicht selten ganz unfreiwillig dergleichen „Eier legen“ und auch fliegen ließ man sie zuweilen, allerdings nicht ohne sie vorher kahl gerupft zu haben.

Luther trat auf. „Hie steh ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir, Amen“ soll er vor dem Reichstag zu Worms ausgerufen haben, dort, wo ihm der „Landsknechtvater“ Georg Frundsberg die denkwürdigen Worte vorher jagte: „Mönchlein, Mönchlein, Ihr geht einen schweren Gang.“ Soll er — sagte ich, denn auch die Echtheit dieser Worte wird bestritten, wie überhaupt unter der Lupe kritischer Forschung keine einzige Ueberlieferung bestehen zu können scheint. Inmerhin geben diese Worte ein gelungenes Bild des muthigen und heißblütigen Reformators, den kein Tod und Teufel schreckte. Diesen sah er bekanntlich in seiner Bahnvorstellung und

warf ihm das Tintefaß an den Kopf. Sinnbildlich schenkte er es nicht, auch den deutschen Fürsten gegenüber so zu verfahren. Einer derselben verlangte einst von ihm, er möge einen braven, gelehrten und erfahrenen Theologen zur Besetzung einer erledigten Predigerstelle empfehlen. Diese war jedoch so karg besoldet, daß sie kaum vor dem Verhungern schützte. Luther zeichnete nun auf einem Blatt Papier die Gestalt eines Predigers, sandte es dem Fürsten mit den Worten: „Da haben Euer fürstliche Gnaden einen stattlichen Pfarrherrn auf solchen Lumpendienst.“

Aus den Religionsstreitigkeiten wuchs der schreckliche Krieg hervor, der Deutschland dreißig Jahre lang zerkleischte. Damals sprach das Volk in Schlesien wider Ferdinand I. (1619—1637) „Ferdinand ist dem Teufel aus der Hölle gerannt“, und damals galt in dem katholischen Theil als Schrecklied für Kinder: „Bet', Kind, bet' — Morgen kommt der Schwed' — Morgen kommt der Drenstern — Wird die Kinder beten lehr'n.“

Dem Krieg im Lande folgte wieder die Türkennoth, die sobald ihr Ende nicht finden sollte. Bei St. Gotthard besiegte wohl 1663 der kaiserliche Feldherr Montecuculi die Türken, derselbe, von dem der bekannte Ausspruch herrühren soll: „Zum Kriegsführen braucht man drei Dinge, Geld, Geld und wieder Geld.“ Dieses jedoch war es, was hauptsächlich fehlte; wäre es anders gewesen, so hätte wohl der politische Alp des 19. Jahrhunderts, die „orientalische Frage“, bereits im siebzehnten eine gänzliche Lösung gefunden, zumal bald der siegende Feldherr Prinz Eugen von Savoyen auf den Plan trat. In der erwähnten Schlacht war es, wo der biedere Reitergeneral Graf Johann Spork niederkniete und das kuriose Gebet verrichtete: „Allmächtiger Generalissimus! Willst Du Deinen christgläubigen Kindern nicht helfen, so stehe wenigstens nicht den Ungläubigen bei und Du sollst staunen, wie wir sie besiegen werden.“

Un merkwürdigen „Schlachtreden“ ist die Geschichte überhaupt sehr reich. Hier sei nur erinnert an die Ludwig von Bayern nach der Schlacht von Mühlsbach (1322) zugemutheten Worte: „Jedem ein Ei, dem frommen Schweppermann zwei“, und an jene Rudolfs von Erlach, Feldoberst der Schweizer, vor der Schlacht von Laupen: „De Sprüwer (Spreu) sind gestoben von de Kernen!“ rief er seinen Kriegern zu, als viele furchtsam entliefen. Die anderen blieben und — siegten.

Prinz Eugen, „der tapfere Ritter“ des Volkslieds, kennzeichnete in seinen Spätjahren sein Verhältniß zu den deutschen Kaisern, denen er diente, folgendermaßen: „Leopold war mein Vater, Joseph mein Freund, Karl ist mein Bruder.“ Und am Abend seines Lebens wurde rühmend das Wortspiel laut: „Dreier Kaiser treuer Diener.“

Noch im Dämmerchein des „philosophischen Zeitalters“ entwickelte sich der siebenjährige Krieg. Auf dem Landtage zu Preßburg scholl unter Waffenklirren der verlassenen Maria Theresia der begeisterte Ruf der magyarischen Edelleute zu: „Moriatur pro Rege nostro

Maria Theresia!“ Dieses „König Maria Theresia“ darf für keinen Irrthum gehalten werden. In Ungarn war wohl die Regierung einer Frau möglich, aber nicht der Titel einer regierenden Königin; schon früher, bei der Herrschaft einer andern Maria hieß es stets: Rex Maria.

Ihr siegender Gegner war Friedrich II., der Schüler Voltaires. Als solcher zeigte er sich nach der Schlacht von Zorndorf, wo er dem englischen Gesandten, der frömmelnd meinte: „Gott hat uns heute einen schönen Tag gegeben“, die unheilige Antwort gab: „Ohne mich und Seydlich würde es übel um uns stehen.“ Von derselben Art ist auch ein anderer seiner Aussprüche: „Wenn Könige Krieg wollen, dann fangen sie ihn an und lassen einen fleißigen Juristen kommen, der beweist, daß es also rechtens sei.“ Ernster, ohne den spöttischen Faltenzug im Antlitz, zeigt sich das Bild des „Philosophen von Sansjoui“ bei einer andern Gelegenheit. Im Jahre 1740 sollte das in Halberstadt garnisonirende preußische Regiment mit einer neuen Fahne ins Feld rücken. Als Inschrift für diese wurde vorgeschlagen: „Pro Deo et Patria.“ Friedrich verwarf diesen Vorschlag mit den Worten: „Man muß den Namen Gottes nicht in die Streitigkeiten der Menschen mischen. Der Krieg betrifft eine Provinz und nicht die Religion.“ Und jene Fahne erhielt als Inschrift „Pro Gloria et Patria.“

König Friedrich II. und Kaiser Josef II., beide waren von dem Geist ihrer Zeit durchhellert, aber beide waren auch einigermaßen im Widerspruche damit von der Fülle ihrer Machtstellung durchdrungen. Es war die Zeit des „aufgeklärten Absolutismus“, ein Glied in der Kette des gesellschaftlichen Lebens. Kaiser Josef war idealer gesinnt, als sein großer Zeitgenosse Friedrich; was diesem von des Volkes geistiger Unreife bedingt schien, deuchte jenem ein Ausfluß von Gott empfangener Rechte. Selten nur zeigte sich bei ihm ein skeptischer Zug und selbst dieser scheint uns durch ein freundliches Lächeln verschönt. Als er gelegentlich des amerikanischen Unabhängigkeitskampfes um seine Meinung befragt wurde, gab er zur Antwort: „Mein Stand erfordert es, Royalist zu sein.“ — „Der ganzen Menschheit gewidmeter Belustigungsort von ihrem Schützer“ ist die Aufschrift, die er oberhalb des Hauptthors des Wiener Augartens anbringen ließ, als er diesen der allgemeinen Benutzung preisgab, und diese Aufschrift ist heute noch dort zu finden. Das großartige Pathos der Revolutionszeit tönt schon durch diese Worte, aber nebenbei läßt sich auch der selbstbewußte Herrscherton vernehmen. „Der erste Diener des Staates“ wollte Josef sein und er war es auch, allerdings ohne einen andern Herrn anzuerkennen, als Gott, ohne einem andern Rechenschaft ablegen zu müssen, als dem Schöpfer oder als dessen Stellvertreter seinem eigenen Gewissen. Damit soll nun keineswegs ein herber Tadel ausgesprochen werden. Ein Mensch kann sich eben über seine Zeitgenossen erheben, er kann es aber nur bis zu einer gewissen Höhe und nur innerhalb seiner Atmosphäre. Friedrich und Joseph,

beide standen an der Schwelle ihrer Zeit mit dem Ausblick in die künftige, beiden wurde Preis und Verherrlichung im vollsten Maße zutheil. Und wenn vielleicht ein späteres Geschlecht das Bild dieser Männer in ihrer Erinnerung anders gestalten wird, als es einst geschah und jetzt geschieht, in der Ehrenhalle der Menschheit werden sie stets ihren Platz finden.

Friedrich II. urtheilte über Joseph: „Schade, daß er immer den zweiten Schritt vor dem ersten thut“ und damit ist eine recht scharfsinnige Meinungsäußerung gegeben. Die letzten Worte, die Josef auf seinem Sterbelager gesprochen, lauten der Ueberlieferung nach: „Ich glaube meine Pflicht als Mensch und Regent erfüllt zu haben.“

II.

Frankreich, das Land der Troubadours, hat sich allzeit durch seine Galanterie gegen das weibliche Geschlecht ausgezeichnet.

„A dieu mon âme,
Ma vie au roi,
Mon coeur aux dames
L'honneur pour moi —“

(Gott meine Seele, dem König mein Leben, mein Herz den Damen, die Ehre für mich) war die Devise der Ritterschaft. Und Franz I. that den Ausspruch: „Ein Hof ohne Damen ist ein Garten ohne Blumen.“ Auch der volksthümliche Heinrich IV. liebte es eifrig, im Buche der Liebe zu blättern, wobei er allerdings nicht, wie manche seiner Nachkommen, alles andere vernachlässigte. Bekannt ist sein Ausspruch: „Ich wünsche, daß in meinem Lande jeder Bauer Sonntags sein Huhn im Topfe habe.“ Einen Edelsinn bekundet auch seine Aeußerung nach der Schlacht von Coutras, als ihm seine Höflinge jubelnd beglückwünschten. „Ruhig“ — sprach er — „jetzt darf man nicht jubeln, jetzt ist es vielmehr Zeit, zu weinen, selbst wenn man Sieger ist.“

Unter Ludwig XI. wurde bekanntlich die absolute Gewalt des französischen Königthums geschaffen, die Uebermacht des Adels wurde geschwächt; seine Nachfolger setzten das Werk fort, bis die Kraft der Reichsgroßen endlich ganz gebrochen war. Nicht wenig trug dazu der schlaue Cardinal Richelieu bei und kennzeichnend ist da sein Ausspruch: „Ich will so viel Herzoge machen, daß es eine ebenso große Schande sein soll, einer, wie keiner zu sein.“ Der Adel haßte auch nicht wenig den allmächtigen Staatsmann. Als dieser starb und dem König Ludwig XIII. sein Tod gemeldet wurde mit den Worten: „Euer Majestät Minister lebte und starb wie ein Heiliger“, konnte der eben anwesende Marquis de Trois-Villes sich nicht enthalten zu bemerken: „Wenn seine Seele in den Himmel kommt, so hat der Teufel die Zeit veräußert.“ Der König lächelte und — nickte zustimmend. Dem ränkereichen Schüler des ränkereichen Meisters war eben dieser auch schon zu unbequem geworden. Unter Ludwig XIV. stand der Royalismus auf dem Höchstpunkt der Macht. „L'etat

c'est moi“ soll der König dem Parlamente zugerufen haben und der „Sonnenkönig“ war auch wirklich der Staat selbst. Eine schlaue Politik erweiterte die Machtssphäre Frankreichs. Den spanischen Thron der Habsburger bestieg der bourbonische Herzog von Anjou, bei dessen Abschied von Paris Ludwig die Worte sprach: „Reisen Sie glücklich. Jetzt giebt es keine Pyrenäen mehr.“

Unter Ludwig XIV. erreichte auch die Genußsucht den Gipfel, aber sie stieß nicht alle anderen Interessen hinab, wie es in der folgenden Zeit der wüsten Regentschaft und jener Ludwigs XV. geschah. Da galt wirklich als Lösungswort der Ausspruch der Marquise Compadour: „Après nous le déluge.“ Und sie kam auch wirklich, diese Sündflut und in einem Meer voll Blutes ging das alte Königthum unter.

Nichts konnte Ludwig XV. trefflicher charakterisiren, als das böshafte Epigramm, das seinerzeit jemand an dessen Bildsäule heftete:

„Il est ici comme à Versailles,
Sans coeur, sans âme, sans entrailles.“

(Er ist hier wie in Versailles, ohne Herz, ohne Seele, ohne Eingeweide).

Ludwig XVI., dem wohl keine großen Geistesgaben zugesprochen werden konnten, dem aber auch die Sittenreinheit nicht abgesprochen werden durfte, büßte die Verbrechen und Sünden seiner Vorgänger.

Ein gelungenes Bild des Hoflebens jener Zeiten geben die Worte, welche der alte Marschall Richelieu einst zu Ludwig XVI. sprach: „Unter Ludwig XIV. sprach man mit den Augen, unter Ludwig XV. flüsterte man, unter Euer Majestät spricht man laut.“ Ja, man sprach laut, sehr laut und doch hörte es der schwache König nicht früher, als bis der Lärm der Straße in seinen Palast drang. Oder er hörte nur die Stimmen hochmüthiger, verblendeter Höflinge, Libertiner, die sich die Worte des Marschalls de Villeroi zur Richtschnur nahmen. Dieser, Gouverneur unter Ludwig XV., bemerkte einst: „Man muß den Ministern, so lange sie an der Macht sind, den Nachtopf halten und ihnen denselben über den Kopf gießen, wenn sie es nicht mehr sind.“

Reicher als jede frühere Zeit an denkwürdigen Worten war die folgende; man sprach nicht nur laut, man schrieb auch — sehr laut. Es ist recht bezeichnend, daß wir für die periodische Literatur einen Namen gebrauchen, der eigentlich das Hauptwerkzeug der Buchdruckkunst bezeichnet: die Presse. Viel wurde schon für sie und gegen sie geeifert, früh schon wurde der Werth und die Macht der „schwarzen Kunst“ erkannt. Als in England der Buchdruck sich zu verbreiten begann, rief Cardinal Wolsey (1473—1533) den Geistlichen zu: „Vernichtet die Presse, sonst wird sie Euch vernichten!“

In Frankreich hat wohl die Presse das Königthum nicht vernichtet, aber sie half dazu, nachdem sie lebensgefährdend verwundet hatte; sie half dazu, als der sichtbare Ausdruck des Geistes jener Zeit. Dieser äußerte sich zweifach: geistreich, spöttelnd, dabei auch in

die Tiefe dringend und großartig tönend, durchdrungen vom Gefühle sittlichen Ernstes. Das letztere kam während der Revolution und auch später fast ausschließlich zur Geltung, obgleich es eigentlich weniger vom gallischen Geiste durchdrungen war; ja es äußerte sich öfter sogar in recht grotesker, fast possenhafter Weise. Jener fand seinen Hauptvertreter in Voltaire, dieser in Rousseau; man könnte sie sogar deren Väter nennen, sowie man sie die „Väter der Revolution“ heißt, wenn der öffentliche Geist die Schöpfung einzelner wäre.

Echt voltairianisch ist zum Beispiel der Ausspruch des damaligen französischen Intendanten Du Buc: „Der Galgen ist eine Schmeichelei für das Menschengeschlecht. Man hängt drei oder vier, um den anderen einzureden, sie wären tugendhaft.“ Und Rousseaus pathetischer Ernst spricht aus Turgots Worten, welche er Franklins Büste widmete: „Eripuit coele fulmen sceptrumque tyrannis.“ (Er entriß dem Himmel den Blitz, das Scepter den Tyrannen.) Und derselbe Geist dröhnte aus den Worten Mirabeaus, die er des Königs Abgesandten zurief, als dieser die Aufhebung der Versammlung forderte: „Sagen Sie dem König, der Sie gesendet hat, daß wir nur der Gewalt der Bajonette weichen.“ Aus diesen Worten dröhnte der Sturmglockenschall der Revolution, der bald in den Wimmerton des Armen-Sünder-Blöckleins überging: das Haupt Ludwigs fiel unter dem Fallbeil. Zu spät erkannte er die Umwälzung. „Das ist ja Revolte!“ rief er bestürzt aus, als ihm Kunde des Bastillensturms wurde. „Nein, Sir, Revolution!“ war die kurze und treffende Antwort eines Hofmannes.

Ein König Frankreichs war gestorben, ohne daß der alte Ruf laut geworden wäre: „Le roi est mort, vive le roi!“ (Der König ist todt, es lebe der König!) Es ist dies ein echter Höflichkeits-Ausdruck, der in einem Athemzuge den Tod des alten Herrschers verkündet und dem neuen zjubelt. Im Großstaat der vier Kartenkönige im Ländchen Monaco ist — nebenbei bemerkt — ein ähnlicher Ruf noch heute üblich. „Grimaldi est mort, vive Grimaldi“ wird da, auf das herrschende Geschlecht beziehend, ausgerufen.

Als Ludwig XVI. vor seinen Richtern stand, als über sein Leben abgeurtheilt wurde, versuchte fast jeder der Beisitzer seinen Spruch mehr oder minder ausführlich zu begründen, hauptsächlich jene, die für den Tod stimmten. Vielleicht war es der letzte Rest monarchistischer Gefühls, der in einer Herzfalte verborgen war, vielleicht war es zufolge des pathetischen Zugs jener Zeit. Nur Robespierre sprach sein strenges: „Le mort sans phrase!“ Und doch mochte es kaum eine erschütterndere Phrase geben, als eben diesen — „Tod ohne Phrase“. Ein lauter Schall tönte auch aus den Worten: „Elles ont balayées les tyrans.“ (Sie haben die Tyrannen fortgesetzt.) Die Frauen führten sie als Spruch auf der Fahne, die sie von dem Pariser Gemeinderath erhielten, als Dank für die Mitwirkung bei der Vernichtung des Königthums. Sie hatten auch das Recht, mit dieser Fahne bei den öffentlichen Festlichkeiten zu erscheinen.

Noch einmal flackerte in Frankreich der Royalismus auf. Die Vendee erhob sich unter der Führung des Marquis de la Roche Jaquelin, dessen Losung war: „Rück' ich vor, so folgt mir; fall' ich, so rächt mich; flüchte ich, so tödtet mich.“ Der Aufstand wurde mit eiserner Faust niedergeschlagen, die „Schreckensherrschaft“ entfaltete immer mehr ihre fürchterliche Macht, bis sie endlich sich selbst vernichtete. Und bald wurde auch die Republik von ihrem größten und undankbarsten Sohne, von Napoleon Bonaparte, erdrosselt. Es gäbe die Menge zu verzeichnen, wollte man die merkwürdigen Worte jener Zeit niederschreiben. Auch das später zum Schlagwort gewordene „Der Rhein, die natürliche Grenze Frankreichs“ wurde damals seitens des Generals Dumouriez zum ersten Male laut. Fast alle Proklamationen der Republik zur Zeit ihrer Kraft enthalten Stellen, die gleichsam in den granitenen Tafeln der Geschichte eingegraben sind, Worte, die mehr als die leere Phrase bedeuten, da hinter ihnen die volle That steht.

Das nämliche will auch für Napoleon gelten, obzwar auch manche seiner Aeußerungen nichtige Phrasen sind, rhetorischer Klingklang, berechnet, in das Ohr der Menge sich einzuschmeicheln. Während einer lebhaften Unterredung, die er mit dem Papst hatte, rief ihm dieser zu: „Comediante!“ Und als der Kaiser noch erregter fortfuhr, rief er wieder „Tragediante!“ Der „heilige Vater“ hatte da kein übles Urtheil. Es steckte in der That ein gut Stück Komödiantenthum in dem „kleinen Korjen“ und sein Bild würde der Nachwelt manche komische Verzerrung weisen, wäre seine Gestalt nicht von der blendenden Aureole des Genies umgeben.

Allbekannt, wie fast alle seine Aussprüche, ist auch jener, nach welchem ihm als die bedeutendste Frau jene gilt, welche die meisten Kinder zur Welt bringt. Nach Schillers bekanntem Distichon wäre ein Kennzeichen des besten Staates und der besten Frau: „daß man von beiden nicht spricht“. Balzac meinte — es ist wohl nicht so arg, wenn ich die geringe Abweichung von der Sache vergrößere — die klugen Frauen lieben in der Regel nur dumme Männer, was sehr böse klingt und sehr weltersfahren spricht, und Hippel endlich bemerkt böshaft, eine Frau könne keinen Brief ohne Postskriptum schreiben.

Doch Napoleon!

„Drei Jahrtausende blicken auf Euch herab“, rief er seinen Soldaten im Schatten von Egyptens Pyramiden zu und diese Worte waren wohl noch mehr für das europäische Publikum berechnet, als für die braven Grenadiere, die ihren Tornister mit keinem historischen Gepäck belastet hatten und in den Pyramiden kaum mehr als Steinhäufen gesehen haben dürften. Ein Scherzwort, verbunden mit einer praktischen Maßregel, war es, als er bei Carrébildung der Truppen den Befehl gab: „Maulthiere und Gelehrte in der Mitte“, ein Scherzwort nur, denn Mangel an Achtung vor der Wissenschaft konnte ihm nie zum Vorwurf gemacht werden, weder dem Konsul von damals, noch

dem Kaiser von später. Auch das gedruckte Wort unterschätzte er nicht, kein Regent dürfte es sogar so umfangreich wie er benutzt haben und jedem seiner Feldzüge ging ein Flugschriften-Schwarm vorher. Sein Kronenspiel und Herzogtitel-Verleihen kennzeichnete in gelungener Art der Volkswitz jener Zeit: „Er bürstete die Fürstfinder und fürstete die Bürstenbinder“ hieß es damals in Deutschland. Das damalige Oesterreich schilderte er gelungen mit den Worten: „Sie brauchen 15 Jahre, um zu rüsten und weitere 15, um zu sagen: Wir sind gerüstet.“

Er fiel. „Die Freiheit Europas hat sich unter mehrere Fahnen geflüchtet“ hieß es in dem Aufruf des Erzherzogs Karl „des Siegers von Aspern“, als er sich zum letzten Kampf gegen Napoleon rüstete. Es kam Leipzig — die „Völkerschlacht bei Leipzig“ und der mächtige Kaiser war bald — der „Gefangene von Elba“. Die Bourbonen kehrten nach Frankreich zurück und Ludwig XVIII. erklärte: „Nichts hat sich in Frankreich geändert, es giebt nur einen Franzosen mehr.“ Einer hübschen Schaumünze, geprägt aus unechtem Metall, glich diese Phrase. In Frankreich hatte sich gar viel geändert, als unter dem Schutze fremder Bajonette jenes Geschlecht wieder Einzug hielt, von dem der bedeutendste aller Ueberläufer, Talleyrand, sehr richtig urtheilte: „Sie haben nichts gelernt und nichts vergessen.“

Es folgte die Rückkehr Napoleons, die sogenannten „Hundert Tage“, die eigentlich mehr als hundert Tage waren. Noch einmal flackerte Napoleons Glücksschein auf, um bei Waterloo bald für immer zu erlöschen. „Kinder, es heißt wohl, es geht nicht! aber es muß gehen, ich habe Wellington Hilfe versprochen“, rief „Marschall Vorwärts“, Blücher, seinen Soldaten zu und sie stürmten vorwärts, um just noch zur rechten Zeit dem englischen Befehlshaber die erwartete und nöthige Hilfe zu bringen. Napoleon — Sankt Helena!

„Was das Schwert uns hat erworben,
Sei durch Federn nicht verborgen.“

Zu diesem Reim wurde ein Ausspruch Blüchers gebracht, dem die langen diplomatischen Verhandlungen nicht behagen mochten. Nicht mit Unrecht, denn die Sieger ließen sich an dem grünen Tisch manches entwinden, was durch die Waffe erobert zu sein schien.

Nun war Frieden! In Frankreich begann die Stellenjägerei. Von den zwei Hauptparteien hieß es witzig: „Ministerial heißt: ich habe ein Amt, Independent heißt: ich will ein Amt.“ Aehnlich erklärte schon früher Minister Bergeunnes dem König Ludwig XVI. den Unterschied der Parteien in England: „Die Tories sind Whigs, so lange sie sich um Stellen bewerben und die Whigs sind Tories, sobald sie die Stellen erhalten.“

In Oesterreich herrschte Kaiser Franz I., dessen Gehaben am besten kennzeichnet seine übliche Redensart: „Wir werden schon machen.“ Ein gutmüthiges Sprüchlein, das viel erwarten läßt und dabei gar nichts verspricht. Oesterreich, Rußland und Preußen bildeten die „heilige Allianz“, die Europa nach dem „Befreiungskrieg“ auch von

dem bißchen Freiheit zu befreien versuchte. Diese Thätigkeit unterbrach die Juli-Revolution in Paris, die aus Frankreich die alten Bourbonen segte. Die jüngere Linie, die Orleans, kam nun mit Louis Philipp zur Herrschaft. Doch auch der „Bürgerkönig“, wie er sich gerne nennen hörte — und wie auch seinerzeit Kaiser Josef II. oft genannt wurde — konnte sich nicht lange halten. Ministerium auf Ministerium folgte in kurzer Frist, bis endlich Guizot die Leitung übernahm. Er konnte sich freilich länger als die anderen halten, sein Rezept war auch sehr einfach: „Enriches vous!“ (Vereichert Euch!) rief er den Abgeordneten zu und die schönste Korruption begann. Guizot selbst hielt sich allerdings fern vom unlautern Erwerb.

Das Sturmjahr 1848 riß Ludwig Philipp die Krone vom Haupte und durchsegte beinahe ganz Europa.

„Auf meine Wiener lasse ich nicht schießen“, sprach Kaiser Ferdinand I., ein menschenfreundliches Wort, ähnlich jenem des Bayernkönigs Ludwig I.: „Ich will Frieden haben mit meinem Volke.“ Es wurde aber doch geschossen; ein heißer Kampf durchtobte die Straßen der lebensfrohen Donaustadt, ein Kampf, in dem vom Volke die Losung ausgegeben wurde: „Heilig ist das Eigenthum.“ Noch heftiger tobte der Kampf in Ungarn, das sich etwa ein Jahrzehnt früher zu einem ernstlichen kulturellen und nationalen Fortschritt aufgerafft hatte, wobei als Losung das Wort seines Führers Graf Stefan Szecsenyi, des „größten Ungars“, galt. „Ungarn war nicht, sondern es wird sein“, lautete Szecsenyis Ausspruch. Der Freiheitskampf, in dem die radikalere Elemente unter Führung Ludwig Kossuths die Uebermacht gewannen, wurde von Oesterreich mit russischer Hilfe unterdrückt und Paskiewitsch konnte dem Zaren telegraphiren: „Ungarn liegt zu Füßen Ew. Majestät.“

In Deutschland wurde Erzherzog Johann Reichsverweser; er, der die Worte niederschrieb: „Kein Oesterreich, kein Preußen mehr — Ein einzig Deutschland hoch und hehr.“ In Frankfurt tagte das deutsche Parlament. Ein Mitglied desselben, J. Benedey, schrieb in das „Gedenkblatt“, wo alle Abgeordneten einen Ausspruch verzeichneten, die merkwürdigen Worte: „Man muß dem lieben Herrgott helfen, gutes Korn machen.“ Die Frankfurter Versammlung ging fruchtlos auseinander, sie zerfiel im Sturme der Revolution und der nachfolgenden Reaktion, in der das Wort Stahls galt: „Autorität, nicht Majorität.“

In Frankreich kam Louis Napoleon zur Präsidentschaft und später, durch den Staatsstreich vom 2. Dezember 1852, zur Kaiserwürde. Nur in einem gleich „Napoleon der Kleine“, wie ihn Viktor Hugo nannte, seinem großen Oheim: in der Meisterschaft der Phrase, die noch von keinem so häufig und so verlogen in Anwendung kam, wie von ihm. Ein Prachtexemplar dieser Art war sein „Das Kaiserreich ist der Friede.“ Und das Kaiserreich führte den Krimkrieg, den italienischen Krieg, den mexikanischen, die Kämpfe in Algier und endlich den deutsch-französischen Krieg, in dem es vernichtet wurde.

„Mit einem Kadaver kann man sich nicht alliiern“, sprach Napoleon nach der Schlacht bei Königgrätz, als er von mancher Seite zum aktiven Einschreiten gegen Preußen gedrängt wurde. Ob er sich wohl jener Worte erinnerte, als sein Kaiserthum bei Sedan in Trümmern ging und Oesterreich just einen Aufschwung nahm?

Die Nebenbuhlerschaft Preußens und Oesterreichs in der Führung Deutschlands bestand schon früher und zeigte sich in den fünfziger und sechziger Jahren immer heftiger. Den österreichisch Gesinnten und Großdeutschen galt als Grundsatz, was in den sechziger Jahren Schulze-Dehlig mit folgenden Worten zum Ausdruck brachte: „Man muß Preußen den Großmachtkegel austreiben.“ Das gelang nun freilich nicht, zumal in Preußen ein Mann die Staatslenkung in seine feste Hand nahm, der vom Genie nicht minder begabt ist, als vom Glücke: Bismarck. Auf den Schlachtfeldern Böhmens erkämpfte Preußen die Suprematie in Deutschland, auf den Schlachtfeldern Frankreichs die Wiederherstellung des Deutschen Reichs und seine Suprematie in Europa. Zahlreich sind seine merkwürdigen Aussprüche; wie kaum jemals ein zweiter vermag er eine Charakteristik, eine Erklärung in kurzer Art in kräftigen Worten zu geben. Viele seiner Ausdrücke sind zur üblichen Redensart, zum „geflügelten Wort“ geworden. Es sei hier nur erinnert an die Kennzeichnung der Journalisten als Leute, „die ihren Beruf verfehlt haben“, an das kräftige: „Wir Deutsche fürchten Gott und sonst nichts auf der Welt“, was er übrigens früher schon in ähnlicher Weise ausgesprochen: „Ein Appell an die Furcht hat in deutschen Herzen niemals ein Echo gefunden.“ „Straßburg ist der Schlüssel zu unserm Hause“ sprach er während der Friedensverhandlungen (20. Sept. 1870) zu Jules Favre, der vergeblich die Phrase gebrauchte: „Keinen Stein unserer Festungen, keinen Fußbreit unseres Landes.“

In Oesterreich begann nach dem Krieg mit Preußen, nach dem Ausgleich mit Ungarn der „finanzielle Aufschwung“, der gar bald ins Schwindelhafte überging und im Mai 1876 durch den charakteristisch benannten „großen Krach“ sein Ende fand. Trefflicher konnte jene Schwindelzeit nicht geschildert werden, als es das Witzwort des Wiener Bankiers Baron Königswarter vermochte. „Jeder Schnorrer, der eine Million hat, glaubt heute schon ein Millionär zu sein“, meinte er.

In Deutschland begann die innere Gestaltung des neuen Reiches. Gesetze wurden geschaffen, manche davon wurden bald hinfällig, als wäre denn wirklich richtig, was vor etwa einem halben Jahrhundert Professor Savigny in Berlin behauptete: „Unsere Zeit hat keinen Beruf für die Gesetzgebung.“ Immer lauter wurde die soziale Frage und zuweilen mochte man auch wirklich die von Ferdinand Lassalle erwähnten „dröhnenden Schritte der Arbeiterbataillone“ vernehmen. Und daneben gilt in unserer „Aera der Großstädte“, was schon den Römern als Losung galt: „Panem et circenses“. (Brod und Vergnügungen.)

Der Fall Napoleons III. brachte auch Italien die langersehnte Hauptstadt Rom. Italienische Truppen besetzten die Papststadt und dieses Mal war der volkstümlichste Held Italiens, der alte Garibaldi, nicht dabei. Dagegen kämpfte er zwecklos für die französische Republik gegen die Deutschen. Wenige Jahre später starb er in seiner Heimat. Was er dem Volke bekundet, war die Klage der neapolitanischen Frauen, die in ihrer Mundart ausriefen: „E morto Galubbardo, e morto lu mio bel.“ (Gestorben ist Garibaldi, gestorben ist mein Liebster.)

* * *

Und nun seien zum Schluß etliche „Denkworte“ gegeben, die nicht in Verbindung miteinander stehen, einzelne Gelegenheitsmünzen, die aber nicht weniger als andere zur Charakteristik dienen.

„Wer keine Geometrie versteht, bleibe draußen“, stand über Platons Thüre und damit gab er kurz und klar zu verstehen, was ihm über alles gelte. Ein Gelehrter neuerer Zeit, Buffon, erklärte: „Der Stil ist der Mensch selbst“ und der englische Satiriker Swift gab als Rezept zu einem guten Stil: „Das rechte Wort an rechter Stelle.“ Rivarol meinte gegenüber einem Manne, der sich der Kenntniß von vier Sprachen rühmte und dabei nichts weniger als tief-sinnig war: „Sie haben immer vier Worte gegen einen Gedanken.“ Spöttisch und pessimistisch klingt, was der französische Dichter Malherbe einst seinem beschränkten Neffen sagte: „Croyez moi, soyez brave, vous ne valez rien d'autre chose.“ (Glaub' mir, sei brav, zu anderen Dingen taugst Du doch nicht.) Voltaire schrieb einst als Antwort auf ein zur Beurtheilung eingesandtes Trauerspiel: „Es ist nicht schwer, eine Tragödie zu machen wie diese, aber es ist sehr schwer, darauf zu antworten, dem, der sie gemacht hat.“ „Verbrennen heißt nicht widerlegen“, schrieb Rousseau an den Erzbischof von Paris, der Befehl gegeben hatte, die Schriften des Philosophen öffentlich zu verbrennen.“

Der russische General Suwaroff — um auch etwas soldatisches einzuflechten — meinte: „Die Kugel ist eine Närrin, das Bajonett ist ein schneidiger Bursche“; damit hat er die deutlichste Schilderung seiner Taktik gegeben. Suwaroff liebte es, seine Umgebung zuweilen mit derben Scherzen zu necken. Einst wurde an seiner Tafel der Unterschied der französischen Wörter *sou* (Narr) und *sot* (Dummkopf) erörtert.

„In der Benennung *sou* liegt meines Erachtens keine Beleidigung“, meinte der General. „*Je suis sou, vous êtes sou*“ — fuhr er fort, auf den zunächst sitzenden Oberst weisend — *nous sommes tous sots*“ schloß er nun, mit einer Handbewegung auf den ganzen Tischkreis deutend.

„Verzeihen Sie, General“, bemerkte nun der erwähnte Oberst, den diese Neckerei nicht wenig verdros. „Wir alle sind Narren, das mag am Ende für die ganze Menschheit gelten. Aber es giebt doch

Unterschiede, denn — *il y a des grandes fous* — dabei wies er mit einer Verbeugung auf den General — *„et il y en a des petits“* — hier zeigte er auf sich selbst.

Der französische Dichter und Staatsmann Lamartine war ein Hundeliebhaber und er erklärte zur Begründung seiner Neigung: 1) weil sie schön sind, 2) weil sie gut sind, 3) weil sie sich mit der Politik nicht befassen und 4) weil sie Hunde sind.

Die Politik! Eine in Berlin erscheinende Zeitung, die „Tägliche Rundschau“, stellte in ihrem Prospekt die Regel hin: „Die Politik verdirbt den Charakter“, ein Ausspruch, der nicht unbedingt zu gelten braucht, der aber auch nicht mit einem Lächeln beiseite geschoben werden darf. Hübsch ist das Wort des österreichisch-ungarischen Ministers Andrássy: „Wort halten ist leicht, aber versprechen ist schwer.“

Der geistvolle Philosoph Schopenhauer nannte die Mädchen „Knalleffekte der Natur“ und in jedes Menschen Angesicht fand er „einen Gedanken der Natur“.

Und damit sei Schluß gemacht. Denn zu viel gäbe es auf literarischem Gebiete zu pflücken, als daß man wagen dürfte, auch nur den rechten Anfang zu machen.





Ophir, das Goldland der Königin von Saba.

Von Heinrich Becker.

Herr Merensky, Superintendent der Berliner Transval-Mission, hat fünfzehn Jahre im Lande der Betschuanen, im Osten von der Transval-Republik, verbracht. Dieser Herr ist als Theologe ausgezogen, in der Absicht, die Heiden zum Christenthum zu bekehren. Er ist als Kulturforscher, als Geograph nach Hause gekommen. Er hat nicht das Christenthum gepredigt, nein, er hat die ungebildeten Völker (wie Moses seinerzeit die Hebräer) zu Sauberkeit und Ordnung, zu Gesittung und Menschlichkeit erzogen. Dabei fand er noch Zeit, das Land zu bereisen, werthvolle Aufzeichnungen zu machen, Kartenskizzen zu entwerfen und ein Bild von jenem Lande heim zu bringen, wie es viele Naturforscher — die mit Käfer- und Kräuterjammeln glaubten die Menschheit zu bereichern — nicht gebracht haben.

Er hat ein Buch und eine vortreffliche Karte von Süd-Afrika herausgegeben (Verlag von Simon Schropp in Berlin), die über vieles nicht bekannte uns bündigen Aufschluß geben. In diesem Buche hat er unter anderem auch das Land „Ophir“ beschrieben, in dem, nach hebräischer Uebersetzung, der König Salomo und wahrscheinlich die Königin von Saba die große Menge des Goldes geholt hätten, mit dem der König den berühmten Tempel zu Jerusalem schmückte. Außer den biblischen Beweisen bringt er einige wichtige geographische, die einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit bieten.

In den Büchern der Könige und den Büchern der „Chronika“ wird erzählt, David habe das Land der Edomiter bis gegen Cloth am Rothem Meer (Busen von Akaba) erobert. Salomo ließ den Hafen von Ezeon-Gebir anlegen und Schiffe dort bauen. Weil die Kinder Israël noch keine Meeresküste besaßen hatten, mietete Salomo von dem König Hiram von Tyrus Schiffbauer und Schiffknechte. Dafür und für das Cedernholz, aus dem er den Tempel baute, gab er dem König von Tyrus zwanzig Städte im Libanon — von denen Herr



Am Kamin.

Nach einem Originalgemälde von Fanny Levy.

Hiram nachmals sagte: „Sie gefallen mir nicht!“ Mit selbigen Schiffen fuhren die Knechte Hiram's in das Land Ophir.

Sie brauchten drei Jahre, bis sie wiederkamen. Dann aber brachten sie 450 Talente Goldes, dazu auch sehr viel Ebenholz und Elfenbein, Affen und Papageien. Von dem Ebenholz ließ der König in dem Tempel die Pfeiler machen (d. h. bekleiden), auch Thronen und Psalter für die Sänger daraus schnitzen. Aus dem Golde ließ er die Wände, die Pfeiler und Knäufe (mit Goldblech) bekleiden, den Altar des Herrn, auch viele Schilde und Gefäße machen. — Es kam nicht mehr solch Ebenholz, ward auch nicht gesehen bis auf diesen Tag.“ Auch von dem Golde wurde nicht mehr so viel gebracht, wie zu Salomos Zeit.

Mit den Knechten des Hiram kam auch die Königin vom „Reich Arabia“, den König Salomo „zu versuchen mit Räthseln“. Sie kam mit einem sehr großen Zug von Kameelen, die viel Myrrha trugen, viel Gold und Edelstein. Sie gab dem König zum Gastgeschenk 120 Talente Gold und sehr viel Myrrha und Edelstein. — Es kam nicht mehr so viel Myrrha, als die Königin von Arabia dem König Salomo gab.“

So die Chronisten. Herr Mercusky sucht nun den Beweis zu führen, in India, dem reichsten Lande der Welt, habe es nicht so viel Gold gegeben, als Salomo mit einem Zuge heimführte; in Arabia selber gab es keines: es blieb also nur das Land Afrika, aus dem das Gold konnte geholt werden. An der ganzen Ostküste von Afrika war aber kein Land, was so viel Gold erzeugte, wie die Gegend von Sofala (20° südl. Br.) im Süden des großen Zambezi-Flusses. Das Matoppo-Gebirge, das im großen Halbkreise — an 50 Meilen von Sofala — das Küstenland umzieht, mit der weiten Alluvial-Ebene sei als die Heimat des vielen Goldes durch die ganze Geschichte bis auf diesen Tag bekannt.

Im Jahre 1500 trafen die portugiesischen Admirale Pedro Alvarez und Abrius Fidalus bei Sofala zwei mit Gold beladene arabische Schiffe, die nach Melinda (an der Küste von Zanzibar) fuhren. Ein paar Jahre später (1506) setzten die Portugiesen sich schon in den Besitz von Sofala. Dort vernahmen sie die Kunde von einem Reich Monomotapa, das im Innern des Landes, im Westen von Sofala gelegen sei. Man sprach von alten Büchern, aus denen man erfuhr, daß Salomo hier sein Gold habe holen lassen. Ein Dominikaner-Mönch, Juan dos Santos, der Sofala besuchte, will sogar gehört haben, daß im innern Lande noch Bauwerke seien, die von Salomo oder von der Königin von Saba stammten.

Dies reizte die Begier der Portugiesen. Im Jahre 1570 wurde eine Expedition unter dem Dominikaner-Frater Vareto nach Monomotapa entsandt, sie endete aber unglücklich. Zu gleicher Zeit drangen die Jesuiten in das Goldland ein. Sie errichteten bei Zumbo am Zambezi (unterhalb des Anruma-Passes, 30° westl. L.) eine Station. Livingstone fand dort noch die Trümmer einer Kirche

und eine zer Schlagene Glocke mit dem Wappen der Jesuiten). Diesen war es gelungen, den König von Monomotapa und seine Mutter zu taufen (1560). Schon im folgenden Jahre aber trieb der König, auf Anstiften der Muhamedaner, die Jesuiten hinaus; er ließ den Priester und fünfzig Getaufte erschlagen. Später drangen die Jesuiten abermals ein und sammelten fleißig Goldstaub, den sie in hölzernen Heiligenbildern nach den Häfen und der Heimat brachten. Diese Bekehrungsarbeit setzten sie fort bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts, als ihr Orden aufgelöst wurde (1774).

Herr Merensky versuchte nun, von einer Station (Wotsabelo) im Lande Transval (26° südl. Br.) aus ziehend, die geheimnißvollen Ruinwerke, die von den Sabäern herrühren sollten, zu erforschen. Mehrere Versuche, nach den 100 bis 200 Stunden entfernten Orten zu dringen, schlugen aber fehl. Mit dem Geographen Mauch verabredete er dann (1871) einen wiederholten Zug. Ein feindlicher Stamm überfiel aber seine Station; er war genöthigt zu bleiben, indessen Herr Mauch allein die Fahrt wagte. Dieser kam im September 1871 glücklich nach Zimbabue und entdeckte die merkwürdigen Ruinen.

Der Ort liegt um 20° südl. Br. und 32° westl. L., etwa fünfzig Meilen westwärts von Sofala. Von dem Matoppo- und Maschona-Gebirge, das zwischen dem Limpopo- und Zambezi-Fluß von Südwesten nach Nordosten zieht, fließt der Sabia, der im Süden von Sofala mündet. In dem oberen Laufe wird der Fluß durch einen 4000 Fuß hohen Basaltring, Urobi Pith, der meerwärts sich erhebt, von Norden nach Süden gedrängt. Gerade dem Urobi Pith gegenüber, auf der Westseite des Sabia, liegen die Ruinen von Zimbabue.

Hier erhebt sich ein 400 Fuß hoher Granitkopf und, durch ein flaches Thal getrennt, südlich davon eine etwas erhabene (Gneis-) Terrasse. Der Granitkopf ist oval, darauf steht, aus dem Felsen gehauen, ein gewaltiger Trumm, der mit vielen kleineren — mehrere Tonnen schweren — Trummen bedeckt ist. Zwischen den Trummen sind Reste von Mauern erkennbar, die rund um den Kopf ziehen. Herr Mauch spricht von „runden, zickzackförmigen Directionen der Mauern“, soll wohl heißen „mit Vorsprüngen oder Vorwerken.“ Viele Gänge führen durch das Gemäuer. Das Werk scheint eine Festung gewesen zu sein.

Im Süden von der Festung, auf der niederen Terrasse, erhebt sich ein ovales „Rondeau“ von 150 Yards Durchmesser. Es ist 600 Schritte vom Berge entfernt; durch große Vorwerke war es mit dem Berge verbunden. Von der Bergseite her hatte es einen einzigen, drei Fuß breiten Eingang. Ein Holzbalken, der als Thürschutz diente, war morsch geworden und damit der Eingang zerfallen. In diesem Rondeau lief eine zweite Mauer parallel mit der äußeren; sie hatte auch nur einen Zugang. Innerhalb dieser inneren Mauer stand ein runder Thurm. Er war etwa 30 Fuß hoch; 10 Fuß hoch ein runder Tambour von 15 Fuß Durchmesser, dann eine kegelige Spitze, die

auf 8 Fuß Breite auslief (d. h. zugewölbt war). Der Thurm hatte keinen sichtbaren (wohl verschütteten) Eingang. Im übrigen waren nur unregelmäßige („labyrinthische“) Gänge zu finden.

Die ganzen Mauerwerke sind aus behauenen Granitsteinen angeführt. Sie sind von der Größe unserer Backsteine; ohne Mörtel sind sie auf einander gelegt. Die Bergfestung hatte Mauern von 10 Fuß Dicke, die nach oben auf 7 bis 8 Fuß sich verjüngten. Eine derselben war noch 30 Fuß hoch erhalten. An einigen Stellen steckten noch Steinbalken in dem Gemäuer, 8 bis 10 Fuß lang, 8 Zoll breit und 3 Zoll dick. Sie waren aus sehr hartem, „metallisch klingendem Stein von grünlich-schwarzer Farbe.“ (Wahrscheinlich Phonolith — Klingstein — der aus dem nahen Basaltgebirge stammte.) In dem Rondeau fand man an der äußeren Mauer, 20 Fuß über dem Boden, die Granitsteine in Verzierung gelegt. (Leider fehlt uns die beigegebene Abbildung.)

Herr Mauch fand keine Geräthe, außer einer zerbrochenen Schüssel aus kalkigem, sehr weichem Gneis — ähnlich den hölzernen Kasser-Bakjen — von 18 Zoll Durchmesser und 3 Zoll Höhe, bei 1½ Zoll Steindicke. Dichtes Gebüsch, viel neßelartiges Gesträuch war über die Ruinen gewachsen. Einige große Bäume von 3 Fuß Durchmesser erhoben sich hoch über die Mauern; andere waren mit dem Granit-Getrümmer ganz verwachsen, woraus Herr Mauch einen Schluß auf ihr hohes Alter ziehen will. Auf der Burg Haßstein im Taunus fand ich 4 Fuß dicke Ahornbäume im Burggraben. Die Burg war erst im dreißigjährigen Kriege zerstört worden. Der Taunus hat aber noch kein tropisches Klima.

Herr Mauch hörte dann von einem alten Priester in jener Gegend, der Thurm heiße das „Haus der Prinzess“ oder der „Königin“. Alle drei bis vier Jahre sei das Volk hierher gekommen, ein Priester habe zwei junge, schwarze Ochsen und eine junge, schwarze Kuh geopfert. Ein Ochse wurde zum Opfermahl geschlachtet, der andere den Geiern und Raubthieren zur Speise gelassen.

Der portugiesische Schriftsteller de Barros (16. Jahrhundert) erzählt: hier habe ein Theil des Hofstaates der Könige von Monomotäpa seinen Sitz gehabt. Diese Gebäude hießen deshalb „Symbaoë“, d. i. „Höflager“, wie alle königlichen Wohnungen in Monomotäpa. Der Wächter desselben heiße „Symbacayo“; unter seiner Aufsicht seien einige der Frauen des Benomotäpa (d. i. Fürsten von Monomotäpa), die immer hier zu wohnen pflegten.

Herr Mauch ist nun der Ueberzeugung, daß er nicht bloß das Goldland Salomos, sondern auch die Bauwerke gefunden habe, welche Salomo oder die Königin von Saba auführen ließ. Er wird darin bestärkt durch die vielen Goldfunde, die er selber im Süden und Westen von Symbabye gefunden hat. Auch Herr Merensky erzählt, daß alsbald nach der Reise des Herrn Mauch in Transval, nahe bei Leidenburg, ausgiebige Goldfelder entdeckt wurden, die Tausende von Goldsuchern dorthin lockten. Viele hätten mit großem

Glücke gesucht, an einem Tage oft 1 bis 2 Pfund Goldstaub aus dem Sande gewaschen, manche hätten Stücke massiven Goldes von 2 bis 7 Pfund gefunden. Der ganze Kranz des Matoppo- und Maschona-Gebirges (aus Granit bestehend) und die ganze Ebene von angeschwemmtem Granitgrus sei mit Goldstaub und größeren Körnern gefüllt.

Was nun zunächst die Bauwerke betrifft, so dürften über die Autorschaft doch einige Zweifel entstehen. Erstlich sind diese Bauwerke nicht aus Granit erbaut, sondern aus Gneis. Den Granit in Backsteinform behauen, daß man ohne Mörtel ihn aufbauen kann, vermag keine Kunst der Welt. Wohl aber ist der Gneis oder Glimmerschiefer, der von Natur in dünnen Platten geschichtet ist, leicht zu lagerhaften Steinen zu behauen. Auch die schwarz-grünen Steinspfeiler von 10 Fuß Länge bieten nichts wunderbares, wenn man den Phonolith kennt, wie er z. B. im Vogelsgebirge (im Nordosten von Frankfurt) in 2 bis 3 Zoll dicken Platten ansteht. Es bedurfte also nicht vieler Kunst, von dem Gneisplateau, auf dem die Burg stand, die Platten abzuheben und diese zur Mauer zu schichten.

Aus den Bauformen ist wenig zu errathen. Eine Form könnte vielleicht auf die Spur des Erbauers leiten — der runde Thurm. Im ganzen Alterthum hat man keine runden Thürme erbaut; vornehmlich aber die Semiten wissen gar nichts von solchen. Der Bel zu Babylon, die Pyramiden der Aegypter, der Tempel Salomonis und die ganze Stadt Jerusalem — die heute noch ganz im Grundriß erhalten ist — waren im Viereck konstruirt. Die Griechen und Römer hatten ihre Städte, ihre Festungsthürme im Viereck gebaut; die älteren arabischen Werke, die Werke der Mauren in Marokko und Spanien sind alle quadratisch. Erst dem späteren Mittelalter — dem dreizehnten Jahrhundert — war es vorbehalten, runde Thürme zu erfinden.

Der Thurm wie die runden Mauervorsprünge zu Zimbabue können also nur aus den Zeiten stammen, in denen die Araber dort hausten. Sie haben selbige mit oder gegen den Willen der Einwohner angelegt und ihre Goldwerke von dort aus betrieben. Als die Portugiesen kamen (um 1500), fuhren zwei arabische Schiffe, mit Gold beladen, aus dem Hasen von Sofala. Die Araber müssen also lange schon hier heimisch gewesen sein. Um das Jahr 1000 war bereits das Sultanat zu Quiloa (in Zanzibar) errichtet. Ein arabischer Schriftsteller jener Zeit sagt auch, das „Zendsch=Meer“ („Meer der Schwarzen“, d. i. Zanzibar) reiche bis an das Goldland Sofala.

Die Araber konnten also jene Festungswerke erbauen. Sie wurden dann im Jahre 1506 durch die Portugiesen von Sofala vertrieben und vom Hinterlande abgeschnitten. Der König von Monomotapa bemächtigte sich der Beste und erkor sie zu einem seiner Hoflager, an dem er — wie heute noch die Könige von Abyssinien, von Lunda und anderen Reichen Inner-Afrikas thun — einen Theil von seinem Hofgesinde sich aufhalten ließ. Die Bezeichnung „Haus der

Königin“ führte zu den Phantasiegebilden der Königin von Saba und dergleichen. Als dann auch die Könige von Mionomotäpa (im 18. Jahrhundert) vertrieben wurden, umkleidete das Volk die verlassen Ruinen mit den abenteuerlichsten Sagen, denen zu Ehren die phantastischen Opfer gebracht wurden. Bei einer Riesensäule im Odenwald, die noch im Steinbruch liegt, hat das Volk noch in diesem Jahrhundert Feste gefeiert, weil es glaubte, es müsse bei dem Ungewöhnlichen auch etwas Besonderes sich denken lassen.

Mit dem Bauwerke scheint aber auch der König Salomo, sowie die Königin von Saba aus dem Gebiet von Sofala zu verschwinden. Der Geograph Claudius Ptolemäus — der um 140 n. Chr. zu Alexandria lebte — kennt Ost-Afrika nur bis zum Flusse Rhaptoz und der daran liegenden Handelsstadt Rhapte nebst dem nicht weit entfernten Vorgebirge Rhapton; dann etwas weiter das Vorgebirge Prajon. Der Fluß „Rhaptoz“, d. h. der „reisende“, und das Vorgebirge „Rhapton“, das „stürmische“, nebst der dabei liegenden Insel Menuthias (Menooides, d. i. mondförmig) könnten ganz wohl auf die Bucht von Zanzibar passen. Etwas weiter das Vorgebirge „Prajon“, d. h. das „lauchgrüne“, könnte im „Capo del Gado“ oder „Capo Melamo“ am Eingang zum Kanal von Mozambique zu suchen sein.

Weiter wie zu diesem Cap ist vor Ptolemäus wohl niemand gekommen. Die Araber fahren heute nach Zanzibar, im Winter mit dem Nordost-Monsun, und kehren zurück im Sommer mit dem Südwest-Monsun. Sie brauchen ein halbes Jahr zur Hin- und ein halbes Jahr zur Rückfahrt, weil sie nicht anders als mit den Meeres- und Wetterströmen fahren können. Nach Sofala, durch den Kanal von Mozambique, konnten sie erst gelangen, nachdem sie das Sultanat von Quiloa, zwischen Zanzibar und dem Cap del Gado, errichtet und mit den Meeres- und Wetterströmen in diesem Kanal sich vertraut gemacht hatten. Das geschah erst nach dem Jahre 1000 unserer Zeitrechnung.

Die Fahrten der alten Israeliten und Sabäer nach Sofala sind also höchst zweifelhaft. Der König Necho von Aegypten, der Erbauer des ersten Suez-Kanals, der um 600 v. Chr. eine Fahrt längs der Ostküste von Afrika ausführen ließ, hätte gewiß dieses „Ophir“ aufsuchen lassen, zumal dieselben Phönicier (die dem König Salomo dienten) auch dem König Necho halfen. Die Schiffer des Necho sind aber wahrscheinlich von dem Kanal von Mozambique durch einen Sturm verschlagen und um die Insel Madagaskar getrieben worden, die sie dann für die Südspitze von Afrika hielten. Das Land Sofala haben sie deshalb gar nicht gesehen.

Wo das Land „Ophir“ zu suchen sei, wollen wir zu anderer Zeit erörtern. Wir wollen über dieser Kritik aber die Bedeutung des Landes Sofala nicht vergessen. Es ist nach dem Zeugniß von Mauch und Merensky reich an Gold, außerdem ein Alluvial-Land, das, aus verwittertem Granit und Gneiß gebildet und reich mit Regen

betroffen, für jede Produktion sich eignet. Das Land, bis heute den Portugiesen gehörig, ist noch nicht ausgenutzt, weder das Goldgebirge, noch die fruchtbare Ebene. Schon strecken aber fremde Hände sich danach aus.

Im Norden vom Zambezi, am Njassa-See, haben seit Livingstones Entdeckung Engländer sich niedergelassen. Vor einigen Monden wurde zu London eine Allgemeine Afrikanische Gesellschaft gegründet mit dem ausgesprochenen Zweck, alles nicht von Europäern besetzte Land zwischen Kapland und dem Reich Kongo zu annektiren. Wie weit deren Respekt vor dem fremden Besitze geht, ist bei dem Streit um das im Westen gelegene Lüderitz-Land, dann vor kurzem bei dem Streit um die im Osten angelegte Eisenbahn von de Lagoa erkannt worden. Die ersten Versuche sind bereits gemacht, die Buëren aus Transval, die Portugiesen aus de Lagoa zu verdrängen.

Das Land Sofala bildete die Brücke, um über den Zambezi nach dem Njassa und Kongo zu gelangen. Die Annexion dieser Länder ist also nur eine Frage der Zeit, die England nach seiner Willkür löst, es sei denn, daß Europa nicht länger gleichgiltig zuschaute, wie draußen die Welt vertheilt wird.





Der Goldfischer.

Eine Geschichte vom Bodensee.

Von Franz Wichmann.



Unter der Mondscheinwand, sagst Du, Hedwig?"

„Ja, Vater“, antwortete das Mädchen und reichte dem Fischer ein neues Stück Garn, mit dem er die schadhafte Stellen seines Netzes ausbejjerte, „unter der Mondscheinwand, nicht weiter als dreißig Schritte vom Ufer, da, wo die tiefste Stelle sei, liege bis zum heutigen Tage das Gold.“

Der Fischer ließ die schwieligen Hände von der Arbeit sinken, rückte unruhig auf dem halbvermorschten Baumstamm, der ihm zum Sitze diente, hin und her und blickte sich schein um. „Sprich leise, damit niemand es hört. Das Land ist voll fremden Gesindels und das Wort Gold schärft die Ohren der Menschen. Und nur Dir hat sie es anvertraut, sagte sie das?“

„Freilich, Vater, sie war so dankbar, als ich ihr den rechten Weg zeigte nach Langenrain; es schien, als ob sie sich fürchte, verfolgt zu werden. Und warum sollte sie lügen?“

„Du hast recht, es ist etwas daran; die Zigeuner wissen viele Dinge, die sonst kein Sterblicher erfährt.“

„Das sagte sie auch, in alten Schriften stehe es geschrieben, nur wer eingeweiht, könne es lesen. Aber es haste ein Fluch an dem Golde, und nur wer ihn löse, könne es heben.“

Das verwiterte Gesicht des Fischers zuckte, ein irres Leuchten blitzte in seinen mattgrauen Augen auf, er ergriff den Arm seiner Tochter und zog sie neben sich auf den Baumstamm. „Komm näher“, sagte er, „erzähle mir's genau, ich muß es wissen.“

„Vater, Du wolltest doch nicht Gott versuchen? Du weißt, es ist bei schwerer Strafe verboten, dort zu fischen.“

„Märrin“, flüsterte der Fischer, „es ist nur wegen einer alten Geschichte, die mir jußt einfällt. Es war auch eine Zigeunerin.“

„Man sagt, die Zigeunerinnen seien Hexen, und ich fürchtete mich anfangs vor ihr. Aber sie sprach so sanft und milde, und als ich gehen wollte, sagte sie: ‚Wöchtest Du wohl reich sein, Kind?‘ und hielt meine Hand fest. Ich schüttelte den Kopf und sagte: ‚Nicht für mich.‘ — ‚So hast Du einen Liebsten, dem Du's gönnen wöchtest?‘ fiel sie ein. — ‚Nein,‘ antwortete ich, ‚mein Liebster ist der Herr Jesus, unser Heiland und Erlöser, ich möchte von Herzen gern ins Kloster gehen.‘“

„Ehorheiten!“ fuhr der Fischer dazwischen, „singst Du wieder das alte Lied, Hedwig? Du weißt, daß ich eine Hilfe brauche, seit die Mutter gestorben ist. Ich kann Dich nicht entbehren. Ernährt und erzieht man dazu seine Kinder, daß sie einem davonlaufen, sobald sie uns nützen und verdienen können? Schlag Dir die frommen Grillen aus dem Sinn, daraus wird nie etwas.“

Die blauen Augen des Mädchens feuchteten sich, und mit leiserer, eingeschüchterter Stimme fuhr sie fort: „Das sagte ich dem fremden Weibe auch. Mein Vater sei arm und könne mich nicht entbehren. Nur um feinetwillen möchte ich reich sein, damit ich ihm alles geben könne. ‚Wer ist Dein Vater?‘ fragte sie darauf. — ‚Hans Marten, der Fischer,‘ antwortete ich, ‚die letzte Hütte drunten im Dorfe ist unsere Wohnung.‘ Die Fremde wiederholte den Namen für sich hin, und es war mir, als ob ihre dunklen, traurigen Augen eine fast schwarze Farbe annahmen; dann schwieg sie eine Weile, endlich legte sie die Hand auf meinen Kopf, sah mich an, und über mein Haar streichend, sagte sie: ‚Du hast recht, Mädchen, wozu brauchtest Du's auch, trägst Du doch den schönsten goldenen Schmuck auf Deinem jungen Haupte. Ach, ich war auch einmal so, aber die Jahre und die Sorgen machen das Haar grau und bleich. Doch ich will Dir sagen, was ich von der Gegend hier weiß, vielleicht kommt einmal die Stunde, da Du's brauchen kannst.‘ Ich setzte mich zu ihr ins Moos.“

„Nun, was sagte sie?“ unterbrach der Fischer das Mädchen, „komm endlich zum Ende, wie kommt der goldene Schatz in den See, und wie vermag man ihn zu heben?“

„Ich habe nicht alles genau behalten, Vater, es war mir so fremd, was sie sagte. Sie sprach von alter Zeit, vom Könige Pipin, der hier am Strande von Bodman eine Pfalz gehabt habe. Droben auf dem Frauenberg aber sei die Burg der Gaugrafen Warin und Rudhardt gestanden. Die hätten einst Streit gehabt mit dem Kloster St. Gallen und auf einer Insel im Rhein den Abt Othmar gefangen. Und als er ihnen nicht nachgegeben, hätten sie ihn auf ihr Schiff gebracht, um ihn einzuferkern auf ihrer Burg. ‚Ihr Schiff aber,‘ fuhr die Alte fort, ‚war schwer von goldenen Schätzen, die sie auf einem Kriegszuge erbenet. So fuhren sie am frühen Morgen von Konstanz ab gen Bodman, und zwischen dem goldenen Geräth, den Perlen und kostbaren Steinen lag gebunden der fromme Abt. Als sie aber in den Ueberlinger See kamen, stürzte der Föhn aus den Bergen hervor und warf sich über das Wasser. Der fürchtbare Sturm

versetzte den See in wilden Aufruhr, die brandenden Wellen schlugen über die Ufer und rissen am Lande den Wald und die Häuser nieder. Das Schiff wurde auf- und abgeschleudert und begann sich mit Wasser zu füllen. Da ergriff die Schiffsleute wilde Angst, sie warfen sich auf die Kniee und beteten, denn ihr Segel war zerrissen und die Gewalt des Sturmes und des Wassers brach die Ruder in ihren Händen. Doch ihr Beten wollte nicht frommen. Zuletzt flehten sie den Abt an, sich ihrer zu erbarmen, nur er könne sie retten. „Nicht ich, nur der Herr, mein Gott, kann Euch helfen“, sprach dieser. „Geht in Euch und thut Buße. Euer Herz hängt am Golde und irdischen Schätzen, darnun zürnt Euch der Herr. Ihr führet unrecht Gut im Schiffe, das Ihr mit Gewalt Euren Nächsten geraubt. Werft es von Euch und versenkt es im See, daß keines Menschen Auge mehr es sieht, so wird Gott Euch gnädig sein.“ Da murrten die Schiffer und zögerten. Als aber eine hochaufbäumende Welle sie mit vernichtender Gewalt gegen die Mondscheinwand zu schleudern drohte und sie den gewissen Tod vor Augen sahen, da griffen sie zu und warfen Gold und Edelsteine in die empörte Flut. Der Abt aber blickte dem Schatze nach und sprach: „Dort liege und werde jedem zu Fluch und Verderben, der mit unreinen Sinnen Dich zu heben begehrt. Nur wer ein gutes, Gott wohlgefälliges Werk gethan und sein Bestes dem Himmel geopfert, der möge einst Dich besitzen und Deiner sich freuen.“ Dann betete er eine Weile leise zu seinem Gott, und plötzlich theilten sich die schäumenden Wogen zu beiden Seiten des Schiffes, das sie niederzudrücken schien und inmitten auf einer ruhig glatten Wasserbahn ohne Segel und Ruder dahinfuhr. Vorn und hinten im Fahrzeug brannten, von unsichtbarer Hand aufgestellt, zwei mächtige Kerzen mit stiller, unbewegter Flamme, und während rings umher der wilde Aufruhr des Sees forttochte, schienen die strömenden Wolken, der finstere Himmel und die zischenden Wasser über dem Schiffe zu hängen, das sicher durch sie hindurchglitt und unverehrt am Ufer von Bodman landete. Da ließen die Grafen die Fesseln des Abtes lösen und ihn mit sicherem Geleit heimziehen, sie selbst aber gingen in sich und führten seitdem ein frommes und gottgefälliges Leben. Lange Zeit erhielt sich die Kunde von dem versenkten Schatze, und oft versuchten habgierige Fischer dort ihre Netze zu werfen. Doch höllischer Spuk, der ihre Netze zerriß, schreckte sie davon, und mehrmals spülte der See unter der Mondscheinwand die Körper Ertrunkener an das Land. So gerieth der Ort in Verfall, niemand wagte es mehr, dort zu fischen, der Schatz wurde verzessen, und später, als häufiges Unglück dort sich ereignete, ein strenges Verbot erlassen, an jener Stelle, die den bösen Geistern geweiht schien, sich aufzuhalten und zu fischen.“

Das Mädchen schweig und blickte auf den See hinaus. Ueber dem jenseitigen Ufer stand eine schwarzblaue, finster drohende Wolkenwand, die sich gegen Westen verlängerte. Dort drang durch die Lücken das goldene Licht der untergehenden Sonne und warf seine

feurigen Blicke über das Wasser, das von mattem Graublau sich emporhob zum wärmeren Lichtgelb, dann zum Orange gelb, und mit einemmal wie ein ungeheures Becken, angefüllt mit blendendem, geschmolzenem Golde, inmitten von einem rothrothen Streifen durchzogen, dalag. Die über den fernern Alpen lagernden Wolken färbten sich purpurroth, in violettem Lichte tauchten die waldigen Höhen von Ueberlingen empor, während die gegenüberliegenden Berge wie ein tiefblauer, fast schwarzer Rahmen den feurigen See umkränzten.

Starren Auges blickte der Fischer in die goldschimmernde Flut. Es war ihm, als sei der versenkte Schatz plötzlich an die Oberfläche gestiegen und liege offen vor seinen Blicken da. Er sprang auf und trat vor das Mädchen, das über seine hastige Bewegung und den Ausdruck seines Gesichtes erschraf. „Und wie — wie kann man ihn heben?“ sagte er mit heiserer, vor innerer Erregung unsicherer Stimme. „Hat sie Dir's nicht gesagt? Welch ein Werk muß man thun, um den Fluch zu lösen und das Gold zu gewinnen?“

„Sie durfste es mir nicht jagen, Vater.“

„Sie durfste nicht — — und warum erzählte sie Dir dann das alles?“

„Nur dem, der schwört, den Schatz zu heben, kann sie es sagen.“

„Und Du — Du — schwörst nicht, Du fragtest sie nicht — Du wolltest nicht — —?“

„Nein, Vater, ich begehre nicht nach irdischen Schätzen, ich bin eine Sünderin, wie alle, die der Gnade des Himmels bedürfen, ich habe kein Gott wohlgefälliges Werk gethan und kann den Schatz nicht heben.“

„Märrin, die Du bist — sie kennt das Geheimniß — ich muß es wissen, und“, fügte er leise für sich hinzu, „und sollte ich sie suchen bis ans Ende der Welt. Mein muß das Gold sein!“

Er blickte das Ufer entlang nach der Gegend, wo die Mondscheinwand lag. Ueber den rechtsseitigen Höhen versank mit einem lezten Aufblitzen die Sonnenkugel, und als sie verschwunden war, blieb nur eine gezackte Wolkenschicht, gleich einer lichtgelben Krone, am Himmel stehen, die, anfangs in hellem, goldigem Glauze strahlend, allmählich ins Purpurrothe überging und zuletzt dem Schwarzgrau der übrigen Wolken anheimfiel.

„Vater“, sagte das Mädchen und erhob sich von ihrem Sitze, das ausgebreitete Netz zusammenlegend, „fast reut es mich, daß ich Dir den Vorfall erzählt habe; ich fürchte, die Geschichte wird Dir nicht aus dem Kopfe gehen. Laß uns nicht nach Schätzen trachten, die uns nicht bestimmt sind. Denk an den heiligen Othmar, Vater.“

Aus dem grauen Steinhurm der Kirche von Bodman klang leise und melodisch die Abendglocke. Hedwig faltete die Hände und betete. Der Fischer nahm die schmutzige Mütze vom Kopfe, wie er es beim Gebetläuten gewohnt war, doch plötzlich setzte er sie mit trotziger Miene wieder auf. „Nein“, sagte er, „ich mag nicht beten, es hilft doch zu nichts. Der liebe Gott da oben hat kein Einsehen

mehr mit den Menschen. Seit der legerische Schwede im Lande wüthet, ist es vorbei mit Gott und den Heiligen. Wer sich nicht selbst hilft, ist verloren und muß verhungern. Der Fluch eines Heiligen wird keinem mehr schaden. Wo Gold verborgen liegt, soll man es heben, ehe der Feind es holt. Sagtest Du nicht, das Zigeunerweib sei mit den Schweden gekommen?"

„So jagte sie, Vater, aber sie habe die Ihrigen verloren und wolle dem Heere nach.“

„So muß ich sie auf dem Wege nach Konstanz finden“, murmelte der Fischer für sich. „Seit zwei Wochen schon liegt der Feldmarschall Horn auf schweizerischem Boden vor der Stadt und beschießt und bestürmt die Mauern. Wie leicht kann sie das Geheimniß einem andern verrathen und ein gieriger Schwede hierherkommen und den Schatz heben! Streifen die Feinde doch rings mordend und plündernd durch das Land.“

„Werden sie auch zu uns kommen, Vater?“ fragte Hedwig, die seine letzten, lauter gesprochenen Worte gehört hatte. „Der Konrad Wessen, der mir begegnet ist, hat gesagt, es sei gefährlich, so allein zu gehen, die Schweden würden bald näher kommen, sie hätten es auf Ueberlingen abgesehen.“

„Was hat der Konrad — der Bursche, mit Dir zu reden!“ brauste der Vater auf, „Du weißt, daß ich seinen Vater hasse.“

„Er meinte es ja gut, und er spricht ja so selten ein Wort zu mir, obgleich wir so nahe wohnen.“

„Er soll sich's auch nicht unterstehen, und Du sollst ihm auch kein Wort antworten, wenn er's thut; verstehst Du, ich spaße nicht lang' mit Dir.“

Das Mädchen trat einen Schritt zurück. „Der Konrad, Vater, hat mir einmal gesagt — als wir noch Kinder waren — früher seien sein Vater und Du gute Gefreunde gewesen, die Mutter habe es ihm erzählt. Warum seid Ihr Euch nun so feind?“

„Das ist keine Geschichte für Deine Ohren. Er ist ein durchtriebener Spitzbube, der mich um das Meine gebracht hat, das vermesse ich ihm nicht. Freilich, wir waren einmal Waffengefährten, aber wie wir heimkamen, da hatte er alles und ich nichts mehr, und um zu leben, mußte ich mich als Büttel verdingen, da man gerade im Orte einen brauchte. Damals war's auch mit jener Hexe, der Zigeunerin. Just heute muß mir die alte Geschichte wieder einfallen.“

„Was war's damit, Vater? Du wolltest vorhin schon davon erzählen.“

„Was es war? Ei, keine Geschichte für schwache Mädchenohren. Ein altes Weib war es, eine braune Hexe, die Gott weiß woher gekommen. Sie trieb allerlei Prophezeiung und legte den Leuten die Karten. Und bei sich hatte sie eine Tochter, ein bildhübsches Mädchen von siebzehn Jahren. Ueber die erhob sich allerlei Haß und Streit unter den Burschen im Orte, und endlich wurde die Alte der Hexerei angeklagt. Sie wollte nicht gestehen, und man unterwarf

sie der Wasserprobe. Das ganze Dorf eilte hinaus nach der Mondscheinwand, auch die Tochter befand sich darunter und bat und flehte die Leute an, ihre Mutter zu retten, die keinem Menschen etwas gethan habe. Aber man hörte sie nicht. Die Alte wurde eine Strecke in den See gefahren und über den Rand des Schiffes ins Wasser geschleudert. Sie stieß einen wilden Schrei in fremder Sprache aus, aber ihr Körper versank nicht und trieb oben auf den Wellen. Da erhob sich ein wildes Lärmen am Ufer. „Sie ist eine Hexe“, schrienen die Leute, „der Teufel schützt sie, daß sie nicht untergeht. Tödtet die Hexe, steinigt sie!“ Man raffte die Kiesel des Ufers auf und schleuderte sie auf das Weib. Als ich eben einen schweren Stein erhob, rutschte die Tochter auf den Knien vor mich hin und bat mit herzzerreißender Stimme, einzuhalten. Lieber möge man sie selber tödten, als ihre unschuldige Mutter. Mir that das schöne Mädchen leid, aber es war zu spät; schon entzog der Stein meiner Hand, und ein Zufall wollte es, daß er das Weib mitten auf die Stirn traf. Sie schrie laut auf, dunkles Blut, das aus einer klaffenden Wunde strömte, färbte das Wasser des Sees, sie hob noch die Hand und schien sie drohend gegen mich zu schütteln, dann versank sie unter die Oberfläche, und die Wellen schlugen über ihr zusammen. Das Volk am Ufer jubelte und schrie: „Die Hexe ist todt, ihr ist recht geschehen. Haltet die Tochter, sie ist auch eine Hexe, laßt sie nicht davon!“ Das Mädchen hatte die Augen verhüllt, als sie den Todeschrei ihrer Mutter vernommen. Jetzt stand sie auf und zog die Hände von ihrem von bitterem Schmerz verzerrten Gesicht. Ich vermochte nicht, sie anzusehen, und trat beiseite. Ein alter Bauer sprang herzu und faßte sie am Arme: „Ich hab's gesehen, daß sie nachts auf dem See gefahren ist — zum Löchle, wo das Wasser nimmer zufriert und die Tiefe unergründlich ist. Dort hat sie mit dem Nebelmännlein gesprochen, das da unten seinen Sitz hat, und hat den silberbärtigen Alten beschworen, daß er die Schiffeleute beirre und mit kaltem Reif die Neben verfehre. Ich hab' es gehört; sie ist schuldig der Hexerei!“ — „Mir hat sie meinen Sohn verhext, daß er sein Mädchen verlassen hat und ihr selber nachgelaufen ist!“ rief ein anderer. Das Mädchen stand ruhig und sprach kein Wort der Vertheidigung, auch bat und flehte sie nicht um Schonung. Seit sie ihre Mutter sterben gesehen, schien ihr alles gleichgiltig zu sein. Mit kalten, starren Blicken sah sie auf die tobende Menge. Da ergrimmeten die Leute noch mehr. Ein wildes Geschrei erhob sich: „Sie leugnet es nicht einmal. Fort mit ihr. Schleppt sie zum Richter!“ Und zum Dorfe zurück wälzte sich das Volk, die junge Hexe in seiner Mitte, geschoben, gestoßen und fortgezerrt. Doch auch vor dem Richter beharrte sie auf ihrem Schweigen, kein Wort kam über ihre Lippen, gegen keine Beschuldigung vertheidigte sie sich. Man konnte ihr nichts Rechtes beweisen und wurde von ihrer Schuld nicht überzeugt. Doch um der aufgeregten Stimmung des Dorfes genug zu thun, wurde sie zu fünfzig Ruthenhieben verurtheilt und bei Todesstrafe ihr aufgegeben, für

immer die Gegend zu meiden. Ich als Büttel mußte die Strafe vollziehen. Aber auch da sprach sie kein Wort, keine Bitte um Gnade. Mit fest aufeinander gekniffenen Lippen und geschlossenen Augen ertrug sie die Züchtigung, ohne einen Laut des Sammers von sich zu geben. Aber als ich sie vom Pfahle losband und mit dem Arm ihre blutenden Schultern streifte, zuckte sie plötzlich zusammen, wandte sich herum und sah mich mit einem so furchtbaren Blicke an, daß mir die Glieder erlahmten und ich zu zittern begann. Dann neigte sie ihren Mund an mein Ohr und flüsterte mir ein paar kurze Worte zu.“

„Was sagte sie, Vater?“ fragte Hedwig schauernd.

„Mörder, gib mir meine Mutter wieder!“

Der Fischer schwieg und fuhr sich mit der Hand über die Augen, als wolle er ein häßliches Bild, das vor ihnen emporstieg, verwischen und löschen.

„Es mögen jetzt wohl dreißig Jahre her sein“, sagte er dann. „Mir aber war damals das Handwerk verleidet, ich ließ einen Anderen Büttel sein, und da Deine Mutter etwas Geld besaß, wurde ich nach unserer Hochzeit, wie die Anderen, ein Fischer, um nun, nach all den Jahren voll Mühe und Arbeit, als einzigen Gast die Armuth an meinem Tische zu sehen. Aber beim heiligen Othmar, es soll anders werden“, fügte er leise für sich hinzu, „der Schatz muß mein werden! Komm, Hedwig“, sagte er dann und belud sich mit dem Netze, den Weg nach dem kleinen, halbverfallenen Häuschen einschlagend, „es will schon Nacht werden. Trage die Ruder ins Haus, daß kein umherstreichendes Gesindel sie findet und stiehlt.“

Das Mädchen gehorchte. Ihre Phantasie malte sich die Schreckensscene aus, die ihr der Vater geschildert, und ihr fühlendes Herz schauerte zusammen. Mit einem Seufzer lud sie die schweren Ruder auf ihre Schultern und folgte schweigend dem Vater zur Hütte, während der See sich in dämmernde Schatten hüllte.

Als Hedwig am anderen Morgen sich früh erhob und aus ihrer Dachkammer in die enge Wohnstube hinunterstieg, neben welcher der Vater zu schlafen pflegte, fand sie, daß dieser bereits aufgestanden war und das Haus verlassen hatte. Sie glaubte, daß er auf den See hinausgefahren sei, trank eine Schale Ziegenmilch, aß etwas Brod dazu und verließ, nachdem sie die wenigen häuslichen Geschäfte erledigt hatte, ebenfalls die Hütte, um sich nach dem kleinen Garten zu begeben, der oberhalb des Ortes, am Fuße des Schloßberges lag und dessen Besitz die verstorbene Mutter dem Fischer zugebracht hatte. Er war mit einigen Obstbäumen bestanden, deren reife Früchte noch des Abnehmens harren.

Das Mädchen durchschritt die lange Dorfstraße und stieg am Ende des Ortes aufwärts gegen den bewaldeten Schloßberg zu. Ihr Weg führte sie an dem kleinen, mit einer grauen Steinmauer umgebenen Friedhof vorüber, der mit seinen Gedenktafeln und Kreuzen sich materlich an den mit grünem Rasen bewachsenen Fuß des Berges

lehnte. Hier machte sie einen Augenblick Halt und schaute auf den unter ihr liegenden Ort zurück.

Ueber dem See war dichter Nebel ausgebreitet, der, von einem leisen Winde hin und her bewegt, über der weiten Wasserfläche wogte und die jenseitigen Ufer verhüllte. Von Sernatingen herüber tönte auf dem wallenden Dunste getragen der sanfte, gedämpfte Klang einer Glocke. Das Mädchen faltete die Hände, und ihre Lippen bewegten sich im Gebet. „Dort läuten sie einen zu Grabe“, sagte sie dann zu sich selbst, und ihre Augen hefteten sich auf die Gräber des Friedhofes; ihr hübsches, von der frischen Morgenluft geröthetes Gesicht nahm einen betäubten Ausdruck an. „Der hat es gut“, fuhr sie im Selbstgespräche fort, „er kann ruhen und schlafen. Es ist so unendlich traurig in der Welt, und Frieden ist nur im Himmel und in den heiligen Mauern der Klöster. Seit fünfzehn Jahren führen die Menschen Krieg und hassen und morden einander. Und die wenigen, die sich noch lieb haben, die kommen nimmer zusammen, oder das Eine versteht das Andere nicht.“ Sie legte die Hand aufs Herz, als wollte sie einen Scufzer zurückhalten, der sich ihr auf die Lippen drängte. „Wenn's nur der Vater wollte, daß ich eine Klosterfrau werden dürfte, wie die Muhme draußen im Chiemsee. Dort wäre ich gut und still aufgehoben. Was thue ich hier in der Welt des Hasses und Krieges?“

Das ferne Läuten verstummte, und Hedwig schritt weiter den Berg hinan, bis sie den kleinen Garten erreichte. Sie ließ die Pforte offen, lehnte eine Leiter, die neben dem Zaune lag, an den nächsten Apfelbaum und stieg behende die Sprossen hinauf, um die reifen, rothschimmernden Früchte zu pflücken. Da mußte sie ihrer Kinderzeit gedenken, wo sie oft im Herbst mit Konrad Wessen das Obst gepflückt hatte, ganz heimlich, denn weder sein, noch ihr Vater durften es wissen. Häufig war er auch in ihren Garten gekommen und hatte ihr beim Abnehmen geholfen; auch hatten sie wohl stillschweigend zusammen einen recht schönen Apfel oder eine Birne verzehrt, schweigend, denn beide waren stille Kinder und sprachen nur wenig und selten. Mit den anderen Buben und Mädchen hielten sie nie Kameradschaft und theiligten sich nicht an ihren Spielen. Konrad war am liebsten allein, wenn er nicht heimlich zu der Hedwig schleichen und mit ihr allein sein konnte. Sie fanden sich auch auf allen Wegen und Stegen zusammen, und doch wußte man nicht, warum, denn immer waren sie still und zurückhaltend auch gegen einander. So reisten sie zum Jüngling und zur Jungfrau heran, ohne daß ihre Gemüthsart sich zu ändern schien. Sie sahen einander selten, denn die Feindschaft der Eltern war mit den Jahren noch gewachsen; nur wenn sie sich begegneten, wechselten sie wohl ein paar gewöhnliche Worte mit einander. Hedwig dachte an den letzten Herbst zurück. Da hatten sie sich einmal auf dem Frauenberge in der Kapelle getroffen. Konrad, der zuerst sein Gebet vollendet, war herausgetreten, und von den Stufen über den blauen See zu seinen Füßen hin-

blickend, hatte er halb zu sich selbst gesagt: „Wie schön, wie ruhig und still das Wasser ist. Ich möchte wohl dahinfahren auf einem Schiffelein, in den Rhein und immer weiter in fremde Lande, und alles vergessen.“ Hedwig war hinter ihn getreten: „Das wäre recht schön“, hatte sie gesagt, „und ich sollte auch mit Dir fahren können, Konrad.“ Da hatte er sich umgewendet, sie fast erschrocken angesehen und geantwortet: „O nein, ich wollt' allein fahren, ganz allein“, und dann war er davon gegangen ohne ein Wort des Abschieds.

In diese Erinnerungen versunken, schrak Hedwig plötzlich zusammen; sie hatte nahe Schritte gehört und wollte sich umwenden, um nach dem Kommenden zu sehen. Da krachte bei der hastigen Bewegung der morsche Ast, an dem die Leiter lehnte, brach, und mit einem lauten Schrei stürzte das Mädchen, vergeblich die Hände nach einem Anhalt ausstreckend, in die Tiefe.

Aber die Arme Konrad Wessens fingen sie auf.

Es waren seine Tritte gewesen, die sie gehört. Er war eben am Garten vorüber gegangen, und da er das Mädchen auf der Leiter erblickt, durch die offene Pforte eingetreten, um noch rechtzeitig ein Unglück zu verhüten.

Mit vor Schrecken erblaßtem Gesicht lag Hedwig an der Brust des hochgewachsenen jungen Mannes und blickte zu ihm auf, wie zu einem rettenden Engel. Auch er sah nieder in ihre blauen Augen, und nun geschah, was eine jahrelange Jugendbekauntschafft und kindlicher Umgang nicht zuwege gebracht hatten, die heiße Leidenschaft siegte in der Brust des verschwiegenen Burschen, und indem er das Mädchen auf den Rasen niedergleiten ließ, kniete er zu ihr nieder und drückte einen innigen Kuß auf ihre Lippen. Hedwig rührte sich nicht und sah ihn nur immerfort an, bis er zum zweitenmale sich niederbeugte, sie zu liebkojen.

So gestanden sich diese zwei seltsamen Menschen ihre Liebe in derselben Weise, wie sie jahrelang sie gehegt und gepflegt, schweigend, und vielleicht wäre es niemals zu diesem Geständniß gekommen, wenn nicht die plötzliche, gewalttame Berührung ihrer Leiber die im stillen glühende Flamme ihrer Liebe geweckt hätte. Nun aber der Wahn von ihnen gewichen war, kamen auch die stets vermiedenen und nie gesuchten Worte von selbst.

Hedwig richtete sich halb empor, schlang ihre Arme um Konrads Hals, und sein Haupt zu sich nieder ziehend, bedeckte sie sein Gesicht mit heißen Küßen. Dann setzte sie sich aufrecht, und Konrad rückte dicht neben sie.

„Hast Du Dir weh gethan, Hedwig?“ fragte er.

„Nicht doch“, antwortete sie, „in Deinen Armen lag ich so weich. Wie bist Du nur gerade daher gekommen?“

„Ich wollte Holz aus dem Walde holen zu einer neuen Ruderbank. Da sah ich Dich auf dem Baume und trat ein.“

„Und ich hörte Deine Schritte, erschrak und fiel.“

Sie sprachen noch immer kein Wort von ihrer Liebe, aber als

ob es ganz etwas selbstverständliches sei, kosten sie zwischen ihren Worten wie die Kinder und sahen sich in die Augen.

„Was hast Du doch für blaue Augen, Hedwig!“ sagte Konrad, und sein ganzes Gesicht strahlte wieder vor innerer Freude.

„Und wie lieb und gut Du bist“, antwortete sie und zog ihn an sich, „ich hab' gar nicht geglaubt, daß Du so fein könntest.“

Wieder schwiegen die Beiden eine Weile, dann fragte plötzlich Konrad: „Wirßt Du jetzt noch ins Kloster gehen, Hedwig?“

„Nein“, sagte sie mit lachendem Gesicht. „Was sollte ich nun darin? Hab' ich doch jetzt gefunden, was ich hinter den heiligen Mauern suchte, Liebe und Glück. Ich glaubte sie hier nimmer zu finden.“

„Nur darum wolltest Du ins Kloster?“

„Ja, Konrad, weil ich glaubte, Du liebtest mich nicht, darum war mir die ganze Welt vergelt.“

„So warst Du mir immer so ganz von Herzen gut?“

„So lange meine Erinnerung reicht. Du weißt ja, daß ich stets nur mit Dir zusammen sein mochte.“

„Ich Narr“, sagte Konrad, „ich glaubte, Du liebtest mich nicht, und meinte, das Kloster sei Deine einzige Sehnsucht. Wie hätte ich Dir ein Wort davon gesagt, wie lieb ich Dich habe, um Dich nicht zu kränken. Und wenn Du nicht eben in meine Arme gefallen wärest und es so heiß über mich gekommen wäre, ich weiß nicht — wie — ach, Hedwig, vielleicht hätten wir uns nie zusammengefunden.“

„Welch ein Glück das war!“ antwortete das Mädchen, und ein feuchter Schimmer überglänzte ihre Augen. „Ich hätte mich zu Tode gesehnt nach Dir, denn jetzt fühle ich es wohl, ich hätte auch im Dienste des Himmels nicht Frieden und Vergessen gefunden. Aber wenn Du mich nicht zuerst geküßt hättest und nur gefragt, ob ich Dich lieb habe, ich glaube, ich hätte Dir's doch nicht sagen können, denn dafür giebt es keine Worte, wie mir ist.“

„So ging es mir, Hedwig, und ich weiß selbst nicht, wie es kommt, daß ich nun so alles sagen kann. Hedwig, vor zwei Tagen habe ich eine Hochzeit gesehen drüben in Sernatingen, sie sahen beide so glücklich aus, als sie vor dem Altar standen — jag', willst Du meine Braut sein — mein Weib werden und alles mit mir theilen, Freud' und Leid?“

Hedwig konnte nicht antworten, nur ihn umarmen und küssen.

„Was werden unsere Väter sagen?“ flüsterte sie dann.

„Sie werden nicht ändern können, was geschehen.“

„Fast glaub' ich es auch, Konrad; kein Mensch hat Gewalt, die Liebe zu vernichten.“

„Du liebst Deinen Vater sehr?“

„Ich glaubte es, aber ich habe bis heute nicht gewußt, was so die rechte Liebe ist. Wenn Du mich jetzt fragst, kann ich nur sagen, Dich liebe ich allein auf der Welt.“

„Dann ist unser das Glück!“ rief Konrad jubelnd, „mit dem

Bewußtsein trogen wir aller Welt. Ich weiß, auch mein Vater wird zürnen, er will von dem Deinen nichts wissen, aber hoffen wir; — kommt Zeit, kommt Rath, und zuletzt — was kümmern uns die Väter, da wir uns haben.“

„Noch gestern sprach mein Vater von Deinem, Konrad, aber er wollte mir nicht sagen, was sie so entzweit.“

„Ich weiß es, liebes Mädchen, aber es ist keine freundliche Geschichte. In ihrer Jugendzeit sind sie als gute Gesellen mit einander in den Krieg gezogen, bis sie im Felddienst von einander kamen. Nach einer Schlacht aber trafen sie wieder auf der Straße zusammen und wollten mit einander heimwärts ziehen. Dein Vater war reich geworden und hatte viel Geld und Kleinodien überkommen, der meine aber besaß nichts, denn er hatte Mitleid gehabt mit den armen Bauern und ihnen nichts nehmen mögen. Darüber lachte Dein Vater und meinte, die Zeit des Mitleids sei vorbei, wer nicht zugreife, bekomme sein Lebtag nichts. So, wie er, müsse man's machen und nehmen wo man etwas finde, keine Rücksicht und kein Mitleid kennen. Darüber wurde mein Vater stille und dachte der Worte nach, denn er war arm und wußte nicht, wie er leben sollte, da der Krieg beendet und man keine Söldner mehr brauchte. Wie sie nun nachts in einer Kammer schliefen, stand er auf und nahm von den Schätzen Deines Vaters eine goldene Kette und einige Gulden Münze und entfloh damit. In Konstanz aber erreichte ihn Dein Vater, ließ ihn ergreifen und gefänglich einziehen. Wie aber der ehrsame Rath den Gefangenen zur Rede stellte, warum er den Diebstahl begangen, antwortete er: ‚Er hat mich's geheißt.‘ Dein Vater leugnete es und war sehr erstaunt über die Rede. Da erzählte der meine die Lehre, die ihm jener gegeben, daß er mit keinem Barmherzigkeit haben solle und nehmen, was er fände. Danach habe er gethan. Die Richter erkannten, daß er die Kette zurückgeben, das Geld aber behalten solle, damit er heimkehren und leben könne. Dem Anderen aber wurde gerathen, hinfort nicht mehr solche Lehren zu ertheilen. So kamen die Zwei, die als Freunde ausgezogen waren, als Feinde wieder ins Dorf zurück. Dein Vater hatte dann bald all sein Geld wieder verspielt. Sie haben nie mehr einander angesehen und gesprochen, denn Dein Vater haßte den meinen wegen des Geldes, um das er gekommen, und der meine glaubte im Rechte zu sein. So hat mir's die Mutter erzählt.“

„Das ist eine häßliche Geschichte“, meinte Hedwig, „aber ich glaube wohl, daß es so gewesen ist, denn mein Vater hat, Gott sei's geklagt, immer das Geld zumeist in der Welt geliebt und ist auch jetzt, da er alt geworden, nicht anders. Ich hab' schon oft gefürchtet, daß noch einmal Böses daraus entstehen könne, doch —“

„Still“, unterbrach sie Konrad, „ich glaube, es kommt jemand.“

Das Mädchen wollte aufspringen, aber es war schon zu spät. Eine dunkle Gestalt, im dichten Nebel emporwachsend, näherte sich rasch. Hedwig schrie auf.

Vor den Ueberraschten stand Hans Marten. In früher Morgenstunde hatte er sich erhoben. Sein Entschluß war gefaßt; aber die Tochter sollte ihn nicht fragen, welchen Gang er thue. Die ganze Nacht hatte ihm der Gedanke an das Gold keinen Schlaf gelassen. In athemloser Hast eilte er den Weg nach Langenrain empor; alles schien sich um ihn zu drehen, er sah wachsend aus der Erde Berge von Gold und Edelgestein vor sich, aber wenn er sie fassen wollte, reckten höhnische Dämonen zwischen den Bäumen des Waldes grinsend die mageren Hände hervor und rafften alles hinweg. Ihm grauste selbst vor seiner Einbildung; er wollte beten, aber er betete, daß Gott ihn die Zigeunerin finden und ihr Geheimniß ihn wissen lassen möge. Es war ein gottloses Gebet und gab ihm keine Ruhe. Als er das Dorf erreichte, fragte er jeden ihm Begegnenden, Bekannte und Unbekannte, ob sie nicht ein wanderndes Zigeunerweib gesehen? Keiner wollte es bemerkt haben. Endlich in der elenden Herberge am äußersten Ende des Ortes erfuhr er, daß dort ein solches genächtigt. Aber in aller Frühe war sie schon wieder auf und davon gegangen auf dem Wege nach Konstanz. Er eilte ihr nach, er mußte sie finden. Und er fand sie. In der Nähe von Mühlhalden saß die Alte am Wege rastend unter einer dunkelschattigen Tanne. Sie hatte den Stock, auf den sie sich stützte, vor sich gelegt und die nackten braunen Füße darüber gekreuzt. Wie sie die Schritte des Nahenden hörte und den Fischer erblickte, wollte sie aufstehen und seitwärts in den Wald schleichen. Aber ein Blick auf das Gesicht des Aufkommenden änderte den Entschluß; wie ein düsteres Wetterleuchten fuhr es über ihre faltigen, wetterharten Züge. Den Fischer überflog es wie ein Grauen, als er in dieses Antlitz blickte, er mußte an die Hexe denken, der damals unter der Mondscheinwand sein Steinwurf das Haupt zertrümmert hatte. Aber sein Durst nach Gold überwand die Furcht.

„Halt, Zigeunerin“, sagte er, auf sie zutretend, „ein Wort mit Dir! Bist Du gestern im Walde bei Bodman einem jungen Mädchen begegnet?“

„Wohl, wohl“, nickte die Alte, „einer hübschen Dirne, meiner Treue, aber sie ist zu jung für Eure grauen Haare, Herr.“

„Es ist meine Tochter, ich bin Hans Marten, der Fischer.“

„So, ja, Hans Marten heißt Ihr? Wünsche Euch Glück zu der schönen Tochter. Hütet sie wohl. Schönheit ist gefährlich. Gott befohlen, Herr.“

Sie wollte, ihren Stock erhebend, davongehen.

„Bleib“, rief der Fischer, „ich suchte Dich, ich muß mit Dir sprechen.“

„Mit mir, ei, ei — mit mir pflegen die Leute nicht gern lange zu reden.“

„Gleichviel, aber meine Tochter hat mir erzählt — Du hast ihr ein Geheimniß anvertraut — Du weißt — jener Schatz im See — was ist's damit?“

„Ihr müchtet ihn heben, kann mir's denken, Herr, das hätten schon viele gemacht, es würde sich auch der Mühe lohnen.“

Des Fischers Augen funkelten. „Weib, was verlangst Du für Dein Geheimniß? Ich fürchte Gott und Teufel nicht.“

„Wenn das genug wäre, würde ich selbst das Gold heben“, meinte die Alte lauernd, „aber unjereinem ist es versagt; nur einem gottesfürchtigen Christenmenschen kann es zutheil werden.“

„Gut denn, ich bin ein Christ und habe keine Sünde auf dem Gewissen. Ich will das Gold mit Dir theilen, ein Drittel von allem soll Dein sein. Ich kann Dich vorher nicht lohnen, denn ich bin arm und habe kaum zu leben.“

Die Zigeunerin schwieg eine Weile, dann sagte sie: „Ihr müßt mir einen heiligen Eid bei Eurem Gotte schwören, daß Ihr den Schatz heben wollt, so will ich Euch sagen, wodurch Ihr den Fluch und Bann der bösen Geister brechen könnt. Wollt Ihr?“

„Ich schwöre es bei meinem Gott im Himmel mit allen Eiden der Welt, daß ich will. Möge sein Fluch mich treffen, wenn ich lüge.“

Er hob die Rechte zum Himmel.

„Gut“, sagte die Alte, „Du hast eine schöne, fromme Tochter; hast Du ihrer mehr?“

„Nein, es ist meine einzige, ich habe sonst kein Kind.“

„Hast Du sie lieb, sehr lieb?“

„Gewiß, ich liebe sie; sie ist meine Stütze und das Einzige, das **meine** früh gestorbene Frau mir lieh.“

„Giebt es etwas, das Du lieber hast?“

„Ich wüßte nicht, was ich lieber haben sollte, da ich doch sonst nichts besitze in der Welt.“

„Gut“, fuhr die Zigeunerin langsam fort, „so kann Dir geholfen werden — opfere sie —“

„Wie? — ich verstehe Dich nicht“, stieß erblassend der Fischer hervor.

„Opfere sie dem Himmel, übergieb sie einem Kloster. In einer alten Schrift steht geschrieben, nur der könne den Schatz heben, der ein Gott wohlgefälliges Werk thue und sein Liebstes von sich gebe und dem Himmel weihe.“

Eine wilde Freude blitzte in den Augen des Fischers auf. „Das ist es?“ rief er, „das ist alles? Es ist ja der Wunsch meines Kindes, dem ich lange widerstrebt habe. Du aber hast ihn gewußt, sie erzählte mir selbst, daß sie Dir es gesagt; bist Du vielleicht mit ihr im Bunde und willst mich um mein Kind betrügen?“

Die Zigeunerin lachte höhnisch auf. „Was kümmert mich Dein Kind? Ich will meinen Theil am Schatz, das Drittel, das mir gehört. Betrüge mich nicht, ich habe Macht über die Geister der Tiefe. Ueber acht Tage werde ich nachts an der Mondscheinwand sein und das Meinige holen, bis dahin mußt Du das Gold gehoben haben. Betrüge mich nicht und halte Deinen Eid. — Auf Wiedersehen!“

Ehe der Fischer ein Wort erwidern konnte, war sie zwischen den Stämmen des Waldes verschwunden.

Als sie eine gute Strecke entfernt war, blieb sie auf einer über-

hängenden Klippe stehen; ein Rabe slog erschreckt und kreischend aus der nächsten Tanne empor. Sie blickte auf: „Flieg' hin zu ihm und krächze ihm meinen Fluch in die Ohren!“ Der Wind, der über die freie Stelle strich, ließ ihre zerrissenen Kleider flattern und streute ihr die langen grauen Haare ins Gesicht, daß sie einer finsternen Unholdin glich. Drohend hob sie die Hand und schüttelte sie gegen den eben verlassenem Wald; ihr gelles, wildes Lachen erschütterte die Luft: „Ho, ho, Hans Marten, kennst Du mich nicht mehr? Mein Leib sah wohl anders aus damals, als er unter Deinen Hieben zuckte. Ich brauchte Deinen Namen nicht zu hören, um Dein finsternes Mördergesicht wiederzuerkennen. Ich will nicht schlecht sein, wie Du, mich nicht an Deinem Kinde rächen. Aber sie soll Dich verlassen, allein sollst Du stehen und dem Fluche und den finstern Geistern der Tiefe und der eigenen Brust verfallen. Ich will Dir Dein Kind nicht nehmen, wie Du mir die Mutter genommen, für ihren Tod sollst nur Du mir büßen, nur mit Dir habe ich's zu thun. Du wirst den Schatz nicht heben, aber die Qual und Angst Deines Gewissens wirst Du aus der dunklen Tiefe ziehen; ich will Dir Dein Verbrechen ins Ohr schreien, daß der bleiche Schrecken Dir das Herz erfaltet und das Bild der Gemordeten an der Stätte Deines Frevels Dir vor die entsezten Augen steigt. Ich komme zurück, Hans Marten, ich komme zurück und will meinen Lohn haben. Fische nur, fische nur und fange das schwarze Verderben in Deinen gierigen Netzen!“

Noch einmal hob sie drohend die Hand, dann stieg sie von der Klippe auf den tiefer liegenden Weg herab und verschwand von neuem im Walde.

Hans Marten stand noch eine Weile wie betäubt auf der Stelle, er wußte nicht, wie ihm war, sein Glück erschien ihm zu groß, er glaubte den goldenen Schatz schon in Händen zu haben. Dann fiel ihm ein, daß er zuerst dem Gebote der Zigeunerin Genüge thun müsse. In freudiger Hast eilte er nach Bodman zurück; seine Tochter sollte sogleich wissen, daß er ihr nun ihren Willen thun werde; sobald wie möglich mußte sie fort ins Kloster.

Er fand Hedwig nicht im Hause. Da fiel ihm ein, daß sie zum Garten gegangen sein werde, das Obst zu pflücken, und eilte, sie dort aufzusuchen.

Betroffen blieb er stehen, als er Hedwigs Stimme durch den Nebel hörte, ohne sie zu sehen. Und noch eine Stimme vernahm er, die eines Mannes. Ein plötzlicher Verdacht zuckte in ihm auf. Sollte sie ihn hintergangen haben? Doch nein, das war unmöglich nach den Worten, die sie noch gestern gesprochen hatte. Rasch näherte er sich und trat durch die Pforte. Da sah er seinen Argwohn bestätigt und noch mehr: Konrad Weissen saß vertraulich neben dem Mädchen auf dem Rasen. Eine ingrimmige Wuth bemächtigte sich des Fischers. So also achtete die Tochter sein Verbot! Es war die höchste Zeit, daß sie ins Kloster kam, wie leicht konnte ihr Sinn noch weltlich werden!

„Was thut Ihr hier, Konrad Weissen?“ rief er. „Mein Kind braucht Eure Hilfe nicht. Ich will nicht sehen, daß meine Tochter mit dem Sohne eines Mannes spricht, der mir mein Geld gestohlen hat.“

Auf Konrads Stirn schwellen die Adern an bei diesen Worten, heiße Röthe flog über sein Gesicht, und mit geballter Faust trat er auf den Fischer zu: „Hans Marten, nimm das Wort zurück; wer meinen Vater beschimpft, beleidigt mich.“

„Ha ha, willst Du mir drohen, vorlauter Bursche? Bist sein rechter Sohn! Er hat mir das Geld genommen, nun möchtest Du wohl mein Kind mir stehlen?“

Konrad rang in sprachloser Wuth nach Worten, plötzlich warf er sich auf Hans Marten und wollte ihn zu Boden reißen, doch dieser erwehrte sich seiner und stieß ihn zurück.

Mit einem lauten Aufschrei warf sich Hedwig zwischen die Streitenden: „Vater, was thust Du! — Laßt die alten Dinge ruhen! — Und Du, Konrad, willst Du denn alles verderben? — Mäßige Dich!“

„Oho“, schrie der Fischer, „steht es so? Beschützeest Du ihn schon? Es war die höchste Zeit, daß ich dazu kam. Aber ich will schon sorgen, daß Ihr in Zukunft nicht mehr zusammenkommt. Wir sind die Augen aufgegangen.“

„Hedwig, soll ich sprechen —?“ fragte Konrad, näher tretend und mit Gewalt sich zur Ruhe zwingend.

Sie winkte ihm mit den Augen: „Nicht jetzt.“

„Wagst Du es noch, vor meinen Augen mit ihm zu reden? Fort, nach Hause! Ich habe mit Dir zu sprechen. Und dies da hat für immer ein Ende.“

Er zerrte Hedwig mit sich fort, und da Konrad ihm folgen wollte, wandte er sich noch einmal um: „Ich will sie sichern vor Dir. Die Mauern des Klosters wirst Du nicht übersteigen.“

„Des Klosters?“ schrie Hedwig auf und wurde todtenbleich; sie vermochte nichts weiter zu fragen. Auch der Vater schwieg. Sie warf dem zurückbleibenden Geliebten einen letzten, innigen Blick zu und folgte dem Vater. Erst als sie im Hause angekommen waren, brach dieser sein Schweigen: „Ich will nicht mehr sprechen über das, was ich eben gesehen. Ich wollte Dir eine Freude machen, Du lohnst sie mir mit Undank, aber gleichviel, was ich einmal beschlossen, will ich nicht mehr ändern. Die ganze Nacht habe ich mir's überlegt. Ich will Dir Deinen Wunsch erfüllen. Du darfst zu Frauenschienensee ins Kloster treten, in spätestens acht Tagen mußt Du fort. Die Zeit ist rauh, der Schwede kann täglich in unsere Gegend kommen, und ich vermag Dich nicht zu schützen. Die Mauern eines Klosters sind der einzige Schutz der Unschuld in solchen Tagen. Ich will mich allein quälen und mühen, Du sollst Deinen Willen haben.“

„Vater“, antwortete Hedwig mit fester Stimme, „ich will nicht mehr ins Kloster. Ich habe mich in mir selbst getäuscht, ich passe zu keiner Himmelsbraut.“

„Du willst nicht?“ brannte Hans Marten auf, „aber jetzt will

ich und Du mußt. Woher ist Dir denn solche Weisheit über Nacht gekommen? Von Konrad Wessen, dem spitzbüßischen Hallunken etwa, he?"

„Ja, Vater, von ihm, und ich will nicht, daß Du ihn beschimpfest, denn ich liebe ihn.“

„Du liebst ihn?“ rief der Fischer, „und hast die Frechheit, mir das ins Gesicht zu sagen; den Sohn meines ärgsten Feindes liebst Du! Hoho, das habt Ihr sein abgekartet. Glaubst Du, Hans Marten lasse sich zum Narren haben von einer verliebten Dirne, die sich seine Tochter nennt?“

Er stampfte mit dem schweren Stiefel den Boden, ergriff das Mädchen am Arme und zog sie die Stiege hinauf zu ihrer Kammer. Dort warf er sie auf das Lager und schob von außen den Riegel vor die Thür. „Dort magst Du liegen“, rief er, „bis Du anderen Sinnes geworden, und magst von dem Hallunken Konrad Wessen träumen. Nicht eher öffnet sich diese Thür Dir wieder, bis Du eingewilligt hast, ihn zu vergessen und ins Kloster zu gehen.“

Hedwig hörte den Vater fluchend und mit schweren Tritten die Stiege hinabsteigen. Sie lag unbeweglich, ihre Brust zog sich in heftigem Schmerze krampfhaft zusammen. Endlich brach ein erlösender Strom von Thränen aus ihren Augen. Sie warf sich vor dem Bilde der Mutter Gottes über ihrem Lager nieder und schluchzte: „O mein Gott, was soll nun werden? Ich war so glücklich — kaum eine Stunde — und nun ist alles, alles hin.“

Lange lag sie auf den Knien, weinend und betend, endlich erhob sie sich und blickte durch das kleine Fenster. Sie sah gerade, daß der Vater zum Ufer ging, den Kahn löste und mit einem Gangfischgarne auf den See hinausfuhr. Sollte er wirklich Ernst machen mit seiner Drohung? Sie ging zur Thür und rüttelte daran. Aber diese war fest verriegelt und keine Möglichkeit, sie zu öffnen. Bereits begann es zu dämmern. Der Nebel stellte sich von neuem ein und brachte eine frühe Dunkelheit mit sich. Eine bange Furcht besiel das Mädchen, sich so allein im Hause eingeschlossen zu wissen. Ihre Gedanken weilten bei Konrad. Wenn er wüßte, was der Vater gedroht, was ihr bevorstand! Wie sollte sie ihm Nachricht geben? Nur er vermochte sie zu retten. Vom Vater hoffte sie kein Erbarmen mehr. Wieder blickte sie nach dem See hinaus; er war nicht mehr zu erkennen. In dichten, grauen Wolken zog der Nebel langsam wallend über das Ufer hin. Sie warf sich nieder auf das Bett; das Weinen kam ihr wieder nahe. Plötzlich schrak sie zusammen; sie hatte ein Geräusch, wie ein leises Klopfen, vernommen. Wie sie aufblickte, sah sie vor dem kleinen Fenster einen dunklen Schatten sich bewegen, eine ansgestreckte Hand pochte an die Scheibe. Ein Hoffnungsstrahl, daß Konrad es sein könnte, besiegte ihre Furcht. Sie sprang auf und näherte sich, die Hand auf das laut klopfende Herz gedrückt, dem Fenster, öffnete es und blickte hinaus. Ein Freudenschrei entfuhr ihren Lippen. Konrad war gekommen, er hatte den nahen Almen-

baum erstiegen, von dem aus er mit Mühe das kleine runde Fenster mit der Hand erreichen konnte.

„Hedwig“, flüsterte er herüber, „ich mußte Dich sprechen und konnte nicht anders zu Dir gelangen, als so; ich habe aufgepaßt, bis Dein Vater auf den See gefahren, aber wir müssen uns eilen, er kann jeden Augenblick zurückkehren.“

„Wie danke ich Dir, daß Du gekommen“ bist, antwortete das Mädchen, so weit als möglich den Kopf hinausbeugend, um den Geliebten zu sehen. „Ich fürchte, es ist aus mit unserem Glück. Ich soll ins Kloster, in wenigen Tagen schon, und der Vater hat mich eingesperrt, weil ich's verweigerte und sagte, daß ich Dich lieb habe.“

„Nichts ist aus“, entgegnete Konrad, „so lange wir uns lieb haben. Ich rette Dich. Mir ist es nicht besser ergangen als Dir. Ich glaubte, Offenheit und Wahrheit sei das Beste, darum gestand ich, nach Hause zurückgekehrt, meinem Vater offen, daß wir uns gefunden und ich Dich zum Weibe begehre. Er aber schäumte vor Wuth und hat mich aus dem Hause gejagt. Nun bin ich zu meinem Patheren gegangen, aber lange kann ich dort nicht bleiben. Ich habe schon einen Entschluß gefaßt. Morgen, um diese Zeit, wenn sich Dein Vater wieder entfernt, bring' ich Dir sichere Nachricht. Ich will noch einen Versuch machen, meinen Vater zu verfühnen.“

„Aber ich — was soll ich thun Konrad?“

„Vor allem gieb Deinem Vater nach, damit er Dich wieder frei läßt. Erkläre Dich bereit, ins Kloster zu treten. Wir können uns dann leichter verständigen. Er darf nichts merken. Wenn Du bereit bist, fortan nur mein Weib zu sein und alles sonst aufzugeben, so soll kein Tüfel wider Deinen Willen Dich zwingen.“

„Ich will alles thun, was Du willst, liebster Konrad“, rief sie leise zurück, „nur errette mich vor dem schrecklichen Kloster!“

Konrad vermochte sich nicht länger auf dem schwankenden Aste zu halten, er sprang hinab und warf von unten dem Mädchen noch eine Kußhand zu, dann eilte er durch den Nebel davon.

Neue Hoffnung und Lebenslust schwellte die Brust des Mädchens, fast hatte sie Mühe, ihre Rolle vor dem Vater fort zu spielen. Sie that zerknirscht und reuig, als er am Abend an ihre Thüre kam, und erklärte, daß sie seinem Willen sich fügen wolle, Gott möge ihr gnädig sein und helfen, daß sie Konrad Weissen vergesse. Der Fischer öffnete hocherfreut über ihre Nachgiebigkeit das Gefängniß seiner Tochter. Er hatte schon das Schlimmste gefürchtet, denn zur äußersten Gewalt glaubte er nicht schreiten zu dürfen, da ihm sonst die Hingabe seiner Tochter nicht als gottgefälliges Werk, wie die Zigeunerin es zur Lösung des Fluches verlangte, ausgelegt werden möchte. Kaum konnte er den Tag erwarten, da er die Neze auswerfen durfte nach der goldenen Beute. Gleich am nächsten Morgen ging er zum Pfarrer und erzählte ihm, daß seine Tochter schon lange gewünscht, bei den Benediktinerinnen auf Frauenchiemsee einzutreten, wo schon eine Muhme von ihr den Schleier genommen, und daß er nun endlich ihrem Wunsche nach-

gegeben habe. Sie begehre so bald wie möglich sich dem heiligen Dienste zu weihen, aber es sei eine schlimme Sache mit der weiten Reise. Da jagte der Pfarrer, er wolle schon darum Sorge tragen. Am nächsten Mittwoch müsse sein Knecht nach Ueberlingen zu seinem Amtsbruder fahren und eine Botschaft ausrichten. Der solle sie mitnehmen, und er wolle ihr ein Schreiben mitgeben, daß sein Kollege sich ihrer annehme und für ihre Weiterreise Sorge. Es sei ein gottgefälliges Werk, das er gern unterstütze. Hoherfreut entfernte sich Hans Marten und theilte seiner Tochter mit, was ihm der Pfarrer gesagt. Sie erblaßte, da sie die Entscheidung so nahegerückt sah. Es galt Eile, Konrad zu benachrichtigen. Was würde und konnte er thun, sie zu retten? Der Gedanke quälte sie immer mehr. Und wenn es ihm nicht gelingen sollte — lieber hätte sie mit raschem Entschlusse sich in die Fluten des Sees gestürzt, als hinter den Mauern des Klosters, für immer getrennt von dem Geliebten, begraben zu sein. Außerlich ruhig und gefaßt nahm sie die Worte des Vaters auf und widersetzte sich nicht mehr seinem Willen. Hans Marten glaubte, daß sie sich wirklich in alles gefunden habe, und ließ sie unbeanstandet ins Dorf gehen, um, wie sie sagte, einige Bekannte aufzusuchen, von denen sie beizeiten Abschied nehmen wolle. Sie that auch wie sie gesagt hatte, und erzählte überall, daß sie fest entschlossen sei, ins Kloster zu treten, und ihre Abreise bereits festgesetzt sei. Von dem, was zwischen ihr und Konrad vorgegangen, wußte man nichts, denn die Väter hüteten in ihrem Hass gegen einander sorgfältig das Geheimniß, und da Hedwigs frommer Wunsch schon lange im Dorfe bekannt war, so befremdete ihr plötzlicher Entschluß nicht weiter.

Gegen Mittag kehrte sie zurück, machte aber einen Umweg über den Friedhof, um in dessen kleiner Kapelle ungestört in der einsamen Welt der Todten zu beten. Als sie wieder hinaustrat, sah sie unten auf der Landstraße Konrad Wesen daherkommen. Er blickte nach oben und erkannte sie sofort, machte eine fragende Geberde, und da sie ihm zunickte und mit der Hand winkte, stieg er schnell zu der stillen Todesstätte empor und schritt durch die Pforte der Mauer. Hedwig hatte sich hinter dieser auf einen Grabhügel gesetzt, so daß von außen sie niemand bemerken konnte.

„Dem Himmel sei Dank, daß *Herr* kommst, Konrad, ich habe Dir Wichtiges mitzutheilen. Wir sind allein, aber die Zeit ist kurz. Setz Dich zu mir.“

Er that, wie sie sagte, schlang seinen Arm um ihren Hals und küßte sie.

„Nun ist's genug“, sagte sie, ihren Mund seinen Liebkosungen entziehend, „erst müssen wir einander erwerben, ehe wir uns besitzen können. Ich habe gethan, wie Du mir geheißt, und dem Vater nachgegeben. Er glaubt an meine Bereitwilligkeit. So weit geht alles gut, aber am nächsten Mittwoch schon soll ich fort.“ Und nun erzählte sie ihm, was der Vater mit dem Pfarrer über ihre Abreise verabredet hatte. „Nun liegt alles bei Dir, theurer Geliebter“,

schloß sie, „ich habe Dir vertraut, und wenn Du mich nicht rettetest, mag ich nicht weiter leben.“

„Es soll alles gut werden, Hedwig“, antwortete der Bursche mit ernster gewordenem Gesicht. „Bist Du zum äußersten bereit?“

„Ich bin's.“

„Gut denn, auch mein Entschluß ist gefaßt. Gestern Abend habe ich noch einen Versuch gemacht, meinen Vater zu versöhnen, doch umsonst. Als er mich kommen sah, versperrte er die Hausthür und rief mir aus dem Fenster zu, ich solle zu Hans Marten gehen und ihn grüßen von seinem Freunde Billinger. Da versuchte ich's nicht weiter und ging trotzig davon. Aber ich habe gesunde und starke Arme und fürchte mich nicht vor dem Leben, Deine Liebe giebt mir Muth zu allem. Freilich, Arbeit ist heute nicht viel zu finden in der Welt, denn das einzige Handwerk, das sie treiben, ist der Krieg. Aber es ist auch ein ehrliches Handwerk, nährt seinen Mann, und darum will ich's ergreifen, bis bessere Zeiten kommen.“

„Du wolltest Soldat werden, Konrad?“ unterbrach ihn Hedwig. „Was soll da aus mir werden — ich müßte in ewiger Furcht um Dich leben. Und könnte ich Dich begleiten auf Deinen Kriegszügen? O, Lieber, thu's nicht, was hätten wir dann von einander.“

„So ist's auch nicht gemeint, Hedwig. Sieh', ich war eben in Sipplingen drüben. Dort habe ich einen guten Freund, den Krämer'sohn Paul Stetten. Du kennst ihn auch, denn sein Vater hat früher im Dorfe gewohnt, als der Paul noch ein kleiner Bube war. Zu dem bin ich gegangen und hab' ihm alles erzählt, was mir geschehen, wegen Dir, mit dem Vater, und daß ich nun ausgestoßen sei und mir mein Brod verdienen müsse, denn von Dir könne ich nimmer lassen. Da jagte er: ‚Mach's wie ich, Konrad, werde ein Kriegsmann, es ist das Beste in unserer Zeit. Mein Vater ist gestorben, unser Geschäft liegt in der schweren Zeit darnieder, und was darin zu thun ist, kann mein Mütterlein allein verrichten. Mach's wie ich und hilf den gottlosen Schweden aus dem Lande vertreiben, daß unser schöner See wieder Frieden und Ruhe gewinne. Hart bedrängt der keizerliche Feind noch immer Konstanz. Der tapfere Willibald von Wolfegg, der die Stadt vertheidigt, braucht Soldaten, denn seine Besatzung ist arg zusammengeschmolzen, und t. 'ich reißt das schwedische Geschütz neue Brechen in die Mauern, daß kaum die Bürger den Schaden auszubessern vermögen. Nun hat der Truchseß nach Ueberlingen und rings an den See Boten gesendet, daß sie ihm neue Kämpfer werben, denn von der Wasserseite ist die Stadt offen, und einzelne Männer können ohne Gefahr hineinkommen. Da hab' ich mich denn anwerben lassen, und in vier Tagen muß ich in Konstanz sein.“

„Und Du?“ unterbrach ihn Hedwig.

„Ich — nun ja — es war das Einzige, was mir übrig blieb. Da hab' ich mich auch anwerben lassen, und morgen Abend geh' ich zur Stadt.“

„Konrad — ist das Deine Liebe? Was soll nun aus mir

werden?" rief das Mädchen, und Thränen der Verzweiflung stürzten aus ihren Augen.

"Du sollst mein liebes Weib werden, Hedwig", antwortete Konrad, sie umschlingend und ihre feuchten Augen küssend, "eben darum hab' ich's gethan, es war der einzige Ausweg; Du sollst mir nachkommen nach Konstanz. Wir werden den Schweden schon vertreiben; dann bleib' ich im Dienst bei der städtischen Besatzung und ziehe in keinen Krieg mit. Nach dem, was Du mir jetzt gesagt, muß alles gut gehen."

"Aber wie?" fragte Hedwig zweifelnd.

"Den Knecht des Pfarrherrn kenne ich gut. Gegen ein gutes Stück Geld ist er zu allem zu haben. Ich werde dafür sorgen, daß er ein Auge zudrückt und Dich entkommen läßt; er mag sich nachher ausreden, daß Du ihm entflohen seist."

"Aber wie soll ich, ein Mädchen, allein fort und über den See nach Konstanz kommen, wie soll ich Dich finden?"

"Das ist jetzt noch meine letzte Sorge. Hier muß mein Freund Paul helfen. Der Tag, an dem Du fort sollst, ist just der, an dem er in die Stadt muß. Ich kehre sogleich nach Sippingen zurück und will alles mit ihm bereden. Er muß Dich mit hinüberschaffen, Du bist sicher in seinem Geleit. Ich aber bin bereits in Konstanz; am Abend des dreißigsten Septembris müßt Ihr eintreffen. Wenn es möglich ist, erwarte ich Euch an der Einfahrt; ruht mich der Dienst an einen anderen Ort, so erfahrt Ihr beim Commandanten leicht, wo ich bin. Ist Dir's so recht?"

Die Thränen Hedwigs waren unter Konrads letzten Worten verjagt, ein sonniges Lächeln verbreitete sich über ihr schönes Gesicht. "Wenn Dir's gelingt, alles so einzurichten, wie Du sagst, Liebster, bin ich gerettet. Aber wann erhalte ich Gewißheit?"

"Heute Abend noch oder morgen Vormittag. Kannst Du's einrichten, morgen um dieselbe Zeit wieder hier zu sein, ohne daß Dein Vater etwas argwöhnt?"

"Ich hoffe es und will es versuchen."

"Wenn nicht, so muß ich noch einmal an Dein Kammerfenster zu gelangen suchen. Und nun will ich zurück nach Sippingen. Hoffe und vertraue! Gott und die Heiligen werden uns nicht verlassen."

Er umschlang das Mädchen, küßte es und schritt eilig davon. Nach einer Weile kehrte auch Hedwig zum Hause des Vaters zurück.

Am Abend wartete sie vergeblich auf weitere Botschaft; sie hoffte auf den folgenden Tag. Als sie aber am anderen Morgen wiederum ins Dorf gehen wollte, um den Friedhof zur bestimmten Stunde aufzusuchen, da hielt sie der Vater zurück, weil er ihre Hilfe brauche. "Bald wirst Du meine Hilfe doch entbehren müssen, Vater", sagte sie. — "Dann brauche ich sie nicht mehr", lachte der Fischer, "dann —" doch er schwieg plötzlich und fügte leise für sich hinzu: "dann bin ich reich und brauche keine Netze mehr zu werfen." Um aber die Tochter nichts merken zu lassen, stampfte er zornig mit dem Fuße den Boden

und schrie: „Willst Du mir trotzen? So lange Du mein Brod issest, hast Du mir zu gehorchen. Im Kloster wird man Dich noch anders Gehorjam lehren!“ — Hedwig schwieg, aber eine furchtbare Angst bedrückte ihre Brust, während sie mit dem Vater hinauszufahren und die Legangeln, die, mit freispielendem Räder versehen, zum Fang der Welse gelegt werden, auf den Boden des Sees hinabsenken mußte. Wie, wenn sie keine Nachricht mehr erhielt — denn am Abend mußte Konrad bereits, wie er gesagt, das Dorf verlassen! War sein Plan auf unerwartete Schwierigkeiten gestoßen? In banger Erwartung verrannen ihr die Stunden bis zur Dämmerung. Zum Glück ging der Vater um diese Zeit ins Wirthshaus des Dorfes, um in der Vorfreude über sein nahes Glück und die Erfüllung seines Wunsches einen guten Trunk zu thun. Er war noch nicht lange fort, als ein paar kleine Steinchen an Hedwigs Kammersfenster flogen. Sie sah hinaus und erblickte Konrad, der unten, halb hinter einem Stoß Brennholz sich verbergend, stand und nach oben sah.

„Ich komme!“ flüsterte sie hinaus, mit vor Freude hochgeröthetem Gesicht. „Der Vater ist fort.“

„Ich weiß es; der sitzt sicher in der Schänke“, rief er zurück. „Doch komm rasch, mein Weg ist weit.“

Im nächsten Augenblick war sie unten und hing an seinem Halse. „Allen Heiligen Dank, daß Du gekommen bist. Ich fürchtete schon das Schlimmste. Der Vater ließ mich am Morgen nicht fort.“

„Unbesorgt, mein Lieb — es ist alles gelungen. Nur mußte ich vorsichtig zu Werke gehen mit dem Knecht des Pfarrers. Doch es ging leichter, als ich erwartete. Er will seinen Dienst wechseln, da er seines frommen Herrn überdrüssig ist. Da möchte er ihm zuvor noch einen Streich spielen. Beim Wein vertrante er mir alles an. Da war ihm der Poffen mit Dir gerade recht. In Sipplingen verläßt Du den Wagen. Paul, der mit Freunden zu allem bereit ist, erwartet Dich; Ihr werdet nach der Mainau hinüber rudern, dort werdet Ihr einen Wagen mit mehreren Angeworbenen finden, der Euch am Abend nach Konstanz bringt.“

„Gott sei gelobt, so bin ich gerettet und Dein!“ rief das Mädchen. „Du willst schon gehen?“

„Ich wandere die Nacht durch und muß mit Tagesgrauen auf einem Schiffe in die Stadt zu kommen suchen.“

„Aber, daß Du Dich schonst, nicht unnütz Dich in Gefahr begiebst, versprich mir's!“

„Gewiß, Hedwig! Zweifelst Du, daß ich das Leben liebe, da Du mich liebst?“

„Wie glücklich werden wir sein, Konrad, o, wie glücklich!“

Vor Freude und zugleich vom Schmerze des Abschieds bewegt, begann sie zu schluchzen und konnte nicht aufhören, ihn zu umarmen, als sei es das letzte Mal und als fürchte sie, niemals ihn wiederzusehen.

Fast mit Gewalt mußte er endlich sich losreißen. „Meine Zeit

ist da“, sagte er, „leb' wohl, theure, einzig geliebte Hedwig, und Gott geleite Dich sicher und führe Dich bald in meine Arme.“

„Leb' wohl, leb' wohl — Gott mit Dir!“ schluchzte sie, die Arme von ihm lösend. „Auf Wiedersehen — bald, bald!“

Er schritt in den dämmernden Abend hinaus, dem Walde zu, der längs des Ufers sich hinzog. Ehe er in die schattende Dunkelheit der Bäume trat, wandte er sich noch einmal um, winkte mit der Hand und schwenkte seinen Hut. Lange blickte Hedwig noch nach der Stelle, wo seine liebe Gestalt verschwunden war, dann kehrte sie, leise weinend und doch die Brust von froher Hoffnung bewegt, auf ihre Kammer zurück, warf sich auf ihr Lager und dachte des Geliebten. Und in Gedanken an ihn und ihre nahe Vereinigung vergingen ihr die nächsten Tage wie ein Traum.

Hans Marten wurde von Stunde zu Stunde froher; Hedwig wunderte sich darüber, denn nie hatte sie ihn so gesehen. Die meiste Zeit freilich verbrachte er im Wirthshaus, und seine Fröhlichkeit mochte den genossenen geistigen Getränken zuzuschreiben sein, denn wenn er einerseits wähnte, daß der goldene Reichthum ihm nun nicht mehr entgehen könne, fürchtete er doch andererseits die letzte, entscheidende und nicht gefahrlose That und suchte diese Furcht im Weine zu betäuben. Bald war sein letzter Heller ansgegeben, aber seine Zechgenossen, unter denen er dunkle Andeutungen über sein nahes Glück fallen ließ, liehen ihm, was er begehrte.

So kam der Tag heran, da Hedwig fortzog. Der Abschied war ein herzloser. Sie dachte nur an Konrad, und die letzte Liebe für ihren Vater war längst in der Brust des Mädchens erloschen. Hans Marten aber konnte kaum seine innere Freude verbergen, da er nun sein Glück gesichert wähnte, und der schmerzlich-zärtliche Ausdruck, den er seinem Gesichte gab, war die häßliche Fraze eines schlechten Komödianten.

Schnell rollte der Wagen in den herrlichen, sonnigen Morgen hinein. Hedwigs Brust hob sich, von süßer Hoffnung geschwellt; mit wüthender Lust sog sie die kühle, duftige Morgenluft ein. Der See lag spiegelglatt zu ihrer Seite, kein Lüftchen rührte sich, nur das räthselhafte Grundgewell rollte tief aus dem See heraus langsam heranziehende, kleine Wellen an den Strand, die eine nach der andern spielend mit leisem Plätschern zerfloßen. Fernhin sah man lichte, lange Streifen, die fließenden Wasserströmen glichen, auf dem Spiegel des Sees, Zeugen des inneren, bewegten Elements der Luft, das der Oberfläche des Sees keinen Augenblick Ruhe gönnte.

Schneller, als Hedwig gedacht, langte der Wagen in Sipplingen an. Am Eingang des Dorfes wartete bereits Paul Stetten; ein leichter Kahn lag unweit davon am Ufer bereit. Das Mädchen drückte dem Knechte alles Geld, das ihr der Vater für die Reise gegeben hatte, in die Hand und sagte: „Lohn' es Euch Gott, was Ihr an mir gethan habt, und seid so glücklich, wie ich es zu werden hoffe.“ Der Knecht bedankte sich und reichte ihr das geringe Gepäck, das sie

mit sich genommen hatte, vom Wagen. „Gott befohlen, schöne Jungfer“, rief er noch zurück, als die Pferde bereits anzogen, „Ihr geht einen klugen Weg. Aber meine Augen sehen ihn nicht, und mein Mund wird schweigen.“

Inzwischen war der junge Krämersohn herangetreten. „Es ist alles bereit, Jungfer Marten“, sagte er. „Ich selbst werde rudern, denn ich möchte keinen Schiffmann mit mir nehmen, daß Eure Sache nicht zu früh ausgeplaudert würde. Ich habe kräftige Arme, und es ist nur eine Arbeit von zwei Stunden. Ihr versteht ja das Rudern auch, und wenn ich müde werde, löst Ihr mich schon ab.“

Hedwig reichte ihm die Hand: „Wie soll ich Euch danken! Ohne Eure Hilfe wäre ich verloren gewesen.“

„Es ist nicht um den Dank“, erwiderte er, „ich leihte nur einem lieben Freunde und zukünftigen Kameraden einen Dienst und habe selbst die angenehmste und liebste Gesellschaft auf der kurzen Reise.“

Hedwig erröthete ein wenig und ging nach dem Ufer. Paul sprang in den Kahn, reichte ihr die Hand und hob sie ins Schiff: „Wollt Ihr Euch aus Steuer setzen, liebe Jungfer? Ihr seid eine leichte Last, und das Schiff geht besser so.“ Dann stieß er das Fahrzeug vom Ufer ab, ergriff die Ruder, und schnell trieb der kleine Nachen auf die glänzende Fläche des Sees hinaus. Die Unterhaltung stockte, denn Paul ruderte angestrengt, und eine leise Wehmuth überschlich das Mädchen, als die grünen, walddreichen Höhen von Bodman mit dem hochragenden Schloß und der weißen, schimmernden Kapelle des Frauenberges langsam ihren Blicken entschwanden. Einmal tauchte noch das Haus ihres Vaters hinter einem Vorsprung des Berges auf, dann sah sie es nicht mehr. Ein Seufzer entrang sich ihrer Brust, dann wandte sie sich um und blickte nach dem Obersee hinaus; dort, vor ihr, in der Zukunft lag ja das Glück.

Dort lag das gewaltige Hochgebirge scheinbar ganz nahe gerückt, die höchsten Gipfel der Alpen hatten bereits ein prunkendes, weißes Schneegewand um die granitnen Glieder gehüllt, ihre Umrisse zeigten sich in der eigenthümlich durchsichtigen Bläue der Luft deutlich und scharf abgegrenzt, die Wälder hoben sich schwarz, die Felsen dunkelgrau von den weißen Schneefeldern ab, lange Reihen weißer Kluppen, Mauern und Spitzsäulen zeichneten sich in den schärfsten Konturen am Horizonte ab.

Paul Stetten warf von Zeit zu Zeit einen besorgten Blick auf den Himmel, der im Südwesten von einem gelblich-rothbraunen Saume eingefasst erschien. Zuweilen fuhr eine schwüle Luftströmung über das Wasser, daß es den Fahrenden heiß wurde, wie in den drückenden Tagen des Juli. Auch Hedwig, mit den Naturerscheinungen wohl vertraut, blickte besorgt gegen Westen. „Herr und Heiland!“ schrie sie plötzlich auf. „Der Föhn ist in den Bergen! Verhüte Gott, daß er über den See hereinfällt.“

Erschreckt hielt Paul mit dem Rudern inne und sah, daß sie wahr gesprochen.

Ursprünglich jaht hatten am Horizonte sich Haufen- und Schichtenwolken gebildet, die, mit rasender Schnelligkeit wachsend, in wenigen Augenblicken das Gebirge verhüllten und vom Winde auf den See hinausgetragen zu werden schienen. Das Fahrzeug hatte kaum den halben Weg zurückgelegt und befand sich mitten im Ueberlinger See, in der Richtung auf Uhlbingen. Pauls wettergeräutes Gesicht erblaßte; mit aller Kraft warf er sich in die Ruder und hielt, ohne ein Wort zu antworten, gerade auf das Land zu. Aber schon ließ sich ein dumpfes Brausen in der Luft wahrnehmen, das Wasser unter dem Rahn wurde wie von einem Erdbeben erschüttert, und vom Obersee herein schien eine milchweiße Flut, mit furchtbarer Schnelligkeit herankommend, sich näher zu wälzen. Schon hoben von allen Seiten dunkelgrüne Wellen aufrauschend die weißen Schaumkronen empor, überstürzten sich und rollten in breiten Bänken von kochendem Gischt gegen das taumelnde Fahrzeug. Das kurze Brechen der Wogen erschütterte das Schiff, daß die Planken krachten und Sturzwellen mit kalter Flut über die Seiten schlugen. Das hohle Pfeifen und donnernde Brausen des Sturmes verschlang die gesprochenen Worte.

Schreckensbleich klammerte Hedwig sich an der Ruderbank fest. Schon füllte der Boden des Rahns sich mit Wasser. Paul biß die Zähne zusammen und stemmte sich mit ohnmächtiger Wuth gegen die Ruder, daß das Holz sich krümmte und knarrte; der Hut war ihm vom Kopfe geweht, das lange Haar flog ihm ums Gesicht und verdunkelte seine Augen. Er stieß einen Fluch aus, denn umsonst war alle seine Kraftanstrengung, er vermochte das Schiff nicht vorwärts zu bringen; der Wind, der mit den Wellen heulend gegen seine Breitseite stürmte, trieb es in den offenen See gegen Bodman zurück.

Ein jähes, grelles Krachen übertönte das Gebrüll des Sturmes, dem ein lauter Fluch des Burschen und ein Aufschrei des Mädchens folgte. Das eine Ruder war splitternd in der Mitte entzwei gebrochen und trieb auf den freisenden Wassern. Paul griff danach, um wenigstens die Schaufel wieder zu erhaschen, doch im selben Augenblick entriß der Druck des Wassers und des Windes das andere Ruder seiner Hand und führte es auf schäumenden Wellen weit hinweg.

Todtenblaß ließ Paul die Hände sinken. „Wir sind verloren“, murmelte er und schloß die Augen. Pechschwarze Wolkennacht lagerte über dem See, und peilschnell trieb der wüthende Sturm das leichte Boot, dessen Boden sich immer mehr mit Wasser füllte, seitwärts gegen Bodman zu.

„Konrad, mein Konrad!“ jammerte das Mädchen, „Du siehst mich nimmer! Jesus, Maria, erbarme Dich unser!“ Ihr Schrei verklang wie ein heiseres, tonloses Aechzen in den brausenden Stimmen des Föhns. Eine wilde Welle trug das Fahrzeug hoch empor, im Niederstürzen rollte sie ihre Flut über das Schiff und schleuderte es in einen breiten, finsternen Schlund hinab, den die kochende Tiefe aufriß. Ein weißer Schaumgipfel, der hoch darüber emporwuchs, neigte den schwellenden Rand, und in sich zusammenstürzend, füllte er mit

brodelnder Flut den dunklen Abgrund, in dem der Rachen verschwunden war, und zugleich flog, vom Sturm und sechs kräftigen Ruderern getrieben, ein Schiff, das von Ueberlingen her zu kommen schien, über die Stelle hinweg.

* * *

Unterdeß hatte Hans Marten mit prüfenden Blicken immer und immer wieder den Himmel betrachtet. Sein wetterkundiges Auge hatte ihm den kommenden Föhn schon am Morgen vorausgesagt, aber er hoffte, daß das Unwetter bis zur Nacht sich legen werde. Er dachte kaum mehr des ewigen Abschieds seiner Tochter, nur die kommende Nacht, die ihn zum reichen Manne machen sollte, stand vor seinen Augen. Es war der Tag, den die Zigeunerin als letzten Termin bestimmt hatte und an dem sie zurückkehren wollte. Diese Nacht mußte er ihn heben und sollte er dem grimmen Föhnsturm die Beute abringen. Fast kam ihm das Unwetter gelegen, denn bei solchem Wetter war er des Nachts um so sicherer vor Entdeckung, da er ja bei Tage des strengen Verbots wegen nicht wagen durfte, unter der Mondscheinwand seine Netze zu werfen. Viel zu langsam verrannen ihm die Stunden. Als aber gegen Mittag der Föhn mit so schrecklicher Gewalt über den See hereinbrach, daß sich die Leute keines ähnlichen Unwetters erinnern konnten und die Glocken der Dorfkirche zur Abwehr des Verderbens geläutet wurden, da begann es Hans Marten um die Ausführung seines Unternehmens bange zu werden.

Er eilte mit den Schaaren Andächtiger in die Kirche, um zu beten, aber seine Lippen murmelten nur gehaltlose Worte, denn vor sich sah er immer die flimmernden Gefäße des Altars und den glänzenden Goldschmuck der Heiligenbilder, und alles Gold und Geschmeide verwandelte sich in seiner Phantasie zum Schätze unter der Mondscheinwand.

Doch als der Strom der Betenden und Gläubigen die Kirche wieder verließ, hatte die Gewalt des Föhnsturms nachgelassen. Dumpf rollend, ging der See noch in hohen, finsternen Wellen, aber das Brausen des Windes schwieg, und hier und da flammte am Horizont ein Blitz auf, dem ein ferner, grollender Donner folgte.

Hans Marten schöpfte neue Hoffnung, er ging zur Schänke und vertrieb sich die Langsamkeit der schleichenden Stunden. Halb besänftigt, kehrte er erst spät in seine Hütte zurück. Aber der Wein hatte ihm Muth gemacht zu seinem geheimen Unternehmen.

Der See hatte sich beruhigt, nur vereinzelte Gewitterwolken standen noch hier und da wie drohende, schwarze Augen Gottes an dem wieder aufgeklärten Antlitz des Himmels.

Ohne Besinnen trug er sein stärkstes und schwerstes Netz in den Kahn, sprang hinein, und ihn vom Ufer stoßend, ruderte er langsam und mit fast geräuschlosen Schlägen in den dunklen See hinans.

Die zwölfte Stunde der Nacht war nahe und alles ringsumher

still und finster. Trotzdem machte er einen weiten Bogen gegen die Mitte des Sees und lenkte erst von da zum Ufer zurück.

Ein jäh mit gelber Flamme aufleuchtender Blitz zeigte ihm sein Ziel. Deutlich hatte er im grellen Scheine die steile, von dunklen Tannen umrahmte Mondscheinwand, hoch über dem Ufer anfragend, erkannt. Jetzt mußte er an der richtigen Stelle sein! Doch plötzlich, da er schon nach dem Netze tastete, begannen seine Hände zu zittern, und eine bange Furcht machte seinen Körper erschauern.

Er griff nach dem Amulett, das er stets an einer Schnur um den Hals zu tragen pflegte.

Es fehlte.

Hatte er vergessen, es am Morgen anzulegen, oder war es verloren? Hans Marten stieß einen Fluch aus, aber der Fluch gereute ihn wieder, und er versuchte zu beten, mit bleichen, zitternden Lippen. Dann griff er entschlossen nach dem Netze und ordnete die Maschen. Vorsichtig, geräuschlos zog er die Ruder ein und sah sich mit scheuen Blicken um, doch rings war dunkle Nacht, die alles verhüllte; nur der bleiche Spiegel des Wassers war selbst im Finstern zu erkennen.

Er schauderte. Hier war es gewesen, wo die Hexe blutend unter seinem Steinwurf versunken, hier mußten die Dämonen der Tiefe hausen und der böse Rebelmann wohnen. Er glaubte seinen weißen Bart zu sehen — zu sehen, wie er die spinnenfingerigen Hände nach ihm ausstreckte.

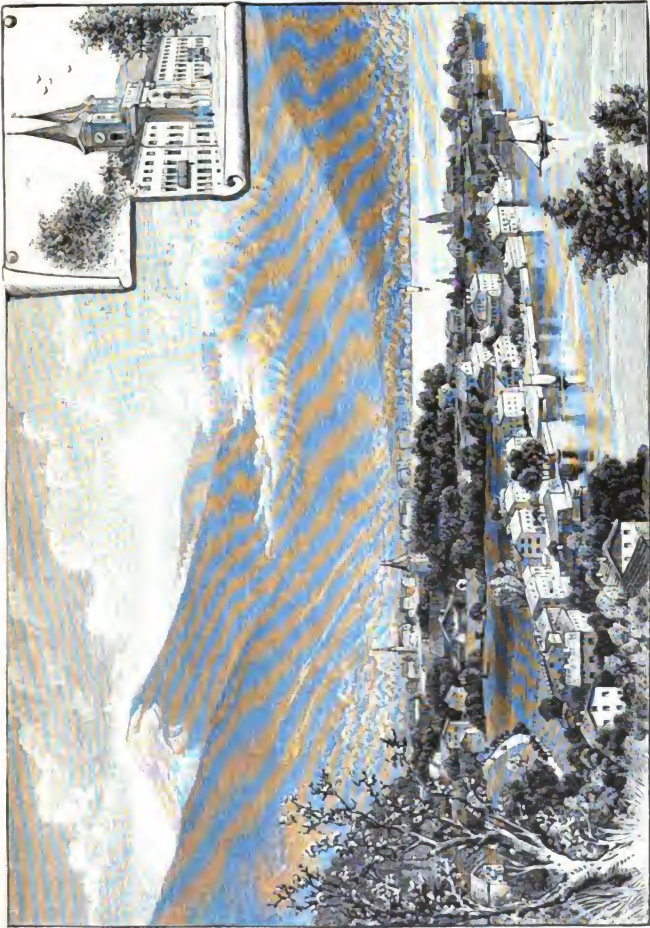
Gewaltjam raffte er seine letzte Kraft zusammen und schlenderte mit einem Fluche das Netz ins Wasser, daß es einen unheimlichen, rauschenden Ton gab und die dunklen Wasserblasen quellend emporstiegen. Von den schaukelnden Wellen getragen, glitt das Fahrzeug weiter und schleppte das Netz tief unter sich im Grunde nach.

Eine teuflische Freude durchzuckte plötzlich den Fischer, er fühlte, daß das Netz schwerer wurde. Mit gewaltiger Anstrengung zog er es in den Kahn, dessen Rand sich beugte und ächzte unter seiner Last. Perlende Schweißtropfen standen ihm auf dem bleichen Angesicht, aber er zog und zog. „Das ist Gold — lauter Gold!“ rief er mit unterdrückter, vor Aufregung heiserer Stimme. Seine Muskeln spannten sich in wilder Lust.

Jetzt kam das Ende des Netzes. Mit Schlamm und Schmutz vom Grunde des Sees durchtränkt, rollte der schwere Inhalt auf den Boden des Kahns.

Ein neuer Blitz erhellte in diesem Augenblick, das schwarze Gewölk zerreißen, den Himmel. In seinem Scheine sah der Fischer es blinken, dort, zwischen den Maschen, ganz deutlich — golden und hell! Er stürzte in die Knie, wühlte im Netze und brüllte: „Gold, Gold — helft, ihr Heiligen, lauter Gold!“

Jetzt riß er die Maschen auseinander und tastete nach dem Schätze. Die Augen traten ihm aus dem Kopfe; er stieß einen schrecklichen Schrei aus, der, von dem Felsen der Mondscheinwand



Egermesee.

Handwritten scribbles or marks in the top left corner.

zurückgeworfen, schauerlich über den See klang und dem vom Ufer ein wildes, höhnisches Lachen antwortete.

Ein flammender Blitz öffnete mit rother Blut den Schoß des Himmels, in seinem Lichte zeigte sich die Mondscheinwand und auf derselben die gespenstige Gestalt eines zerlumpten Weibes.

Dräwend hob sie die Hand und schüttelte den braunen Arm. „Haben sie Dich, Hans Marten, die Geister der Tiefe? Dein Schrei ist mir genug! Der Wahnsinn klang aus Deiner Stimme. Ich weiß nicht, was Du gefangen hast, aber behalte es und sei glücklich damit! Ich will meinen Lohn nicht, denn ich habe ihn zehnfach dahin. Meine Mutter ist gerächt. Leb' wohl, Hans Marten!“

Die kreischende Stimme erstarb in den hallenden Lüften, ein neuer Blitz zeigte, daß die Stelle leer war, wo die gespenstige Gestalt gestanden hatte.

Hans Marten sah es nicht, er hatte nur die Stimme gehört, ohne die Worte und den Sinn verstanden zu haben; der Wahnsinn saß auf seiner Stirn, peitschte sein Gewissen, trieb ihm die Augen aus den Höhlen und verzerrte seine Züge.

Vor ihm, im Netze gefangen, aus Schlinggräsern und Schlamm schaute das bleiche Antlitz seiner todtten Tochter ihn an.

„Ich bin ihr Mörder!“ schrie er mit erschütternder Stimme, „ich hab' sie geopfert, wehe über mich!“ Und dann schlug er ein gräßliches, gellendes Lachen auf, warf sich über den Leichnam, betastete das goldige Haar der Todten und rief: „Es ist Gold, alles Gold — und mein! Gediegenes, lauterer Gold!“

Und wie von einer plötzlichen Angst ergriffen, hob er die leichte Last der schönen Leiche auf seine Arme und sprang mit ihr über den Rand des Schiffes in die hochauflühende Flut.

Aber er versank nicht, seine Füße berührten den schlammigen Grund des Sees. Da watete er auf ihm fort bis ans Ufer, dort legte er seine vermeintliche goldene Last unter den felsigen Vorsprung der Mondscheinwand und kauerte sich neben ihr nieder, als sei er in Angst, daß jemand den Schatz ihm rauben könne.

Kein Wort kam mehr über seine Lippen.

Die Wetterwolken verzogen sich, der klare Mond ging auf und beschien mit seinem milden Lichte das bleiche Antlitz der Todten und die verzerrten Züge des Wahnsinnigen. Unbeweglich saß er die ganze Nacht und starrte mit verlassenen Augen auf das aufgelöste reiche Haar seiner Tochter, das im Scheine des nächtlichen Gestirns in goldenem Schimmer erstrahlte.

Gegen Morgen ertönten Stimmen in seiner Nähe.

Zwei versprengte schwedische Soldaten waren herangekommen und hatten sich auf der anderen Seite des Felsvorsprunghes auf dem moosigen Boden gelagert.

„Es war eine schlimme Nacht“, sagte der Eine. „Wer hätte an solchen Ausgang geglaubt! Unser Geschütz hatte so wackere Breichen gelegt, wir glaubten die Stadt in unserer Hand.“

„Freilich“, fiel der Zweite ein, „sonst hätte der Feldmarschall den Sturm nicht gewagt. Und hätte am Kreuzlinger Thorthurm nicht jener wahnsinnige Bursche, jener Konrad Weissen, wie er geheißen haben soll, die unseren so lange aufgehalten, bis Hilfe kam, wir wären jetzt Herren der Stadt.“

„Du kennst den Namen des Tapferen“, sagte der Andere, „der, mit zwölf Wunden bedeckt, noch weiter kämpfte, bis eine Wallbüchsenkugel ihn durchbohrte?“

„Ich hab' ihn erfahren von einem Gefangenen, den ich kurz nachher machte, nachdem der wogende Kampf uns getrennt hatte. Er war verwundet, und wie ich ihn zum Lager zurückbrachte, beschwor er mich, zu sagen, ob ich nicht einen jungen Soldaten am Kreuzlinger Thor gesehen hätte, dessen Aeußeres er mir beschrieb. Es paßte auf jenen tollkühnen Jüngling, von dem wir sprachen; darum jagte ich ihm, daß dieser nach heldenmüthigem Kampfe gefallen sei. ‚Er ist es, es ist Konrad Weissen!‘ rief darauf mein Gefangener; Thränen rannen ihm über die Wangen, und er hielt die Hände vor das Gesicht, um sie mir zu verbergen. Ich aber fragte ihn, da ich das Deutsche wohl verstand, von Mitleid ergriffen, was ihm geschehen sei? Da begann er von neuem zu jammern und sagte: ‚Ach, mein armer Freund — ich wußte es ja, daß er sterben wollte!‘ Ich fragte ihn von neuem, warum denn jener den Tod gesucht? Da erzählte er mir eine traurige Geschichte. ‚Ich bin sein Freund‘, sagte er, ‚und hatte ihm versprochen, seine Brant, die ihr Vater ins Kloster sperren wollte, heimlich zu ihm zu bringen, denn ich hatte mich, wie er, vom Truchseß Willibald zur Vertheidigung der Stadt anwerben lassen. Wir fuhren über den See, da überfiel uns der Föhn und begrub unser Schiff in den Wellen. Ich wurde gerettet. Ein Schiff, mit kräftigen Männern besetzt, die von Ueberlingen der Stadt Konstanz zu Hilfe eilten und das in dem Augenblick vorüberfuhr, fißte mich auf. Das Mädchen aber war in die schauerliche Tiefe hinabgesunken. Wohl umfuhren wir trotz des wüthenden Sturmes die Stelle des Unheils, aber keine Spur war von der Leiche zu finden. So kam ich des Abends nach Konstanz. Konrad Weissen erwartete uns an der Einfahrt. Ich mußte ihm das Furchterliche sagen. Er zuckte zusammen, aber kein Laut der Klage kam über seine festgeschlossenen, blutlosen Lippen, keine Thräne stieß aus seinem Auge. Er reichte mir die Hand und sagte: ‚Ich danke Dir, Bruder, Du hast viel für mich gethan, aber auf Erden kann ich Dir's nicht mehr vergelten.‘ — ‚Wie?‘ fragte ich bestürzt, ‚ich verlange keinen Dank, aber Du wirst leben und das Unabänderliche vergessen.‘ — ‚Nein!‘ erwiderte er, ‚nie. Was denkst Du von mir! Ich habe ihr meinen Schutz versprochen und muß mein Wort halten. Ich darf sie nicht allein lassen. Noch diese Nacht werde ich bei ihr sein.‘ — ‚Willst Du Dir das Leben nehmen, eines Mädchens wegen?‘ rief ich. — ‚Nicht ich, aber andere werden es thun!‘, erwiderte er. Noch diese Nacht wird der Schwede die Stadt angreifen. Es ist die

Entscheidung. Schlagen wir diesen Sturm zurück, so wird der Feldmarschall abziehen. Ich weiß, was ich zu thun habe. Leb' wohl, Freund! Wenn Du mich wiedersehst, so ist es als Sieger, aber todt." Bei diesen Worten eilte er davon, und ich konnte ihn nicht zurückhalten. — Nun sehe ich, daß er Wort gehalten hat, fügte er traurig hinzu, und von neuem wurden seine Augen feucht. „Du aber hab' Dank für Deine Kunde“, sagte er und drückte mir die Hand.“

Der Soldat schwieg.

„Freilich, eine traurige Geschichte!“ sagte der Andere. „Aber wo blieb Dein Gefangener?“

„Gleich darauf stürmten die Städtichen siegreich vor. Ich mußte ihn zurücklassen, da zum Rückzug geblasen wurde. Aber alles gerieth in Verwirrung, ich kam abseits, und auf der Landstraße traf ich zufällig mit Dir zusammen.“

„Ich bin der Mörder!“ kreischte plötzlich eine markerschütternde Stimme in unmittelbarer Nähe der Sprechenden auf.

Entsetzt fuhren die beiden empor und griffen zu ihren Waffen.

„Was ist das?“ rief der Eine.

„Gold ist's, lauterer Gold, alles Gold!“ tönte es wieder hinter der Felswand hervor.

„Das ist ein Mensch, ein Berrückter!“ sagte der eine der Schweden.

„Doch wenn er Gold hat, so nehmen wir's ihm, wir können es brauchen“, entgegnete der Andere. „Das Land dieser katholischen Fische ist noch viel zu reich, wir sind zu milde mit ihnen verfahren. Aber wenn unser Feldmarschall gegen Ueberlingen zieht, wollen wir's anders machen.“

Sie traten um die Ecke der Felswand.

Da stand der Goldfischer neben der Leiche seiner Tochter und starrte sie mit blöden Blicken an. „Das ist Gold!“ rief er, „reines, lauterer Gold, und mir gehört's!“ Meine Taschen sind voll davon, es ist alles Gold!“

Der vorangehende Schwede lachte laut auf bei dem Aublick des Alten.

„So nimm unser Eisen für Dein Gold!“ rief er und stieß ihm die breite, blinkende Partisane in die Brust.

Hans Marten taumelte zurück und griff mit der Hand nach dem mörderischen Eisen. „Ich bin der Mörder — dort, dort, seht Ihr, die hab' ich gemordet!“ schrie er mit ersterbender Stimme, und ein Blutstrom schoß aus seinem Munde.

„Wenn Du der Mörder dieses Mädchens bist“, rief der zweite Schwede herantretend, „so wollen wir dem Henker die Mühe ersparen, Dich aufs Rad zu flechten. Nimm, was Du verdienst!“

Bei den letzten Worten stieß er dem Zusammenbrechenden die Hellebarde in den Hals, daß ein neuer Blutstrom hervorquoll und Hans Marten röchelnd zu Boden sank.

Der erste Schwede kniete bei ihm nieder und durchsuchte die Taschen des Sterbenden. Er fand nichts darin.

Der zweite aber strich dem todten Mädchen das goldene Haar aus der Stirn und sagte: „Sieh hier, Kamerad, dies Gold wird modern und bleichen, und doch gäbe ich alles echte Gold der Erde dafür, wenn es die Stirn einer Lebenden schmückte!“

Leid im Lenz.

Nun sprühen tausend Blüten
Aus grünem Kelch hervor,
Nun klingen der Vöglein Lieder
Verführerisch ans Ohr.

Nun wehen so weich die Lüftchen
Auf farbigem Gefild,
Nun scheinen der Sonne Strahlen
So wunderlieblich mild.

Das ist der Lenz, der frohe,
Der kam mit Sack und Pack,
Und Sonne, Duft und Lieder
Beut er aus seinem Sack.

Und alle Welt begrüßt ihn
Mit lachendem Gesicht,
Nur ich — ich möchte weinen,
Denn lachen kann ich nicht.

Sermann Birkenfeld.





Der Stolz Leipzigs.

Ein Lebensbild von Arthur Eugen Simson.

E war in Leipzig, zur Zeit der Ostermesse. Im Hause des Großkaufmanns Andreas Apel, in Firma Apel und Söhne, hielt August III. von Sachsen und Polen offene Tafel. Der Kurfürst-König war zwar schon recht bequem geworden, er konnte sich nur noch selten zur Reise nach Warschau oder Moritzburg entschließen, aber die Leipziger Ostermesse versäumte er doch nie.

Gewöhnlich traf er schon am Eröffnungstage derselben ein und kehrte erst nach Dresden zurück, wenn das „Mechansläuten“ auf dem Nikolaiturme geschehen war. Die Kaufleute, vor allem aber die Tabatièrenhändler und Juweliere in Auerbachs Hof standen sich gut dabei, denn Majestät machte die zahlreichsten Einkäufe höchstselbst, und Brühl zahlte für seinen Herrn in Gold. Die berühmtesten Kassenscheine, eine wirklich geniale Erfindung des Premierministers, waren in Allerhöchster Gegenwart aus Schicklichkeit nicht anzubringen.

Außer Brühl pflegte mindestens der halbe Hofstaat den König nach Leipzig zu begleiten. Der dortige Stadtrath hatte seine liebe Noth, all den Erlauchten und Hochedelgeborenen standesgemäße Quartiere zu bereiten. Die Herren wurden noch am leichtesten untergebracht, aber die Ansprüche der Damen, besonders die der italienischen und polnischen Gräfinnen, gingen meist über alles Maß hinaus.

Majestät stieg jedesmal bei Herrn Andreas Apel am Markte ab. Um dann den Leipziguern zu zeigen, wie sehr er sie liebte, speiste er mit seinen Gästen an zwei Donnerstagen öffentlich.

Rings um den Saal war nämlich eine Schranke errichtet, in angemessener Entfernung von der Tafel in Hufeisenform. Das geliebte Volk hatte die Erlaubniß, sich hinter dieser Schranke zu drängen und zuzusehen, wie gut sich's die Herrschaften unter Pauken- und Trompetenschall schmecken ließen.

An Neugierigen fehlte es natürlich nicht. Auch Stromer und Diebe, welche schon damals auf der Leipziger Messe stark vertreten

waren, stellten sich immer zahlreich ein, in Hoffnung auf gute Beute. Die Huissiers sorgten auf der Treppe und hinter der Schranke für Ordnung. Wer sprach, wurde hinausgewiesen, und wer sich gar zu lachen unterstand, fiel dem Stadtobervogt in die Hände, der seine Opfer auf der Vogtei mit Ruthenhieben traktiren ließ.

Gelacht wurde jedoch hinter der Schranke stets, sobald sich der Oberstallmeister von Wehlen an der Tafel befand. Der Ernst war auch schwer zu bewahren, denn die mächtige, glühende, mit förmlichen Borsten verzierte Nase des Herrn von Wehlen, des größten Trinkers seiner Zeit, reizte unwillkürlich zum Lachen.

Auch diesmal saß der Oberstallmeister dem Könige gegenüber, der ihn liebte, seit ihm sein Hofnarr Petronello gestorben war. Zur Rechten Seiner Majestät befand sich das Faktotum Brühl, zur Linken die Wirthin, Madame Sabine Apel, auf die dann die höchsten und hohen Hofbeamten, genau nach ihrer Anciennetät plazirt, und die Damen, unter denen die Gräfin Moszinska und Marquise Piatti die größte Pracht entfalteten, in bunter Reihe folgten.

Die „Bürgerlichen“ saßen an einer bestimmten Tafeldecke. Da waren der Bürgermeister von Leipzig, die Rathsherren, Professoren, zwei reiche Kaufleute, Kaspar Bose und Zacharias Führer, sämmtlich mit ihren Frauen. Auch hier gab es Ehrenplätze, welche Herr Gottsched, Professor der Poesie, Logik und Metaphysik, und Madame Luise Adalgunde Victorie Gottsched, geborene Calmus, inne hatten. Neben dem Bürgermeister saß die Gottschedin, eine Perlenstauer im Loupet, und neben der Frau Bürgermeisterin der Professor in rothseidenem Frack, mit zwei Orden geschmückt. Andreas Apel machte an dieser Ecke den Beschluß.

Den Gottscheds strahlte die königliche Gnadensonne in reichster Fülle. Zwar ist es fraglich, ob August III., der sich mit Jagd, Musik und dem Geplauder schöner Frauen die Zeit vertrieb, von den Verdiensten des Professors um die Reinheit der deutschen Sprache und von der gründlichen Gelehrsamkeit der Professoren auch nur die kleinste Ahnung hatte. Aber der König wußte sehr gut, daß es die Leipziger einmal gewagt hatten, über die enormen Steuern zu murren, und daß da Gottsched das geflügelte Wort gesprochen: „Da die Nothdurft des ganzen Staats niemandem so bekannt sein kann, als dem Regenten, so muß man es ihm auch überlassen, wie viel jeder Bürger an Steuern hergeben soll.“

Dieser unterthänigste Ausspruch gefiel August außerordentlich. Er ließ sich von Brühl erzählen, daß der Leipziger Professor eine Autorität sei. Sofort befahl er dem Notario Publico Caesareo Timotheo Ritschen, der die „Täglich einlaufenden Kriegs- und Welt- händel“ herausgab, in dieser Zeitung den Leipzigern zu erklären, daß sie einer Autorität unbedingt zu folgen hätten. Die Gottscheds leisteten überhaupt in der Schweiswederei kaum Glaubliches. Jede königliche Freundin, die ihren Namenstag beging, wurde von Madame in den maßloösesten Hyperbeln angefangen; und als August II., der

Starke, „dieser größte Liebeskönig und einer der größten Landaus-sauger“, gestorben war, hatte Gottsched die Stirn, ihn in einem Dithyrambus als echten Vater Sachsens zu preisen und am Schlusse auszurufen:

„Du strenge Wahrheit, laß dies Blatt
in Deinem Tempel ewig wahren!
Mein Mund ist kein erkaufter Mund,
er hat nicht schmeichlerisch gesungen!“

Solche Leute thaten dem landesväterlichen Herzen wohl.

Als jetzt der König dem Hofmarschall das Zeichen gegeben, die Tafel aufzuheben, ließ er den Professor nebst Madame ins angrenzende Gemach entbieten. Er erwies ihnen dadurch besondere Ehre, denn nach der Mahlzeit war es sonst nur Brühl und der Moszinska gestattet, sich dem Monarchen zu nahen. Was Wunder, daß diese allerhöchste Gnade Gottsched gewaltig zu Kopfe stieg! So oft auch der König schon die Messe besucht, eine solche Auszeichnung war dem Professor noch nicht widerfahren.

Aber er sollte noch weit größere Ehre erleben. Am nächsten Morgen ging es wie ein Lauffeuer durch die Stadt: Majestät hätte geruht, sich und Gefolge auf heute bei Gottscheds zum Thee anzufügen.

In der Dämmerstunde war denn auch die Universitätsstraße zum Erdrücken voll. Die Obrigkeit hatte den auffahrenden Karrossen eine Gasse zu bahnen. Der Professor bewohnte die erste Etage im Buchhändler Breitkopf'schen Hause auf der Nürnberger Straße 47, dessen Flur und Treppe eilends mit Teppichen belegt und mit blühenden Gewächsen geschmückt worden waren.

Auf der ersten Treppenstufe empfing Madame den König mit einer Ansprache in Versen. Dann bot ihr der Premierminister den Arm und führte sie in den Salon. Zu beiden Seiten desselben folgten kleinere Gemächer, und rechts und links schlossen sich die Arbeitszimmer des Professors und der Professorin an. Ueber Gottscheds Schreibtisch hing das Bild der Frau Eheliebsten in Lebensgröße, über dem ihren des Mannes Porträt in echtem Maroquinrahmen. Die werthvolle Bibliothek füllte zwei Stuben aus; zwischen den Bücherschränken waren Kupferstiche und Statuetten angebracht.

Während sich nun das Gefolge in den angrenzenden Gemächern erging, kredenzte die Frau Professorin dem Könige und Brühl den Thee. Beide hatten Plätze auf einer kleinen Erhöhung eingenommen, die sich einer verhüllten Nische gegenüber befand. Es war auf eine Ueberraschung abgesehen. Denn plötzlich fiel der Vorhang, und vor einer rothjammentenen Draperie, auf einem mit goldenen Sternen bemalten Piedestale stehend, wurden die lorbeerbekränzten Büsten König Augusts und des „Bizekönigs Brühl“ sichtbar. Zugleich ertönte eine leise Musik, auf welche Gottsched eine Rede in allen Tonarten der Schmeichelei folgen ließ.

Majestät war entzückt. Er blieb eine Stunde länger, als es in seiner Absicht gelegen. So lange er dieses Mal noch in Leipzig weilte, mußte der Professor ihm täglich aufwarten. Vor der Rückkehr nach Dresden stellte sich dann noch Brühl bei Gottscheds ein und ersuchte sie dringend, ihn im Laufe des Sommers zu besuchen.

Hat der Professor nach einer Anstellung bei Hofe gestrebt? — Diese Frage, von einem seiner Zeitgenossen aufgeworfen, findet sich in keiner seiner Biographien erörtert. Es wäre auch schwer zu begreifen gewesen, warum sich der „Sultan Leipzigs“ geschnitten haben sollte, in das Gewand eines höheren Hofbedienten zu schlüpfen. Gerade damals stand er auf der Höhe seiner Macht. Die „Deutsche Sprachkunst“, eben aufs neue mit einer giftgetränkten Vorrede erschienen, hatte seine Gegner wieder verstummen gemacht; und von seinem musterergiltigen Trauerspiele „Der sterbende Cato“ hatte Breitkopf in diesem letzten Jahre drei neue Auflagen gebracht.

Im Hörsaale duldete er nicht den geringsten Widerspruch. Als einer der Studenten es einst wagte, Gottscheds hämische Bemerkung gegen Gellerts Moralphilosophie mit einem Oho! zu begleiten, mußte der Frevler nicht nur das Auditorium, sondern sogar am nächsten Tage die Stadt verlassen.

Im Monat Juli trafen nun Herr und Madame Gottsched nebst Diener und Jose zum Besuche in Dresden ein. Zwölf Gemächer des Brühl'schen Palais standen zu ihrer Verfügung, und von einem der Marmorkamine sah den Professor die eigene Büste an.

Der König empfing ihn in seinem Schlafgemach, was eine besondere Gnade war. Madame hatte das große Glück, daß Gräfin Mozjinska sie auf die rechte Wange küßte. Dann gab der Premierminister seinem Majordomus primus den Befehl, Gottscheds durch das Palais zu führen und ihnen die gesammte Einrichtung desselben zu zeigen.

Durch diese Gunst, welche nur wenigen gestattet war, ehrte Brühl seine Gäste. Dieselben haben denn auch, wie Gottsched selbst erzählte, zwei Tage gebraucht, um einen genauen Einblick in die Brühl'schen Schätze zu erhalten.

Dreizehn Häuser hatten fallen müssen, um an ihrer Stelle den Palast des Premierministers zu errichten. Die riesigen Bogensenster der Hauptfront gingen auf die berühmte Elbterrasse, über die sich der Garten erstreckte. Wenn hier an hohen Namenstagen fünftausend farbige Lämpchen zwischen den Hecken und Baumgängen schimmerten, glaubte das am Ufer versammelte Publikum ein Märchen aus „Tausend und eine Nacht“ zu erblicken.

„Brühl wohnt wie ein König und der König in seinem Schlosse wie ein Minister“, hat ein Reisender am Hof zu Paris erzählt.

Das arme Volk mußte die ganze Herrlichkeit bezahlen. Waren aber die Steuern, welche meist in rohester Weise erhoben wurden, längst vor dem nächsten Steuertermine verausgabt, so ließ der erfinderische Brühl eine Million werthloser Kassenscheine anfertigen,

mit denen sein eigenes Hauspersonal besoldet wurde. Wer sich zu murren unterfang, erhielt den Abschied; der Zufriedene aber ward mit einem öffentlichen Amte belohnt, so daß nach dem Tode des Ministers ganz Sachsen und Polen mit Beamten „von Brühls Gnaden“ überschwemmt war.

Zur Zeit des Gottsched'schen Besuches befanden sich 300 dienende Personen in diesem Palais. Das Buch „Vie de Brühl“ führt u. a. 6 Haushofmeister, 12 Kammerdiener, 14 Pagen, 10 Stallmeister, 100 Diener in Livrée und sogar 4 Kammerjunker von altem Adel an, die der Ministerin auf dem Wege zur Hauskapelle die Schleppe tragen mußten. Das Küchenpersonal bestand aus 40 und das der Konditorei und des Weinkellers aus 90 Personen. Brühl hielt sich auch eine eigene italienische Sängertuppe, die er zuweilen mit auf Reisen nahm; und in seiner Kapelle, die ihm täglich ein Ständchen bringen mußte, waren allein 20 Geigenpieler angestellt.

Vor der Pracht, welche nun der Majordomus primus den Gottscheds erschloß, standen sie wie geblendet. Wände und Decken der größten Säle waren von weißener Porzellanmosaik, die Säulen von Marmor und reich vergolbet, die hohen Paneele mit blauem Sammt dekorirt, der Lieblingsfarbe der Ministerin. Auf den Fußböden wechselte das kunstvolle Getäfel mit den kostbarsten Teppichen ab. Ueberall die seltensten Uhren, die stündlich ein Lied ertönen ließen, riesige Pagoden aus Elfenbein und Gold, Automaten in Gestalt von Hunden und Vögeln, welche zur bestimmten Zeit anfangen zu laufen und zu fliegen, und über jeder Thür prangte das Wappen Brühls aus massivem Silber.

Die Bibliothek, 80,000 Bände stark, war in einem Thurme untergebracht. Jedes Buch war in Saffian mit Goldschnitt gebunden und hatte als Lezeichen ein breites farbiges Band, welches unten mit einer kleinen Elfenbeinkugel beschwert und oben mit einer Rosette aus Perlmutter verziert war. Aus diesem Thurme trat man in die Bildergalerie. Dieselbe erhielt ihr Licht nur durch das gläserne Dach, und Gottscheds erstaunten nicht wenig, als sich plötzlich das weiße Glas über ihnen in blaues und dann in rothes verwandelte. Ihr Führer hatte heimlich auf zwei Knöpfe in der Wand gedrückt. Durch einen kunstvollen Mechanismus, der hinter dieser Wand verborgen lag, waren nun die farbigen Gläser aus unmerklichen Vertiefungen heraus und genau vor das weiße Glas geschoben worden. So erschienen jetzt die Bilder nacheinander in blauer und rother Beleuchtung. In allen Hauptstädten Europas hielt Brühl Agenten, die ihm Gemälde kaufen mußten. Einst kam ein Engländer und bot ihm eine große Summe für seine Galerie. Doch statt der Antwort sprangen auf einen Wink des Gebieters Bediente herbei und warfen den Sohn Albions zur Thür hinaus.

Der Majordomus primus, des Befehles eingedenk, überging keine Narrität. Gottscheds wurden weiter in einen langen, schmalen Saal geführt, der statt der Möbel nur Schränke aus Palissanderholz

enthielt. Hier waren in 600 kostbaren Mappen die Kupferstiche aufbewahrt. Dann kam, in drei überfüllten Sälen, das Naturalienkabinett. Aus diesem gelangte man ins Theater, von da in den Musiksaal, und darauf in die Garderobe Sr. Erlauchten Excellenz, die eine ganze Flucht großer und kleiner Gemächer in Anspruch nahm. 500 seidene, samtene, gestickte Trauer- und Hauskleider, 800 Schlafröcke, 200 Paar Schuhe, 1500 Perrücken, 30 Hüte, 139 Gutfedern, 47 Pelze, 3000 Paar Spitzenmanschetten — das las der Führer den erstaunten Leipzigern aus dem Garderobebuche vor. Ferner waren nach diesem Buche noch u. a. vorhanden: 843 Tabaksdosen, 200 Packete Schnupftabak, 102 Taschenuhren, 29 Spazierstöcke, 87 Brillantringe, 67 goldene und silberne Riechfläschchen und 238 Flacons mit wohlriechendem Wasser.

Auch in den Ställen konnten sich Gottscheds kaum satt sehen. 300 Pferde, arabisches, hannoveraner und medlenburger Geblüt, fraßen aus Marmortrippen. Nicht weniger Interesse stößten dem Professor und Gattin Konditorei und Weinkeller ein. Die Straßburger und Pariser Pasteten, die Chokolade aus Wien, die Konfituren aus Venedig und Rom wurden in silbernen Gefäßen verwahrt, und in den Weinkellern, die sich unterhalb des ganzen Palais bis zur Terrasse erstreckten, lagen die Stückfässer dicht neben und aufeinander. Der Führer zählte über hundert der feinsten Sorten auf. Spanische und Ungarweine, besonders Tokayer Eßenz, und französischer Schaumwein waren am reichsten vertreten; Brühls gewöhnlichster Tischwein, der Lacryma, wurde selbst seinen Dienern gereicht.

Die Leipziger hatten jetzt vollauf Gelegenheit, sich von den berühmten Tafelfreunden Seiner Erlauchten Excellenz zu überzeugen. Speisten sie mit ihm und seiner Gemalin allein, so wurden 30 Gänge aufgetragen. War aber nur noch ein Gast zugegen, so kamen gleich noch 10 Schüsseln hinzu, und waren sechs Gäste geladen, so schlossen die Gänge erst mit dem achtzigsten ab. Einmal führte Brühl bei Tafel eine kleine Komödie vor Gottscheds auf. Nach dem Tischgebete, welches er täglich selber sprach, befahl er, alle silbernen Schüsseln und Teller nach jedem Gange zum Fenster hinaus und in die Elbe zu werfen. Natürlich hatte er vorher unter dem Wasser Netze aufspannen lassen.

Madame Gottsched verzehte nicht, dieses Dresdener Schlaraffenleben in zahllosen Briefen zu schildern. Sie fand des Entzückens kein Ende. Der König geruhte auch noch, sie und den Professor nach Moritzburg zu laden, und in Pillnitz, wohin Gräfin Moszinska das berühmte Paar in einer vergoldeten Gondel fahren ließ, machte die Gräfin selbst die Honneurs. Aber die angenehmste Ueberraschung wurde Gottscheds vor ihrer Rückreise nach Leipzig zutheil. Auf dem Brühl'schen Haustheater führte eine erlauchte Gesellschaft eine Komödie vor ihnen auf: „Die Hausfranzösin“, Lustspiel von Madame Gottsched. Die Moszinska gab die Titelrolle, Brühl den Liebhaber,

Oberstallmeister von Wehlen den Poltron und ein Freiherr nebst Freisfrau agirten als Diener und Zofe.

War's da ein Wunder, daß der Professor fortan „stolz wie ein Pfau“ durch Leipzig schritt? — Auch Madame trug jetzt den Kopf so hoch, daß sie als Seitenstück zu ihrem Manne, dem „Sultan“, den Spitznamen „Sultanin“ erhielt. In seinen hämischen Bemerkungen auf dem Katheder kannte er nach diesem Besuche bei Brühl keine Grenzen mehr. Seine Vorträge bestanden nur eigentlich noch aus Schmähungen auf jeden, der nicht rückhaltlos in sein Horn blies; aber die giftigsten Pfeile schoß er jetzt auf Klopstock ab, dessen Namen er stets nur in Begleitung eines Pfu! nannte.

Ein zweiter Besuch in Dresden war für das kommende Jahr verabredet worden. Aber durch diesen Plan machte Friedrich der Große einen derben Strich. Infolge der heimtückischen und wetterwendischen Brühl'schen Politik zogen die Preußen als Sieger in Dresden ein, als Gottscheds eben beginnen wollten, ihre Vorkehrungen zur Reise zu treffen.

August III. und sein Premierminister waren nach Pirna geflohen. Der König von Preußen bezog erst das Lusthaus der Gräfin Wozzinska, dann verlegte er das Hauptquartier ins Brühl'sche Palais. Alle Räume desselben mußten ihm geöffnet werden, und beim Anblick der 1500 Perrücken rief er das treffende Witzwort aus: „Wie viel Perrücken für einen Menschen, der keinen Kopf hat!“

In seinem Hass gegen Brühl beging er eine unkönigliche That. Der Weitermarsch war befohlen, und der König ließ eine große Anzahl Soldaten ins Palais rücken, bevor er Dresden verließ. Da plötzlich hob er den Krückstock und zerschlug einen der Pfeilerspiegel. Das war das Signal zum Zertrümmern und Plündern. Was nicht nieder und nagelfest wurde vernichtet, aber unzählige Kostbarkeiten, das Gold- und Silberservice, die Uhren, Dosen, Brillanten u. s. w. kamen nach Berlin und wurden von den Händlern gekauft. Doch damit nicht zufrieden, befahl der König auch noch, Brühls sämtliche Schlösser in Sachsen und der Lausitz zu verwüsten. Mit dem Schlosse Nischwitz bei Wurzen wurde der Anfang gemacht, und Schloß Pförten in der Niederlausitz kam zum Schluß daran. Die Garde hatte in diesen Gebäuden „aufzuräumen“ und dann dieselben in Brand zu stecken.

August III. klagte nicht über das Unglück seines Landes, wohl aber kosteten die Verluste des Ministers ihn heiße Thränen. Er war dann auch vor allem bedacht, Brühl vollanz zu entschädigen. Die Gelegenheit dazu fand sich schon im folgenden Jahre, gleich nach der Schlacht bei Kollin. Da starb die Königin Josepha, und August setzte Brühl zum Erben ihrer gesamten Apanage ein. So fielen ihm denn einige Millionen Gulden, Landgüter, Schlösser und sechszehn Häuser in Dresden zu; er war „entschädigt“ und sein gütiger Herr getödtet . . .

Kurz vor Beginn des siebenjährigen Waffentanzes war ein junger Gelehrter von Berlin nach Leipzig gekommen. Seine Feder war „scharf wie ein Schwert“ und sein Name — Gotthold Ephraim Lessing.

Wenige Jahre vorher, als Lessing in Leipzig studirte und seine ersten Komödien aufführen ließ, hatte Gottsched vor diesem „liederlichen und leichtsinnigen Menschen“ gewarnt: er treibe sich ganze Tage im „Kaffeebaum“ umher, und schreibe gleich seinem Freunde Mylius Komödien fürs liebe Brod. Auch in seinem Kolleg über Literaturgeschichte hatte sich Gottsched keine Gelegenheit entgehen lassen, auf Lessing zu sticheln. Der Student hatte dazu geschwiegen und seine Freunde mit ihm; aber der Gelehrte aus Berlin, der Dichter der „Sara Sampson“, gab jetzt im Verein mit seinen Freunden dem „Sultan“ Antwort und — stürzte ihn vom Thron.

Dem kaum hatte Gottsched Lessings Anwesenheit erfahren, so theilte er neue Hiebe gegen ihn aus.

Es war im überfüllten Hörsaale, und außer den Studenten hatten sich die Freunde Lessings zahlreich eingefunden. „Der sehr affische Dichter Klopstock und jener Lessing, der Spottgedichte und Rezensionen auf Bestellung verfaßt“, so ertönte es plötzlich vom Katheder herab, und in demselben Moment gab einer durch ein Pfui! das Signal. Da brach ein gewaltiger Lärm los. Man schrie und pfiß und trampelte, man sang und tanzte sogar, und Gottsched blieb nichts weiter übrig, als aus dem Saale zu flüchten.

Seine Beschwerde beim Rektor Magnifikus hatte keinen Erfolg. Wenige Tage später grub dann Lessings schwertscharfe Feder der Gottsched'schen Arroganz und Unnatur das Grab.

Der gestürzte Sultan erlebte noch den Friedensschluß, aber die Sultanin, welche seit Lessings Wiedererscheinen in Leipzig in tiefe Melancholie verfallen war, wurde noch vor ihrem Manne begraben. Dresden und die hohen Öänner daselbst haben beide nicht wieder-gesehen. Der König und Brühl kehrten erst nach dem Hubertusburger Frieden nach Sachsen zurück, wo sie noch in demselben Jahre starben. Die Gräfin Moszinska aber war bereits in Warschau „in Gnaden entlassen“ worden, und eine schöne und schlaue Italienerin dafür an ihre Stelle getreten.

Das Gottsched'sche Ehepaar wurde noch lange Zeit hinaus als „Der Stolz Leipzigs“ bezeichnet.





Von der Stätte der Verwüstung.

Pariser Brief von John Henry Mackay.

Paris, im April 1890.

Noch waren keine zwei Tage vergangen, daß ich wieder in Paris weilte, und schon zog es mich mit unwiderstehlicher Gewalt in jene Gegend, wo ich vor weniger als einem Jahre Wochen in einem Rausche von Glück, Sonne und Leben vergaß. War es die schlauke, in die Wolken weisende Spitze, welche mich grüßte und lockte? Oder trieb mich die geheime Hoffnung, es müsse dort, wo sie ragt, noch immer ein Schimmer jener genossenen Freude zu finden sein? . . .

Nun trägt die Trambahn den Ungebudigen den Boulevard St. Germain hinunter. Es ist ein milder, fast sonniger Tag. Von der Seine her weht ein kühlerer Hauch. Die Place de la Concorde ist übersät mit Wagen, welche den Champs Elysées zueilen.

Während meine Blicke dort hinüber schweifen, wo der Obelisk von Luxor sich erhebt, werde ich stutzig. Ist der Wagen denn noch nicht am Ziel? — Und dieser weite, leere Platz? Wie fremdartig erscheint er mir! Die Esplanade des Invalides? — Kein Zweifel. Dort hinten die dunklen Mauern des Invalidenhôtels, überwölbt von der weithin leuchtenden Goldkuppel, nun sichtbar von allen Seiten. Und hier in der Mitte des Platzes noch einige der seltsamen, originellen Bauten, welche im vorigen Jahre einen der wunderbarsten Theile der Ausstellung: den der französischen Kolonien und Schutzstaaten, bildeten! Die schlanken Thürme eines braunrothen Tempels — ist es nicht der von Annam und Tonkin? — stehen fast verwaist da. Ich erkenne den Platz kaum wieder.

Wie lang der Quai d'Orsay sich hinzieht, den man damals mühelos von der Riesenpforte des Eingangs an zu Ende ging, angezogen von der Neugierde und dem immer wieder erweckten Interesse an den tausend und abertausend Hervorbringungen der Landwirthschaft, den man in wenigen Minuten durchraute auf der elektrischen Schmalspurbahn!

Der schwerfällige Pferdebahnwagen schwenkt ein — eine unbekannte Straße hinunter. „Porte Rapp!“ schreit der Conducteur. „Alles aussteigen!“ Vor mir liegt die Galerie Rapp, welche damals die herrlichen Schätze französischer Skulptur und Architektur barg, rechts das Palais des beaux arts — beide sind geschlossen. Aber keine sorgsam gehütete Flora, keine aufgeregten, sich drängenden Menschenmassen hindern und erschweren heute den freien Eintritt auf das Champ de Mars selbst. Ich betrete eine große, leere Halle — eine Stätte trostloser Verwüstung! Leer, leer bis in ihre äußersten Winkel

liegt sie vor mir: der Boden ist aufgerissen, überfüet mit werthlofen Ueberbleibfeln und wirrem Steingeröll; die Wände — kahl und beschädigt — find noch bedeckt mit den Namen von Völkern und Ländern, welche ihre Bedeutung verloren zu haben scheinen, denn nichts bezeichnen sie hier mehr; das Dach — ein dürres Gerüst von Eisenstangen. Eine ungeheure Decke gähnt mich aus diesem Raume an, den ich nicht wiedererkennen kann und will — als jenen, welchen ich gesehen habe: bis an die Decke angefüllt mit allem Herrlichsten, was Menschengeiß je erdachte, allem Kostbarsten, was Menschenhand je erzeugte, durchrauscht von einer bewundernden, betäubten, immer sich erneuernden Menge, ein einziges, schillerndes Meer von Glanz, Pracht und Reichthum!

Heute wühlen ein paar schmutzige Gamins in den Trümmern, und ihr von den Wänden wiedergellendes Lachen klingt wie schriller Hohn auf das Verjunktene. Und so ist es überall, wohin ich weiterstreite.

Ein Kolof ohne Leben, erschöpft, verlassen, entseelt liegt die ungeheure Maschinenhalle da, dieses gigantische Werk der Architektur. Die beiden Kolossalfiguren am Eingang — die Verfinnbildlichungen des Dampfes und der Elektrizität — haben stark gelitten unter den Einflüssen des Winters. Der Eintritt ist unterjagt. Aber keiner begehrt ihn mehr, und der Gendarm, welcher ihn bewacht, langweilt sich mit Recht angesichts der öden Unermesslichkeit dieses Raumes, in welchem nichts Lebendes mehr sichtbar ist, als ein verschwindend klein erscheinendes Pferd, welches einen mit Geröll beladenen Karren über den zermühten Boden in einer Wolke grauen Staubes dahinschleppt, dieses Raumes, der einst dröhnte und erzitterte unter dem Lärmen, dem Losen unzähliger Maschinen, der lebendigen Verkörperung unseres und kommender Jahrhunderte!

Ich beschreite die Hinterseite der Riesenhalle in ihrer ganzen Länge. Nie, wie jetzt — in der schweigenden Einsamkeit mit dieser erstorbenen Masse — ist mir die Gewaltigkeit des Werkes, welches das letzte Jahr hier vollendete, so nahe getreten. . . . In verlassenen Trümmern noch die ganze Größe! — nachdem der Purpur gefallen, noch erkennbar die riesenhafte Muskulatur des Körpers! —

Aber weiter! Auf der Westseite dasselbe Schauspiel. Wo ist die „Straße von Kairo“? — Den Weg hinunter, der einst nach ihr seinen Namen trug, durch die leeren Ruinen der Hallen, in die Mitte des Marsfeldes.

Es ist wie ein Aufathmen! Ja, sie stehen noch, die Gebäude der Pracht. Dort ist noch immer der imposante Mittelbau, der Döme central; noch immer vertheilt dort die Gallia ihre Kränze und Palmen; noch immer schließen die Seiten des Places die bunten Hallen des Palais des beaux Arts auf der östlichen, des Palais des Arts libéraux auf der westlichen Seite, welche mir ebenso völlig zerstört erschienen. Schon legt die nicht rastende Hand der Zerstörung ihre Finger an die beiden Pavillons der Stadt Paris —

aber unberührt hat sie bis jetzt die reizenden Gartenanlagen mit ihren berühmten Fontänen — den Fontaines illumineuses — gelassen. Und so unberührt steht da das Wunderwerk des Eiffelthurms, so stolz, so sicher, als könne ihm die Zeit nichts anhaben, als habe die Ewigkeit ihn errichtet. . . .

Dem flüchtiger blickenden Auge erscheint fast unverändert das Bild des Gartens mit seinen Gebäuden; man vergißt es, daß von dem Quai der Seine die interessante Ausstellung menschlicher Wohnungen, aus der Umgebung des Thurmes die halb im Grün versteckt gelegenen zahlreichen Einzelbauten verschwunden sind. Aber die Frische ist von ihm geschwunden: seine Farben sind erblaßt, fast erloschen; übermüht und überdrüssig erscheinen die Züge des Angesichts, welches einst für jeden unter den Millionen ein Lächeln, für jeden einen Blick der Freude hatte.

Unter dem Eisenriejen durchschreitend, wende ich mich dem Garten des Trocadero zu und gedenke wieder des Tages, an welchem ich vor einer Reihe von Jahren zum erstenmale von dort aus das Marsfeld liegen sah: ein flaches, sandiges, trostloses Brachfeld . . . Was hat es seitdem nicht gesehen! Es hat eine Welt getragen, eine von Menschen geschaffene Welt und ihre Schätze. — Ein Durst nach Leben hat mich überkommen. Von der Stätte der Zerstörung wende ich mich dorthin, wo es nimmer stirbt — in das Herz von Paris, das niemals alternde . . .

Bildertisch.

Das Mädchen von Sorrent.

Vom nachtummob'nen Strande
Erönt der Schiffer Ruf,
Und Wellen, weiß und nebelbleich,
Entbodeln dem Besub . . .
Im Schlummer liegt der weite Golf,
Die Lava glüht und brennt . . .
O, weile doch, verweile,
Du Mädchen von Sorrent!

Orangendüfte wogen
Durchs enge Fessenthor
Und silbern steigt am Bergesrand
Der volle Mond empor . . .
Entzückend flammt der Sterne Gold
Am blauen Firmament;
Doch schöner flammt Dein Auge,
O Mädchen von Sorrent!

Was wendest Du erröthend
Dein holdes Angeischt?
Erhebt Du vor dem trum'nen Arm,
Der sehnend Dich unnsicht?
Erskreckt Dich, was der lähne Mund
So feurig Dir bekennt?
Ach, selig macht die Liebe,
Mein Mädchen von Sorrent!

Laß träumend uns genießen,
Was uns ein Gott gewährt,
So lange fromm der Sterne Schein
Die Nächte uns verkärt!
Hat erst mit ungesümmter Hand
Das Schickial uns getrennt,
Dann gebt ihr Glanz zu Grabe —
Mein Mädchen von Sorrent!

Ernst Eckstein.

Waldthal im Solling. Der Solling oder Sollinger Wald, ein neun Meilen langer Gebirgsrücken im Hannoverschen und Braunschweigischen, ist durch seinen vielfachen Wechsel von Thal und Höhe eine Fundgrube von Motiven für wandernde Künstler, und so hat auch A. Kestler mit Glück ein solches gewählt, welches überaus anmuthend wirkt. Die Morgensonne ist in voller Pracht aufgegangen, sie stutet in das offene Waldthal herein und umfängt die Bispfel, das Laubwerk und die saftige Matte mit goldenem Lichte. Ein Rudel Hochwild kriecht langsam, sichernd aus dem

alten Besande hervor, um an dem üppigen Rande des dahinrutschenden Faches zu äsen. Aber bei dem geringsten verdächtigen Zeichen wird der „starke Hirsch“ seinen kurzen, tiefballenden Nahrnuf ausstoßen, und im Nu, mit mächtigen Sägen, wird das Rudel flüchtig werden, und in Zeit von wenigen Augenblicken wieder verschwunden sein. Nur mit behutsamem Anfschleichen gegen den Wind kann man das interessante Bild der herausgetretenen Edelfamilie beobachten.

Am Kamin.

„Herzmütterlein, Du glaubst es nicht,
Wie lieb uns Deine Märchen sind!
Noch eins, noch eins!“ Sie lacht und spricht:
„Es war einmal ein Königskind“ —
Da ward es still im trauten Zimmer,
Die wilden Wichtlein atmen kaum,
Und eine Welt voll Glanz und Schimmer
Blüht nun empor im engen Raum.

Da fliegt auf goldgezümtem Ross
Der Ritter durch den Eichenhain,
Um aus des Drachens Felsenschloß
Die Königstochter zu befreien.
Da schläft im Erker laubumspunnen
Dornröschen seinen Zauberschlaf,
Da rinnt im Moos der Wunderbrunnen,
Da jagt im Sturm der wilde Graf.

Da wachen im verborgnen Schacht
Die Zweige bei dem Schatz von Gold,
Da blüht in grüner Waldesnacht
Die blaue Blume still und held.
Dem Hirten legt die weiße Schlange
Ins Pecherlein den goldenen Reif,
Und an gezacktem Felsenhange
Baut seinen Horst der Vogel Greif.

Beim Sang der Mittagsglocken steigt
Die Roseninsel aus dem See,
Und dem verirrtten Wanderer zeigt
Den Weg zum Glück die gute Fee.
Zu guterletzt, bei Glanz und Schimmer,
Freit noch der Prinz das Pottlerkind. —
„Ach, Mütterlein, Du glaubst es nimmer,
Wie lieb uns Deine Märchen sind!“

Frida Schanz.

Tegernsee. Unter den durch ihre landschaftlichen Reize ausgezeichneten bayerischen Seen ist der Tegernsee einer der anziehendsten und malerischsten. Die Staatsbahn und eine Sekundärbahn führt uns von München über Großbesslohe, Holzkirchen und Schwafach bis Gmund in 2 Stunden 20 Minuten, und von Gmund aus führt eine Straße rings um den langgestreckten See herum, über Seefran, „Am See“, Angermann, St. Quirin nach der Ortschaft Tegernsee. Auf unserer Abbildung liegt letztere im Vordergrund; im Hintergrunde links jenseits der Kottacher Bucht blickt der Ort Egern hervor. An Großartigkeit der Scenerie mögen andere Binnenseen den Tegernsee überflügeln, an Lieblichkeit keiner. Man betrachte die anderthalb Stunden lange Wasserfläche und ihre anmuthige Umrahmung nur einmal bei guter Beleuchtung von der über ihrem nördlichen Ende gelegenen Musterschmiede Kaltbrunn aus und jeder von Euch wird sicherlich meinem Urtheile beipflichten. Einen gleichfalls herrlichen und doch wieder grundverschiedenen Ausblick gewähren der Westerbhof, der Pfingelhof, das Paraplue und der Lehhof (alle oberhalb der Ortschaft Tegernsee gelegen), dann Freihaus unweit Wiessee auf der Westseite. Wer zu Hochturen Lust hat, dem lobnen der hübsche und apart gestellte Wallberg und der Hirschberg, beide über 1700 Meter hoch, ober der Piffertogl (1840 Meter) die aufgewendete Mühe reichlich, da sich auf derselben zugleich eine Fernsicht von großer Ausdehnung eröffnet.

Die Genüsse, welche der See gewährt, werden dadurch erhöht, daß die niedrigsten und gesüßigsten Kiel- und Flachschiffen mit Schlagrubern, sowie auch treffliche Segelboote in großer Menge gegen eine sehr billige Vergütung bereit stehen.

Das Schloß in Tegernsee war früher eine Benediktinerabtei, die schon anno 719 gestiftet worden sein soll, mehrfach restaurirt und 1804 zum gegenwärtigen Zwecke der Hofhaltung eingerichtet wurde. Zeitiger Besitzer ist Sr. königl. Hoheit Herzog Karl Theodor in Bayern, zugleich Dr. med. und Spezialist für Augenkrankte, welcher seine reichen Kenntnisse zum Heil der leidenden Menschheit mit bestem Erfolge und in edelster Weise verwendet. Das Schloß hat viele Nebengebäude, eine stattliche Kirche, gut gepflegte Anlagen mit langem Laubengange und enthält auch das gemüthliche sogenannte Krautstüb, woselbst, ebenso wie in dem neuen Keller, sehr gesundes Bier von Primaqualität ausgeschenkt wird.



Neueste Moden.

Nr. 1. Schwarzer Spitzenhut.

Der große, runde Hut hat einen breiten, vorn zu einer Spitze aufgebogenen



Nr. 1. Schwarzer Spitzenhut.

Kand. Dieser Kand ist innen und obenauf mit gerüschter Spitze bedeckt und hat zum Schmuck obenauf, weit nach vorn geneigt, einen großen Bausch Marguerits und Schlupfen aus schwarzem Sammet.



Nr. 2. Anzug aus stahlfarbenem Sammet und rothem Wollenstoff.

Nr. 2. Anzug aus stahlfarbenem Sammet und rothem Wollenstoff.

Die aus rothem Wollenstoff angefertigte Polenaise ist auf einem Rock aus stahlfarbigem Sammet drapirt und mit dem rechten Vordertheil der Taille im Ganzen geschnitten. Die Falten dieses Theiles sind am Hals unter einem Stehragen aus

Sammet befestigt. Auf diesem Kragen ist ein anderer aus Wollstoff aufgesteppt. Das linke Vordertheil der Taille besteht aus stahtfarbenem Sammet und ist, ohne Abnäher, glatt anliegend, ebenso die beiden Seitentheile und der Rücken. Auch die



Nr. 3. Taille ohne Abnäher aus gestreiftem, rothfarbenem Wollstoff.

oben bauschig eingesetzten, unten engen Ärmel sind aus Sammet und haben an der innern Naht eine Reihe Knöpfe zum Schließen derselben.

Nr. 3. Taille ohne Abnäher aus gestreiftem, rothfarbenem Wollstoff.

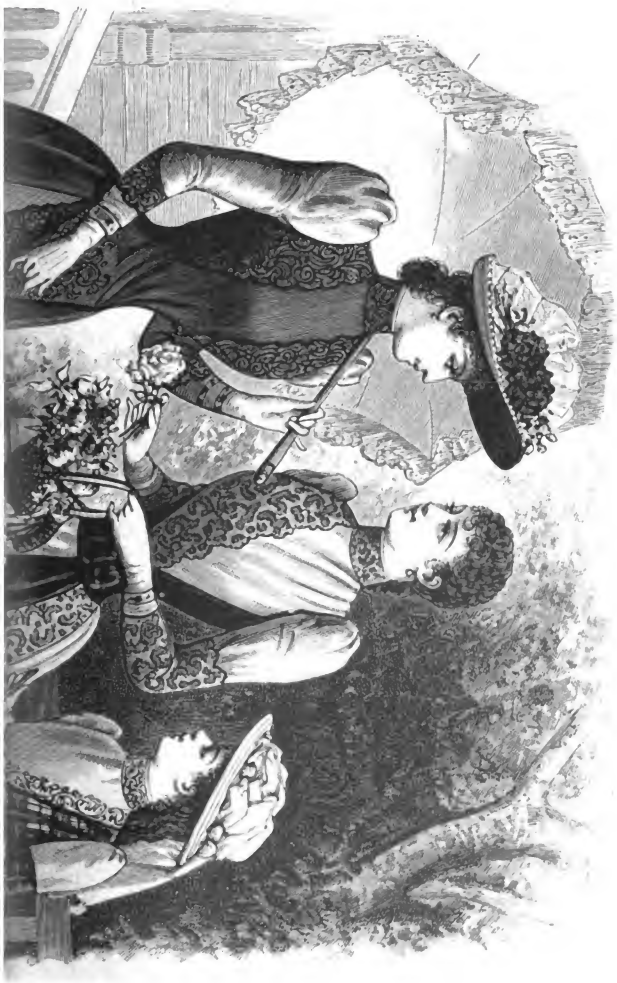
Das Vordertheil zu dieser Taille ist vollständig ohne Naht, fest anliegend, an

17
Missa
Bil. 4. Broun and cirechlaganun
Poonu de nne

Gr. 5. Broun and matelantogem
Pouant.

Gr. 6. Broun fur ein geaden
von 10 bis 12 Jahren





den Nähten der Schulter und am Seitenteil befestigt und an der linken Seite mit Knöpfen geschlossen. Kragen und Gürtel bestehen aus in Falten gelegtem, feuerfarbener Sammet; beide werden mit einer aus Sammet gefertigten Rosette befestigt. Die Ärmel sind aus zwei Theilen, einem obern aus Wollenstoff und einem glatten untern Ärmel, aus feuerfarbener Sammet hergestellt. Die engen Ärmel sind an der innern Naht mit Knöpfen geschlossen. Der Toque aus rothfarbener Faille ist am Rand mit einer feuerfarbenen Sammetlage umgeben und hat vorn eine große Rosette aus mattrosa Bengaline.

Nr. 4. Anzug aus eidechsen grünem Peau de soie.

Auf einem untern Rock aus rosa Seide befindet sich ein aufgesetztes Theil



Nr. 7. Jacke fürs Haus. (Vorder- und Rückansicht.)

aus rosa Faille, welches am untern Rand eidechsen grün und rosa bestickt ist. Die übrigen Theile des Modes, welche in gleichmäßigen Falten am Gürtel befestigt sind, bestehen aus eidechsen grünem Peau de soie. Die Taille, welche ohne alle Abnäher hergestellt ist, besteht aus einem, aus Peau de soie geschnittenen Theil, welches einen ziemlich langen Schwanz bildet und spitz auf dem rosa Failleteil am Rock aufliegt; dasselbe ist an der untern Spitze eidechsenfarbig Ton auf Ton bestickt. Das kleine Täschchen und der Kragen sind vollständig mit Stickerei in gleicher Farbe bedeckt. Die eben sehr weiten Ärmel sind aus rosa Faille und haben eine, aus eidechsenfarbigem Peau de soie mit Stickerei versehene Verzierung am untern, engen Theil. Der runde Reißstrobbut ist mit eidechsenfarbigem Surab gefüllt und hat oben auf einen großen Bausch aus rosa Gaze mit großen, sehr dunkelrothen Rosetten. Zu diesem Anzug werden helle, schwedische Handschuhe getragen.

Ar. 5. Anzug aus maifarbigen Foulard.

Das Vordertheil des Rockes ist nach der rechten Hüfte leicht drapirt und hat an der linken Seite ein maifarbig und braunroth besticktes Theil. Das Vordertheil der Taille besteht zur Hälfte aus einem maifarbigen, an der Schulter faltig angelegten Theile und einem andern, sich schrägüber legenden, vollständig gleich dem Rocktheil bestickten, rechten Vordertheil, welches sich im Gürtel mit diesem verbindet. Die Rücktheile der Taille bestehen aus braunrothem Sammet und sind in der hintern Mitte mit Stickerei verziert. Ein fester Gürtel aus braunrothem Sammet umgiebt die Taille. Die langen, mit Franzen besetzten Enden desselben fallen an der Seite der gestickten Streifen am Rock herab. Die oben faltig eingefügten Ärmel aus maifarbigen Foulard sind über dem Ellbogen zusammengekommen und von da an eng und bestickt. Der Kragen ist ebenso bestickt.



Ar. 8. Anzug für Mädchen von 3 bis 5 Jahren.

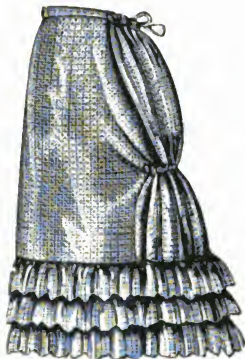
Ar. 6. Anzug für ein Mädchen von 10 bis 12 Jahren.

Dieser Anzug ist aus schottischem, roth und rosa auf hellem Grund farrirtem Foulard und rothfarbenem, rothbesticktem Wollenstoff angefertigt. Auf einem Rock aus schottischem Foulard befindet sich eine Tunika aus Wollenstoff; am abgeschrägten Rand mit rother Seide bestickt. Auch an der Taille ist das linke Vordertheil aus schottischer Seide hergestellt, während das rechte Vordertheil, welches schräg bis zur linken Schulter reicht, aus Wollenstoff besteht. Das in der Taille jadenartig schräg abfallende Theil ist am Rand, gleich der Tunika, roth bestickt. Die Ärmel aus farrirtem Foulard haben an der Schulter kleine Glockenärmel aus Wollenstoff mit glattem Rand. Die Taille umschlingt ein Gürtel, mit an der Hüfte herabfallenden, langen und mit Franzen besetzten Enden. Der runde, weiße Strobbut ist mit Gaze und rothen Blumen ausgepuzt. Hierzu schwarze und rothe Strümpfe.

Ar. 7. Jacke fürs Haus. (Vorder- und Rückansicht.)

Diese Jacke ist aus geklumter, grün und rosa gestreifter Seide angefertigt.

Der Rücken ist ohne Abnäher in schräger Fadenlage, wie auch die anderen Theile, hergestellt und hat nur eine Naht. Die Vordertheile sind sehr weit offen und haben Abnäher und Seitentheile. Unter diesen Vordertheilen befinden sich Westentheile aus Crêpe, welche sich den Jackentheilen in der Länge herab anschließen und ebenfalls offen bleiben. Ein Poytheil aus Crêpe ist am Stehtragen an der Seite faltig eingesetzt und füllt vorn herab die offenstehenden Theile der Weste und Jacke aus. Unterhalb der Taille ist dieses Poytheil in Wellenfalten befestigt. An der linken Seite befindet sich außerdem noch ein, oben zu einer Schleife zusammengefaßtes, tuchartiges Theil aus Crêpe, mit Spitzen umrandet, welcher die eine Ecke lose nach unten herabhängen läßt. Die Ärmel sind oben faltig und über dem Ellbogen mit einer Crêpe-Schärpe umschlungen.



Nr. 9. Unterrock aus karrirter Seide.

Nr. 8. Anzug für Mädchen von 3 bis 5 Jahren.

Das aus sahnefarbener Sicilienne angefertigte Kleidchen hat am kurzen Rock eine sehr breite, bestickte Falbel. Die Taille ist angeschnitten und der Stoff in großen, offenen Falten befestigt. Unter diesem Ausschnitt befindet sich ein Faltenhemdchen aus Linon mit hochstehender Kränse am Hals. Die weiten Ärmel haben am Schluß zwei Reihen Falbeln aus Spitze. Die Taille umschlingt ein Bandgürtel, dessen lange Schlupfen und Enden vorn herabhängen. Auch die Schnütern, sowie die Ärmel sind mit Bandschlupfen ausgestattet.

Nr. 9. Anterrock aus karrirter Seide.

Derselbe ist am Vordertheil glatt und wird am Rücktheil, am Bund sowohl, als auch in der Mitte des Rockes, vermittels eines Zuges zusammengefaßt. Der untere Rand ist mit drei dichtgereihten Falbeln begrenzt.



„Glücklich allein ist die Seele, die liebt!“

Nach einem Originalgemälde v. W. Menzieser.

MS
A



Ein Schlag ins Gesicht.

Von Hans Richter.

Wie so oft schon, bot auch heut das idyllisch im Walde gelegene Jägerhaus den landlust- und vergnügungssüchtigen Städtern ein willkommenes Ziel. Vor dem Schuppen standen eine Menge ausgespannter Wagen und lediger Pferde; die rundliche Frau des Jägers und ihre beiden Mädchen liefen schweißtriefend mit mächtigen Milch- und Kaffeekannen und wahren Kuchenbergen vom Hause nach den weißgedeckten Tischen, an denen im kühlenden Schatten breitästiger Bäume eine offenbar zusammengehörende, sehr zahlreiche und äußerst vergnügte Gesellschaft Platz genommen hatte, fast durchweg Kavallerie-Offiziere. Auch der stark vertretenen Damenwelt konnte ein scharferes Auge ohne Mühe das „militärische Standesbewußtsein“ ansehen.

Das lieblichste Plätzchen hatte sich eine schöne, blonde, noch sehr junge Dame gewählt. Sie saß etwas tiefer im Walde drinnen auf einer Moosbank. Nur vereinzelte Sonnenstrahlen konnten sich durch das Blättergewirr der dichten Buchen stehlen und funkelten, wenn ihnen dies gelungen war, wie schmeichelnd über das liebreizende Gesichtchen und das goldige Haar. Malerisch hingegossen wie ein Troubadour lag vor der Dame ein junger Dragonerlieutenant, hinter ihm stand ein äußerst corpulenter Rittmeister desselben Regiments, daneben saß ein schlanker Civilist mit blondem Haar und Bart und ernsten, blauen Augen. Ein zweiter Herr in Civil lag, mehr bequem als malerisch, einige Schritte abseits, seiner ganzen respektablen Länge nach im Moose und rauchte eine Cigarre, während er durch einen goldenen Kneifer sehr ungenirt die schöne Dame beobachtete.

Diese suchte eben die zartgerundeten Schultern.

„Walter von der Vogelweide? — er hat das Nibelungenlied geschrieben, nicht? — oder den Parzival?“

„Der ist ja von Richard Wagner“, bemerkte der Lieutenant überlegen. „Ich war in Bayreuth.“

Der blonde Herr öffnete die Lippen, aber die Dame kam ihm zuvor: „Sie belehren uns doch nicht, Herr Doktor, ich habe alles, was ich im Pensionat gelernt, vergessen. Was kümmert mich diese alte Literatur? Von etwas anderem, meine Herren! Wie fahren sich Ihre Zucker, Rittmeister? Welche neue Erfindung ist auf dem Gebiete des Cotillons gemacht worden, Graf Tönning?“

Der Rittmeister und der Lieutenant antworteten in gleicher Weise beflissen, so daß keinem etwas zu verstehen war. Das blonde Fräulein lachte: „Wie drollig! Das ist doch hübscher, als Ihre literarische Vorlesung; heben Sie sich diese für Ihren Hörjaal auf, Doktor!“

Dieser biß die Zähne zusammen, runzelte die breite, stark entwidelte Stirn, und der zweite Civilist rief ihm in spöttischem Tone zu: „Kupfer, Erbach, Kupfer! Geistiges Gold wird hier nicht angenommen; wir sind bescheiden und wollen nur die kleinste, platteste Münze!“

Lieutenant Graf Tönning warf ihm einen drohenden Blick zu und fragte: „Wie meinen Sie das, Herr von Boden?“

„Wie ich es gesagt habe, Verehrtester“, antwortete Boden phlegmatisch, nachdem er einmal gegähnt hatte. „Es ist da ein geflügeltes Wort aus der Bibel, welches ich mich freilich hüten werde zu zitiren, aber Sie werden mir doch nicht abstreiten wollen, daß Sie von dem sehr geistvollen, kleinen Vortrage unseres verehrten Freundes Erbach über das liebliche Mailied des Walter von der Vogelweide auch nicht ein Wort verstanden haben.“

„Keinen Streit, meine Herren, bei meiner Ungnade!“ rief die Dame, welche die aufsteigende Wuth des Grafen bemerkte: „Wir wollen den todten Dichter ruhen lassen . . . aber daran sind nur Sie schuld“, wandte sie sich unwillig an den Doktor, was gehen uns Ihre gelehrten Geschichten an? . . . und noch einmal: von etwas anderem! Erzählen Sie von Ihren neuen Zuckern, Rittmeister!“

Dieser gehorchte mit militärischer Pünktlichkeit, obwohl ihm das Sprechen im Stehen sauer genug wurde. Bei seiner Korpulenz getraute er sich nicht, sich gleich den anderen niederzulassen . . . diese verwünschten engen Weinkleider, die immer so bedenklich knasterten, wenn er sich bückte! . . . und das fortwährende Stehen war auch nicht besonders angenehm; aber die hellblonde Dame war die Tochter seines Brigadiers, des Generals von Werben, somit eine Dame, deren Gunst man sich erhalten mußte, wenn man, wie er, dicht vor dem Major stand. Der Graf sekundirte ihm. Sie waren beide nicht besonders geistreich, aber sie erzählten sehr geläufig von Pferden, Hunden, Vällen, Toiletten und ähnlichen interessanten Dingen, so daß Fräulein Käthe von Werben sich offenbar ausgezeichnet amüsirte. Boden warf ab und zu eine spöttische Bemerkung dazwischen.

Der kleine Kreis vergrößerte sich durch andere Damen und Offiziere, die Unterhaltung wurde immer lebhafter. Der Doktor, welcher sich nicht mehr daran bethelligt hatte, erhob sich und schritt langsam in den Wald hinein.

„Schmollen Sie nur!“ rief ihm Käthe übermüthig nach. „Sie kommen doch wieder.“

Er schien es nicht zu hören. Tönning bemerkte überlegen: „Da geht er hin und singt nicht mehr!“

„Bravo, Graf!“ rief Herr von Boden, der ebenfalls aufgestanden war und ungenirt seine langen Gliedmaßen reckte. „Jetzt haben Sie sich selbst und zugleich meine kühnsten Erwartungen übertroffen. So viel Geist hatte ich Ihnen nicht zugetraut, verzeihen Sie! Ich werde Sie nie mehr unterschätzen . . .“ Er schüttelte dem zornbebenden Offizier freundschaftlichst die Hand, lächelte: „Bitte, vermehren Sie meinerwegen die konventionellen Lügen der Kulturmenscheit nicht noch mehr, indem Sie Ihren berechtigten Stolz verbergen wollen; wir kennen uns ja!“ und folgte dann mit langen Schritten dem Doktor Erbach. Er erreichte denselben bald und sagte, nachdem sie eine Weile stumm nebeneinander dahingegangen: „Ich sehe, Dein Herz ist überall, auf alle Atmosphären angespannt, öffne das Sicherheitsventil und laß auslaufen. Mein Freundesbusen ist geräumig genug, mindestens fünfundsiebzig Prozent Deines Kummers aufzunehmen.“

„Bitte, laß Deinen Spott“, erwiderte der Doktor, „ich bin wahrhaftig nicht zum Scherzen aufgelegt.“

„Spott? Scherz?!“ rief Boden. „Ich versichere Dir bei Rafaels Pinsel, daß mir, außer bei Gelegenheit meines Fähnrichsexamens, noch nie so feierlich und wehmüthig zu Muthe gewesen ist, als gerade jetzt. Der Wahrheit die Ehre: Du bist schrecklich verliebt in dieses hübsche kleine Mädchen!“

Ueber Erbachs geistvolles Gesicht zuckte es bitter. Wie eine mühsam zurückgedämmte Flut brach es aus ihm hervor. „Ja, ich liebe sie, zu meinem Unglück, ich vergöttere sie, auf meinen Händen möchte ich sie tragen, mein Leben für einen freundlichen Blick aus ihren Augen dahingeben; und sie --“

„Behandelst Dich en canaille, wie einen Tertianer“, ergänzte Boden. „Das Schlimmste aber ist, daß Du es Dir gefallen läßt. Zeige ihr doch einmal den Mann, beug' Dich nicht länger vor der Laune dieses verwöhnten Kindes!“

„Als ob ich es nicht schon hundertmal versucht hätte!“ rief Erbach. „Aber sie kennt ihre Herrschaft über mich schon zu gut, und wenn sie mich so überlegen spöttisch und dabei doch so kindlich lieb anlächelt, dann schwindet eben aller Trost, und ich liege ihr wieder zu Füßen, ihr Sklave und ihr Narr.“

„Wo hast Du denn Logik gehört? Laß Dir die Kollegiangelder zurückzahlen! Auf diesem Wege kommst Du natürlich nie zum Ziele. Weiber mißbrauchen stets die Macht, welche sie besitzen; um lieben zu können, müssen sie erst gedemüthigt werden.“

„Versuche es doch, diesen reizenden Kobold zu demüthigen!“

„Bah, ein Kinder Spiel! Wenn es Deine Gelehrsamkeit nicht imstande ist, so versuche es doch mit ganz prosaischer Grobheit, wirf Dich dem modernen Naturalismus in die Arme. Uebrigens, was

imponirt Dir denn an ihr? Sie ist hübsch — ich kenne schönere Weiber! pikant — das gefällt manchem schon weit weniger! anmuthig — ein Keh ist das auch! lieblich — ich kann mich eben so gut für einen schönen Maimorgen begeistern, ohne daß ich mich wahnsinnig in ihn verliebe. Summa Summarum, sie ist —“

„Die Tochter des Generals von Werben, die erste Dame und das reizendste Mädchen der Stadt, das weiß sie sehr gut.“

„Und Du?“

„Ich bin Artillerie-Vicesfeldwebel der Reserve.“

„Ah, das ist also der wunde Punkt! Es ärgert Dich, daß Du nicht auch vor ihr mit dem Säbel rasseln kannst! Wenn sie darauf etwas gäbe, möchte ich freilich sehr ernstlich wünschen, „daß Deine Liebe niemals Erhörung findet. Die Offiziere verehren in ihr nur die Tochter des Brigadecommandeurs. Ich kenne den Kummel, Du weißt, ich war selber Lieutenant, bis ich auf die schlaue Idee kam, schlechte Bilder zu malen, für welche mir gute Leute, deren Geschmack ich nicht begreife, sehr noble Preise bezahlen. Der Oberst, der die breiten Streifen, der Major, der ein Regiment, der Rittmeister, der die Raupen auf die Ahjeln haben will, alle liegen sie zu Füßen dieser kleinen Dame, aber wenn der General, was jeden Tag passieren kann, den blauen Brief bekommt, flattern sie spurlos auseinander, wie Erbkönigs Töchter beim ersten Morgengrauen, und kein Hahn kräht mehr nach dem General außer Dienst und seiner hübschen Tochter, Du aber bist dann immer noch der Privat-Dozent Dr. phil. Fritz Erbach, die junge Zierde der Wissenschaft, ohne Zweifel nächstens Professor, der gefeierte Dichter und Romellist, dessen Manuskripte die edelsten Verleger mit Geld aufwiegen, der Aspirant auf einen unsterblichen Vorbeerkrantz in der deutschen Literatur . . . auf welcher Seite schnellt nun die Waagschale empor? Uff“ — der lange Exlieutenant und Maler trocknete sich den Schweiß von der Stirne — „das war, glaube ich, die längste Rede, welche ich je in meinem Leben gehalten habe. Ich erwarte, daß sie wie eine elektrische Wirthshauslampe von dreißig Normalkerzen Stärke in das Dunkel Deiner Seele gefallen ist und merke mich ebenso dringend als ergebentst auf die erste Pathenstelle vor. Und nun gehen wir zum Jägerhause zurück . . . still, keinen Widerstand! Ich fühle, als der Aeltere, die Verpflichtung, Dich unter den Pantoffel zu bringen, der leider an mir selbst spurlos vorübergegangen ist!“

Sie gingen zur Gesellschaft zurück und wurden von dieser sogleich in Beschlag genommen. Man wußte, daß unter den zahlreichen Verehrern der schönen Käthe von Werben wenigstens zwei sehr ernstlich zu nehmen waren und sich auch bereits gegenseitig als Nebenbuhler betrachteten: Doktor Erbach und Graf Tönning. Ersterer, im Besitz eines ansehnlichen Vermögens, stand unzweifelhaft am Beginn einer glänzenden Laufbahn als Gelehrter und Schriftsteller; der Lieutenant, ein hübscher, eleganter, geistig ziemlich unbedeutender Cavalier, war der präsumtive Erbe des größten Majorats der Provinz, wenn sein

unvermält geliebener Onkel starb. Die äußeren Chancen waren mithin ziemlich gleich.

Es wurden Pfänderpiele getrieben, mit Küffen natürlich. Die präsidirende Majorin Collin wußte es sehr geschickt so einzurichten, daß Graf Tönning einen Kuß von Käthe erhielt und bald darauf auch der Doktor. Lachend duldete das Mädchen den Kuß des Grafen, als aber der Doktor sein Recht beanspruchte, trat sie trohzig zurück: „Nein, ich küsse Sie nicht.“

In seinen Augen leuchtete etwas auf, was sie erzittern ließ.

„Jetzt nicht, ich kann es nicht . . . ein anderes Mal!“ klang es stehend von ihren Lippen.

Wenn er doch auf seinem Rechte bestehen möchte! dachte der Maler, aber Erbach sagte mit einer tiefen Verbeugung: „Gnädiges Fräulein bleiben mir also den Kuß schuldig?“

Sie nickte stumm. Boden, welcher sich in jovialer Ungenirttheit alles erlaubte, und dem auch niemand etwas übel nahm, rief ihr zu: „Ich werde mit meines Freundes Erlaubniß die Zinsen einkassiren . . . zehn Perzent; Gott, wie kann man sein billiger bei die schlechten Zeiten!“ . . . er imitirte den jüdischen Dialekt, und das darauf folgende Gelächter verdeckte glücklich Käthes und Erbachs Verlegenheit. —

Eine ganze Woche lang war es Erbach unmöglich, Käthe zu sehen. Es schien, als weiche sie ihm geflissentlich aus. Er wußte jedoch, daß sie jeden Nachmittag ausritt, meist in Begleitung ihres Vaters, bisweilen auch allein, und so durchstreifte auch er, hoch zu Ross, täglich die Gegend. Endlich begegnete er ihr auf dem Wege, der vom Jägerhause nach der Stadt führte, und zwar — o Glück! — war sie allein. Sie erröthete, als sie ihn sah, es war ihr wohl nicht unbekannt geblieben, daß er sie förmllich verfolgte, doch begrüßte sie ihn freundlicher als gewöhnlich, und nahm seine Begleitung an. Erbachs Herz schlug hoch empor in unnenbarer Seligkeit; er hatte Käthe noch nie so lieb, so gutmüthig, nachgiebig und freundlich gesehen, wie heute. Sie ging so verständig auf seine Gedanken ein und zeigte bei aller Heiterkeit ein so sinniges, warmes Gemüt — es war unmöglich, sie nicht zu lieben.

Berauscht von Seligkeit, drängte der Doktor sein Pferd dicht an das ihre und sagte lächelnd: „Nun lösen Sie Ihre Schuld ein, Fräulein Käthe . . . Sie wissen doch?“

Erröthend bog sie den Kopf zurück, aber mit einer ihm sonst fremden Kühnheit legte er den Arm um ihre Taille und küßte — nein, er küßte sie nicht, denn in demselben Moment, wo seine Lippen die ihren berühren wollten, hob sie den Arm mit der Reitpeitsche und ließ diese ziemlich scharf auf sein Gesicht niederfallen, indem sie zugleich ihr Pferd rückwärts riß.

Sie schien selbst kaum gewußt zu haben, was sie that; tödtlich erschrocken startete sie den Mann an, der unbeweglich wie ein Marmorbild auf seinem Rosse saß, nur in seinen weit geöffneten Augen glühte ein Feuer, das ihr sengend bis ins tiefste Herz drang, und

auf seiner leichenblaffen Wange zeichnete sich ein feiner, rother Strich ab.

„Verzeihen Sie!“ stammelte sie fassungslös.

Erbach fuhr mit der Hand über die Schwiele — sie sah, daß er dabei zitterte, als habe der Peitschenhieb sein Herz getroffen. Er zog den Hut, verneigte sich stumm, wendete sein Pferd und jagte ventre à terre davon. Käthe rief seinen Namen und ritt ihm nach, vergebens, er schien nicht zu hören, und einholen konnte sie ihn nicht. Am Waldestrande sah sie ihn nur noch wie einen dunklen Punkt die Chaussee nach der Stadt entlang jagen. Sie glitt vom Pferde, warf sich in das Moos und weinte bitterlich.

Noch an demselben Abend, als es dunkel geworden war, schellte sie, tief in ein Tuch gehüllt, an der Thür von Erbachs eleganter Wohnung. Ein Diener öffnete ihr — der Herr Doktor war nicht zu Hause. Sie fühlte, daß er sich verleugnen ließ. Am andern Tage schrieb sie ihm, ihr Brief kam zurück; Erbach war bereits abgereist. Am schwarzen Brett des Universitätsgebäudes wurde bekannt gemacht, daß er bis auf weiteres nicht wieder lesen würde; sein Diener trug Karten mit dem p. p. c. herum; einen Abschiedsbesuch hatte er niemandem gemacht.

* * *

Im Garten der weltbekannten Villa Albani tauschten die Platanen ihr Nachtlied; am tiefblauen Himmel zog der Vollmond seine silberleuchtende Bahn, und deutlich hoben sich gegen den Horizont die dunklen Massen des Sabiner und des Welster-Gebirges ab. Unter dem Torso eines Gladiators saßen zwei Männer, der eine wendete das von einem blonden Vollbart umrahmte Antlitz der wie in einen silberfeinen Nebel getauchten Campagna zu, der andere lag äußerst bequem hintenüber, die Hände in den Taschen seines Sammetjackets, die Beine weit von sich gestreckt, im Munde eine der bekannten rattenschwanzähnlichen, italienischen Cigarren.

„So!“ sagte dieser letztere. „Nun bist Du so gut von allem unterrichtet, was in diesen zwei Jahren in Krähwinkel passirte, als hättest Du sie selbst dort verbracht, anstatt im Orient, Griechenland und Italien herumzubummeln, was ich, nebenbei bemerkt, für einen der geistreichsten Gedanken halte, die Du je gehabt.“

„Und sie?“ fragte der andere mit scharfer Betonung. „Sie ist natürlich längst verheiratet?“

„Wer denn, bester Fritz?“

„Käthe!“ . . . nur leise klang der Name von den Lippen Fritz Erbachs.

„Du meinst die kleine Statistin? Der schwarze Satan macht jetzt einen Weinreisenden unglücklich und —“

Erbach war aufgesprungen: „Ich habe Deine Thorheiten satt. Gute Nacht!“

„Nicht doch, sei vernünftig, Fritz!“ hielt ihn Boden zurück. „Ich

beichte ja schon, ich werde mein schlechtes Gedächtniß auspreißen wie eine Citrone . . . ein famozer Vergleich, was? Es kommt nichts Süßes heraus. Aber weißt Du wirklich noch nichts?"

"Wie sollte ich?"

"Tant mieux! Es kam wirklich so, wie ich Dir vorhergesagt, noch in dem Jahre Deiner Abreise. In irgend einer Manöverchlacht ließ der gute General eine Attaque reiten, bei der im Ernstfalle kein Pferdeschwanz davongekommen wäre. Da nur mit Plagspatronen geschossen wurde, erfreuen sich die Dragoner noch heut einer beneidenswerthen Gesundheit, nur der General war erschossen . . . als die Schwalben heimwärts zogen, kam der blaue Brief geflogen, natürlich mit einem sehr hübschen Orden verbrämt. Kein Hahn krächte mehr um ihn; Fräulein Käthe war depossedirt, sie trug es mit Würde — alles, was wahr ist! Ueberhaupt war sie seit Deiner Abreise merkwürdig ernst und still geworden, man sagte, Ihr — das heißt: sie und Du —"

"Laß den Stadtflatsch", fiel Erbach mit rauher Stimme ein.

"Wie Du willst, aber ich nehme mir die Freiheit, trotzdem Verschiedenes zu denken, so sehr Du auch leugnest. Also die große cour d'amour zerstob, ohne eine reelle Spur zu hinterlassen. Tönning ist nicht mehr Majoratserbe und sucht eine reiche Erbin; der alte Onkel hat sich noch verheiratet und schon einen Sohn. Vor einem Jahre ist der General gestorben, und die arme Käthe, die sehr blaß geworden ist, lebt von den Schulden, die der Alte hinterlassen. Es geht ihr verzweifelt traurig, aber wie mir mein Bruder schreibt, wird sie nächstens den Baron Voltenstein heiraten."

"Diesen alten, abgelebten Roué?" fuhr Erbach auf.

"Der ekelige Kerl verstand sich immer auf hübsche Weiber."

"Diesen herzlosen Schuft?"

"Ich sehe, Du kennst ihn recht gut."

"Nur zu gut, aber Du mußt Dich irren, Eugen, soweit kann sich ein Weib, wie Käthe, nicht vergessen."

Der Maler zuckte die Achseln.

"Wie jedes Ding, hat auch dies zwei Seiten, die ideale, welche Du als Poet vertrittst, und die reale mit der Devise: Hunger thut weh! Der General war ein braver Mann, nur gab er immer mehr Geld aus, als er einnahm. Dieses Defizit war Käthes einziges Erbe; was soll das arme Mädel thun? Sie greift eben nach dem sprichwörtlichen Strohhalme."

Die breite Brust des Doktors hob und senkte sich stürmisch; die Liebe zu Käthe brach mit erneuter Gewalt hervor, er hatte sie wohl zurückdämmen, aber nicht vergessen können. Das reine, liebliche Geschöpf in den unsauberen Händen eines Mannes wie Voltenstein? . . . wild bäumte sich sein Gefühl dagegen auf! — er hätte sie lieber todt sehen mögen.

Er erhob sich rasch.

"Wollen wir wetten?" fragte Boden.

„Wieso? — was?“

„Ich parire zehn Flaschen Sekt, daß Du mit dem Frühzuge nach Krähwinkel abdampfst.“

„Kommst Du mit, Eugen?“

„Welche Frage! Arm in Arm mit Dir.“ Der Maler schob seinen Arm in den des Freundes, und eifertig schritten sie auf die Porta Salara zu. —

Im Fluge durchreisten sie Italien, die Schweiz und die deutsche Heimat und kamen dennoch zu spät — Käthe war seit Wochen verschollen. Zwar behauptete Baron Volkenstein, seine Braut weise bei seinen Verwandten, als aber Erbach sehr ernsthaft mit ihm sprach, gab er kleinlaut zu, sie habe ihm seinen Ring zurückgeschickt und das kaum geschlossene Verlöbniß aufgelöst; wohin sie sich gewendet, wußte auch er nicht.

Von einer schweren Sorge war Erbach befreit, dafür bedrückte eine andere, kaum minder schmerzliche, sein Herz: wohin war das arme, hilf- und freundslose Mädchen geflohen?

„Natürlich ist sie in Berlin“, sagte Boden entschieden. „Wenn der brave Deutsche sich keinen Rath mehr weiß, vertraut er auf Gott und geht nach Berlin, dem Mekka aller, die unter dem schwarzweißen Banner geboren sind, und Käthe war stets sehr patriotisch. Wir erlassen eine Annonce: ‚Generalstöchter verloren gegangen; der ehrliche Finder erhält ein Gedicht von Fritz Erbach und ein Gemälde von E. von Boden.‘ Uebrigens besitzt die Berliner Polizei ein sehr geregeltcs Einwohner-Meldebureau.“

So reisten sie denn nach Berlin, brauchten aber die Hilfe der Polizei nicht erst in Anspruch zu nehmen. Ein bekannter Offizier hatte Käthe gesehen — sie gab Klavierunterricht, die Stunde fünf- undsiebzig Pfennige.

Vier Treppen hoch mußte Erbach in dem sehr einfachen Vorstadt- hause steigen. Zögernd klopfte er, die bekannte Stimme rief: „Herein!“ Er trat in ein sehr schlicht eingerichtetes Stübchen, nur das große Bild des Generals in breitem Goldrahmen und ein zierliches Nipp- tischchen erinnerten an die einstige Pracht in Käthe von Werbens Boudoir. Und inmitten dieser Aermlichkeit stand sie selbst, sehr einfach schwarz gekleidet, blaß, abgehärtet, mit tiefen Schatten unter den früher so strahlenden und nun so matten Augen.

„Käthe!“ sagte Erbach tief ergriffen.

Jetzt erst erkannte sie ihn. Sie hob die Arme, eine jähe Bewegung, als wolle sie ihm entgegenstürzen — dann brach sie ohnmächtig zusammen. Er fing sie in seinen Armen auf und bettete sie auf das kleine Sopha. Mit seinen Küffen rief er sie zum Bewußt- sein zurück.

„Da, da!“ flüsterte sie und strich mit zitternder Hand über seine Wange, „da saß der unselige Schlag . . . kannst Du verzeihen? Ich mußte nicht was ich that. O, ich habe ihn gebüßt, ich hatte mir ja selbst das Herz zerfleischt, das Glück zerichlagen mit thöricht rascher

Hand, denn ich liebte Dich. Aus Trotz gestand ich es nicht ein, nicht einmal mir selbst. Ich zürnte Dir bis zum Haß, daß Du mir so schmeichelnd fabe den Hof machtest wie alle die anderen gleichgiltigen Gecken. Nicht beherrschen wollte ich Dich, sondern von Dir erobert und beherrscht sein deßhalb — o Fritz, wenn Du wüßtest, wie ich gelitten und gebüßt habe um jenes Schlages willen!“ . . . sie riß eine feine englische Damenreitgerte von dem Nipptischchen . . . „Das ist sie; ich habe sie seitdem nicht mehr gebraucht und mich doch nicht einen Tag von ihr getrennt. Da, schlag' mich wieder, schlag' zu, ich halte still!“

„Einen Mann, der mich ins Gesicht schlägt, würde ich tödten“, sagte Erbach, die Peitsche nehmend, mit ernster Stimme, aber der Schalk lauerte in seinen Augen. „Ein Weib kann ich nur strafen, wenn es das meinige ist . . . willst Du es sein, mein Weib, meine liebe, süße Rätke?“

„Deine Sklavin, wenn Du mich willst!“ schrie sie auf und warf sich schluchzend an seine Brust.

Zärtlich küßte er ihre Lippen, und die Peitsche fiel zu Boden.





Der Dichter Otto Ludwig.

Eine Studie von Dr. Emil Traut.



In einer Literaturperiode, in welcher die dichterische Schöpferkraft nur selten aus ihren verborgenen Quell-tiefen ans Tageslicht tritt und die poetischen Geister mehr vom gleichmäßigen Strom der Zeit, als durch die innere Bewegung der eigenen Empfindung getrieben werden, wird die Gestalt eines Dichters, dessen geistige Physiognomie die Züge einer charakteristischen Individualität trägt, um so bedeutsamer erscheinen. Eine solche dichterische Persönlichkeit ist der fränkische Thüringer Otto Ludwig. Er ist durch die Schule der Leiden und Entbehrungen gegangen und hat in dem Kampfe mit einem mißgünstigen Schicksal seine Eigenart bewahrt.

Otto Ludwig ist am 11. Februar 1813 im meiningenschen Städtchen Eisfeld geboren. Er stammt aus einer angesehenen und wohlhabenden Familie; sein Vater war Stadtsyndikus in Eisfeld, verwickelte sich aber, durch seine Amtsthätigkeit unbefriedigt gelassen, in größere Bauunternehmungen, welche sein Vermögen stark angriffen, und starb 1825, erst sechsundvierzig Jahre alt. Die eigentliche Lehrmeisterin und Erzieherin des Knaben war die Mutter, Sophie Christiane geb. Otto. Sie übernahm selber den anfänglichen Unterricht des geliebten Sohnes und unterzog sich der freiwillig übernommenen Aufgabe mit pflichttreuer Gewissenhaftigkeit. Auch aus den Märchen und Erzählungen, welche die edle Frau dem Sohne und seinen Jugendgenossen vortrug und erklärte, mochte der rege Geist des Knaben schon frühzeitig Nahrung zum dichterischen Gestalten ziehen. Nach einem dreijährigen Besuche der Stadtschule seines Heimatortes wurde Otto von der Mutter, welche ihrem Sohne eine wissenschaftliche Ausbildung geben wollte und diesem ihren Lieblingswunsch die größten Opfer brachte, der Schule zu Hildburghausen zugeführt. Allein die opfermuthige Frau hatte ihre Vermögensträfte überschätzt,

Otto mußte die Schule wieder verlassen und wurde in die Lehre des Bruders seiner Mutter, eines wunderlichen Hagestolzes, gebracht. Hinter dem Ladentisch und unter der Leitung des sonderbaren Jungesellen vertraute der hochstrebende Jünger der Musen seine Tage, um sich nach Schluß der Geschäftszeit bis in die Nacht hinein dem Dienste der Wissenschaft und der Poesie zu widmen. Mit dem im Jahre 1831 erfolgten Tode der Mutter, an deren Herzen er in dieser trübseligen Lage stets bereiten Trost gefunden und an welcher er allezeit mit schwärmerischer Verehrung gehangen hatte, duldete es den Vereinsamten nicht länger in den engen Verhältnissen. Er trat aus der Lehre seines Onkels und gab sich nun mit unermüdlischem Eifer einzig und ganz dem Studium der Dichtkunst und der Musik hin, zu welcher letzteren er sich für besonders beanlagt hielt. Einige seiner musikalischen Schöpfungen, zu deren Aufführung er sich in seiner Vaterstadt ein Dilettantenorchester geschaffen hatte, erregten Aufsehen und trugen ihm eine Unterstützung des Herzogs von Meiningen ein, mit welcher sich Otto Ludwig 1839 zur Fortsetzung seiner musikalischen Studien nach Leipzig begab. Hier bildete er sein musikalisches Talent unter der Leitung Mendelssohn-Bartholdys weiter aus und versuchte sich in dichterischen Leistungen der verschiedensten Gattungen, in denen er noch stark unter dem Einfluß der romantischen Schule stand und lebhaft an die phantastischen Darstellungen eines Amadeus Hoffmann erinnerte. Eine heftige Ueberreizung seiner Nerven, welche sich vermuthlich durch seine angestrengten Nacharbeiten entwickelt hatte und ihn bis zu seinem Lebensende nicht wieder verlassen hat, bestimmte ihn jedoch, das Studium der Musik aufzugeben und sich ausschließlich literarischen Beschäftigungen zuzuwenden. Er konnte, wie er selber erzählt, keinen Ton Musik mehr vertragen und mußte fort, wenn er eine Geige hörte. „Es war“, schrieb Otto Ludwig in dieser Zeit an seinen Onkel nach Eisfeld, „als wenn mein Kopf zerspringen und alle Nerven zerreißen müßten; hatte sogar zuletzt eine Art Abscheu und Angst vor allem, was Musik heißt.“ Neigung und Befähigung führten den Dichter dem Drama zu, dessen Kunstregeln und Lebensgesetze er im wesentlichen aus den Werken Shakespeares festzustellen suchte. Von günstigem Einfluß auf die Art seines dramatischen Schaffens war die Bekanntschaft, welche er nach seiner im Jahre 1846 erfolgten Uebersiedelung nach Meißn mit Eduard Devrient in Dresden, anläßlich der Einwendung eines Trauerspiels, machte. Devrient war es denn auch, der des Dichters „Erbförster“ zur Aufführung brachte. Im nächsten Jahre (1854) folgten „Die Makkabäer“. Durch die beiden Dramen war der literarische Ruf Otto Ludwigs geschaffen. Inzwischen hatte sich der Dichter mit einer Meißnerin, Emilie Winkler, verheiratet; er nahm im Jahre 1855 seinen ständigen Wohnsitz in Dresden und ist dort bis an sein Lebensende geblieben. Krankheit und Lebensorgen schlossen ihn vom Verkehr mit der Welt und den Genüssen einer anregenden Geselligkeit aus. Er zog sich in die Ein-

samkeit zurück, verließ nur selten seine stille Gartenwohnung und fand seinen Leidensrost im Schoße seiner Familie. Aus dieser Zeit ist eine Schilderung der äußern Persönlichkeit des Dichters von einem Genossen seiner Einsamkeit vorhanden. „Otto Ludwigs äußere Erscheinung“, so schreibt derselbe, „war seit vielen Jahren durch sein schmerzhaftes Uebel entstellt. Seine übermittelgroße Gestalt hatte keine Haltung; er ging — langsam und mühsam, wie ein Greis; die klugen, gutmüthigen, braunen Augen hatten ihren Schwinkel mehr und mehr verengt; das dunkelbraune Haar hing ungelockt bis weit über die Wangen hinab; seine Arme waren stockmager, weniger das Gesicht, in welchem eine lange, kräftige Nase alle übrigen Züge beherrschte; brauner Vollbart, ungepflegt, der Kultur nicht zugänglich, wie sein Haupthaar, vollendete das Absonderliche seiner Erscheinung.“ Kraftlos und unermülich aber sein Geist, wennschon seine Schwungkraft immer mehr und mehr von dem zunehmenden Nervenleiden gelähmt wurde. Der Dichter ließ nicht ab, die Gesetze der dramatischen Kunst zu erforschen und zu prüfen; befinden sich doch in seinem literarischen Nachlaß nicht weniger als vier Bände Studien über Shakespeare. Zudem faßte er immer neue dramatische Pläne, übersaun immer von neuem den Aufbau der Handlung und die Charakteristik seiner Helden, entwarf mancherlei und verwarf es wieder. Veröffentlicht hat er in den letzten sechs Jahren seines Lebens nichts, sein Leiden und Sorgen verschiedener Art hinderten die Ausreifung seiner dichterischen Absichten und die Vollendung seiner dramatischen Entwürfe.

Die Hauptwerke des Dichters sind die beiden Dramen „Der Erbförster“ und „Die Makkabäer“, sowie die Erzählungen „Zwischen Himmel und Erde“ und „Die Heiterethei“. Ersteres Trauerspiel ist auch gegenwärtig noch ein Repertoirestück der deutschen Bühne und hatte namentlich in dem jüngst verstorbenen August Förster einen mustergiltigen Darsteller der Titelrolle gefunden. Das Drama war ein kraftvoller Protest des gesunden Realismus gegen die in Nebel zerfließenden Phantasiestalten der romantischen Schule, Handlung und Personen stehen auf dem Boden der Wirklichkeit und ziehen, wie jener Riese Antäus, ihre Kraft daraus. Der Erbförster Christian Ulrich ist eine Gestalt von unbeugsamer Willensstärke und unerschütterlichem Troß. Er geht an seinem eigenen Charakter, an der Hartnäckigkeit seines Rechtsbewußtseins zugrunde und zieht durch sein rücksichtsloses Festhalten an seiner vorgesezten Meinung seine Familie in seinen Sturz mit hinab. Die trotzige, unnachgiebige Gestalt des Erbförsters erinnert lebhaft an den tragischen Charakter des Michael Kohlhaas, der gleichfalls im Kampf ums Recht seinen Untergang fand. Allein der Förster befindet sich im Unrecht; weil sein Großvater und sein Vater vor ihm im Forst gefessen haben, glaubt er ein Recht darauf zu haben, Förster des Gutes Dürsterwalde zu sein und zu bleiben, ungeachtet des Willens der Gutsherrschaft. „Ich bin in meinem Recht und will's behaupten“, ist sein

troziges Schlußwort. Der Umstand aber, daß Christian Ulrich thatsächlich irrte und sich in seinem Eigensinn vor der Erkenntniß der Wahrheit urtheilslos verschließt, nimmt seinem Schicksal einen großen Theil der tragischen Weihe und ist der wunde Punkt des Trauerspiels, das im übrigen an poetischen Momenten und dramatischen Wirkungen von seltenem Reichthum ist. In den „Makkabäern“ ging Otto Ludwig zur poetischen Form über; die Darstellung eines einfachen Menschenschicksals genügte ihm nicht, er stellte seine Helden auf das Piedestal der Völkergeschichte und der Weltgeschichte. Auch in den „Makkabäern“ zeigt sich Ludwigs Vorliebe für die trozigen, sich selbst genügenden Charaktere und für die großartigen, fast gräßlich zu nennenden Situationen. Die Mutter der Makkabäer ist von einer fast übernatürlichen Erhabenheit des Schmerzes, überwältigend in ihrer statuarischen Starrheit und Seelengröße, ein Marmorbild des Leidens und der Mutterliebe, „das ganze Weib ein brechend Mutterherz“. Die Diktion und die Charakterzeichnung in den „Makkabäern“ läßt das sorgfältige Studium der Shakespeariischen Schaffensmethode nicht verkennen, viele Züge der Hauptgestalten sind im Lapidarstil zur Anschauung gebracht. Es war das überhaupt eine Eigenthümlichkeit in der dichterischen Arbeit Otto Ludwigs, daß er bei der Zeichnung eines Charakters von der sich ihm aufdrängenden Fülle lebenvoller Einzelzüge fast bedrängt wurde und diese Masse abrundender und vertiefender Einzelheiten mit dichterischer Berechnung in einer dramatischen Kürze verwerthete, daß dies charakteristische Detail in seiner gedruckenen Darstellung fremdartig, unvermittelt, ja ohne ausreichende Motivirung erscheint. Der Dichter war sich dieser Schaffensweise wohl bewußt. „Ich glaube“, bekennt er selber, „es war Kleists Fehler, wie es der meinige bisher häufig gewesen, daß wir ein zu kräftiges Gefühls- und Begehrungsvermögen zu wenig zu diszipliniren mußten. Der Lakonismus seiner und meiner Gestalten im Affekt läßt einen Nichtkenner der Seele schließen, wir seien zu kalt gewesen, während wir zu heiß waren. Wir reißen an solchen Stellen deswegen nicht so hin, wie man wünschen kann, weil wir den mittlern Grad des Affektes, der die Phantasie erregt und den Verstand und den Menschen berechtigt macht, überschritten, den der Dichter nie überschreiten darf, wenn er auch seine Personen ihn überschreiten läßt.“ Und an einer andern Stelle seiner nachgelassenen Shakespearestudien schreibt Ludwig, mit besonderer Beziehung auf seine „Makkabäer“, folgendes: „Während die meisten Hebbelschen Figuren sich was auf ihre Eigenthümlichkeit wissen und damit erzählend dick thun, schildern sich die meinen ohne, ja wider ihren Willen. Und stets mehr handelnd, als durch Erzählung. So z. B. daß der Löwenkampf Judas gar nicht weiter beredet, sondern wie etwas gewöhnliches angesehen wird. Ferner die Art von Schadenfreude, mit der er den Eleazar gehen und die anderen, in Hinsicht auf den Anspruch der Familie, auf das Hohepriesterthum gewähren läßt in der Vorfreude, daß, was ihnen so glänzt, hinter dem, was er thun wird, als

kleinlich eitel verschwinden wird und er die vorübergehende Verdunkelung wählt, um darum so heller vor sich selbst zu strahlen. Er steht Eleazar gegenüber wie Stolz dem Ehrgeiz. Dieser Stolz steigert sich in ihm bis zu dem: wenn ich es lasse (Israel), dann ist's verloren. Er verachtet im Stolz auf seine Stärke die Schwäche seines Volkes den Fanatikern gegenüber und muß zuletzt sehen, daß eben diese Schwäche gesiegt und nicht seine Stärke. Daß keine Kraft sich dem Weltgeschichtsgeiste gegenüber überheben darf, da sie in dessen Händen eben auch nur ein Werkzeug ist, wie die Schwäche. Daß weder die Stärke noch die Schwäche etwas an sich ist.

So sehr übrigens Ludwigs eigene Neigung der dramatischen Kunstgattung zustrebte und so hervorragendes der Dichter auf diesem Gebiete geleistet hat, so war sein poetisches Schaffen nach Art und Begabung dennoch mehr auf die epische Darstellungsform gerichtet. Das beweist unter anderem das Selbstbekenntniß des Dichters über die Entwicklung seiner poetischen Schöpfungen, welches als eine der interessantesten Konfessionen eines Dichters auszugsweise hier Platz finden mag. „Mein Verfahren ist dieses“, schildert Ludwig den Werdeprozeß seiner dichterischen Intentionen. „Es geht eine Stimmung voraus, eine musikalische, die wird mir zur Farbe, dann seh' ich Gestalten, eine oder mehrere in irgend einer Stellung und Gebildung für sich oder gegen einander, und dies wie einen Kupferstich auf Papier von jener Farbe, oder, genauer ausgedrückt, wie eine Marmorstatue oder plastische Gruppe, auf welche die Sonne durch einen Vorhang fällt, der jene Farbe hat. Diese Farbenerscheinung hab' ich auch, wenn ich ein Dichtungswerk gelesen, das mich ergriffen hat; versetz' ich mich in eine Stimmung, wie sie Goethes Gedichte geben, so hab' ich ein gesättigt Goldgelb, ins Goldbraune spielend; wie Schillers, so hab' ich ein strahlendes Karmoisin, bei Shakespeare ist jede Scene eine Nuance der besonderen Farbe, die das ganze Stück mir hat. Wunderlicherweise ist jenes Bild oder jene Gruppe gewöhnlich nicht das Bild der Katastrophe, manchmal nur eine charakteristische Figur in irgend einer pathetischen Stellung; an diese schließt sich aber sogleich eine ganze Reihe, und vom Stück erfahr' ich nicht die Fabel, den novellistischen Inhalt zuerst, sondern bald nach vorwärts, bald nach dem Ende zu, von der erst gesehenen Situation aus, schießen immer neue, plastisch-mimische Gestalten und Gruppen an, bis ich das ganze Stück in allen seinen Scenen habe; dies alles in großer Hast, wobei mein Bewußtsein ganz leidend sich verhält und eine Art körperlicher Beängstigung mich in Händen hat. Den Inhalt aller einzelnen Scenen kann ich mir denn auch in der Reihenfolge willkürlich reproduziren; aber den novellistischen Inhalt in eine kurze Erzählung zu bringen, ist mir unmöglich. Nun findet sich zu den Geberden auch die Sprache. Ich schreibe auf, was ich aufschreiben kann, aber wenn mich die Stimmung verläßt, ist mir das Aufgeschriebene nur ein todter Buchstabe. Nun geb' ich mich daran, die Lücken des Dialogs auszufüllen. Dazu muß ich das Vor-

handene mit kritischem Auge ansehen. Ich suche die Idee, die der Generalnenner aller dieser Einzelheiten ist, oder, wenn ich so sagen soll, ich suche die Idee, die, mir unbewußt, die schaffende Kraft und der Zusammenhang der Erscheinungen war; dann such' ich ebenso die Gelenke der Handlung, um den Kausalnexuſ mir zu verdeutlichen, ebenso die psychologischen Geſetze der einzelnen Züge, den vollständigen Inhalt der einzelnen Situationen, ich ordne das Verwirrte und mache nun meinen Plan, in dem nichts mehr dem bloßen Instinkt angehört, alles Absicht und Berechnung ist, im Ganzen und bis in das einzelne Wort hinein. Da sieht es denn ungefähr aus wie ein Hebbelsches Stück, alles ist abstrakt ausgesprochen, jede Veränderung der Situation, jedes Stück Charakterentwicklung gleichsam ein psychologisches Präparat, das Gespräch ist nicht mehr wirkliches Gespräch, sondern eine Reihe von psychologischen, charakteristischen Zügen, pragmatischen und höheren Motiven. Ich könnte es nun so lassen und vor dem Verstande würd' es besser bestehen, als nachher. Auch an zeitgemäßen Stellen fehlt es nicht, die dem Publikum gefallen könnten. Aber ich kann mir nicht helfen, dergleichen ist mir kein poetisches Kunstwerk; auch die Hebbelschen Stücke kommen mir immer nur vor, wie der rohe Stoff zu einem Kunstwerk, nicht wie ein solches selbst. Es ist noch kein Mensch geworden, es ist ein Gerippe, etwas Fleisch darum, dem man aber die Zusammensetzung und die Natur der halbverdauten Stoffe noch anmerkt; das Psychologische drängt sich noch als Psychologisches auf, überall sieht man die Absicht. Nun mach' ich mich an die Ausführung. Das Stück muß aussehen, als wäre es bloß aus dem Instinkt hervorgegangen. Die psychologischen Züge, alles Abstrakte wird in Konkretes verwandelt. Die Person darf nicht mehr abstrakte Bemerkungen über ihre Entwicklungsmomente machen, aus welchen bei Hebbel oft der ganze Dialog besteht. Man muß an der Geberde, der Rede, wenn ich so sagen darf, merken, was in der Person vorgeht, aber sie muß es nicht mit dürren Worten sagen, denn wer kann in solchem Zustande solche Bemerkungen über sich machen? Man hört dann eine Marionette und keinen Menschen, eine Figur, die sagt, was der Dichter will, aber nicht, was sie selbst. Es ist das freilich schwer, denn man hat immer zwei Gedankenreihen bei dieser Umwandlung festzuhalten, nämlich erstens die Reden, die der Person natürlich und die einen Inhalt und Zusammenhang für sich haben, zweitens die psychologischen Entwicklungsmomente, die sozusagen ohne Wissen, ja oft wider den Willen der Figur durch jene hindurchscheinen. Bei Hebbel erzählen die Personen ihre Charakterzüge in kleinen Anekdoten und wissen sich selbst etwas damit, was für ganz eigene Menschen sie sind, während meiner Meinung nach sich der Charakter einer Person ohne ihr Wissen, ja wider ihren Willen zeigen muß, die Personen selber ihren Charakter meist nicht kennen, und indem sie ihren vermeintlichen schildern wollen, unwillkürlich und ohne es zu wissen, ihren wirklichen schildern müssen. Denn wem, der die

Menschen und den Menschen kennt, muß nicht all' dies absichtliche, abstrakte Ausstrahlen psychologischer und charakteristischer Züge, die jedem bekannt sind, lächerlich vorkommen? Die Personen soll man für Menschen halten, sie müssen sich doch einigermaßen als Menschen geben. Des Philosophen, des Mannes der Wissenschaft, Pflicht ist es, das Gesetz aus der Fülle seiner Erscheinungen herauszuschälen; des Dichters Pflicht dagegen, das Gesetz wieder hinter der Erscheinung zu verwerfen.“ Es ist dies eine sonderbare, der dramatischen Komposition widerstreitende, dichterische Schaffensweise. Denn für den Dramatiker ist das Hauptsächlichste und Interessanteste immer die Handlung, durch welche dann die Charaktere bedingt werden. Auch merkt man es den Ludwigschen Dramen an, daß sie nicht aus einer schöpferischen Kraft als ein Ganzes herausgewachsen sind, sondern daß der prüfende Psycholog und reflektirende Aesthetiker neben dem Dichter gestanden hat. Das poetische Selbstbekenntniß Otto Ludwigs gewährt zugleich in das gespannte Seelenleben des Dichters einen tiefen Einblick. Diese ursprüngliche musikalische Stimmung und Farbenseherei, aus welcher sich die Gestalten zu plastischen Figuren verdichten, hat etwas krankhaftes und nervös überreiztes an sich, was an die Kleistsche Charakterisierungsweise erinnert. Außer den erwähnten Trauerspielen hat Otto Ludwig auf dramatischem Gebiete nur noch ein fertiges Schauspiel geschaffen: „Das Fräulein von Scuderi“, eine Jugendarbeit, welche sich an die gleichnamige Erzählung Amadeus Hoffmanns anschließt und das Gräßliche der Novelle des Romantikers in der dramatischen Form nur noch unheimlicher erscheinen läßt. Dagegen haben sich in seinem literarischen Nachlaß eine große Anzahl von dramatischen Entwürfen und Fragmenten vorgefunden, von denen die bedeutendsten „Der Engel von Augsburg“ und „Tiberius Gracchus“ sind. Im ersteren behandelt Ludwig das rührende Schicksal der Agnes Bernauerin, ein Vorwurf, mit dem er sich vom Anfang bis zum Ende seines literarischen Schaffens mit besonderer Vorliebe beschäftigt hat. Mit der Ausführung des „Tiberius Gracchus“, zu welchem eine ausführliche ästhetisch-kritische Studie vorhanden ist, begann Otto Ludwig kurze Zeit vor seinem Tode. Er hoffte damit sein Meisterwerk zu liefern. Das Fragment läßt die Größe der dichterischen Absichten Ludwigs erkennen. Es hat eine Fülle hinreißender, poetischer Schönheiten.

Die novellistischen Erzeugnisse seiner Muse hielt Otto Ludwig für Werke minderen Werthes, geschaffen im Ausruhen von seinen dramatischen Produktionen. Und doch ist seine Erzählung „Zwischen Himmel und Erde“ eines der erschütterndsten Seelengemälde, welches die deutsche Literatur aufzuweisen hat. Die inneren seelischen Vorgänge in den Helden sind mit einer Deutlichkeit und Konsequenz geschildert, daß man in die Herzen der Menschen hineinzuschauen glaubt. Es ist alles von Anfang bis zu Ende mit einer packenden Realistik, ja, mit einem Naturalismus dargestellt, wie es lebenswahrer zu gestalten auch die Bolasche Schule bisher nicht vermocht

hat. Aber der deutsche Meister verletzt nirgends das Gesetz des Schönen und die Würde der Poesie. Furchtbar ist der Kampf der Brüder zwischen Himmel und Erde auf dem Glockenthurm, von unendlicher Rührung der Tod des Kindes der sich immer mehr entfremdenden Ehegatten. Und wie ein mahnender Glockenschlag klingt die ergreifende Erzählung aus: „Von Glück und Unglück reden die Menschen, das der Himmel ihnen bringe! Was die Menschen Glück und Unglück nennen, ist nur der rohe Stoff dazu; am Menschen liegt's, wozu er ihn formt. Nicht der Himmel bringt das Glück; der Mensch bereitet sich sein Glück und spannt seinen Himmel selber in der eigenen Brust. Der Mensch soll nicht sorgen, daß er in den Himmel, sondern daß der Himmel in ihn komme. Wer ihn nicht in sich selber trägt, der sucht ihn vergebens im ganzen All. Laß Dich vom Verstande leiten, aber verletze nicht die heilige Schranke des Gefühls. Kehre Dich nicht tadelnd von der Welt, wie sie ist; suche ihr gerecht zu werden, dann wirst Du ihr gerecht. Und in diesem Sinne sei Dein Wandel: Zwischen Himmel und Erde!“ Die Novelle ist mit Recht „ein Meisterstück realistischer Naturtreue und psychologischer Analyse“ genannt worden.

„Die Heiterethei“ ist eine frisch geschriebene Dorfnovelle, welche ihr Entstehen dem Einflusse Berthold Auerbachs verdanken mag. Die Heldin ist eine derbe, kerngesunde thüringer Natur, kurz entschlossen im Reden wie im Handeln; sie ist mit sicheren, oft festen Zügen gezeichnet, daß man das frische, lachende Gesicht des Mädchens mit den klugen braunen Augen vor sich zu sehen glaubt.

Auch im Liede hat sich Otto Ludwig versucht, wiewohl seine dichterische Begabung am wenigsten der lyrischen Kunstgattung sich zuneigte. Es sind nur wenige Gedichte von ihm vorhanden, von denen aber einzelne einen hohen poetischen Werth haben.

Einfach und schmucklos wie seine Lieder war das Wesen des Dichters. Sein Leben war still und einsam, nur wenig Ruhm ward ihm unter seinen Zeitgenossen zutheil. Aber die Nachwelt legt dankbar den unverwelklichen Lorbeerkranz auf das dunkle Grab des edlen Märtyrers.





Rohr im Binde.

Von Hanns von Spielberg.



Ich war einer von vielen, die Schiffbruch gelitten hatten, aber einer der unglücklichsten, denn ich war durch eigene Schuld gescheitert.

Durch eigene Schuld? War es denn wirklich nur meine eigene Schuld?

Früh war ich in das Kadettencorps gekommen. Als ich es mit den Epauletten verließ, hatte ich nicht Vater noch Mutter; der Vormund, ein alter Onkel, that seine Pflicht, das heißt, er verwaltete mein Vermögen als ein Ehrenmann, und mehr nicht. Ich war Offizier, war selbstständig und sollte es sein. Ab und an schrieb mir Onkel Karl wohl auch eine kleine, warnende Epistel, sobald meine Geldforderungen nämlich die Zinsen überstiegen, und wenn ich auf Herbsturlaub einige Tage in Polzig war, legte er mir gewissenhaft das große Kontobuch vor und bewies mir durch eine lange Zahlenreihe, von der ich nichts verstand, daß mein Hab und Gut wieder um einen Bruchtheil geringer geworden war. Und dann klappte er den Folioband zu, wir beide athmeten erleichtert auf und gingen auf die Pürsche. Onkel Karl war nämlich ein leidenschaftlicher Waidmann.

Nicht, daß ich eigentlich als leichtsinnig gelten konnte. Aber das Leben ist so theuer, die Versuchung so groß, und ich hatte so gar keine Ahnung von Geld und Geldeswerth. Dreißigtausend Thaler, sagte man mir, besaß ich — war denn das nicht eine enorme Summe, ein unerschöpflicher Bronnen? Als ich majorenn wurde, waren es nur noch etwas über zwanzigtausend — Herr des Himmels! wo konnte denn die Differenz nur geblieben sein? Ich hatte ja eigentlich nie extravagirt. Freilich: vor zwei Jahren fiel mir ein Pferd, im vorigen Jahre reiste ich mit Britlitz nach Paris zur Westausstellung. Das mochte wohl Geld gekostet haben; aber wer kann für Unglück im Stall — und man will doch auch eine Abwechslung vom ewigen Einerlei des Frontdienstes haben, will von der Welt etwas sehen!

Und es ist schön, das Leben als junger Offizier — so berauschend schön. Ein Thor, wer es nicht genießt . . . man ist ja nur einmal jung, hatte auch Onkel Karl immer gesagt und wohl hinzugefügt: Wenn der Most abgegährt ist, klärt sich der Wein.

Wir lebten sehr solide in unserem Offiziercorps; das Regiment galt als eines der billigsten der Kavallerie, und unser alter mackerer Oberst achtete streng darauf, daß es seinen Ruf bewahrte. Er hielt uns regelmäßig die schönsten Reden gegen den Luxus und das Wohlleben, und wenn er im Kasino mit uns aß, verstieg er sich fast nie über seinen üblichen Schoppen Saurer — des guten Beispiels halber. Die Kameraden waren alle in sehr geordneten Verhältnissen; merkwürdig nur, wo ich mein Geld ließ? Es zerrann mir unter den Fingern; lange, ehe das Vierteljahr um war, mußte ich stets an den Bankier schreiben, bei dem ich, nachdem der Sensesmann auch Onkel Karl auf die großen Jagdgründe befohlen, mein Vermögen deponirt hatte; regelmäßig am Jahresluß kam dann ein dicker Brief mit Belägen und dem Kontoauszug, an dessen Schluß immer eine kleinere Summe stand, als im Jahre vorher. Aber es war doch immer noch ein ganz hübscher Betrag: vierzigtausend Mark — dreißigtausend Mark . . . mein Gott, von den Zinsen solchen Kapitals als Zulage kann man doch sehr angenehm leben! Im nächsten Jahre wollen wir uns einrichten, einen ordentlichen Etat machen und ihn bei Leibe nicht überschreiten!

Ich war, ohne Ueberhebung gesagt, ein beliebter Offizier, im Kameradenkreise gern gesehen und in der Qualifikation gewiß empfohlen. Ich war auch nicht ohne Streben. Meine theoretischen Arbeiten wurden mehrere Male weitergereicht und kamen mit liebenswürdigen Kritiken zurück; eines Tages sagte mir der Oberst: „Warum melden Sie sich nicht zur Akademie, Western? Meine Einwilligung haben Sie im voraus — Sie fürchten sich doch nicht vor dem Examen?“ Das saß. Wahrhaftig, der gute Alte hatte recht! Warum sollte ich mich nicht zur Akademie melden? Das war doch noch eine Gelegenheit, Carrière zu machen, und dann: drei Jahre in Berlin waren auch nicht zu verachten. Berlin ist ja so schön, so schön!

Das Examen machte mir wirklich keine Schwierigkeiten; ich wurde einberufen und war, glaube ich, im ersten Jahre ein recht eifriger Hörer. Wenn nur das Leben in Berlin nicht so furchtbar theuer gewesen wäre. Da sagt man immer, in einer großen Stadt könne man sich am leichtesten, am unbemerktesten einschränken, und es mag ja auch wahr sein, wenn man keine gesellschaftlichen Verpflichtungen hat, wenn man überhaupt — das Einschränken versteht. Ich verstand es jedenfalls nicht. Meine Pferde kosteten, trotzdem ich mich auf zwei beschränkte, ein Sündengeld; und es gab täglich irgend eine Gelegenheit zum Geldausgeben, an die ich am Tage vorher noch nicht gedacht hatte. Da kamen Verwandte und Bekannte aus der Provinz, denen man die Reichshauptstadt zeigen wollte; da hatte bald dieser, bald jener Kameradenkreis ein kleines Diner bei Dreißel oder Langlet

arrangirt, von dem ich mich auch nicht ausschließen zu können meinte; Wohnung, Theater und alle die kleinen, im Einzelnen kaum kostspieligen Vergnügungen, die eine große Stadt bietet, leerten die Börse nur zu schnell. Das Resultat war wieder ein bedeutendes Defizit in meinem Etat, den streng inne zu halten ich mir so feierlich gelobt hatte.

In den dreimonatlichen Sommerferien hatte man mich auf meinen Wunsch nach Frankreich beurlaubt. Ich ging mit der festen Absicht, den Aufenthalt nur zur Vervollkommnung in der französischen Sprache zu benutzen und möglichst sparsam zu reisen. Diese drei Monate aber stießen dem Faß den Boden aus, sie brachten das Rad, das bisher langsam bergab gerollt war, zum tausenden Sturz.

Ich machte auf der Durchreise in Wiesbaden einige Tage Station, um einen alten Bekannten, Baron Malten, zu besuchen. Wir saßen am Abend im Restaurant des Kurgartens, hatten vortrefflich dinirt, noch besser getrunken, plauderten aus dem Hundertsten ins Tausendste und amüßten uns über das bunte, um uns her flutende Leben. Plötzlich richtete der Baron sich auf und grüßte höflich; der Richtung seines Blickes folgend, bemerkte ich zwei Damen, die den Gruß verbindlich erwiderten. Die eine — die ältere — hatte den ausgesprochenen Typus der Gesellschafterin, die andere . . . ja, die andere . . . hätte ich sie doch nie gesehen!

Sie konnte nicht mehr ganz jung sein. Die ebenmäßige, hohe Gestalt zeigte bereits jene leichte Fülle, welche den Frauen im Anfang der dreißiger Jahre so gut steht, das klassische Profil war vielleicht etwas zu scharf geschnitten. Aber sie war wunderbar schön, ich wenigstens meinte niemals ein so schönes Weib gesehen zu haben: der kleine Kopf von schweren schwarzen Flechten umrahmt, die der zierliche Hut nicht bergen konnte, saß eigenartig stolz auf dem schlanken Hals, die frischhen Lippen waren wie zu einem leichten Lächeln gekräftelt, die Augen . . . beim Zeus, solche Augen waren mir noch nicht begegnet! Groß, dunkel, von mandelförmiger Gestalt und halb von langen Wimpern verschleiert, glänzten sie feucht wie ein matter Opal, und jetzt, wahrhaftig, jetzt, wie sie zu uns herüberblickten, blickte es plötzlich in ihnen auf, wie ein Blickstrahl aus dunkler Nacht. Der Blick hatte nichts stechendes, er war auch nur ganz flüchtig, zufällig, völlig unabsichtlich, aber er besaß eine faszinirende Kraft, es lag eine Welt von Leidenschaft in ihm. Das Aufleuchten dauerte nur einen Moment, dann senkten sich die Wimpern sofort wieder — die beiden Damen schritten schnell an uns vorüber.

Meine Hand lag bereits auf Malten's Arm. „Wer war das?“ fragte ich hastig.

Er war schon wieder mit seinem Cigarettenetui beschäftigt und sah nicht einmal auf.

„Die Damen, die ich grüßte?“ sagte er gleichgiltig. „Eine Mrs. Green nebst ihrer Gesellschafterin, deren Namen Du mir schenken mußt. Ich kenne ihn nicht. Die schöne Wittwe beliebt

sie Käthy zu nennen — wohl eine Abkürzung von Katharina oder Kathinka — was weiß ich.“

„Du kennst also die Damen näher? Verwittwet ist sie, sagtest Du, nicht wahr?“

Er drehte immer noch an seiner Cigarette: „Zawohl, Wittwe — oder so etwas ähnliches. Sie mag auch eine geschiedene Frau sein, das kommt ja ziemlich auf dasselbe hinaus.“ Er schob mir das Etui hin. „Bitte, bediene Dich.“

Wir war nicht recht nach Rauchen zu Muth, ich mußte mich zwingen, meine Erregung zu verbergen.

„Ist sie in Wiesbaden ansässig?“ forschte ich weiter. „Es ist die interessanteste Erscheinung, die ich heute gesehen habe.“

„Kann wohl sein. Es ist ja nicht viel hier los, seit das Spiel aufgehört hat. Ansässig ist Mrs. Green nicht in Wiesbaden, sie ist überhaupt der reine Wandervogel, wenigstens erzählte mir Graf Landau, daß er sie von Paris aus kenne. Uebrigens will ich durchaus nichts böses damit sagen. Sie kam vor etwa drei Monaten hierher, nahm eine kostspielige Wohnung, bezahlte ihre Rechnungen wahrscheinlich sehr regelmäÙig und hat sogar Anschluß an einige recht gute Familien gesucht und gefunden.“

„Du sagst das in einem Tone, aus dem man wohl oder übel herauslesen muß, daß Du sie für eine Abenteurerin hältst!“

Malten strich langsam die Asche von seiner Cigarette ab und zuckte leicht die Achseln. „Um Gottes willen, was für ein hartes Wort — sie ist jung, hübsch, vielleicht auch reich und will jedenfalls ihr Leben genießen. Ich habe kein Recht, darüber zu urtheilen, ob sie die Tugendrose verdient oder nicht, ich habe nicht einmal eine Frau oder eine Schwester, der ich den Umgang mit ihr — verbieten könnte.“

Damit willst Du also mindestens sagen, daß sie sehr frei ist.“

„Nicht mehr und nicht minder, als tausend andere schöne und unabhängige Frauen, von denen dabei nur fünfzig Prozent nicht halb so pikant und so klug sind wie sie. Ich glaube, ich erzählte Dir ja schon, daß sie in der besten Gesellschaft Verkehr gefunden hat, und das ist nun, mindestens einmal hier für Wiesbaden, ein Freipaß. Ich könnte Dir ein halbes Duzend pensionirter Stabsoffiziere an den Fingern herzählen, die Mrs. Green geru zu einem vornehmen Namen verhelfen würden. Ich glaube aber, sie liebt die Gebrechlichkeit nicht sehr“, fügte er mit leisem Lachen hinzu. „Es wird sich ja auch noch ein Jüngerer finden, der den goldenen Wandervogel einfängt.“

Mich verdroß der mokante Ton. „Du bist abscheulich, Malten. Wenn ich Dich nicht kenne, möchte ich fast glauben —“

„Daß ich mir ein niedliches Körbchen bei der Amerikanerin geholt habe?“ lachte mein Freund. „Nein, mein Vester, ich bin ein ausgebrannter Krater, bei mir würden ihre Künste nicht versagen, wenn sie mich zu kapern versuchen wollte — was sie übrigens bei

Gott nicht gethan hat. Aber Du, mein Junge, scheinst ja mächtig Feuer gefangen zu haben . . . ja, ja, das verstehst sie, mit einem Blick zu bezaubern. A propos, ich bin gern zu Diensten. Die Damen sind jetzt zweifellos im Lesezimmer, jede hinter einem Bogen des „New-York Herald“ verborgen . . . Du könntest ja dann Deine löbliche Absicht, Dich im Französischen zu vervollkommen, gleich aufs Englische ausdehnen! Soll ich Dich vorstellen?“

„Nein, nein!“ wehrte ich ab. „Du hast mir die Lust verdorben. Zudem — ich reise ja morgen Abend ab und würde sie also wahrscheinlich nie wiedersehen. Aber schön ist sie —“

„Sawohl — eine schönschillernde Schlange, der nur das Paradies fehlt. Ich muß Dir offen gestehen, ich habe so etwas wie eine instinktive Abneigung gegen sie . . . durchaus unberechtigt, gewiß, aber vielleicht gerade deshalb doppelt ausgeprägt. Mir ist's darum ganz recht, daß Du mich der Vorstellung überhebst. Komm — wir wollen zum Neroberg hinaufschlendern. Der gute Nero“, setzte Malten mit einem seiner beliebten Gedankensprünge hinzu, indem er seinen Arm unter den meinen schob, „in seine Zeit hätte unsere Mrs. Green sicher gepaßt, und wie brillant würde sie sich nicht gemacht haben im duftigen, lustigen, keuschen Gewande, mit der Lyra in der Rechten und in der Linken den Pokal voll feurigen Falerners. Evoo Baccho!“

Niemand kann seinem Schicksal entgehen. Es ist dies eigentlich ein furchtbar thörichtes Sprichwort, ungefähr ebenso thöricht, wie die kühne Behauptung, daß jeder seines Glückes Schmied sei, bei mir trafs aber trotzdem diesmal zu. Ich hatte mich zuerst über Malten und seine wenig liebenswürdigen Aeußerungen geärgert und war dann doch innerlich ganz froh gewesen, daß aus der Vorstellung nichts geworden war; der eine Blick der schönen Frau brannte mir zu tief in der Seele, ich fühlte, sie könnte mir gefährlich werden und — ich wollte ja Französisch treiben und sparsam sein. Aber niemand kann seinem Schicksal entgehen: als wir am nächsten Mittag etwas verspätet in den Speisesaal der „Vier Jahreszeiten“ traten, kam der Oberkellner dem Baron sofort entgegen mit den Worten: „Ich habe mir erlaubt, für die Herren Plätze neben Mrs. Green zu belegen. Die Damen speisen heute bei uns!“ Er wies nach der rechten Tafel-seite und machte dabei ein Gesicht, aus dem man entnehmen konnte, daß er uns eine ganz besondere Aufmerksamkeit hatte erweisen wollen. Malten unterdrückte mit Mühe ein „Verd—“, aber es war schon zu spät, um, ohne unhöflich zu sein, die Plätze wechseln zu lassen; die Herrschaften waren bereits bei der Suppe und hatten uns bemerkt. Mrs. Green warf dem Baron einen Gruß zu, der wie eine Einladung und eine Drohung zugleich aussah . . . Verderben, gehe deinen Gang!

Mrs. Green gab sich ganz, ganz anders, als ich erwartet hatte. Sie war durchaus die Frau von Welt, sie sprudelte von Witz und Humor, aber sie überschritt auch nicht um eine Linie die Grenze, die sich eine Dame aus unseren Kreisen ziehen muß; sie plauderte

reizend, sie scherzte heiter, hier und dort ließ sie wohl auch eine kleine satyrische Flattermine auffliegen, aber auch der strengste Kritiker hätte an ihrem Benehmen nichts aussetzen können, es war so tadellos, wie — nun, wie die elegante Chaussure, die mir, als sie sich erhob, den kleinsten Fuß, den ich je gesehen, verrieth. Den kleinsten — nein, das ist eigentlich nicht richtig; der Fuß war nicht übermäßig klein, aber schmal wie ein halber Handteller, merkwürdig hoch gewölbt, und man sah ihm trotz seiner zierlichen Form an, daß er fest und energisch aufzutreten wußte.

Als Malten mich vorstellte, hatte sie kaum aufgesehen. Dann aber sagte sie plötzlich: „Sie waren gestern mit unserem guten Baron — gut ist er zwar au fond höchstens von Herz, nicht von Charakter — im Kurgarten, nicht wahr? Und Sie werden längere Zeit in Wiesbaden bleiben, Herr von Western?“ setzte sie sogleich hinzu, ohne eine Antwort auf ihre erste Frage abzuwarten.

„Leider ist mir meine Zeit zu knapp bemessen“, entgegnete ich, und Malten ergänzte: „Unser junger Moltke — Herr von Western ist nämlich ein angehender Generalstäbler, Mrs. Green — ist nur auf der Durchreise hier; er begiebt sich nach Paris, um den Herren Wälschen die profunden Geheimnisse ihrer Sprache abzulauschen.“

„Sie gehen nach Paris? Ah, das trifft sich ja herrlich, ich hoffe, wir sehen uns dort wieder. Ich bin auch im Begriff, nach dem Seinebabel zu reisen . . . leider, möchte ich fast sagen, denn ich habe hier sehr angenehme Tage verlebt. A propos, liebe Käthy, wann werden Sie denn unseren Krimskrams soweit zusammengepackt haben, daß wir reisen können?“

„Wenn Sie es wünschen, Mrs. Green, morgen bereits.“ Die Gesellschafterin öffnete zum erstenmal ihren Mund, außer zum Essen, und zeigte dabei ein wunderbares Gebiß — falscher Zähne. Sie war außerordentlich gut geschult: sie sah nur, wenn es gewünscht, und sprach nur, wenn sie angedet wurde — dafür horchte sie aber gern, wenn sie sicher war, daß es niemand bemerkte.

Die schöne Frau erwiderte nichts. Erst, als wir den Kaffee nahmen, wandte sie sich plötzlich wieder an mich. „Und wann reisen Sie, Herr von Western?“

Ich schwankte einen Augenblick, da fiel Malten trocken ein: „Western reist heute Abend 11 Uhr 50 Minuten mit dem Kurierzug.“ Mich ärgerte es, daß er mir vorgriff. „Oder morgen“, setzte ich schnell hinzu. „Es kommt auf einen Tag für mich nicht an.“

„Dear Malten, gehen Sie bei Ihrem Freunde in die Lehre. Er ist jedenfalls lebenswürdiger als Sie. Sie haben mich nicht einmal gefragt, was Ihnen heute das Vergnügen verschafft, hier mit uns zu essen“, lachte sie. „Wie nur unsere plötzliche Abreise daran schuld ist, daß wir nicht daheim diniren, ist Ihnen augenscheinlich sehr gleichgiltig — ich habe mir jedoch den Appetit dadurch nicht verderben lassen, wie Sie gesehen haben. Aber es wäre wirklich sehr nett, Herr von Western, wenn wir zusammen fahren würden. Die

Reise ist so entsetzlich langweilig, und die Zollrevision in Berviers für zwei einzelne Damen so lästig. Sie sehen, ich bin eine ehrliche Egoistin."

Trotzdem mir der gute Malten noch einmal einen warnenden Blick zuwarf, verbeugte ich mich zustimmend. Was sollte ich thun? Die Sache machte sich so natürlich — es war einfache Kavalierspflucht. Und dann reichte sie mir zum Abschied die Hand, und die berückenden Augen blickten mich wieder einen kurzen Moment an, wie gestern im Kurgarten . . . ich hätte von Stein sein müssen, wenn ich nicht aufgeslammt wäre wie Zündschwamm, und ich war erst vierundzwanzig Jahre alt. Malten freilich war nicht viel älter, aber er mußte wohl ein gut Theil Welterfahrung mehr oder ein Herz von Granit haben. Er redete mir nicht mehr ab, er sprach nicht mehr über meine Fahrt, er sagte nur, als wir allein waren: „Du armer Kerl!" und ich, ich zuckte die Achseln.

Am andern Abend saßen wir wie alte Bekannte im Coupé erster Klasse. Die Fahrt verlief äußerst animirt. Mrs. Green verstand nicht nur zu unterhalten, sie besaß in hohem Grade die wunderbare Gabe, das Gespräch immer neu, immer anregend zu gestalten und es auf Gebiete hinzuleiten, die ihren Zuhörern angenehm, auf denen diese orientirt waren. Dabei war sie immer prickelnd, immer witzig und doch in ihren Urtheilen niemals scharf oder verletzend. Geradezu köstlich schienen mir ihre „Rückblicke auf Wiesbaden“, wie sie plaudernd selbst sagte. Die einzelnen Typen aus dem Badeleben, die Figuren der geistreichen inaktiven Herren und ihre Familien, welche den Ton der modernen Pensionopolis beherrschen, verstand sie gleich dem gewandtesten Feuilletouisten mit wenigen Strichen voll Uebermuth zu zeichnen. Dabei kamen wir wie von selbst auf Malten zu sprechen.

„Was hat Ihnen der gute Baron von mir gesagt?“ fragte sie plözlich. „Hat er mich Ihnen als Abenteuererin geschildert? Bitte, geniren Sie sich nicht.“

„Aber Gnädigste.“ — Ich war auf das Peinlichste berührt.

Sie lachte nur. O, wie reizend wußte sie zu lachen. Es klang leise, ganz leise, aber die Töne vibrirten förmlich nach, und dabei öffneten sich die Lippen ein wenig, und eine Reihe kleiner, perlensweißer Zähne wurde sichtbar. „Der gute Baron! Er ist sehend blind und glaubt so scharfsichtig zu sein, er prunkt mit seiner Weltweisheit und ist doch ein solch quätherhafter Kleinstädtker. Aber ich hatte ihn doch sehr gern, schon deßhalb, weil er mir nicht Süßholz vortaspelte, wie die anderen, sondern im Gegentheil auch mal ein offenes Wort der Abneigung gegen meine kleinen Extravaganzen fand. Ich bin übrigens überzeugt, er hat mich Ihnen grau in grau geschildert. Ganz so schlimm, Herr von Western, bin ich aber doch nicht, nicht wahr, liebe Rätty? Ach so — die gute Rätty schlummert bereits, sie hat ein vortreffliches Gewissen, da schläft man selbst im Bahncoupé. Wollen wir unsere Gewissen nicht auch ein wenig erproben?“

Ich durfte ihr die Reisebedeckung überlegen; es war nicht zu vermeiden, daß ich dabei ihr Kleid streifte — ein wohliger Schauer durchbebt mich. Sie richtete sich schnell mit jener Gewandtheit, die vieles Reisen hervorbringt, in ihrer Ecke ein, vertauschte unbefangen ihren Hut mit einem kleinen, reizenden Herrenmützchen, lehnte sich behaglich zurück und schloß die Augen.

Aber trotz der feierlichen Vorbereitungen schien der Schlaf sie doch zu fliehen. Pöblich hoben sich die langbeschatteten Lider wieder ein wenig, und sie nahm das Gespräch von vorhin noch einmal auf. „Wir Amerikanerinnen haben es eigentlich recht schlimm auf dem Kontinent“, sagte sie. „Sie glauben gar nicht, Herr von Western, wie groß der Unterschied in der ganzen Art, sich zu geben, zwischen hien und drüben ist. Da kommen wir denn mit unserem stolzen Selbstbewußtsein nach Europa, an eine Freiheit des Denkens und des Sich-Bewegens gewöhnt, die Ihren deutschen Frauen und Mädchen ganz fremd ist, und müssen überall anstoßen. Es kann gar nicht anders sein — wir müssen Anstoß erregen. Sie schachteln Ihre jungen Mädchen ein, Mama und Papa hüten ihr Herzblatt, wie die Henne das Küchlein, bei uns dagegen ist der kleinste Backfisch ebenso Herrin ihres Thuns und Lassens, wie die älteste Grandmother; sie empfängt selbst Besuche, besucht allein Gesellschaften, kann unbeschadet ihres guten Rufes eine kleine Flirtation haben und wählt sich schließlich, ohne den Rath und die Zustimmung ihrer gestrengen Eltern einzuholen, ihren Gatten, um in dessen Hause nicht als die oberste Sklavin, sondern als Herrin zu leben. Das alles giebt Ansichten, die sich nicht recht mit Europas übertünchter Höflichkeit vertragen —“

„Unsere Anschauungen möchte ich darum doch nicht für schlecht halten“, wagte ich einzuwerfen.

Sie wiegte leise den Kopf. „Ich will mir darüber kein Urtheil anmaßen“, sagte sie dann. „Eins paßt eben nicht für alle, und es liegt mir ganz fern, leugnen zu wollen, daß Ihr Euren jungen Mädchen eine Masse Fährnisse aus dem Wege räumt, über die schwache Charaktere leicht zum Fall kommen können. Mir lag nur daran, Herr von Western, Ihnen nicht von vornherein in einem zu schlechten Lichte zu erscheinen — Sie sehen, ich bin ganz offen. Ich hoffe, wir sollen gute Freunde bleiben, und da ist es gut, wenn Klarheit zwischen uns herrscht. Sie sollen sich über die kleinen Freiheiten, die ich mir nehme, nicht wundern; ich bin nicht mehr jung genug, um mich überall schmiegen und anpassen zu können, selbst, wenn ich es wollte!“ Und dabei streckte sie mir ihre schmale Hand, von der sie wie spielend den Zoubin abgestreift hatte, hinüber, und in ihren Augen leuchtete es wieder wie phosphorescirend auf. „Auf gute Freundschaft also, Herr von Western!“ Und ich beugte mich, um mein erglühendes Gesicht zu verbergen, tief auf die zarten Finger, und sie duldete, daß ich sie mit meinen Lippen berührte . . . länger vielleicht, als es gut war. Dann warf sie sich in ihre Ecke zurück.

„Nun aber gute Nacht, mein Freund! Träumen Sie gut — von dem schönen Paris.“

Mein Freund? Die Freundschaft war etwas plötzlich gekommen, aber was fragte ich danach! Mein Auge hing entzückt an den ebenmäßigen Linien des schönen Gesichts dort drüben, und mein Herz pochte und hämmerte in der Brust, als ob es sie zersprengen wolle. Ich fühlte, die Stunde der ersten, großen Leidenschaft war für mich gekommen, und ich berauschte mich in dem süßen Wahnsinn, in ihr ein unbekanntes Glück zu finden. Sie hatte mich ihren Freund genannt — war denn von der Freundschaft bis zur Liebe nicht nur ein Schritt? Und mußte der, den sie liebte, nicht glücklich werden?

Acht Tage waren wir in Paris und, als ob sich das von selbst verstehe, täglich zusammen; es fand sich immer ein neuer Vorwand, eine Verabredung für den nächsten Tag, und jeder Tag brachte uns einander näher. Ich wenigstens kannte keinen anderen Gedanken, als den einen an Lizzie, und sie . . . sie nährte bewußt oder unbewußt die Glut, die mein Inneres durchflammte. Wenn ich meinte, nicht mehr leben zu können ohne sie zu sehen, so mußte es mir doch auch scheinen, als ob sie mich nicht entbehren mochte. Sie hatte augenscheinlich viele Anknüpfungspunkte in Paris, ich konnte es aus den Grüßen, die ihr im Bois entgegengebracht wurden, erkennen, aus den leisen Seufzern, mit denen die passive Käty ab und zu an eine für sie abwechslungsreichere Zeit mahnte, mußte ich es entnehmen; aber Lizzie knüpfte keine der alten Bekanntschaften neu an, sie wich ihnen im Gegentheil fast gefliessenlich aus. Und doch — das erfuhr ich ebenfalls, und es erfüllte mich mit freudigem Stolz — hatte sie keinen Grund, sich ihrer irgendwie zu schämen. Ich hatte zufällig bei unserer Gesandtschaft einen entfernten Verwandten, dem ich empfohlen war, ohne ihn aufgesucht zu haben — woher sollte ich Zeit und Gedanken dazu hernehmen? Eines Tages traf ich den angehenden Schüler des Reichskanzlers auf dem Boulevard, gerade als ich nach dem Grand Hôtel gehen wollte, und mußte seine wohlgemeinten Vorwürfe über meine Nachlässigkeit über mich ergehen lassen. „Ich sah Sie gestern schon auf dem Longchamp in Begleitung von Mrs. Green —“ sagte er.

„Sie kennen sie, liebster Vetter?“ unterbrach ich ihn erregt; ich weiß selbst nicht, weshalb, aber ich war etwas erschrocken.

Er lachte. „Gewiß, Bruno, und ich hätte Euch angesprochen, wenn es möglich gewesen wäre. Wer kennt hier die schöne Amerikanerin nicht — ich speziell bin wiederholt auf der Botschaft mit ihr zusammengetroffen.“ Er drohte mir lächelnd mit dem Finger. „Sie ist ebenso schön, wie lebenswürdig, und nebenbei enorm reich. Ihr Gatte war ein alter, scheußlicher Desprinz, der rechtzeitig das Zeitliche segnete und ihr den Nießbrauch von einigen Millionen hinterließ — der Notar der amerikanischen Gesandtschaft hat mir das alles einmal erzählt. Aber Sie werden die Einzelheiten wohl besser wissen, Vetter, als ich — empfehlen Sie mich Mrs. Green jedenfalls

angelegentlichst, ich werde nicht unterlassen, der schönen Frau in den nächsten Tagen meine Aufwartung zu machen."

Er kam nicht dazu. Lizzie behagte es scheinbar nicht besonders in Paris, sie fragte mich plötzlich, ob es mir recht wäre, wenn wir auf einige Wochen nach der Riviera gingen. Wir? Es fiel mir kaum noch sonderlich auf — dieses „Wir“. Nur als Käty sich diesmal ausnahmsweise in das Gespräch mischte und wiederholte: „Nach der Riviera? O, das ist eine herrliche Idee! Ja, Herr von Western, lassen Sie uns nach der Riviera gehen!“ fröstelte es mich ein wenig, aber dann lachte Lizzie schon wieder. „Mitgefangen — mitgehangen, mon cher. Als guter Kamerad können Sie gar nicht anders, als uns begleiten, und ich bin fest entschlossen, zu reisen. Dieses staubige Paris ist unerträglich.“

Ich war ja längst ihr Sklave — sie wußte es nur zu gut.

Entschluß und Ausführung pflegten bei Lizzie eins zu sein, am dritten Tage schon waren wir an der Riviera, blickten auf die blaue Flut und träumten. Es träumt sich so schön unter den Palmen von Bordighera . . . es vergißt sich so schön unter den Palmen von Bordighera.

Noch war kein Wort von Liebe zwischen ihr und mir gefallen — hundertmal lag das Geständniß mir auf den Lippen, hundertmal drängte ich es gewaltsam zurück. Was hatte ich denn einzusetzen gegen ihre Schönheit, ihren Geist, ihren Reichthum? Nichts, nichts als mein armseliges Selbst! Und ich kam mir so klein vor gegen die Fülle der Gaben, die ein gütiger Genius über sie ausgeschüttet zu haben schien, daß ich immer wieder verstummte und schwieg, bis — ja, bis schließlich die Leidenschaft stärker war, als der Verstand, und ich in einer seligen Stunde ihr zu Füßen sank und stammelte: „Werde mein Weib!“

Es war im Garten der Villa, die sie für die Saison gemiethet hatte. Sie ruhte in der Hängematte, ich saß neben ihr und las ihr aus Eichendorffs Gedichten vor — der Band hatte sich zufällig in meinem Koffer gefunden. Käty hatte zuerst gegähnt und sich dann unter einem schicklichen Vorwand entfernt; wir hielten sie beide nicht zurück. Die Luft war schwül, aber vom Meere her wehte eine erfrischende Brise und fächelte und säufelte in den Blättern . . .

„Mir ist's, als müßt' ich singen
So recht aus tiefter Brust
Von wunderbaren Dingen,
Was niemand sonst bewußt.

O, könnt' ich alles sagen!
O, wär' ich recht geschickt!
So muß ich still ertragen,
Was mich so hoch beglückt.“

Lizzie lachte laut auf, als ich geendet. „Gehen Sie mir mit diesem deutschen Minnebarden“, rief sie und warf mir eine Kamelienskopfe an den Kopf. „Um aller Heiligen willen, welcher Unsinn:

„So muß ich still ertragen, was mich so hoch beglückt!“ Er verdient's nicht besser, wenn er's still ertragen muß, und mit dem Beglücktsein wird es dann wohl auch nicht weit her sein. Freilich — jeder sucht nach seiner Façon selig zu werden! Ich für mein Theil will allerdings kein singendes Waschweib, sondern einen Mann um mich werben sehen.“ Aus ihren Augen blickte es zu mir hinüber, aber dann glitt sie aus der Hängematte und sagte langsam: „Verzeihen Sie, Herr von Western, ich vergaß — Sie sind ja ein Deutscher. Sie dürfen mir meinen Uebermuth nicht zu schlimm anrechnen. Habe ich Sie verletzt?“ Sie schien plötzlich ganz ernst geworden, ihre Stimme vibrirte leise — es war das wieder einer jener plötzlichen Uebergänge, welche sie liebte und die nie ihren Eindruck auf mich verfehlten; von dem halsstarrigsten, übermüthigsten Paradoxon bis zum Ton hingebendster Liebe zu gelangen, genügte für sie ein einziger kurzer Moment.

„Verlezt, Mrs. Green?“ konnte ich nur zurückfragen. „Es thut mir freilich weh, wenn unsere Anschauungen einmal nicht ganz harmoniren.“

Sie lehnte sich wie müde an einen Baumstamm, ihre Hände zerpflückten Blatt auf Blatt. „Thut das Ihnen wirklich weh?“ wiederholte sie. „Ich weiß, ich habe vielen Menschen in meinem Leben wehe gethan, Sie, Bruno, möchte ich davon verschont wissen.“ Es war das erstemal, daß sie mich bei meinem Vornamen nannte. „Lassen Sie sich warnen, mein Freund, ich bin eine Unglücksbringerin! Lassen Sie sich rathen und meiden Sie mich — so lange es noch Zeit ist!“ Wieder lag der leise, vibrirende Ton in ihrer Stimme, jedes Wort schien aus tiefstem Herzen zu kommen.

„Ich soll Sie meiden, Lizzie?“ stieß ich erregt hervor.

„Es ist am besten, Sie gehen, Bruno, am besten für Sie! Und darauf kommt es ja allein an.“ Ihre Stimme war weich geworden, ich meinte Thränen in ihren Augen schimmern zu sehen.

„Sie heißen mich gehen, Lizzie? Jetzt — heute heißen Sie mich gehen . . . in demselben Augenblick, in dem Sie mir sagen, daß ich Ihnen nicht fremd, nicht gleichgiltig bin, stoßen Sie mich von sich! Lizzie . . . Sie wissen es ja längst, wie ich Sie liebe — Sie können nichts unmögliches von mir verlangen, Sie können mich nicht unerhört, ohne Trost lassen . . .“

Ihr Gesicht war plötzlich wieder ganz starr geworden, nur in ihren Augen, den wunderbaren Sternen, funkelte es wie Seligkeit kündende Leidenschaft. Aber ihre Stimme klang tonlos, als sie die Hand abwehrend ausstreckte. „Was wissen Sie davon, Bruno, ob mein Herz leidet? Und doch muß ich Ihnen wiederholen: Gehen Sie, so lange es noch Zeit ist.“

Sie wollte mir die Hand, die mich fortwies, nicht lassen, aber ich hielt sie fest und bedeckte sie mit glühenden Küffen. „Ich gehe nicht, Lizzie!“ rief ich, meiner Sinne nicht mehr mächtig. „Ich bleibe, Geliebte, und ich flehe Dich an: Werde mein Weib!“

Einen Augenblick starrten mich ihre Augen an, als wollten sie in das Innerste meiner Seele dringen, dann schlang sie die Arme um mich und küßte mich leidenschaftlich. „Ja, ich liebe Dich, Bruno, ich liebe Dich!“ Und dann — dann sanken ihre Arme plötzlich matt herab, und sie blickte mich traurig — tieftraurig an. „Dein Weib, Bruno?“ flüsterte sie leise. „Dein Weib?“

Ich taumelte rückwärts — mir war's, als öffne sich vor meinen sehenden Augen ein unendlicher Abgrund — ich fand nicht einmal den Muth zu einer Entgegnung.

„Dein Weib!“ wiederholte sie noch einmal wie träumend. Sie strich sich mit der Hand über die Stirn, als wolle sie ihre Gedanken sammeln und ließ sich auf einen Stuhl gleiten. Mit beiden Händen ihr Gesicht verdeckend, saß sie regungslos, ein Bild von Stein — nur ab und zu durchschauerte sie ein Frösteln.

„Lizzie“, flehte ich. „Geliebte — um des Himmels willen, was ist Dir? Wenn Du mich liebst — sprich! Dein Schweigen tödtet mich.“

Sie schüttelte leise den Kopf. Endlich zog sie die Hände von dem Gesicht . . . ich erschrak, alles Blut war aus ihrem Antlitz gewichen. „Ich schäme mich, zu fragen“, sagte sie langsam, „und doch muß es sein: Sind Sie sehr reich, Herr von Western?“

Ueber meine Augen senkte es sich wie ein schwarzer Schleier. Ich vermochte ihre Frage gar nicht zu verstehen, nur daß etwas Entsetzliches, erniedrigendes in ihr lag, empfand ich unbewußt. Es gelte mir in der Seele nach: Sind Sie sehr reich, Herr von Western? Es schnitt mir das Herz entzwei, und doch war es mir, als müsse ich laut auflachen und die Stätte fliehen, wo solche Worte fallen konnten. Aber dann sah ich wieder ihre Augen vor mir, die traurig und doch zugleich mit dem Ausdruck einer solch tiefen, schmerzlichen Leidenschaft auf mir ruhten, und ich sah wieder, wie die Gestalt der Geliebten zusammenbebte, und aller Stolz, alles Selbstbewußtsein schmolz dahin.

Sie wartete meine Antwort nicht ab, sondern ergriff meine Hand und zog mich neben sich nieder. „Ich weiß, ich habe Dir soeben sehr wehe gethan, Bruno“, begann sie leise und drückte krampfhaft meine Rechte, als Sorge sie, daß ich mich loszureißen trachte. „Aber es ist besser heute, als morgen, daß Du die Wahrheit erfährst, wenn sie auch für uns beide sehr, sehr traurig ist und ich sie Dir so gern erspart hätte. Sieh, Bruno, ich liebe Dich“ — in ihren Augen leuchtete es blizartig auf — „ich liebte Dich seit dem ersten Tage, da ich Dich sah . . . ich habe mich nach dem Geständniß Deiner Liebe verzehrt und fürchtete doch den Augenblick, der es mir bringen würde. Ich kann nicht die Deine werden —“

„Lizzie!“

Ihre Hand umspannte fester meine Rechte. „Ich kann nicht Dein Weib werden, und der Grund ist so beschämend, so kleinlich niedrig, daß sein Geständniß mich fast erdrückt. Nicht, als ob ich mich meiner Vergangenheit zu schämen hätte“ — sie erhob stolz den

Kopf — „Du brauchst in ihr nicht nach Ursachen zu suchen, die ganz allein in der Gegenwart liegen. Aber doch bin nur ich, ich selbst schuld; ich kenne mich nur zu gut und fühle mich nicht stark genug, dem Leben, wie ich es führe, dem elenden Glanz und Reichthum, an dem ich nun einmal mit allen Fibern hänge, zu entsagen — auch um Deiner Liebe willen nicht, Bruno. Ich weiß, es ist erbärmlich, ist meiner selbst unwürdig . . . aber ich kann nicht anders! Meine Frage vorhin war kaum nöthig, ich konnte ahnen, daß Du nicht reich seiest; Frauen meiner Sorte“ — es klang fast verächtlich, dieses Wort aus ihrem Munde — „haben dafür ein feines Gefühl. Einmal aber in meinem Leben habe ich alle Entbehrungen der Armuth kosten müssen; ich bin dem nicht gewachsen, die Probe zum zweitenmal zu überstehen. Höre mich an, Bruno, und dann — dann gehe von mir und verachte . . . oder bemitleide mich! —

„Ich bin als die Tochter eines sehr reichen Mannes geboren. Als aber mein Vater, der mich mit allem denkbaren Luxus umgeben hatte, starb, stellte sich heraus, daß er längst ruiniert gewesen und seine Position nur durch die waghalsigsten Spekulationen, vielleicht durch Schlimmeres behauptet hatte. Ueber Nacht war ich arm, bettelarm geworden, die einfachste Näherin war reicher als ich, denn sie verstand, was ich nie gelernt hatte: sie verstand zu arbeiten, und Arbeit giebt Freiheit und Selbstständigkeit. Ich aber wußte nur mich zu schmücken, elegant zu plaudern und, kam's hoch, ein wenig die Geistreiche zu spielen — elende Künste für jemand, der nicht weiß, wovon er sich morgen satt essen soll! Entfernte Verwandte meiner früh verstorbenen Mutter nahmen mich zu sich, nicht aus christlicher Barmherzigkeit, sondern aus hochmüthiger Gnade. Ich hatte sie früher vielleicht etwas über die Achsel angesehen, jetzt konnten sie es mir vergelten — und sie haben's redlich gethan. Ein Jahr, ein langes, entsetzliches Jahr mußte ich täglich hören, welch nutzloses Geschöpf, welch überflüssige Brodebesserin ich sei und mit welcher unverdienten Güte man mir begegne — man kleidete mich, man sättigte mich und erkaufte damit ja das Recht, mir meine Existenz vorzuwerfen und von mir zugleich Dankbarkeit zu verlangen. Genug davon! Daß ich das Schreckliche ertrug, begreife ich heute noch nicht, daß aber damals mein Herz zu Stein erhärtete, ist gewiß. Im Hause meiner Tante lernte ich Mr. Green kennen . . .“

Lizzie machte eine lange Pause. Wieder barg sie ihr Gesicht in den Händen, und wieder fühlte ich, wie ihr Körper neben mir zusammenschauerte. Dann fuhr sie, sich gewaltsam aufraffend, fort: „Es mag unedel klingen, von ihm so zu sprechen, wie ich sprechen muß — muß, wenn ich so wahr sein will, wie es diese Stunde fordert. Von allen Männern, die ich je gesehen, war er mir vielleicht der widerwärtigste. Ich habe von Kindheit an ein feines Gefühl für Schönheit gehabt — er war alt und fast abschreckend häßlich; ich hatte eine gute Erziehung genossen — er war ungebildet und plump; aber er besaß ein kolossales Vermögen, ein Vermögen, das

nach Millionen zählte. Mr. Green wollte sich verheiraten, er hatte sich ein neues Palais gebaut und brauchte eine Frau, wie er die übrigen Ausstattungsstücke desselben brauchte: sie sollte schön, elegant, fair sein und zugleich klug genug, um die Lücken seiner eigenen Bildung, die er sehr wohl fühlte, verdecken zu helfen, sie sollte seine rohen Launen gehorjam ertragen, von ihm willenlos abhängig sein. Er spekulierte gar nicht so dumm, als er sein Auge auf mich warf, und ich — nun, ich hätte ihn als Freier und Befreier begrüßt, auch wenn er noch zehnmal plumper gewesen wäre.

Ich wurde die Seine. Zu spät erkannte ich, daß der goldene Käfig nur noch ein schrecklicheres Gefängniß für mich war, als mein bisheriges Heim. Zu spät freilich erkannte, um gerecht zu sein, auch er, daß seine Spekulation denn doch eine verfehlte gewesen war. Anstatt der dankbaren, süßsamen Frau, die er sich zu kaufen gedacht, hatte er ein Weib heimgeführt, das ihn nur als Mittel zum Zweck ansah. . . .

Unsere Ehe war ein fortwährender Kampf, in dem ich auch nicht um eines Haares Breite nachgab! Es ist kein Ruhm für mich, ich weiß es wohl, daß ich endlich sogar als Siegerin und Herrscherin aus ihm hervorging, daß ich ihn schließlich zum willenlosen Sklaven meiner Launen demüthigte. Wer dabei von uns beiden der Unglücklichste war, will ich nicht entscheiden.

Genug, er starb endlich und setzte mich zur Erbin ein, wohlverstanden zur Erbin der Revenüen seines Vermögens, das, sobald ich mich wieder verheirate, zur Stiftung einer Bibliothek in seiner Vaterstadt bestimmt ist. Es war seine Rache, mich über das Grab hinaus zu binden und sich selbst, der kaum richtig schreiben konnte, als Stifter einer Bibliothek zu verherrlichen. Der Gedanke war ja auch zu verlockend.

Jedenfalls bin ich aber“, schloß sie tief aufathmend, „eine arme Frau in dem Augenblicke, in dem ich einem Manne, welchen ich liebe, meine Hand reiche!“

„Was frage ich danach!“ entgegnete ich erregt und suchte Lizzie an mich zu ziehen. „Ich selbst habe ein kleines Vermögen, und dann . . . dann wird es mein Stolz sein, für Dich zu arbeiten!“

Sie wehrte meine Liebkosung sanft ab. Ein Lächeln, halb trübe, halb spöttisch, kräuselte ihre Lippen. „Mein Freund, ich fürchte, es ginge Dir, wie mir: Du hast auch nicht arbeiten gelernt. Und dann kennst Du meine Gewohnheiten, meine Ansprüche nicht, Du hast nie vielleicht das Gefühl gehabt, über fürstliche Einkünfte zu verfügen; Du weißt nicht, was es heißt, sie zu entbehren. Ich bin nicht mehr jung und nicht mehr stark genug dazu — ich könnte um einer großen Leidenschaft willen sterben . . . um ihrer willen darben, mein Freund, das vermag ich nicht.“

Ich wollte sie unterbrechen — sie schüttelte leise, aber bestimmt das Haupt. „Es war Wahrheit, als ich Dir vorhin sagte: Geh, so

lange es noch an der Zeit ist — verlaß mich, ich bitte Dich auch jetzt noch darum!“

„Lizzie, Geliebte, Du verlangst Unmögliches — oder Du liebst mich nicht!“ rief ich bitter.

„Ich Dich nicht lieben?! Gerade, weil ich Dich liebe, wiederhole ich meine Warnung. Ich würde Dich mit meinen Ansprüchen zugrunde richten, das Unglück würde über uns beide hereinbrechen. Nein, ich kann Dein Weib nicht werden, und darum — geh, Bruno, geh . . . und vergiß mich!“

Mein Blut war entflammt. „Und wenn ich Dir sage, daß ich nicht von Dir lassen kann — eher möchte ich sterben mit dem Hauch Deiner Liebe auf den Lippen!“ Ich hatte mich ihr zu Füßen geworfen und umklammerte ihre Kniee. „Lizzie, sage, daß Du mich liebst, wie ich Dich liebe — liebe bis zur Raserei!“

Sie sah mich forschend und fragend an . . . wieder flammte in ihren wunderbaren Augen ein Blitz der Leidenschaft auf . . . beglückend, verzehrend . . . dann umschlang sie mich plötzlich und zog mich zu sich empor.

Es träumte sich so schön unter den Palmen von Bordighera — es vergaß sich so leicht unter den Palmen von Bordighera. — Vorbei — vorbei!

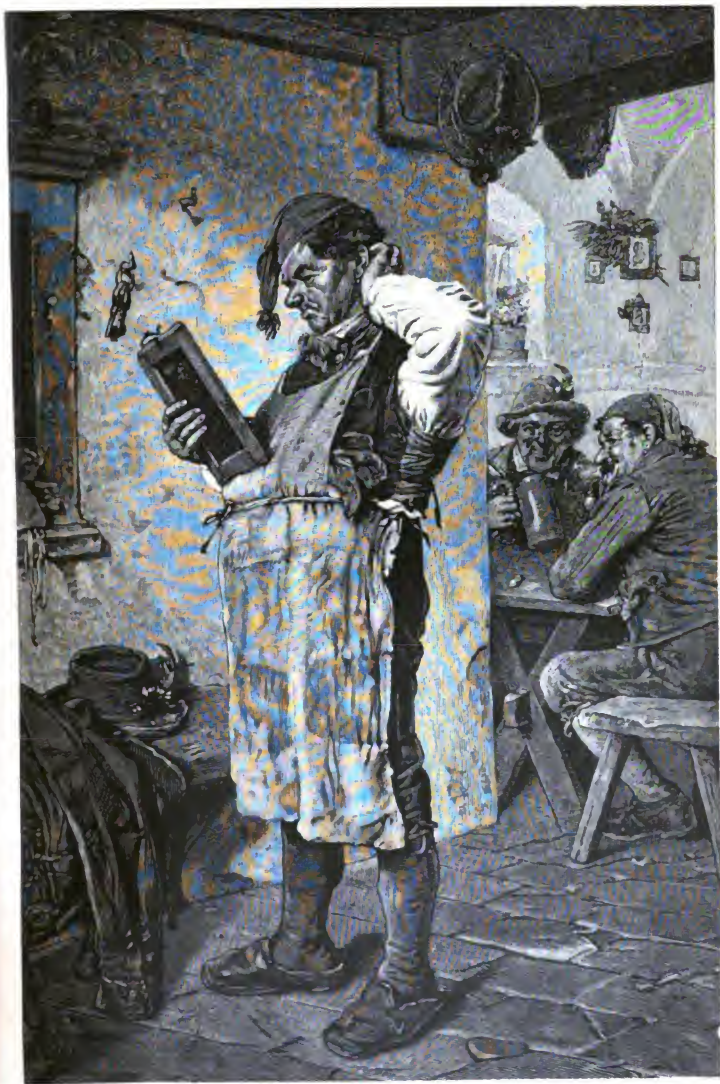
* * *

Wir waren in einer kleinen Pension bei Genf als Herr und Frau von Sandern abgestiegen. Käty hatte auf den Wunsch Lizzies eine Ferienreise zu ihren Geschwistern, die in irgend einem vergessenen Winkel von Kent lebten, angetreten.

Waren wir glücklich? War ich glücklich? Ich weiß es kaum mehr zu sagen. Wenn die berauschte Liebe zu einem schönen Weibe überhaupt glücklich machen kann, dann hätte ich glücklich sein müssen — was konnte sie dafür, daß ich mitten im Rausch bisweilen schon leise, leise Spuren einer beginnenden Ernüchterung fühlte? In mir mochte doch noch zu viel von der Väter Art liegen; ich konnte ein Gefühl der Sorge über das, was geschehen war, ein Gefühl des Verdrußes über mich selbst nicht völlig abschütteln; ich konnte mich nicht in die seltsame Rolle hineindenken.

Dann kamen die Gedanken an die Zukunft; wie Bleigewicht legte es sich auf mein Herz, und ich fand keinen Ausweg weder für mich, noch für sie — unser Glück trug ja die Keime des Verderbens in sich, ehe es noch gereift war.

Ich weiß noch heute nicht, ob Lizzie je Ähnliches empfand. Wenn es der Fall war, so verbarg sie es mir gekliffentlich. Sie lebte scheinbar nur dem Augenblick, sie lebte nur mir. Sie liebte mich mit der ganzen Blut ihres leidenschaftlichen Herzens, sie sann auf nichts, als nur mir zu gefallen, mich immer aufs neue ganz zu bezaubern. Und es gelang ihr; sie war stets die Gleiche und erschien mir doch stets neu, sie fand stets neue Anregungen, sie konnte mich heute



Soll.

Nach einem Originalgemälde von H. Rottschneiter.

MS

durch das naive Geplauder eines jungen Mädchens entzücken und war morgen die reise Frau mit einer Fülle von Geist und Wissen, sie horchte heute begierig meinen einfachen Schilderungen aus der kleinen Garnison und ließ mich morgen weite Blicke in neue Welten, neue Lebensanschauungen thun, die meinem Gesichtskreis bisher völlig fremd gewesen waren. Und aus allem leuchtete doch immer und immer wieder nur die Liebe zu mir hervor — in Wahrheit, ich müßte ein Undankbarer sein, wenn ich das verkennen wollte; ich kam mir selbst wie schuldbeladen ihr gegenüber vor, daß ich trotz allem kein volles, ungetrübbtes Glück finden konnte und nicht wußte, weshalb.

Wenige Wochen unseres kurzen Traumes waren verstrichen, als mir die Post einen inhaltsschweren Brief meines Bankiers brachte — inhaltsschwer allerdings, aber in anderem Sinne als ich erwartet hatte. Die Herren Schmidt & Co. schrieben:

„Euer Hochwohlgeboren beehren wir uns antwortlich Ihrer werthigen Zuschrift vom 10. September a. er. anliegend R. M. 1233 Mark 50 Pfennig zu überreichen als Restlöös für die auf Ordre verkauften Effekten. Nähere Abrechnung finden Euer Hochwohlgeboren in dem angebogenen Kontoauszug. Der Ordnung halber erlauben wir uns gleichzeitig ganz ergebenst zu bemerken, daß Euer Hochwohlgeboren zur Zeit nur noch 8500 Mark nominal in Aktien der Königsworther Papiersabrik bei uns in Deposito haben; wir halten es für unsere Pflicht, hinzuzufügen, daß die Aktien dieses Unternehmens in letzter Zeit bedeutend gefallen sind, daß wir es aber nach unseren Informationen für rathsam erachten müssen, die im Besitze Euer Hochwohlgeboren befindlichen Papiere (heutiger Kurs 34,5 Brief) baldmöglichst zu verkaufen, da noch eine weitere Deroute bevorzustehen scheint. Wir erwarten Ihre bezüglichen Ordres mit wendender Post und haben die Ehre“ u. s. w. u. s. w.

Es legte sich wie Mehlthau auf meine Brust. Ich hatte in den letzten Wochen an nichts weniger als an meine Geldverhältnisse gedacht — ich hatte stets an den Bankier geschrieben, wenn meine Börse sich zu leeren begann, und prompte Sendung erhalten, ohne zu überlegen, ohne zu rechnen. Als ich jetzt die Posten auf dem Kontoauszug überflog, schien es mir fast unglaublich, daß ich in so kurzer Zeit eine so große Summe verbraucht haben sollte, und doch war es der Fall. Das Leben, welches wir trotz unserer Zurückgezogenheit führten, war — wenigstens für meine Verhältnisse — äußerst theuer gewesen; ich hatte für Lizzie wohl auch einige kleine Geschenke gekauft . . . mit einem Worte, die trockenen Zahlen bewiesen es ja, ich hatte in zwei Monaten fast zehntausend Mark verbraucht; jene 1233 Mark 50 Pfg. und die unglücklichen Aktien, die Onkel Karl noch in der Gründerzeit, als sie hoch über Pari standen, für mich gekauft hatte, waren der Rest meines Vermögens — ich war so gut wie ruiniert. Und wie selten das Gefühl eines Unglücks

allein kommt, so fiel jetzt, während ich niedergeschmettert auf den Brief des Bankiers blickte, mein Auge auf das Datum desselben — und plötzlich schoß die Erinnerung durch meine Seele, daß mein Urlaub in kaum vierzehn Tagen ablief, daß ich am 1. Oktober in Berlin sein — oder den Abschied nehmen mußte!

Der letzte Gedanke freilich war mir nicht ganz fremd mehr. Er war mir in der letzten Zeit wiederholt als eine nothwendige Konsequenz aufgetaucht, ohne daß ich je den moralischen Muth besessen hatte, ihn ernst auszudenken. Er brannte mir zu fürchterlich ins Innerste: ich war mit Leib und Seele Soldat, und wer je die Epauletten mit Stolz trug, kann mir sicher nachempfinden, was es heißt, des Königs Rock auszuziehen. Jetzt freilich, angesichts der unerbittlichen Eröffnungen, die mir der eben empfangene Brief gebracht, mußte ich mich doppelt mit dem schrecklichen Gedanken vertraut machen . . . Es war der Anfang vom Ende.

Lizzie fand mich über den Papieren brütend. Ich glaube, ich hatte geweint, und dieser Thränen schäme ich mich nicht. Sie sah mir erstaunt und befremdet ins Gesicht, und als ich dann mit einer raschen Bewegung die Briefschaften fortstecken wollte, legte sie schnell die Hand darauf. „Du hast schlechte Nachrichten von daheim erhalten, Bruno?“ fragte sie herzlich. „Ich hoffe, Dir werth genug zu sein, mich sie theilen zu lassen.“

Ich erröthete — was konnte und durfte ich ihr von Geldangelegenheiten sagen. Ich antwortete ausweichend und war dabei wohl sehr ungeschickt.

„Es ist nicht recht von Dir, Bruno, daß Du mir so wenig Vertrauen schenkst.“ Sie sagte es mit einem scherzenden Schmolzen, aus dem doch der Ernst herausklang. „Getheiltes Leid ist halbes Leid.“

„Es giebt Dinge, die nicht zu ändern sind — auch Du kannst nichts daran ändern“, entgegnete ich. Wider meine eigene Absicht mochten meine Worte hart klingen, denn Lizzie zuckte zusammen, sie bezog den Ausspruch, den meine verzweifelte Stimmung mir auspreßte, wohl auf unser Verhältniß zu einander. Wortlos reichte sie mir die Papiere hinüber, die sie noch in der Hand hielt. Dabei verschoben sie sich, die rothen Linien des Kontoauszuges und die Siegel des Werthcouverts wurden sichtbar — Lizzie war in Geschäftsangelegenheiten zu erfahren, als daß sie nicht sofort den Charakter des Briefes hätte erkennen sollen. Sie athmete erleichtert auf und lachte fröhlich. Es ist das letztemal gewesen, daß ich ihr leises und doch so silberhelles Lachen hörte.

„Aha, der hohe Herr haben Geldsorgen!“ sagte sie und schlang zärtlich den Arm um mich. „Sind die Papiere gefallen? Ist eine Hypothek gekündigt? Höre, Bruno, Du solltest meinen Rath nicht verschmähen, ich bin nicht umsonst Amerikanerin.“ Sie ahnte von meiner eigentlichen Lage augenscheinlich nichts.

„Wenn es nur das wäre!“ lachte ich bitter. „Ich bin ruinirt, Lizzie, ich kann betteln gehen!“ Da war es heraus, das Wort, es

war mir über die Lippen gekommen, ich weiß selbst nicht, wie. Ich schämte mich des Geständnisses, ich ärgerte mich darüber und war doch eigentlich froh, daß ich es vom Herzen hatte. Früher oder später mußte sie es ja doch erfahren.

Sie sah mich traurig und theilnahmevoll an. Sie fragte nicht, wie das Unglück gekommen sei, sie nahm nur meine Hand fest in die ihrige und drückte sie herzlich. „Mein armer Bruno“, meinte sie dann schnell, „das ist gewiß sehr, sehr betrübend, solche Fiobspost, aber Du brauchst deshalb doch nicht den Kopf hängen zu lassen. Bin ich denn nicht da? Sage nur, was Du brauchst, ich will Dir sofort eine Anweisung an meine Bankiers geben. Ich glaube, ich bin sehr sparsam gewesen und werde ein recht bedeutendes Guthaben mein nennen.“

Vizzie sagte das so, als ob es sich ganz von selbst verstehe; es konnte mir auch gar kein Zweifel darüber kommen, daß sie es so meinte. Aber ebenso war auch ich — und ich danke Gott noch jetzt dafür — nicht einen Augenblick im Zweifel, daß ich ihr Anerbieten nie annehmen könne, mein ganzer Stolz als Mann und als Offizier empörte sich dagegen. Nur in dem Bewußtsein, wie gut sie es gemeint, konnte ich mich überwinden, ihr wenigstens herzlich zu danken.

„Du willst nichts von mir annehmen, Bruno, von mir, die ich Dir doch am nächsten auf der ganzen Welt stehe?“ fragte sie ganz erstaunt. Offenbar verstand sie die Gründe meiner Ablehnung gar nicht. „Ja was willst Du denn machen?“ setzte sie naiv hinzu.

„Ich mußte die Augen niederschlagen. „Ich weiß es nicht — noch nicht!“ verbesserte ich mich kleinlaut.

„Besten Bruno, Du bist ein rechter Narr, nimm's mir nicht übel“ — sie versuchte immer noch den scherzenden Ton beizubehalten — „Du weißt doch, daß ich reich bin . . . ist es denn nicht das Einfachste und Natürlichste, daß ich Dir helfe, gerade so, wie Du es im umgekehrten Falle thun würdest. Was ich besitze, gehört doch auch Dir. Ich bitte Dich, schütte mir Dein kummervolles Herz aus und laß uns wie zwei verständige Geschäftsfreunde berathen, was zu thun ist. Man hat Dich armen Kerl gewiß arg übers Ohr gehauen; ich glaube, Du verstehst herzlich wenig von geschäftlichen Dingen.“

Ich nickte. „Leider — ich verstehe gar nichts davon. Aber das verstehe ich doch, Vizzie, daß ich von Dir nichts annehmen darf. Laß es gut sein, ich danke Dir darum nicht minder herzlich.“

Ihre Augen wurden starr. Es schien ihr allmählich klar zu werden, warum ich ablehnte, aber als könne sie ihren Vermuthungen selbst nicht Glauben schenken, redete sie lebhafter auf mich ein. „Du mußt, Bruno, Du mußt! Ich werde nicht dulden, daß Du Dir Geld leihst, womöglich Bucherern in die Hände fällst. Als ob nicht mein auch Dein und Dein auch mein wäre . . . bin ich denn nicht Deine beste Freundin“, sie stockte plötzlich, dann fuhr sie schnell fort: „Bin ich denn nicht Deine Vizzie, hast Du gar keine Liebe mehr zu mir?“

„Es ist unmöglich. Ich kann nicht“, stöhnte ich.

Jetzt blickte es in ihren Augen auf. „Du kannst nicht, Bruno?“ fragte sie herb. „Ich habe wohl das Recht, zu fragen, warum kannst Du nicht? Ist es denn ein Moses, das ich Dir biete und das Du stolz zurückweisen darfst? Hat mein aus vollem Herzen kommendes, selbstverständliches Anerbieten etwas Verlegendes für Dich? Bruno, Du hast mehr von mir angenommen, und ich habe Dir mehr gegeben, als dieses elende, erbärmliche Gold — weist Du es wirklich zurück, so kann ich wohl verlangen, daß es nicht ohne Angabe Deiner Gründe geschieht!“

„Erlaß sie mir, Lizzie!“ flehte ich. „Um unserer Liebe willen: erlaß sie mir!“

„Das ist eine schlechte Liebe, die sehr wenig Vertrauen zeigt. Jetzt bestehe ich erst recht auf meinem Willen: gerade um unserer Liebe willen wirst Du annehmen, was Dir gebührt, denn mein ist Dein, Bruno; ich bitte Dich“, fuhr sie innig fort, „schlage mir die einzige Bitte, die ich je an Dich gerichtet, nicht ab, weise mich nicht von Dir!“

Sie sah mich flehentlich an, in ihren Augen perlten Thränen. Ich kämpfte einen harten Kampf mit mir selbst, mit meinem Herzen.

„Bruno, um Gottes willen, rede — sprich! Ich ertrage den Zweifel nicht.“ Lizzie hatte sich langsam erhoben.

„Ich kann . . . ich kann nicht!“ Meine Augen umflorten sich, ich fühlte die Entscheidung nahen, und noch einmal flammte meine Liebe zu ihr in ganzer Leidenschaftlichkeit auf. Ich stürzte ihr zu Füßen. „Lizzie, fordere alles von mir, fordere mein Leben — nur meine Ehre laß mir.“

Ich wollte ihre Kniee umfassen, sie stieß mich zurück.

„Deine Ehre?“ sagte sie dann und jedes Wort rang sich schwer von ihren Lippen. „Deine Ehre, Bruno von Western. Also das ist es: Deine Ehre wird verletzt, wenn die Fran, die Dir ihre Liebe gab, auch ihren armseligen Reichthum als den Deinen betrachtet. Das also erfordert Deine Ehre, daß Du dem Weibe, der Du Liebe geschworen, die höchste Schmach anthust, die einer Frau widerfahren kann.“ Sie schlug die Hände vor das Gesicht, ihre Gestalt bebte.

„Lizzie, ich schwöre Dir . . .“

„Schwöre nicht, Bruno!“ rief sie. „Mit oder ohne Eid bist Du für mich ein Meineidiger, Du hast den Schwur unserer Herzen gebrochen. O, ich verstehe Dich wohl, Dich und Deine Ehre: ja, wenn ich Dein Weib vor der Welt wäre, wie ich es vor Gott bin, dann würdest Du wissen, daß mein — Dein sein soll; so aber bin ich in Deinen Augen, in Deinem Herzen nur — Deine Geliebte! Aber Du irrst Dich, Bruno von Western — das bin ich nicht. Als ein ehrenhaftes Weib habe ich Dich geliebt . . . stolz gehe ich von Dir, und ich kann für Dich nur Verachtung hegen!“

Ich hörte das Klauschen ihres Gewandes, ich hörte das Zuschlagen der Thür — ich vermochte nicht mich zu rühren. Es war

ja vorbei. Der Traum war aus, das Kartenhäus von Glück und Liebe zusammengestürzt; sie hatte recht, mir blieb nur Verachtung.

Endlich schleppte ich mich an ihre Thür. Sie war verriegelt; auf mein Pochen wurde mir keine Antwort, auf meine flehentliche Bitte, mich einzulassen, mich zu hören, hatte Lizzie nur ein kurzes, bitteres, schmerzliches Lachen. Dann kam mir plötzlich die Idee, ihr zu schreiben, und ich eilte an meinen Schreibtisch. Aber es blieb bei dem Versuch; jedes Wort, das ich schrieb, kam mir kalt, herzlos, erbärmlich — unwahr vor allem vor. Schließlich grub ich das Gesicht in beide Hände, aber die Thränen, die ich suchte, blieben fern. In meinem gequälten Hirn arbeiteten die wütesten Gedanken wirr durcheinander . . . mir war's, als wäre es am besten, zur Pistole zu greifen und diesem jammervollen Dasein ein Ende zu machen. Aber auch dazu fehlte mir die Energie. Es ist nicht so leicht, das eigene Ich mit einem kurzen Entschluß auszulöschen, das habe ich in jener Stunde empfunden; in der letzten Minute taucht uns immer noch ein neuer Hoffnungspunke auf und zieht uns auf die Erde zurück.

Ein Klopfen an die Thür schreckte mich nach langem Hinbrüten auf. Der Oberkellner war es, er brachte mir ein kleines Packet. „Die gnädige Frau hat es mir, ehe sie fortfuhr, zur Bestellung an den Herrn Baron übergeben.“

Lizzie fort . . . ich hätte es freilich erwarten müssen. Als ich das Packetchen mit bebender Hand aufriß, fielen mir einige kleine Geschenke, die ich der Geliebten gemacht hatte, entgegen — aber jedes Wort des Abschieds fehlte. Ich klingelte und befahl einen Wagen: ihr nach! war ja mein einziger Gedanke. Sie konnte sich nur nach Genf gewendet haben — dort mußte ich sie finden — nur einmal noch wollte ich sie sprechen, sie sollte, sie durfte nicht von mir gehen, ohne zu wissen, wie heiß ich sie geliebt!

Es war vergebens. Lizzie hatte sich sicher gesagt, daß ich ihr folgen würde, sie hatte ihre Maßregeln nur zu gut getroffen. Auf dem Wege nach der Stadt begegnete ich bereits dem zurückkehrenden Wagen, den sie bis Genf benutzt, aber mit der ersten Droschke vertauscht hatte. Es waren gerade drei Züge nach verschiedenen Richtungen abgegangen, und meine Erkundigungen auf den Bahnhofen, mit welchem sie abgefahren sein konnte, riefen nur das Lächeln der Beamten hervor. Wer achtete in dieser Zeit des größten Touristenverkehrs auf eine einzelne Dame — und wenn sie zehumal Lizzie Green war. In den Hôtels, in denen ich forschte und fragte, ohne selbst an ein Resultat zu glauben, suchte man die Achseln . . . spät am Abend kehrte ich endlich hoffnungslos nach der Pension zurück. Ich setzte mich still auf ein Chaiselongue in ihrem Zimmer; mir schien es, als wehe der süße Hauch der Geliebten noch durch den Raum, und endlich — endlich konnte ich weinen um mein verlorenes Glück. Ich wußte es wohl, es war für immer dahin . . . Lebe wohl, Lizzie . . . lebe wohl! —

Ich war nach Berlin zurückgekehrt in der festen Absicht, sofort

meinen Abschied einzureichen, denn von dem kleinen Rest meines Vermögens als Offizier zu leben, schien mir unmöglich. An die Zukunft dachte ich nicht. Ich vermochte überhaupt kaum einen klaren Gedanken zu fassen, mein Verstand schien so erstarrt, wie mein Herz leer war — nur träumen konnte ich noch.

Der Direktor der Kriegsakademie, ein alter, sehr wohlwollender Herr, schüttelte den Kopf, als ich ihm meine Lage vortrug und ihn bat, mein Abschiedsgesuch höheren Orts vorzulegen.

„Sie sehen zu schwarz, Herr von Western“, sagte er endlich. „So weit ich aus Ihrer Meldung ermesfen kann, liegt noch kein Grund vor zu diesem letzten Schritt, dessen Tragweite Sie in Ihrer augenblicklichen Stimmung übersehen — es wäre, verzeihen Sie, eine Thorheit, Ihre hoffnungsvolle Carrière aus den angeführten Gründen aufzugeben. Sie haben leichtsinnig gewirthschaftet und schließlich auch Unglück mit den leidigen Aktien gehabt; aber es bleibt Ihnen doch noch ein kleines Kapital, um das Sie mancher Kamerad beneiden würde. Bei der Kavallerie wäre es allerdings für Sie schwierig, sich zu halten. Ich sehe aber nicht ein, weshalb Sie sich nicht zur Infanterie versetzen lassen wollen, und ich bin gern bereit, in dieser Richtung für Sie zu thun, was in meinen Kräften steht. Jedenfalls eilt die Sache ja nicht; überlegen Sie sich Ihre Angelegenheit in aller Ruhe und kommen Sie nach drei, nach acht Tagen meinethwegen wieder zu mir.“

Weniger aus Ueberzeugung, als aus Apathie folgte ich dem gutgemeinten Rath der alten Erzellenz. Ich fühlte mich selbst zu energielos, um einen neuen Lebenslauf zu suchen, es war so bequem, im alten Schlendrian weiter zu vegetiren — und auf ein Vegetiren kam's schließlich ja doch hinaus! Etwa einen Monat später zog ich meine geliebte Wanka aus und schlüpfte in den Infanteriewaffenrock — ich glaube, ich weinte meinem alten Regiment, an dem ich einst so sehr gehangen, nicht einmal eine Thräne nach; es war mir alles gleichgiltig geworden. Die Vorträge auf der Kriegsakademie hörte ich mit mechanischer Pünktlichkeit, ohne ihren Sinn auch nur im geringsten zu verstehen und ohne mir auch nur Mühe zu geben, mich in ihren Geist hineinzuarbeiten. Daheim lag ich stundenlang auf dem Sopha und zählte die Sterne in dem Tapetenmuster. Nur der eine Gedanke an Lizzie konnte mich noch beleben — aber ich glaube, mein Schmerz um das Verlorene war auch nicht rein, es lag viel Eigenliebe darin und nicht genug wirkliche Liebe. Ich künstelte mir schließlich ein System zurecht, nach dem sie alle Schuld treffen mußte, und mich träumte ich groß und fleckenlos. Wir Männer sind so egoistisch, wenn wir uns verschmäh't, zurückgesetzt fühlen — es ist so angenehm, nicht an das eigene Verschulden denken zu müssen! An Käty hatte ich einen gewiß recht albernen Brief geschrieben, um Lizzies Aufenthaltsort zu erfahren. Ich erhielt postwendend eine höchst geschäftsmäßige Antwort, daß sie selbst seit langem keine Nachricht von Mrs. Green habe; zwischen den Zeilen konnte ich oder

meinte ich doch herauslesen zu können: Ihr habt etwas schnell abgewirthschaftet, mein Lieber, und nun soll ich helfen! Aber Ihr irrt Euch in Mrs. Katharina Walston; die gute Käty ist nicht so dumm, wie Ihr denkt; sie weiß am richtigen Orte und zur rechten Zeit zu schweigen, denn Schweigen ist Gold. Für Käty aber war Gold — es konnten auch Banknoten sein — alles.

Wer in der Decadence ist, den hält kein Hemmschuh. Das Rad war einmal ins Rollen gekommen, es raste bergab in immer beschleunigterem Tempo, und ich war am wenigsten dazu geschaffen, mit festem Willen und kräftiger Hand in seine Speichen einzugreifen.

Ich hatte der festen Ueberzeugung gelebt, eigentlich keine Schulden zu haben. „Einige kleine Rechnungen — das ist alles!“ erwiderte ich auch meinem gütigen Vorgesetzten auf seine Frage bei Gelegenheit unserer ersten Unterredung, und ich meinte wirklich die Wahrheit gesprochen zu haben. Zu meiner großen Ueberraschung war das Gegentheil der Fall. Ich hatte sogar recht beträchtliche Schulden. Kaum stand meine Verzehung im Militär-Wochenblatt, so stürmten die Gläubiger auf mich ein, es regnete förmlich Rechnungen. Ich mochte für sehr wohlhabend gegolten haben, man hatte mir in der leider üblichen Weise ausgedehnten Kredit gewährt, und ich hatte ihn rein aus Nachlässigkeit benützt — jetzt kamen sie alle, die Gevatter Schneider und Handschuhmacher, der Sattler und der Sporenfabrikant, der Uhrmacher und der Goldschmied, der Fouragelieferant, der Buchhändler, und alle fanden wohl plötzlich, daß sie sehr leichtsinnig im Kreditgeben gewesen waren. Ein Offizier, der sich von der Kavallerie zur Infanterie versetzen läßt, muß ja seine guten Gründe dazu haben; da gilt es, sich zu rühren und zu retten was noch zu retten ist. Heiße, die Meute ist bereit . . . sie hatten ja recht, die braven Leute . . . nur tapfer das Wild gestellt und zum Hallali geblasen!

Meine Pferde hatte ich zu Spottpreisen, wie es immer in solcher Lage geschieht, verschleudert; die Unglücksaktien übernahm mit Mühe und Noth und schließlich wohl gar aus Gutmüthigkeit mein Bankier zu einem Kurse, der eigentlich kaum noch ein Kurs war. Ich zahlte, so lange ich konnte, und schloß, als der letzte Hundertmarkschein gewechselt war, die Thür zu. Mochte nun geschehen, was da wollte — mir war es gleichgiltig.

Eines Tages ließ mich dann die gute Exzellenz zu sich befehlen und zeigte mir zwei Klagen, die gegen mich eingelaufen waren. Es waren lächerlich kleine Beträge, um die es sich handelte — die kleinen Kläffer sind ja stets die gefährlichsten. Ich erröthete wie ein ertappter Schulbube. Der alte liebenswürdige Herr schüttelte recht ernst den Kopf. „Sehen Sie, daß Sie die Sachen schnell arrangiren, Herr von Western! So gerne ich Ihren Verhältnissen Rechnung trage, ich darf keine verschuldeten Offiziere auf der Akademie haben“, sagte er milde und reichte mir freundlich die Hand.

Ich ging nach Hause und zählte wieder einige Stunden die Sterne auf der Tapete. Dann riß ich mich endlich empor und

schrieb an einen wohlhabenden Onkel. Derartige Briefe tragen alle den gleichen Charakter; der meinige wird wohl auch „der üblichen, momentanen Verlegenheit“ u. s. w. nicht entbehrt haben, er endigte jedenfalls mit der Bitte um einige hundert Mark. Das Geld kam umgehend, es war aber natürlich nur ein Tropfen auf einen heißen Stein, und ich mußte ja schließlich auch leben — und zum Leben gehört doch einmal Geld.

Die Klagen mehrten sich, die Gläubiger wurden immer dringender. Es ist so miserabel, davon zu erzählen, aber es gehört zu meinen Selbstbekenntnissen. Nacheinander wurden alle meine Verwandten der Reihe nach von mir belästigt. Die ersten Bettelbriefe waren mir sehr schwer gefallen, aber auch dieses Gefühl stumpfte sich sehr schnell ab. Erst, als die ersten Abjagen kamen, freundlich zunächst, dann kühl und schließlich grob, da erwachte die Scham wieder in mir. Aber nur die Scham — Stolz besaß ich schon längst nicht mehr. Lizzie hatte ihn mit sich fortgenommen; ich war ja nur noch — das Rohr im Winde.

Das Ende war da. Man eröffnete mir, daß ich wegen meiner ungeordneten pekuniären Verhältnisse zum Regiment zurückgeschickt werden müsse, man bemerkte dabei zugleich, daß auch meine wissenschaftlichen Leistungen im letzten Jahre weit unter dem Durchschnitt gestanden hätten . . . ich mußte fühlen, daß mir nichts übrig blieb, als meinen Abschied einzureichen. Mit dieser Qualifikation in einen neuen Truppentheil zu treten, sich mit meiner Stimmung, in meiner Lage in einen neuen Kameradenkreis einzuleben, war unmöglich. Ich fügte mich in das Unvermeidliche — der Abschied wurde mir bewilligt.

Verabschiedet! Ich saß daheim in meiner Stube und packte meine Equipirung zusammen, der Tröbler stand dabei und klapperte mit den paar Thalern und feilschte um jedes einzelne Stück: „Sie brauchen es ja doch nicht mehr, Herr Baron, Sie haben ja den Abschied!“ Drüben an der Wand hing das Bild meines Vaters, er blickte ernst zu mir herüber, ich meinte heute aus seinen Augen lesen zu können: Du bist nicht mehr mein Sohn, Du hast ja den Abschied. Dann kam der Bursche; der brave Kerl hatte Thränen in den Augen und sagte mir Lebewohl: „Nun brauchen mich der Herr Lieutenant nicht mehr, der Herr Lieutenant haben ja den Abschied.“ Tack-tack, tack-tack machte die Uhr — Abschied, Abschied klang's mir schmerzlich höhnend heraus. Abschied pfffen mir die Spazzen auf den Dächern vor, Abschied rasselten die Trommeln der unten vorüberziehenden Wache — Abschied — Abschied . . .

Ja, Scheiden thut weh. Es ist ein Stück vom eigenen Fleisch und Blut, der Rock des Königs, den man auszieht, ein Stück vom eigenen Herzen. So apathisch ich geworden war, das fühlte ich doch, es schnürte mir die Brust zusammen wie ein eisernes Band, und in meinem Kopfe braunte es wie höllisches Feuer. O der Schmach — o der Schande! Wie hoffnungsvoll war ich ins Leben getreten, die

Eltern hatten mir bis übers Grab hinaus den Weg geebnet, Wohlwollen und Vertrauen, Kameradschaft und Freundschaft fand ich überreich — und dennoch war ich gescheitert — gescheitert durch eigene Schuld! Ja, blicke nur streng zu mir herüber, Vater. Du hast nur allzu recht: ich darf Dein Sohn nicht mehr sein — ich habe das Recht darauf verscherzt — verscherzt wie so vieles Carrière, Glück, Liebe und Achtung sind verloren, selbst auf Mitleid, das der Ärmste fordert, darf ich keinen Anspruch erheben, vergessen kann ich nicht, was mein war und mein werden konnte — es ist alles, alles aus.

Und doch hieß es weiter leben. Leben? Ich mußte bitter auf-lachen. Wovon denn? Wenn ich alle die Kleinigkeiten, die ich noch besaß, verkaufte, so blieben mir vielleicht einige hundert Mark, kaum genug, um über den Ozean zu gelangen. Und was sollte ich dort? Etwa als Kellner den Yankee's ihren Whisky präsentiren, oder als Klavierpieler in einer Matrosenkneipe zum Tanz aufspielen? Was hatte ich denn gelernt, um drüben oder hüben ein neues Leben be-ginnen zu können? Ich wußte wohl mancherlei, aber ich konnte nichts — am allerwenigsten arbeiten. Mir ging es ja nicht anders als Lizzie: der einfachste Holzhacker war reicher als ich.

Und doch hieß es leben! Ich schrieb an Malten und stellte ihm meine Lage vor. Er war ein verständiger Mann und mir immer ein guter Freund gewesen; auch in den letzten Monaten hatte er mir wiederholt geholfen, soweit es in seinen Kräften stand. Reich war er selbst nicht, aber er konnte mir vielleicht wenigstens einen guten Rath geben, und dessen bedurfte ich ja vor allem. Malten antwortete mir sehr herzlich. Er habe das Unglück bereits kommen sehen, schrieb er, und bedaure nur, mir nicht persönlich helfen zu können, was jedoch in seinem Vermögen stehe, das solle geschehen. Dann meinte er sehr verständig, ich solle den Gedanken, nach Amerika zu gehen, aufgeben, drüben sei für einen mittellosen Fremdling in meiner Lage das Fortkommen noch schwerer als hier. Es folgten Rathschläge, daß ich mich um eine Stellung im Versicherungsfache bemühen oder Agenturen übernehmen solle; er legte auch einige Empfehlungsbriefe für Berliner Bekannte von Einfluß bei . . . es war alles so herzlich gut gemeint und imgrunde doch so wenig. Er versprach sich augen-scheinlich selbst nichts davon: er kannte mich.

Die Weltstadt war bald um eine verlorene Existenz reicher. Eine kurze Zeit lang kämpfte ich noch den Kampf um einen festen Erwerb, als mir aber von zehn Stellen eine wenig höfliche Abweisung und von zehn anderen ein noch verletzenderes Mitleid entgegengebracht worden war, da gab ich das Rennen auf. Gewiß war das falsch! Aber man glaubt nicht, wie schwierig es gerade für einen verabschiedeten Offizier ist, irgend eine — auch die bescheidenste Stellung zu erlangen. Es ist für das Offiziercorps unseres Heeres vielleicht ein vortreffliches Zeichen, daß man ein vorzeitig ausgeschiedenes Mitglied desselben im allgemeinen mit einem gewissen Mißtrauen betrachtet,

es ist der Beweis dafür, daß man weiß, wie unnachsichtlich der Kameradenkreis über seine Ehre wacht — aber dieses Mißtrauen wäre zu überwinden. Nicht zu überwinden ist dagegen die Abneigung, welche auf einer oft übertriebenen Anschauung von den Ansprüchen, von der Empfindlichkeit eines Verabschiedeten beruht. Von Zehn, die eine Stellung zu vergeben haben, scheuen sich Neun, sie einem sonst vielleicht vorzüglich geeigneten Offizier zu übergeben, weil sie wissen oder zu wissen meinen, daß er seinen früheren Stand nie vergessen kann. Sie übersehen dabei, daß gerade der Offizier für viele Civilstellungen aus seiner militärischen Laufbahn höchst werthvolle Eigenschaften mitbringt, daß er vor allem Gehorsam, Pünktlichkeit und Gewissenhaftigkeit üben gelernt hat, daß er zugleich zu befehlen gewohnt ist. Ich sehe von mir ganz ab. Im allgemeinen sollte man aber den verabschiedeten Offizieren, besonders den jüngeren, das Hineinleben in einen neuen Lebensberuf mehr erleichtern, als es geschieht — ich möchte dies besonders den Herren von der Reserve ans Herz legen, die oft in der Lage sind, mit Rath und That zu helfen, und es nur unterlassen, weil sie sich genieren, einen früheren Vorgesetzten oder Kameraden als Untergebenen aufzunehmen. Viele tüchtige Kräfte gehen dem Vaterlande verloren . . . verkommen — verderben, weil sich ihnen, wo es noch Zeit wäre, nicht eine rettende Hand bietet.

So lange ich mich noch um eine Stellung, um irgend einen Erwerb bemühte, war meine Stimmung fast eine gehobene gewesen; trotz aller niederdrückenden Empfindungen lebte in mir doch der Wille, zu schaffen, mir eine neue Zukunft zu gründen. Als ich dann aber verzweifelnd meine Bemühungen aufgab, hatte der kurze Aufschwung schnell ein Ende. Ich sank jetzt ganz in meine Träumereien, in das Nichtsthun hinab, ich wurde völlig apathisch, ich empfand schließlich kaum noch das Schreckliche meiner hilflosen Lage. Draußen, weit vor dem Thore, hatte ich ein kleines, billiges Zimmerchen gefunden, dessen Vermietherin gutmütig genug war, mir auch die geringe Miethe zu stunden. Allen Umgang vermied ich gänzlich; ich verließ meine Wohnung nur noch, wenn der Zwang gar zu hart wurde — wenn ich wieder irgend ein Stück meiner Habe ins Verhant oder zum Trödler tragen mußte, um das Mittagessen in einer obskuren Garküche bezahlen zu können. Auch mein Aeußeres fing ich wohl an zu vernachlässigen. Ich war gleichgiltig und abgestumpft gegen mich selbst und der ganzen Welt gegenüber. Mir war's oft, als sei es mir vom Schicksal bestimmt, langsam abzusterven, als lohne es sich nicht einmal der Mühe, dieser elenden Sache, Leben genannt, ein schnelleres Ende zu machen. Selbst die Erinnerung an Lizzie verwichte sich allmählich bis zu einer immer matteren Tönung. Merkwürdig genug, daß mich damals nie ein Gefühl der Reue, ja nicht einmal des Bedauerns überkam, ein Leben voll Glück und Reichthum an ihrer Seite verschertzt oder — verschmäht zu haben. Vielleicht kam es daher, weil mir die Armuth in meiner Stimmung überhaupt

nicht mehr schwer wurde. Ich saß in meinem Kämmerchen, aß trockenes Brod und dachte an nichts — am allerwenigsten an den nächsten Tag. Wäre ich nicht bald durch eine gewaltsame Erschütterung herausgerissen worden, so würde ich sicher im Irrenhause geendet haben.

Etwa ein halbes Jahr war seit meiner Verabschiedung vergangen, als mich eines Tages einer meiner gewöhnlichen Gänge durch die Friedrichstraße führte. Ich kam von einem Geschäftsfreunde, der die Güte gehabt hatte, sich meines Winterüberziehers anzunehmen. Wozu brauchte ich einen warmen Paletot? Mich fror längst nicht mehr, wenigstens fühlte ich den Frost nicht, obwohl draußen der Schnee lag. Es war kurz vor Weihnachten.

Dicht an den Linden kam mir ein älterer Herr, mit einer jungen Dame am Arm, entgegen. Ich erkannte den Herrn erst, als er wenige Schritte von mir entfernt war. Es war Onkel Rudolf, ein Vetter meiner Mutter, auf dessen Gut in Schlesien ich oftmals meine Kadettenferien zugebracht. Er hatte mir immer wohlgewillt, hatte mir auch, ehe ich den Abschied nahm, mehrmals reichliche Unterstützungen gesandt, für deren letzte ich ihm nicht einmal mehr gedankt hatte. Der Dame konnte ich mich nicht erinnern — ich sah nur, daß sie sehr hübsch war.

Es war unmöglich, auszuweichen. Die Schamröthe stieg mir hell ins Gesicht, als ich, den Hut ziehend, vorbeieilen wollte. Onkel Rudolf sah über mich fort, aber die junge Dame blickte mich erst erstaunt an, dann neigte sie plötzlich den Kopf zum Gruß, und ich hörte, wie sie dem Onkel zuflüsterte: „Vetter Bruno, Papa!“ — ich hörte auch noch, wie der alte Herr scharf entgegnete: „Ja, er war es, der“ Es ist mir unmöglich, das harte Wort hierher zu schreiben; die Schmach brannte sich in meine Seele ein; ich glaubte, ich müsse auf der Stelle umsinken vor Scham. Also so weit, so weit war es mit mir gekommen?! Ich taumelte weiter; in der Spiegelscheibe eines der nächsten Läden sah ich zufällig — oder war's absichtlich — mein Bild. Ja, er mochte recht haben: ich sah aus wie ein! Das Sommerjacket hing schlotterig und schlecht gereinigt über meinen Schultern, die Krempe des Hutes war verbogen, das Gesicht unrasirt und fahl . . . ich hatte seit Wochen in keinen Spiegel geblickt, jetzt schauerte ich selbst zusammen, als ich mein Ebenbild sah. Du hattest nur zu recht, Onkel Rudolf, es war weit gekommen mit Bruno von Western, so weit, daß seine nächsten Verwandten ihm auf offener Straße den Gegengruß verweigern durften — so weit, daß es kein Weiter mehr gab. Aber sie hatte mich doch begrüßt; wer war sie nur, daß sie meinen Namen kannte? Ein frisches Kindergesicht tauchte endlich vor meiner Erinnerung auf — ja, ja, Magda mußte es sein, die kleine süße Magda, mit der ich so oft im Parke von Slowitten gespielt und getollt, die sich einst in kindlicher Laune meine Brant genannt hatte. Ich hatte sie längst, längst vergessen, aber sie erkannte mich wieder, sie grüßte mich trotz allem und allem.

Nein, sie hatte wohl nur in der ersten Ueberraschung meinen Gruß erwidert, jetzt schämte sie sich gewiß längst des mitleidigen Lächelns, das den Gruß begleitete, schämte sich, daß ich sie einst in meinen Armen gehalten hatte, ich, der! Bruno von Western, es ist Zeit, daß Du ein Ende machst! Das Elend läßt sich ertragen, die Schmach erniedrigt — Erniedrigung tödtet!

Nach einer ruhelosen, entseßlichen Nacht war endlich der Gedanke in mir ausgereift. Damals, als Lizzie von mir ging, hatte ich wohl auch in der leidenschaftlichen Erregung des Augenblicks zur Pistole greifen wollen, aber die Waffe war meinen Händen entsunken; heute war mein Entschluß fest und unerschütterlich: ich wollte sterben. Die Trennung von der Geliebten hätte mein Lebensmuth überwunden, das Bewußtsein der Schmach ließ mich den Tod ersehnen.

Meine Ruhe fand ich wieder, sobald mein Entschluß fest war. Ich schrieb einen langen Brief an Lizzie und sagte ihr, ohne auf die Details des letzten Jahres einzugehen, noch einmal herzlich Lebwohl. Den Brief adressirte ich wieder an Käty, früher oder später mußte er auf diesem Wege Mrs. Green doch erreichen. Dann machte ich zum erstenmale seit langer Zeit sorgfältig Toilette, steckte ein kleines Taschentzerol, das sich noch in meinem Besitz befand, zu mir und ging in den Thiergarten. Ich wollte nicht, daß der Selbstmord Bruno von Westerns im Polizeibericht stände und von allen Reportern, zu fünf Pfennigen die Zeile, breitgetreten würde; ich hatte deßhalb auch meine Taschen sorgfältig nach allen Papieren, die mich hätten verrathen können, durchsucht und aus meiner Wäsche sogar das Monogramm herausgeschnitten: als ein Unbekannter wollte ich in irgend einem einsamen Gange des Thiergartens enden.

Es war ein herrlicher Wintermorgen. Die Sonne glitzerte hell auf der Schneedecke, die Bäume und Sträucher hatten bereits ihr weihnachtliches Prachtgewand angelegt. Zum erstenmale empfand ich wieder etwas wie Freude über die schöne Gottesnatur; mit vollen Zügen sog ich die reine, kühle Luft ein. Ich war ja dem Ziele so nahe — eine Stunde noch und alles Leid, alles Elend, alle Schmach lag hinter mir.

Langsam und ruhig schritt ich vom Brandenburger Thor aus durch die mir wohlbekanntem Wege in der Richtung auf den Neuen See zu. Der Thiergarten war auffallend wenig belebt, die Morgenstunden, in denen sich Berlin W. nach dem Centrum zu den Bureaux und Comptoirs begiebt, waren bereits vorüber, die eigentliche Promenadenzeit hatte noch nicht begonnen. Mir war's gerade recht so, ich lief wenigstens nicht leicht Gefahr, einem bekannten Gesicht zu begegnen.

Der Mensch denkt, Gott lenkt. Ich hatte kaum die Siegesallee überschritten, als unmittelbar vor mir, bei einer Biegung des Weges, plötzlich eine schlankte Mädchengestalt auftauchte. Es war Magda — heute erkannte ich sie sogleich, und wieder stieg die Schamröthe auf meinem Gesicht empor. Ich schwankte einen Augenblick, ob ich grüßen

dürfe. Weßhalb sollte ich jetzt noch das liebe Mädchen in Verlegenheit setzen; der Onkel hatte ihr sicher verboten, meinen Gruß zu erwidern! Ich konnte es doch nicht über mich gewinnen und zog den Hut — es war ja zum letztenmale.

Auch sie war erröthet — oder mochte es die frische Winterluft sein, die das reizende Gesichtchen in den Hauch einer tieferen Färbung tauchte? Wahrhaftig, ich hatte sie falsch beurtheilt, sie ging nicht kühl an mir vorüber, sie neigte freundlich das Haupt, und wieder meinte ich einen mitleidigen Blick aus ihren klaren Augen zu fühlen. Gute Magda, habe Dank — und lebe auch Du wohl!

Zwei, drei Schritt war ich weitergegangen, da zwang es mich noch einmal, zurückzuschauen. Er hatte mir so unendlich wohl gethan, ihr Gruß, ich wollte ihr Bild noch einmal meiner Seele einprägen, es mit hinübernehmen in das Jenseits.

Im gleichen Augenblick drehte auch sie sich um. Unsere Augen trafen sich, einen Moment schien sie leicht zu erschrecken, dann — wahrhaftig — dann kam sie plötzlich auf mich zu und streckte mir ihre Hand entgegen. Mein Herz schlug hoch auf, meine Rechte zitterte, ich wagte kaum, sie in diese reine, gute Hand zu legen.

„Ich konnte nicht so an Dir vorübergehen, Better Bruno“, sagte sie. Die Worte klangen ungesucht, bestimmt und wahr. „Wir sind einst so viel beisammen gewesen, und ich habe Dich stets so gern gehabt — das vergißt sich nicht, ich wenigstens kann und mag es nicht vergessen.“

„Ich danke Dir, Magda. Du glaubst nicht, wie wohl mir Deine Güte thut.“ Mehr konnte ich nicht hervorbringen, ein tief schmerzliches und doch glückliches Gefühl schnürte mir die Kehle zu.

Sie sah mich mit ihren klaren Augen lange an. Ihr Blick hatte etwas unendlich gutes und zugleich etwas sicheres, zielbewußtes. Es lag kein träumerisches Sehnen in ihm; diese Augen kannten gewiß nicht jenes plötzliche Aufleuchten einer stürmischen Leidenschaft, das mich einst so berauscht — ungetrübt, ruhig und hell schauten sie in die Welt, es waren die rechten, echten deutschen Frauenaugen.

„Es geht Dir augenblicklich nicht gut, Bruno?“ fragte sie endlich. Wir standen immer noch auf derselben Stelle.

„Es wird bald, heute noch besser werden“, antwortete ich nach einer langen Pause. „Alles Leid hat ja einmal ein Ende.“

Magda blickte mich wieder an — es war mir, als ob sie in meiner Seele lesen könnte. „Better Bruno“, begann sie dann aufs neue, „ich habe immer Antheil an Dir genommen, ich — und auch Papa in seiner Art“, setzte sie schnell hinzu. „Denke einmal, ich sei noch die gute Kameradin von ehedem, und sage mir, was Du für Hoffnungen — was Du vor hast. Wir können hier nicht stehen bleiben“, fuhr sie dann fort. „Begleite mich ein Stück, ich habe noch Zeit; ich bin nämlich auf dem Wege zu meinem Gesangslehrer, die Stunde beginnt aber erst um elf Uhr.“

Ich konnte nicht widerstehen. Seit unendlicher Zeit hatte ich

nicht so herzliche, theilnehmende Worte gehört, und dabei kam das alles so klar, so bestimmt heraus, als ob ein Widerspruch gar nicht möglich sei. Wir schritten einige Minuten schweigend neben einander her, dann bog Magda plötzlich in einen kleinen Seitenweg ein. „Es ist nicht nöthig, daß man uns sieht, und ich will ganz reinen Wein von Dir eingeschänkt haben, Vetter — dazu eignet sich die große Straße nicht“, nahm sie das Gespräch wieder auf. „Du bist mir Deine Antwort noch schuldig: was hast Du für Deine nächste Zukunft in Aussicht?“

„Wer keine Zukunft hat, der hat auch keine Aussichten.“ Es klang wohl bitter, das Wort, bitterer, als ich beabsichtigt hatte. Aber ich konnte ihr die Unwahrheit nicht sagen. Sie hielt den Schritt an.

„Was das für Unsinn ist, Vetter. Jeder Mensch, jeder Mann vor allem hat eine Zukunft, kann sie selbst sich gestalten.“ Plötzlich legte sie die Hand auf meinen Arm, ich fühlte deutlich den festen, energischen Druck: „Du — Du trägst Dich mit Selbstmordideen!“ rief sie erschrocken; der Gedanke mußte ihr soeben gekommen sein. „Pfui, Bruno, für so schlecht — für so feig hätte ich Dich nie gehalten!“

Schlecht und feig! Die Worte trafen gerade aus diesem Munde mit schneidender Schärfe. „Leugne nicht, Bruno“, fuhr sie lebhaft fort. „Ich sah es schon vorhin, daß Du nichts gutes vorhattest, an das Schrecklichste freilich dachte ich nicht. Weißt Du denn nicht, daß das Leben ein Dir nur anvertrautes Gut ist? Denkst Du denn nicht an Deine verstorbenen Eltern, willst Du ihnen, willst Du allen, die Dich einst gern hatten, Schmach und Schande bereiten? Wahrhaftig, Bruno, ich glaube, Gott selbst hat mich Dir heute in den Weg geführt, um das Entsetzliche zu verhindern.“

„Du irrst, Magda — ich habe nicht gesagt, daß ich mich tödten wollte.“ Ich konnte die Worte nur zagend herausbringen, ich wußte, daß sie mir nicht glauben würde.

„Du täuschst mich nicht! Um des Himmels willen, was hat in Dir nur diesen fürchterlichen Gedanken heranreifen lassen?“

„Vielleicht würdest Du ihn weniger fürchterlich finden, wenn Du wüßtest, was ich in den letzten achtzehn Monaten durchlebt habe, was ich litt und ertrug! Mir wäre der Tod eine Erlösung — das Leben kann mir nichts mehr bieten.“

„Und ich kann Dir nur wiederholen, Bruno: der Selbstmord ist immer eine schlechte und eine feige Handlung, unwürdig für jeden Mann und ganz besonders für den Edelmann.“ Magda sagte das scharf und präzise; es hätte hart klingen können, wenn es nicht aus diesem Munde kam. „Was Du auch Schweres erlebt haben magst, Bruno, Du wirst nicht ohne Schuld daran gewesen sein; anstatt aber Dein Fehl zu sühnen, willst Du einfach Dein Leben auslöschen.“

„Und wenn dieses Leben nicht des Lebens werth ist?“

„Weißt Du, was Dir später Dein Leben noch bieten kann? Hast Du wirklich alles gethan, was Du thun konntest, um Dir eine neue Laufbahn zu eröffnen?“

Ich meinte die Wahrheit zu sagen, wenn ich mit „Ja“ antwortete. „Die lieben Mitmenschen würden mich ruhig verhungern lassen — wenn ich ihnen nicht zuvorkäme“, fügte ich bitter hinzu. „Habe Du tausend Dank, Magda, für alle Deine Güte, für jedes Wort, das Du an mich verschwendet hast und dessen ich wohl kaum noch werth bin. Aber laß mich meines Weges gehen; glaube mir, es gibt keine Rettung für mich.“

Unwillig schüttelte sie den Kopf. „Ich denke immer noch besser von Dir, als Du selbst, Bruno.“

„Du kennst nicht dieses erdrückende Gefühl der Schmach, zu den Verlorenen gezählt zu werden. Meinst Du, ich hätte das Wort der Verachtung nicht gehört, mit dem Onkel Rudolf gestern meinen Gruß erwiderte? Ich kann ihm deshalb nicht einmal zürnen — er hatte ja recht!“

Magda zuckte zusammen. „Papa war sehr hart, aber glaube mir, er meinte es nicht so böse. Er hält so viel auf unseren Namen, auf unsere Familie — kämst Du offen zu ihm, er würde Dir seinen Rath und seine Hilfe nicht verweigern.“

„Nie — niemals nach dem gestrigen Begegnen!“

Sie senkte den Blick zu Boden. Dann sah sie mich plötzlich wieder an; es lag zum erstenmale etwas wie Scheu und Verlegenheit in ihren Augen. „Und würdest Du auch von mir einen Rath zurückweisen, Bruno?“ fragte sie leise.

„Du bist so gut, Magda . . . aber wie könntest Du mir rathen?“

„Weil ich ein junges, unerfahrenes Mädchen bin?“ lächelte sie.

„Laß gut sein, Bruno, der liebe Gott wählt sich manchmal wunderliche Werkzeuge. Heute kann ich Dir freilich noch nichts sagen, aber es kommt schon so etwas wie ein guter Gedanke in mir. Versprich Du mir nur, daß Du das Schreckliche nicht ausführen willst — ich bitte Dich, Bruno, bei dem Andenken an Deine Eltern: versprich es mir!“

„Gute Magda, und wenn ich es Dir jetzt unter dem Eindruck Deiner Worte versprechen wollte, wer bürgt mir und Dir dafür, daß ich schon in einer Stunde, wenn Du mich verlassen hast, nicht anderen Sinnes bin? Du kannst meine verzweifelte Stimmung nicht voll übersehen, und zudem — bin ich leider schon seit langem ein Rohr im Winde.“

„Du wirfst mir Dein Ehrenwort geben.“ Sie sah mich wieder fest an.

Mein Ehrenwort! Magda glaubte noch an meine Ehre! Sie hätte mit den klügsten Reden nicht mehr erreichen können, als mit dem einfachen Wort.

„Du hast es, Magda!“ rief ich. „Freilich, ich kann mich nicht für immer binden“, fügte ich aber sogleich hinzu.

„Dein Wort genügt mir vorläufig. Und nun, Bruno, gib mir Deine Adresse, ich werde Dir schreiben, wenn ich mir Deine Angelegenheit ruhig überlegt habe.“

Ich nannte ihr meine Wohnung. „Es ist gut. Du wirst Nach-
richt erhalten, nicht heute, auch morgen vielleicht noch nicht, aber
sicher in den nächsten Tagen.“

„Aber ich nehme keine Hilfe von Deinem Papa!“

Sie lächelte. „Du beurtheilst mich falsch; ich weiß, Du mußt
Dir selbst helfen — nur über das Wie? denke ich Dir zu schreiben.
Und nun lebe wohl, Bruno — es ist hohe Zeit, daß ich gehe. Mein
gestrenger Herr Professor wird schon ganz ungeduldig geworden sein.“
Ruhig, als sei gar nichts Ernstes zwischen uns verhandelt worden,
reichte sie mir die Hand.

„Ich weiß nicht, Magda, ob ich Dir danken soll, daß Du mich
auf meiner Bahn zurückgehalten hast, aber für Deine herzliche Güte
muß ich Dir wenigstens —“

Magda hatte mir ihre Hand gelassen. Jetzt zog sie dieselbe
schnell zurück. „Kein Wort davon, Bruno. Ich danke Gott, daß er
mich gerade heute auf Deinen Weg führte — das ist alles. Guten
Muth, Better, ich sage sogar: auf Wiedersehen!“ Sie winkte mir
noch einmal zu und schritt dann schnell hinweg. Ich blieb noch lange
auf derselben Stelle stehen und sah ihr nach. Meine Augen waren
feucht geworden, mein Herz war erfüllt von einer warmen Empfin-
dung, die ich längst verlernt zu haben glaubte . . . gute Magda,
welche Wandlung hattest Du in mir geweckt! Mir war's, als durch-
riesele mich ein neuer Lebensmuth. Wahrhaftig, ich war ja noch zu
jung, um mit dem Leben abzuschließen. „Guten Muth, Better!“ hatte
sie gesagt, — „Auf Wiedersehen!“ Ja, auf Wiedersehen, Magda, aber
wenn wir uns wiedersehen, will ich Dir als ein anderer, als ein
besserer Mensch, will ich Dir als Mann gegenüberstehen.

Welch wunderbares Mädchen! Wie theilnehmend sie war und
wie verständig und entschieden zugleich, ganz, als ob es ihre Aufgabe
sei, für mich zu denken und zu handeln. Ich mußte lächeln über
ihre Hoffnungen, für mich Rath zu schaffen. Es kam mir so sonder-
bar vor, daß das junge Mädchen, welches noch dazu in Berlin fast
fremd war, für mich versuchen wollte, was mir selbst nicht geglückt
war; aber dann dachte ich wieder an ihre klaren, ruhigen Augen, aus
denen so viel Milde und doch auch so viel Energie sprach — mehr
Energie wohl, als ich je entwickelt hatte. Aber auch, wenn es Dir
nicht gelingt, Magda, was Dein gutes Herz und Dein treuer Wille
erstrebt, meine Dankbarkeit soll darum nicht geringer sein, ich will
mich der ersten Hand, die sich dem Hilflosen entgegenstreckte, nicht
undankbar, will mich Deiner Güte nicht unwerth erweisen: ich will leben!

Schneller, als ich je zu hoffen gewagt hätte, kam eine Nachricht
von Magda. Schon am nächsten Morgen lag ein kleines Couvert in
meinen Händen. Ich kannte die ebenmäßigen, energischen und doch
zierlichen Schriftzüge der Adresse nicht, aber ich wußte, daß sie nur
von ihr stammen konnten. Mit bebender Hand brach ich das Couvert.
Magda schrieb — der Brief liegt noch jetzt vor mir, er ist mir ein
Heiligthum gewesen und geblieben:

„Lieber Vetter!

Der Gedanke an Dich hat mich nicht losgelassen heute den ganzen Tag. Ich bin Dir gewiß recht unmädchenhaft erschienen, weil ich junges Ding in Dein Schicksal eingreifen wollte, aber es kam mir vor, als ob es von Gott, der mich Dir gerade heute früh in den Weg schickte, so bestimmt sei — nimm Du es wenigstens als ein Zeichen meiner aufrichtigen, verwandtschaftlichen Theilnahme auf. Und nun höre: ich habe mir den Kopf zergrübelt, wie Dir zu helfen ist — materiell zu helfen, denn die seelische Hilfe muß aus Dir selbst kommen! Ich kann mir ungefähr denken, daß Du schon alles mögliche versucht hast, eine neue Lebensstellung zu gewinnen; ich kann mir vorstellen, daß Du scheitern mußtest — es ist gewiß sehr schwierig. In welchem Beruf ich Dich auch hineindenken möchte, überall finde ich einen Stein des Anstoßes, obwohl ich weder Deine Kenntnisse, noch Dein Können zu beurtheilen vermag. Ich habe lange hin und her überlegt und bin schließlich zu einem Resultat gekommen, das Dich vielleicht überraschen, das Dir jedenfalls sehr sonderbar vorkommen wird. Du kennst sicher Bismarcks geflügeltes Wort über die Leute vom verfehlten Beruf — wie wär's, Vetter, wenn wir den Ausspruch des Fürsten *bon gré mal gré* einmal zu Deinen Gunsten auszulegen suchten, wenn wir ihn als Fingerzeig benutzten? Du hattest, wie ich mich Deiner erinnere, stets eine lebhafteste Auffassungsgabe; vielleicht eignest Du, im Ernst gesprochen, Dich gar nicht schlecht als *homme de lettres*. Vor allem aber fand ich gestern eine Gelegenheit, Dir nach dieser Richtung hin den Weg etwas zu ebnen. Die Fraktionsgenossen von Papa — Papa ist nämlich, was Du vielleicht nicht einmal weißt, seit dem vorigen Jahre unter die Parlamentarier gegangen — die Herren von der Partei also haben seit kurzem ein neues, großes Blatt, die *Morgenpost*, ins Leben gerufen. Gestern Abend war nun der *Chefredacteur* desselben, Dr. Eyßen, bei uns zum Thee, und ich nahm die Gelegenheit wahr, ihn um einen Unterschlupf für Dich zu bitten. Nach einigem Debattiren versprach er mir denn auch, Dich in einer kleinen, freilich wohl sehr bescheidenen Stellung in die Redaction aufzunehmen — so klein sie indessen auch sein mag, sie ist jedenfalls besser als nichts und kann zu einer Sprosse für Höheres werden. Die Redaction befindet sich Behrenstraße 12, Dr. Eyßen erwartet Dich so bald als möglich.

Nimm meinen Vorschlag als einen Versuch an, lieber Vetter, der Dich nur Deiner augenblicklichen Lage entheben soll. Mich würde es natürlich unendlich glücklich machen, wenn Du in Deiner neuen Stellung Zufriedenheit und durch sie eine gesicherte Zukunft Dir erringen könntest.

In treuer verwandtschaftlicher Zuneigung

Deine Cousine Magda.“

Ein merkwürdiger Brief in der That. Welche fast kühl verständige Ueberlegung und doch auch wieder welche aufrichtige, herzliche — thatkräftige Theilnahme! Ich war mir nicht einen Augenblick zweifelhaft, daß ich Magdas Rath beherzigen müsse . . . schon daß er von ihr kam, schien mir wie ein Fingerzeig des Himmels. Freilich: ich ein Journalist, ein Schriftsteller? Wie hätte ich noch vor wenigen Monaten über diese Idee gelacht! Ich hatte von der Technik der Journalistik ungefähr so viel Ahnung wie vom Bierbrauen; es war sicher ein waghalsiger Versuch, aber Magda schrieb ja auch, es solle nur ein Versuch sein. Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er ja wohl auch den Verstand. Also vorwärts, Bruno, vorwärts!

Herr Dr. Eysen empfing mich sehr wohlwollend. Er fragte mich dies und das, schüttelte bei seinem kleinen, plaudernden Examen einmal lächelnd den Kopf und nickte ein andermal nicht ganz unbefriedigt. Schließlich meinte er: „Sie haben eine zu gute Fürsprecherin, Herr von Western — wir wollen es einmal miteinander versuchen. Ich kann Ihnen freilich keine goldenen Berge bieten, aber wir werden über ein kleines, bescheidenes Anfangsgehalt schon einig werden. Zunächst mögen Sie sich hier bei mir als zweiter Redaktionssekretär etwas einarbeiten . . . arbeiten“, wiederholte er nachdrücklich, „Sie werden sehen, daß es gerade in unserem vielgeschmähten Beruf vor allem arbeiten heißt. Und nun kommen Sie, Herr von Western, ich will Sie mit den Kollegen bekannt machen.“

Die Herren Kollegen — wie sonderbar mich schon das Wort „Kollege“ berührte; der Mensch ist von Natur zu kleinlich — waren ausnehmend liebenswürdig; freilich, ein klein wenig spöttisches Lächeln meinte ich doch auf allen Gesichtern zu sehen. Es befand sich noch ein früherer Offizier unter dem Redaktionspersonal, sein Name thut nichts zur Sache, er bearbeitete den lokalen Theil. Von ihm erhielt ich die ersten „Aufklärungen“. Er lud mich nämlich sofort zum Diner ein und plauderte dabei gleich die ganzen Privatverhältnisse der Redaction aus. „Haben Sie das Lächeln der Herren bemerkt, Herr Kamerad? Sehen Sie, mit gerade demselben Lächeln bin auch ich empfangen worden — als ob die guten Leute nicht alle, gleich uns, einst andere Wege gewandelt wären. Da ist der Chef der Politik, er war früher Jurist; der Feuilletonredacteur verdarb gute Leinwand mit schlechten Bildern; den Handelstheil bearbeitet ein ehemaliger Kaufmann, den der Gründungschwindel von seinem überflüssigen Mammon befreite und der seitdem prinzipiell auf die Börse schimpft, aber heimlich doch etwas in Zeitgeschäften macht! Und dabei sind sie alle in ihrem Fach recht tüchtig — Sie werden schon selbst sehen, es ist gar nicht so schwer, mitzuarbeiten an der Großmacht Presse!“

Es war freilich nicht so schwer, wenn man es so leicht nahm, wie der gute Kamerad, der seitdem in Südwest-Afrika die Namaquas civilisiren gegangen ist — mir wurde es anfangs recht, recht schwer. Ich will hier kein Klagelied singen und über alle die herben Enttäuschungen, die ich zuerst erfuhr, kurz hinweggehen — die Haupt-

sache war ja doch, daß ich wirklich vorwärts kam. Ja, wahrhaftig, es ging besser, als ich selbst je zu hoffen gewagt hätte, und nicht lange währte es, so gewann ich Lust und Liebe für meinen neuen Beruf . . . nach unendlich langer Zeit konnte ich wieder einmal mit innerer Befriedigung arbeiten. Der Chef hatte dafür gesorgt, daß ich „von der Pike auf“ anfangen mußte, aber schon nach wenigen Wochen konnte ich ab und zu kleine Entrefilets liefern, die er für brauchbar erklärte, und bald saß ich so fest auf meinem Schreibeseffel, wie ehemals kaum im Sattel. Ich hatte den glücklichen Einfall gehabt, den lokalen Theil des Blattes, unser Schmerzenskind, ein wenig im Sinne des Pariser Figaro' umzugestalten. Meine kleinen Artikelchen aus dem Leben der Großstadt, frisch von der Leber weg geschrieben, gefielen; manche alte Beziehung, nicht zuletzt auch meine intimere Kenntniß unserer gesellschaftlichen Verhältnisse kam mir vortrefflich zustattend, und ich traf vor allem den leichten Plauderton, wie ihn der Zeitungsleser zwischen dem schweren Geschütz des Leitartikels und dem Raketenwert des Feuilletons liebt. Ich hatte allen Grund, zufrieden zu sein.

Zufrieden? Wenn nur die liebe Zufriedenheit nicht ein so rares Pflänzchen wäre! Seitdem die Gegenwart mich nicht mehr drückte, lastete die Vergangenheit desto schwerer auf mir — sie war es ja, die mich verhinderte, mich Magda zu nähern: das mißachtende Wort, das ihr Vater mir auf offener Straße entgegengeschleudert, stand zwischen uns. Ich hatte meine Cousine seit jener ersten Begegnung nur noch einmal auf der Straße gesehen, sie ging mit einer mir unbekannteren älteren Dame; ich konnte sie unmöglich ansprechen! Aber mir war's, als erwidere sie meinen Gruß mit einem herzlichen Kopfnicken, ich meinte aus ihrem Lächeln herauslesen zu können: Braver Bruno! Nur vorwärts — ich bin mit Dir zufrieden.

Dann war die Session zu Ende gegangen, der Dufel hatte Berlin verlassen. Kurz nach der Abreise erhielt ich noch ein kleines Lebenszeichen von Magda. Dr. Eysen brachte mir einen Gruß von ihr: ich solle es mir gut gehen lassen! — Das war so herzlich wenig für meine Wünsche . . . freilich, was durfte ich denn für Wünsche haben? Aber Magda hatte doch damals gesagt: „Auf Wiedersehen!“ — wollte sie mich nun gerade nicht mehr sehen, da es mir gut ging? War sie vielleicht auch eine jener barmherzigen Samariterinnen, die nur die offenen Wunden lieben? Liebe, gute Magda, wenn Du nur wüßtest, wie meine Gedanken sich allein mit Dir beschäftigen, wie innig dankbar ich Dir bin, wie sehr ich Dich . . . liebe . . .

So hätte ich beinahe geseufzt. Schlage Dir die Idee aus dem Sinn, Bruno, und bleibe hübsch bei der Dankbarkeit, wie sich's für Dich geziemt. Du hast kein Recht auf die Liebe eines Mädchens, wie Magda . . . das Recht hast Du einst verloren, als Du unter den Palmen von Bordighera träumtest und Dich selbst vergaßest!

Aber an sie zu denken, das ist mir doch nicht verwehrt? Setz

steht ja gar ihr Bild auf meinem Schreibtisch — freilich ist's nur hinterlistig gewonnen, aber darum lächelt's doch nicht minder freundlich aus dem Rahmen hervor. O Magda, wenn Du das wüßtest, daß ich alle Morgen, ehe ich zur Redaction gehe, vor Deinem holden, ernstern Gesichtchen eine stille Andacht halte, daß ich alle Abende Dein Bild mit meinem letzten Blicke umspanne, was würdest Du wohl sagen! Der böse Photograph, dem ich es mit Gold abgewann, käme sicher in Acht und Bann, und ich — nein, das Bild erhieltest Du nicht wieder — ich würde es mit meinem letzten Athemzuge vertheidigen. — Fast sollte es dazu kommen, daß ich das Porträt vertheidigen mußte — im letzten Augenblick freilich vertheidigte es mich selbst!

Als ich eines Abends nach Hause kam, theilte mir meine Wirthin mit, daß eine Dame nach mir gefragt habe. Sie sei jung und schön gewesen; ihren Namen habe sie nicht nennen wollen. Ich achtete nicht sonderlich darauf; am Redactionstisch wird man skeptisch — es war nicht unmöglich, daß irgend eine kleine Schauspielerin mich einflüchtigerweise für einflußreich genug gehalten, für sie einen liebenswürdigen Reklameartikel lanciren zu können.

Ich saß bei meinem Thee und blätterte in den Abendzeitungen, als sich plötzlich draußen ein kurzer Wortwechsel erhob — gleich darauf öffnete sich auch die Thür, und eine hohe, schwarz gekleidete Frauengestalt trat ein.

Sie hätte den Schleier nicht zurückzuwerfen brauchen, ich erkannte sie sofort!

„Lizzie . . . Mrs. Green!“ stammelte ich erschrocken.

Sie hatte die Thür sofort hinter sich zugezogen. Jetzt stand sie an den Pfosten gelehnt mit über der Brust gekreuzten Armen und blickte mich lange fragend und forschend an. Sie sah angegriffen und elend aus, aber in ihren Augen leuchtete noch ganz der alte Glanz, sie tauchten wieder wie ehemals bis in die tiefsten Tiefen meiner Seele hinab.

Wir fanden beide nicht gleich das rechte Wort. Endlich lachte sie bitter auf.

„Das war ja wirklich eine kleine, hübsche Komödie mit Ihrem Selbstmord, Herr von Western! Und ich Thörin lasse mich verleiten und eile, nachdem Ihr liebenswürdiger Abschiedsbrief mich nach langem Umherirren endlich gefunden, schnurstracks hierher, um wenigstens am Grabe des verstorbenen Freundes noch einmal ohne Haß und ohne Groll vergangener Tage zu gedenken — pah, ich hätte es mir sagen sollen: im letzten Augenblicke fehlte natürlich der Muth. Das liebe Leben ist ja so süß, so süß!“

„Lizzie, wozu der Spott? Du . . . Sie ahnen nicht, Mrs. Green . . .“

„Ich ahne recht gut, wie sich die Sachen abspielten“, unterbrach sie mich heftig. „Ehemals zu stolz, um mit einem Weibe zu theilen — und jetzt penny-a-liner! Ich bin ganz genau unterrichtet, wie Sie

sehen, mein Herr Bruno von Western. Es giebt nicht umsonst Meldebureaux und gefällige Detektives in Berlin, wie anderswo.“

Die gehässige Erwähnung meines Berufs richtete mich auf. „Ihr Spott trifft mich diesmal nicht, Mrs. Green. Ich bin auch heute noch stolz . . . darauf vor allem, daß ich selbst verdiene was ich brauche. Wollte Gott, es wäre nie anders gewesen. Was aber jenen Brief anbetrifft, den ich angesichts des sicheren Todes in den verzweifeltsten Stunden meines Lebens schrieb, so halte ich noch jetzt jedes Wort aufrecht, welches in ihm stand. Ich werde nie vergessen, Lizzie, was Sie mir waren.“

„Wollen Sie der alten Schmähung eine neue hinzufügen?“

„Mißverstehen Sie mich nicht, Lizzie! Halten Sie mich für so undankbar, daß ich all das Glück, all die Liebe, die Sie mir gaben, vergessen könnte? Und wenn hundertmal mehr Schmerzen in ihnen verborgen gewesen wären, ich möchte die Stunden nicht missen, in denen wir uns einst den Himmel träumten. Nicht ich bin es, der scheid . . . Sie, Lizzie, Sie haben mich verlassen, wie es auch an Ihnen lag, daß Sie nicht mein Weib wurden. Es soll das kein Vorwurf sein, Lizzie — mir stünde es gewiß schlecht an, mich Ihnen gegenüber als den Schuldlosen hinzustellen. Aber Ihr freies, stolzes Selbstbewußtsein und meine Schwäche kamen zusammen, um uns beide unglücklich zu machen . . . trotz unserer Liebe.“

Sie hatte regungslos und schweigend zugehört. Jetzt lösten sich ihre Arme und sanken langsam hinab. Dann trat sie plötzlich näher an mich heran und streckte mir die Hand entgegen: „Du magst nicht unrecht haben, Bruno“, sagte sie ruhig. „Ich kam wahrlich auch nicht hierher, um Dir Vorwürfe zu machen; verzeihe, wenn mich im ersten Augenblick meine Heftigkeit übermannte . . . ich habe zu schwer gelitten in dieser langen, langen Zeit, und Du weißt: ich litt um Dich! Ich war zu stolz, Dir noch einmal zu nahen; als aber dann Dein Brief kam, da brach all mein mühsam erkämpfter Hochmuth wie ein Kartenhaus zu unendlichem Jammer zusammen. Nur ein Gedanke lebte noch in mir, an Deinem Grabe zu weinen — ich fühlte, daß ich nicht ohne Schuld war an jenem verzweifeltsten Entschluß, und ich danke Gott, daß er Dich vor der Ausführung des Entschlusses zurückhielt. Und nun laß uns ruhig wie zwei alte Freunde miteinander plaudern.“ Sie warf Hut und Mantel ab und zog sich einen Stuhl an meinen Schreibtisch. „Es geht Dir gut, Bruno?“

Die alte dämonische Gewalt, die sie einst über mich geübt, war denn doch noch nicht ganz verschwunden. Und sie war schöner als je. Die blasser Gesichtsfarbe, das leise, melancholische Lächeln standen ihr vorzüglich . . . was hätte Lizzie überhaupt nicht gekleidet?! Meine Augen konnten sich nicht losreißen von der herrlichen Gestalt, die ich einst in meinen Armen gehalten, von den dunklen Sternen, die ich so oft geküßt . . .

„Es geht Dir gut, Bruno?“ wiederholte sie mit ihrer leise vibrierenden Stimme.

Ich schrak zusammen. „Gut? — Ich lebe!“ stieß ich hervor.

Wieder flammte die alte Glut in ihren Augen auf. „Du lebst, das heißt: Du hast vergessen. Ich habe in den letzten Monaten nicht gelebt, ich habe nur geträumt. Aber wir wollten ja ruhig miteinander plaudern: Du bist auf der Redaction der Morgenpost? Man jagte mir sogar, Du seiest auf dem besten Wege, ein beliebter Schriftsteller zu werden.“

„Vorhin nanntest Du mich einen penny-a-liner. Es kommt vielleicht auf dasselbe hinaus — jedenfalls verdiene ich mein tägliches Brod mit der Feder.“

„Du bist wahrscheinlich reicher als ich.“ Sie lachte — es sollte wohl spöttisch klingen, dieses Lachen, aber es tönte bitter. „Ich hatte die Abhängigkeit satt, in die der brave Mr. Green mich noch übers Grab hinaus gefesselt; ich habe mich mit der Stadt Philadelphia, seinem Geburtsorte, geeinigt und ihr gegen eine verhältnißmäßig kleine jährliche Rente die ganze Hinterlassenschaft schon jetzt abgetreten. Ich bin nicht mehr reich — aber ich bin frei!“

Sie hatte die Worte schnell hervorgesprudelt, jetzt schwieg sie und senkte die Augen zu Boden.

Mein Herz überfluteten plötzlich die widersprechendsten Gefühle. Es war mir, als müsse ich ihr zu Füßen sinken und ausrufen: „O, nun wird ja alles, alles gut!“ Die alte Leidenschaft schwoll mächtig in mir empor, sie war ja so schön, so aufopfernd, so liebenswerth . . . und doch kam kein Wort über meine Lippen. Es lag zu viel zwischen ihr und mir, die Zeit der Trennung hatte eine Kluft gerissen, die der Augenblick nicht überbrücken konnte.

Sie mußte eine Antwort erwartet haben. Als ich schwieg, wiederholte sie noch einmal leise: „Ich bin frei, Bruno!“ und dann warf sie sich plötzlich an meine Brust und zog mich an sich und küßte mich. „Frei bin ich, Bruno . . . frei für Dich!“ Und auch mich erfaßte der Taumel ihrer unwiderstehlichen Leidenschaft; glühendheiß stieg in mir die Erinnerung an schöne, sonnige Stunden auf, und alles Leid ging unter in einem großen, glücklichen Vergessen.

Witten im Rausche aber streifte plötzlich mein Auge Magdas Bild. Aus dem kleinen Rahmen schauten mich zwei große, unschuldige Mädchenaugen in tiefschmerzlichem Staunen an, und mein Herz, das soeben noch laut aufjubelte im Scheinglück verzehrender Glut, erstarrte. Ich hätte aufschreien mögen vor unendlichem Weh.

Langsam löste ich mich aus ihren Armen. Sie sah mich erschrocken an. „Was ist Dir, Bruno?“ fragte sie mit angstvoll bebender Stimme.

Ich vermochte nicht zu antworten. Die volle Erkenntniß meiner Liebe zu Magda, bisher unter dem Gefühl herzlicher Dankbarkeit halb verborgen, einen Augenblick von Leidenschaft erstickt, war plötzlich in mir voll zum Durchbruch gelangt — ich erkannte mein eigenes Herz in dem gleichen Augenblick, in dem sie es ganz von mir begehrt, sie, die alles für mich hingegeben hatte. Arme Lizzie! Was vermochte all Deine Schönheit, all Deine sinnberückende Leidenschaft

gegen die ruhigen, reinen Augen des einfachen Mädchens dort! Und wenn ich jetzt mein eigenes Glück hätte opfern wollen, ich hätte Dich nicht glücklich machen können — auf Lug und Trug wäre unsere Ehe aufgebaut gewesen, ein Spielball jeder Lebenswelle!

Mit dem scharfen Instinkt der Frau war ihr Blick dem meinen gefolgt und auf Magdas Bild haften geblieben. Eine helle Röthe stieg auf ihrem Gesicht empor, in ihren Augen leuchtete es wieder dämonisch auf. Sie sprang empor und riß, ehe ich es verhindern konnte, das Porträt an sich. Sie sah es kaum an, sie warf es vielmehr sofort um und presste die Hand fest auf die Rückseite, als wolle sie verhindern, daß das Bild auf mich wirke.

„Also das ist es?“ rief sie dann. „Das ist es, was Dich schweigen läßt! Ein Weib! Mein Gott, wie konnte ich auch glauben, daß Du — gerade Du, Schwächster der Schwachen, anders seiest als die Anderen! Ein Weib! Ein neues Irrlicht auf Deinem Lebenspfade, geliebt, vergöttert — und beiseite geschoben, belogen und betrogen wie ich. O, bilde Dir nicht etwa ein, daß ich eifersüchtig sei“ — sie lachte wild auf — „ich habe weder Recht, noch Neigung dazu — aber glaube auch nicht, daß ich die Natur bin, zu theilen. Was mein ist, muß ganz mein sein — Du bist mein, und ich werde Dich, mein Gut, mein Glück und meine Zukunft, zu vertheidigen wissen — auch ihr gegenüber!“

Sie stand hoch aufgerichtet, die Hand immer noch fest auf das Bild gestützt, wie eine gereizte Löwin mir gegenüber; sie sah hinreißend schön aus gerade in diesem Augenblick — aber der Bann war gebrochen, die alten Fesseln zogen nicht mehr an. Ich war innerlich frei geworden! Nur das schmerzliche Gefühl, ihr sagen zu müssen, daß ich es ganz sein wolle, betäubte mich noch. Aber es gab ja keinen Ausweg, als die vollste, die rücksichtsloseste Wahrheit. Die größte Offenheit war auch die größte Schonung für sie, jedes Hinhalten wäre ein erbärmlicher Betrug gewesen. Aber wie schwer, wie unendlich schwer war es doch gerade ihr gegenüber, das rechte Wort zu finden — wie erbärmlich, wie unedel mußte ich ihr erscheinen.

„Lizzie“, begann ich endlich zägend, „Du thust dem armen Mädchen bitter unrecht. Sie hat nie meine Liebe begehrt . . . vielleicht — wahrscheinlich sogar, ja, sicher würde sie das zerbrochene Herz, das ich ihr bieten könnte, verschmähen. Sie ist viel zu gut, viel zu edel, viel zu rein für mich. Aber damit kein Irrthum obwaltet: ich . . . ich liebe sie.“

Sie zuckte schmerzlich zusammen. Aber im nächsten Augenblick hob sie wieder stolz den Kopf. „Oder Du bildest es Dir ein!“ stieß sie bitter hervor. „Ich kenne Dich, Bruno, Du bist nicht der Mann, geschaffen zu einer unglücklichen, schmachtenden Liebe, aber Du bist ein Kohr im Winde und jeder momentanen Stimmung zugänglich. Du bedarfst der festen, energischen Hand, die Dich führt und hält — einmal habe ich diese Hand von Dir gezogen, es soll nicht zum zweitenmal geschehen. Ich nehme den Kampf auf!“

„Es bedarf keines Kampfes, Lizzie, Du hast keinen Gegner. Ich weiß, was ich Dir schulde, und werde es nie vergessen — glaube mir, es bricht mir das Herz, Dir zu sagen, daß ich nicht mehr so empfinden kann, wie einst, als wir uns kennen lernten, und doch kann und darf ich Dir kein Hehl daraus machen. Du hast das Recht, über mich zu verfügen . . . aber ich weiß, Du bist viel zu stolz, um den Mann, der Dir das sagte, nicht selbst freizugeben.“

Wieder wetterleuchtete es in ihren Augen. „Baue nicht auf meinen Stolz. Er ist arg klein geworden — sonst wäre ich nicht hier.“

„So höre wenigstens, was ich Dir über jenes Mädchen sagen muß.“

Sie nickte wortlos und ließ sich in den Stuhl zurücksinken. Das Bild hielt sie immer noch fest in der Hand.

Ich erzählte ihr, was mich zum Selbstmord getrieben, die Begegnung mit meinem Onkel; ich schilderte ihr das Gefühl der Schmach, das mich ganz zu Boden gedrückt hatte. Ich berichtete ihr über mein Zusammentreffen mit Magda im Thiergarten. Jene Unterredung hatte sich so fest meinem Gedächtniß eingeprägt, daß ich sie Lizzie wohl wörtlich wiederholte. Sie hatte mich bisher nicht angesehen, jetzt schaute sie plötzlich auf, aber nur einen Augenblick fühlte ich ihre Augen auf mir ruhen, dann drehte sie das Porträt Magdas langsam, immer noch wie mit innerem Widerstreben um und musterte es aufmerksam. Nichts verrieth, was sie dabei empfand, nur als ich darauf kam, wie Magda sich für meine Zukunft interessirt habe, nickte sie leise mit dem Kopfe, und als ich ihr dann den Brief Magdas vorlesen wollte, riß sie ihn mir aus der Hand und las ihn selbst, erst einmal in fliegender Hast, dann langsam wieder und immer wieder.

„Und Du hast sie wirklich seitdem nie — nie wiedergesehen?“ fragte sie endlich. Ich erschrak. Ihre Stimme war gänzlich verändert, sie tönte plötzlich ganz weich, und wahrhaftig . . . in ihren Augen schimmerte es feucht.

Als ich verneinte, blickte sie wieder lange auf das Bild. „Es ist ein liebes, gutes und ein klar verständiges Gesichtchen“, flüsterte sie dann. „Man muß sie gern haben.“ Es klang, als ob sie für sich spräche, als ob sie meine Anwesenheit ganz vergessen habe.

„O, wie gut sie ist — sie ist das Ideal der Weiblichkeit.“

Lizzie zuckte zusammen. „Weiblichkeit?“ wiederholte sie wie träumend. „Es muß schön sein, ganz Weib in diesem Sinne sein zu können. Aber die Verhältnisse machen den Menschen — Erziehung und Leben haben mir den duftigen Hauch genommen, ehe ich Weib wurde. Ich kann es beklagen, ändern kann ich es nicht.“

Wir saßen wieder geraume Zeit einander schweigend gegenüber. Ihre Augen waren auf Magdas Bild gerichtet; ich fühlte, wie ein schwerer Entschluß in ihr arbeitete. Ich wußte ihr nichts mehr zu sagen: das Schwerste hatte ich ja ausgesprochen — es gab nichts hinzuzufügen.

Dann schlug sie die Lider endlich wieder empor; ihre Augen hatten allen Glanz verloren, wie in Todesstarre blickten sie zu mir

herüber. „Und Du liebst sie wirklich so wahr, so innig — wie Du mich nie geliebt hast?“ fragte sie. Die Worte waren herb, aber trotz allem klang eine tiefe Weichheit des Gemüths hindurch.

„Lizzie“, flehte ich, „vergleiche nicht die Gegenwart mit der Vergangenheit! Ich —“

Sie hob wie abwehrend die Hand. „Sorge nicht, Bruno, daß ich Dir Vorwürfe mache. Hättest Du Dein Herz einer Unwürdigen geschenkt, ich hätte es vielleicht nicht ertragen — diesem holden Mädchen gegenüber bin ich wehrlos. Ich mag viele Fehler und noch mehr Schwächen haben, offen gegen mich selbst bin ich stets gewesen. Ich könnte diese Magdalena beneiden, ich könnte sie nie hassen. Zu gewiß empfinde und weiß ich, worin ihre Ueberlegenheit besteht, wie arm ich ihr gegenüber bin.“ Lizzie erhob sich langsam, es war als ob jede Bewegung ihr schwer werde. „Ihr und Dir, Bruno, wünsche ich mit all der tiefen Liebe, die ich zu Dir im Herzen trage, das höchste Glück, das es auf Erden giebt; Ihr werdet es finden, denn ich fühle, sie liebt Dich. Du bist frei, Bruno!“

Ein schmerzliches Schluchzen ersticke fast die letzten Worte. Aber sie war stark und willenskräftig wie immer, sie zwang sofort ein Lächeln auf die Lippen: „Ich will gehen, Bruno. Gieb mir meinen Mantel.“

Mein Herz bebte. Ich hätte ihr auf den Knien danken mögen, und doch schnürte mir der Schmerz die Kehle zu. „Lizzie“, bat ich endlich, „gehe nicht so von mir, Lizzie! Sage mir wenigstens, daß Du mir vergiebst.“

„Ich habe Dir nichts zu vergeben, Bruno! Wir Erdenkinder können nichts für unsere Herzen! Daß mir dies Scheiden weh, unendlich weh thut, wirst Du begreiflich finden, wenn Du daran glaubst, daß ich Dich liebe. Aber auch das wird ja überstanden werden . . . wie alles auf der Welt!“

Mich faßte plötzlich eine namenlose Angst. Ich dachte an meine eigene Stimmung zurück, mir war's, als plane sie etwas gräßliches. „Lizzie“, rief ich außer mir, „ich lasse Dich nicht gehen, nicht so gehen . . . in dieser Aufregung . . . Du bist zu allem fähig!“

Ein herbes, flüchtiges Lächeln glitt wieder über die fest zusammengepreßten Lippen. Dann sagte sie ruhig: „Du irrst, mein Freund, ich bin kein Kohr im Winde. Ich weiß zu leiden und zu ertragen, bis mit der Zeit die Wunde verharrscht. Sorge Dich nicht um mich. So wahr ich nie einen Mann so geliebt habe und so lieben werde, als Dich — zugrunde gehen an der Verleugnung dieser Liebe werde ich nicht. Ich bin nicht das Weib, um einer unglücklichen Liebe halber zu sterben — leider vielleicht bin ich es nicht.“ Sie hatte den Mantel bereits umgeworfen und streckte mir die Hand entgegen. „So laß uns denn als Freunde scheiden, Bruno. Sei glücklich und mache sie so glücklich, wie sie es verdient — lebe wohl, mein Freund.“

„Lizzie, Du gehst? Ich darf Dich nicht begleiten? Du gehst — auf Nimmerwiedersehen!“

„Auf Nimmerwiedersehen!“ Sie drückte meine Hand fest in der ihren und wandte sich — dann plötzlich kehrte sie noch einmal zurück, noch einmal umschlang sie mich und küßte mich. „O Gott — mein Gott! Auf Nimmerwiedersehen!“

Auf Nimmerwiedersehen!

Ich war allein.

Du thörichtes Herz, was pochst und schlägst Du denn so in der Brust, als wollest Du alle Bande sprengen. Zubele doch hoch auf, triumphire doch! Du hast's ja erreicht: du bist ja frei!

Als ob nicht doch ein Stück von meinem Herzen mit hinausgegangen wäre mit ihr in die weite Welt? Mit ihr, die im Scheiden den höchsten Beweis ihrer Liebe gab, mit ihr, die in diesem Augenblick zum erstenmale vielleicht ganz Weib war, weil sie um ihrer Liebe willen zu leiden wußte. Arme Lizzie! Du hattest es anders gehofft und anders um mich verdient — arme Lizzie, Gott geleite Dich! Ich werde Dich nie vergessen!

Vor Deinem Bilde, Magda, aber gelobe ich: Was ich an ihr gefehlt, ein Leben voll Liebe soll es sühnen — wenn meine Jugend an der ewig heiligen Liebe sich frevelnd verging; der Mann will es gut machen! Ein Mann will ich sein, als Mann will ich um Dich werben!

* * *

Zwei Jahre später. Wie schnell doch die Zeit verronnen ist!

Ich bin auf Urlaub. Es ist Hochsommer, die Zeit der Seeschlange und der hundertjährigen Greise. Dr. Eynen, mein lieber Freund, kann sich auch einmal ohne mich behelfen — ich habe ihm dafür feierlich meine nächste Novelle für das Feuilletton der ‚Morgenpost‘ zusagen müssen.

Schwiegervater ist aufs Feld geritten — wenn er nach Hause kommt, wird er die Ernte loben, auf die Kornpreise schelten und verlangen, daß ich mich für höhere Zölle ins Zeug lege. Er thut's nicht anders. Und wenn ich ihm sage, daß ich Gottlob von Politik nicht mehr verstehe als sein Großnecht, wird er wieder den Kopf schütteln. Ein Redacteur, der nicht in Politik macht, ist ihm unverständlich. Wenn ich ihm gar sage, daß ich zuerst Schriftsteller und dann erst Journalist sein will, wird er fast mißmuthig: Schriftsteller ist ihm ein gar zu vager Begriff, für den streitsüchtigen, kampfesfrischen Journalisten hat er mehr Verständniß.

Draußen vor meinem Fenster spielt Magda mit dem Baby! Ich höre ihre liebe Stimme, die so ernst klingen und doch so kindlich heiter scherzen kann, gar zu gern bei der Arbeit; sie stört mich nicht, sie erquickt und erfrischt. O Magda, ich darf es gar nicht sagen, wie lieb ich Dich habe!

Wie doch alles sich so ganz anders gestaltet als man denkt — so viel besser als man fürchtet! O, die Welt ist doch so schön, die Menschen sind so gut, man muß das Schöne und Gute nur verstehen

und suchen. Das Glück liegt freilich nicht auf der Straße, aber wer in den Herzen nachgräbt, der findet es sicher.

Ich kann keinen Roman darüber schreiben, wie Magda mein wurde — Gottlob, daß ich es nicht kann. Die Wege zum Glück ebneten sich vor mir, sobald ich ehrlich um mein Glück warb: mit redlicher Liebe und in redlichem Streben! Was glaubte ich nicht alles, das sich für Hindernisse vor mir aufbauen würden und wie schnell sind sie verschwunden. Es muß doch etwas wahres in dem Worte liegen: Was der Mensch will, das kann er auch.

Es lohnt wirklich kaum des Erzählens, wie alles kam — das Herrlichste, mein Herzensglück, das ich fand, ist ja doch zu sehr mein innerstes Eigen, als daß ich von ihm reden sollte; das Schönste behält jeder Mensch gern ganz für sich und trägt es nicht auf den Markt der Welt hinaus.

Ich kam in meinem Beruf wacker vorwärts. Auch das machte sich ganz einfach, aber das Einfachste ist ja immer das Beste, sagt Magda, und sie hat recht. In den Stunden meiner Muße versuchte ich, zaghaft erst, dann im Fortschreiten immer sicherer werdend, eine kleine Erzählung zu schreiben; ich fühlte den Drang in mir, über das Handwerksmäßige der reinen Journalistik hinaus zu gelangen. Es war sicher kein Meisterwerk, aber ehrliche Gesellenarbeit. Ich suchte Menschen zu schildern und Verhältnisse, die ich kannte, ohne himmelstürmende Phantasie, ohne sensationellen Aufputz, schlicht und, soweit es in meinen Kräften stand, wahr. Die anspruchslose Skizze gefiel, der Erfolg, so bescheiden er war, gab mir Muth, fortzufahren. Ich werde wahrscheinlich nie den Parnas erklimmen, aber man sagt, ich brauche mich meiner Arbeiten nicht zu schämen — und das genügt mir vorläufig. Wenn ich dereinst Höheres erreichen sollte, dann verdanke ich es wieder vor allem ihr, meiner Magda.

Die Ausföhnung mit Onkel Rudolf machte sich ganz von selbst. Ich hatte längst jene kleine Schuld aus meinen Lieutenantsjahren an ihn abgetragen, oder richtiger: ich hatte ihm das Geld überweisen lassen. Da kam er eines Tages auf die Redaction, um Dr. Eysen in irgend einer Fraktionsangelegenheit zu sprechen. Ich war zufällig gerade im Zimmer des Chefs; das Blut stieg mir siedend heiß empor.

Onkel Rudolf aber ging sofort auf mich zu. „Wollte Dich schon lange einmal aufsuchen, mein Junge; nimm's nicht übel, daß es nicht früher geschehen ist“, sagte er und schüttelte meine Rechte, daß es mir weh und wohl zu gleicher Zeit that. „Du hast Dich brav herausgearbeitet, das hat mich sehr gefreut, Bruno; wir Alten erkennen die ehrliche Arbeit allenthalben an, wo wir sie finden. Ich bin kein Freund von langen Worten: komm zu uns, unser Haus steht Dir offen; Magda wird sich freuen, ihren Better mal nach so langer, langer Zeit wiederzusehen!“

Ich kam. Wie mir das Herz pochte, als ich die Treppen hinaufstieg! Und als ich dann vor Magda stand — der Papa war aus-

gegangen — da machte sich wieder alles so einfach, so schlicht, so unendlich herzlich dabei.

„Gelt, Bruno, es war doch kein schlechter Gedanke von mir mit dem verkehrten Beruf?“ lachte sie und fügte ernster hinzu: „Aber die Hauptsache war doch der gute Kern in Dir selbst!“ Wie wohl mir dieses anerkennende Wort aus diesem Munde that — was bedeutete die schönste Kritik meiner Novellen gegen dieses Lob. Als ich dann nach einer Stunde mich erhob — die Stunde hatte sich verplaudert wie wenige Minuten — war ich so heimisch bei Onkel Rudolf und Magda, als sei ich seit langer Zeit ständiger Gast im Hause. Unendlich weit zurückgerückt schien mir die erniedrigende Vergangenheit . . . ich begann, verschmerzen und vergessen zu lernen. Die Liebe ist der süßeste Lethetrunf.

Der Winter ging ins Land. Ich war viel bei dem Onkel — bei Magda. Als die Saison sich dann zum Ende neigte und sie sich anschickten, nach den Gütern zurückzugehen, wurde mir endlich zur beglückenden Gewißheit, was ich längst schon im heißen Sehnen erhofft.

Wir plauderten von dem schönen Sommerleben auf dem Lande. „Du besuchst uns natürlich, Better.“ Du läßt Dir Urlaub geben und kommst auf sechs, auf acht Wochen zu uns“, sagte Magda. „Je länger, je besser. Du bedarfst der Erholung, ich finde wirklich, Du siehst elend aus . . . man kann auch die Arbeit übertreiben.“

„Und Du wirst mich wirklich gern kommen sehen, Magda?“

Sie sah mich mit ihren großen, hellen Augen an. „Wie Du nur so fragen kannst! Papa freut sich schon jetzt auf Dein Kommen, und ich . . .“

„Und Du?“

„Und ich erst recht! Du wirst uns Deine neue Novelle vorlesen —“

„Und das soll alles sein? Nein, Magda — liebe Magda, ich meine, ob Du Dich wirklich ein klein wenig von Herzen freuen wirst, wenn es eines guten Tages heißt, ich komme.“

Magda schlug die Augen nieder. Aber dann streckte sie mir die Hand hinüber und sagte in ihrer ehrlichen, schlichten Weise: „Ja, Bruno . . .“ Ich aber zog sie an mein Herz und küßte ihr das beglückende Ja von den Lippen, und dann kam der Papa hinzu und machte erst ein furchtbar ernstes Gesicht, dann aber lachte er unter Thränen und sagte: „Nun sieh Du aber auch zu, wie Du mit diesem Menschen vom verkehrten Beruf fertig wirst! Gott segne Euch, Kinder!“

Draußen ist großer Jubel . . . der Postbote ist gekommen und hat ein Päckchen gebracht. „Bruno . . . Bruno, schnell, schnell, die ersten Stiefel für Baby!“ Ah, da muß ich wahrhaftig die Feder beiseite legen; die Vaterpflichten gehen vor. Die ersten Stiefelchen — das ist ein Ereigniß von Bedeutung. „Ich komme ja schon, ich komme! . . .“

Der Briefträger hatte auch mir ein Schreiben mitgebracht, einen Brief von Malten. Er zeigt uns seinen Besuch an — komm nur, Du alter, lieber Freund, und erfreue Dich an meinem Glück, vielleicht bekehrt es auch Dich alten Hagestolz noch, ehe es zu spät wird.

Aber was ist das? Da hat der Brief ja noch auf der vierten Seite einen Nachsatz? „A propos, was Dich vielleicht interessiren wird: Ich war neulich auf einige Tage in Paris und sah dort — ja, rathe nur, wen? Mrs. Green, oder vielmehr die Fürstin Girgenti. Du hast ja auch seinerzeit für sie geschwärmt — erinnerst Du Dich noch, als ich Euch in Wiesbaden zur Bahn brachte? Ihr Gatte — sie heiratete vor Jahresfrist in Florenz — ist ein etwas ältlicher, vornehm aussehender Mann, der sie vergöttert; sie führen einen großen Train, und sie bezaubert Paris durch ihren Luxus und ihre Schönheit. Schön ist sie immer noch — bezaubernd schön, aber ob sie glücklich ist? Die Welt sagt es . . . wer weiß es!“

Arme Lizzie . . . wer weiß es?

Magda hat den Brief gelesen. Wir haben keine Geheimnisse vor einander, sie kennt alle Stürme, die einst mein Herz bewegten. „Armes Weib!“ sagte auch sie. Aber dann fügte sie voll Ueberzeugung hinzu: „Sie hatte einen hohen Sinn und ein edles Herz — sie wird sich Ruhe und Glück erkämpft haben . . . ein anderes Glück freilich, als wir fanden, Bruno; aber das Glück, das Menschen suchen, will mit so verschiedenem Maßstabe gemessen sein, wie sie selbst!“

Ob Magda recht hat?

Gott gebe es!





Bur Entwicklung des Billardspiels.

Von Heinrich Theen.

Wann und von wem das so beliebte Billardspiel erfunden ist, läßt sich nicht mit Bestimmtheit sagen; es scheint im 16. Jahrhundert erfunden worden zu sein und zwar entweder in England, oder in Frankreich. Ein Engländer jagt, dieses Spiel habe ursprünglich *bal-yards* geheißten, welches Wort aus *ball* und *yard* (sächsisch *gyrd*, Ruthe oder Stab) zusammengesetzt sei; deßhalb sei jenes englischen Ursprungs. Dagegen leitet ein anderer Engländer das Wort richtiger von *bille* (Ball) ab und fügt hinzu, daß *billiard* ein Ding für Bälle bedeute. Aber selbst die ruhmbegierigen Franzosen sind nicht einig in diesem Streite, denn einige bezeichnen das Billardspiel als eine französische, andere als eine englische Erfindung. Aller Wahrscheinlichkeit nach hat sich das Billardspiel aus einem älteren, in England gebräuchlichen Kugel-Tafelspiel entwickelt, denn der erste Schriftsteller, welcher dieses königliche Spiel erwähnt, ist der Engländer *Spenfer*, indem er sagt, dasselbe „*make untüchtig und Federpiel kleide übel den männlichen Geist*“. Welcher Art aber dieses Spiel gewesen, läßt sich nicht ermitteln. Doch erfahren wir aus *Strutts* „*Spiele und Kurzweil des englischen Volks*“, daß das Billardspiel nichts anderes sei als das *Pall-Mallspiel* oder *Schlägelspiel* (französisch *paille-maille*), von *mall* (Schlägel), welches auf einen Tisch übertragen worden. Dies alte *Pall-Mallspiel* wurde für gewöhnlich auf dem Rasen gespielt und bestand hauptsächlich darin, daß zwei Personen mit je einem Schlägel zwei Kugeln durch einen Bogen, gerade wie bei dem modernen *Croquet*spiel, hindurch zu treiben und dabei einen *Kege*, den „*König*“, umzuwerfen hatten. Außer diesem *Pall-Mallspiel* war vor der Einführung des eigentlichen Billardspiels noch ein anderes Spiel im Schwunge, nämlich das germanische *Vellspiel*, welches in einigen Gegenden Deutschlands noch bis zu dieser Stunde kultivirt wird. Die *Velltafel* (plattdeutsch *Pilketafel*, englisch *shovel-board*) bestand

aus einem gegen 15 Meter langen und circa $\frac{2}{3}$ Meter breiten Eichtisch, auf welchem die „Belkenisen“ mit eisernen oder hölzernen runden Scheiben spielten. Der Tisch wurde mit Graphit geglättet, damit die Steine leicht darüber hinglitten; er hatte eine muldenartige Vertiefung und einen erhöhten Rand, damit die Steine nicht herausfielen; letztere wurden aber von einem zum andern Ende mit der Hand geschoben. Es handelte sich darum, den „ausgesetzten“, d. h. ausgeworfenen Stein des Gegners zu überholen oder in die Krippe zu werfen, welche am Ende der Tafel befestigt war. Dem Verlierer wurde auf einer Wandtafel neben seinem Namen ein „Schriftel“, eine „Bleischrift“, gesetzt, d. h. ein Strafstrich, genau so wie beim Billard in der Kriegspartie, wo auch ein Spieler „aussetzt“ oder „Acquit“ giebt und einen Strafstrich erhält, wenn sein Ball „gemacht“, d. h. in die Lochtasche getrieben wird.

In England war das Ballspiel der vornehmeren Gesellschaft des 16. Jahrhunderts ebenso unentbehrlich, wie heutigen Tages das Billardspiel. Mit der Zeit aber wurde es immer mehr von dem Billard verdrängt und gegen Ende des 17. Jahrhunderts fand man keine größere englische Stadt, in der nicht ein öffentliches Billard war, ja selbst manches noble Privathaus auf dem Lande hatte einen „Billiardsalon“ aufzuweisen. Es wird also wohl in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts gewesen sein, als dasjenige Spiel entstand, welches der oben erwähnte Spenjer kannte und welches Shakespeare schon Kleopatra mit ihrem Eunuchen Mardian (Antonius und Kleopatra, Akt 2, Scene 5) spielen läßt. Es war ein Spiel auf dem grünen Tisch, in dessen Mitte ein kleiner Bogen (die Pforte) von Eisen oder Elfenbein aufgerichtet war, durch welchen die Kugeln passiren mußten; dem Bogen gegenüber stand aufrecht ein kleiner Keel, der König genannt. Zwei Spieler, jeder mit einem gebogenen Schlägel aus Holz, trieben die Kugel durch den Bogen und um den König herum oder in die Bändertaschen, deren drei, aber nur an einer Seite der Bande, vorhanden waren. Weder die Pforte noch die Kugel durften umgeworfen werden. Die Bänder waren hölzerne, ohne alle Stopfung. So war also das Original unseres heutigen Billards.

Etwa hundert Jahre später war an dem ursprünglichen Billard schon manches geändert: der Tisch ist länglich viereckig oder auch rund und zählt sechs Taschen. Die Tafel besteht aus Eichenholz und die Bänder sind mit feinem Flach oder Baumwolle gestopft; unter den Bänderlöchern sind Netze oder hölzerne Kisten angebracht. Keel und Kugel, sowie Schlägel und Pforte sind jedoch noch wie früher, nur daß letztere aus Elfenbein besteht und die Schlägel mit Elfenbein ausgelegt sind.

Fast ein ganzes Jahrhundert verging, ehe Pforte und Keel beseitigt waren und ehe statt des Schlägels ein gerader und flach abge schnittener Spielstab, das jetzige Queue, in Gebrauch kam. Anfanglich war das Queue noch ohne Belederung. Aber trotzdem blieben

die Billardbesitzer noch lange Feinde dieser Neuerung, denn sie fürchteten eine Beschädigung des Tuches durch die hölzernen Queuespitzen und bestanden eine Zeit lang auf Benutzung der alten Schlägel. Mit dem Queue hatte das Spiel einen großen Fortschritt gemacht und so viele Liebhaber gefunden, daß unter Georgs II. Regierung (gest. 1760) bei einer Strafe von 10 Pfund verboten wurde, in öffentlichen Lokalen Billard zu spielen.

Im Jahre 1775 wird zuerst der Carambolage Erwähnung gethan und dreier Bälle, wovon zwei weiß und einer roth. Diese neue Partie war von den Franzosen erfunden und verbreitete sich nebst all den technischen Ausdrücken für die verschiedenen Stoßarten, welche damit in Verbindung standen, als z. B. Feger, Schub, Schlepper, Langstoß u. dergl., schnell nach anderen Ländern. Um's Jahr 1827 wurde die Lederspitze erfunden und damit wurde das Billardspiel seiner Vollendung entgegengeführt. Es war der Franzose Mengaud, der sich zuerst der Lederspitze bediente und damit den erstaunlichen Wirkungen des Treffens den Weg bahnte. Seit dieser Zeit gelangte der Effectstoß allmählich zur Herrschaft. Wenn der Engländer White (1818) auch wußte, daß man die hölzerne Queuespitze mit der Feile bearbeiten und kreiden müsse, so scheint es doch, daß er von einem ausgedehnten Gebrauch des Seitenstoßes noch keine Idee gehabt hat. Andere bedienten sich gar einer schräg geschnittenen Queuespitze. Die letzte Entwicklung des Billardspiels in England bestand in der Anwendung des sogenannten Spottstoßes, das ist des Spiels auf und um den rothen Ball, mit Carambolagen verbunden.

Nachdem wir nun gesehen haben, wie das Billardspiel sich in England entwickelt hat, geben wir noch einige Notizen über seine Entwicklung in Frankreich. Hier muß es sich sehr früh und schnell entwickelt haben, denn schon König Karl IX. (gest. 1574) wurde für den besten Billardspieler seinerzeit gehalten. Ein großer Freund des Billardspiels war auch Ludwig XIV.; er liebte es, die Grazie seiner Person und das Uebergewicht seiner Geschicklichkeit am Billardtisch zu entfalten, obwohl er herzlich schlecht spielte. Der gewöhnliche Gegner des Königs und wegen seiner Gewandtheit bei ihm in hoher Gunst, war sein Minister Chamillard. Als das Glück die französischen Armeen verließ, mußte Chamillard abtreten, und die Spötter verfolgten ihn nun mit Spottversen, von welchen folgender noch erhalten ist:

„Hier liegt der berühmte Chamillard,
Seines Königs Obernotar;
Der ein Held am Billard,
Eine Null im Ministerium war.“

Das Billard Ludwigs XIV. war aus Marmor, hatte Holzwände und war von kolossaler Größe; man spielte noch mit Queues, die ohne Leder waren. Die ältesten französischen Billards hatten, wie die englischen, nur hölzerne Bänder, eiserne Pforten und zuweilen zehn Bändertaschen. Zu Anfang des 18. Jahrhunderts verschwanden



Haben.

Nach einem Originalgemälde von H. Rotfuchreiter.

die eisernen Pforten allmählich und an ihrer Stelle kamen die Stopfbanden in Gebrauch. Die Holzqueue mit flacher Spitze und Versuch einer Carambolagepartie waren die nächsten nennenswerthen Fortschritte, die das Billardspiel bis auf Mengaud machte. Man bohrte die Holzspitze in den Kalk der Mauer und gewann durch dieses Mittel einige Rückläufe und einige Seiteneffecte, welche damals die ganze billardspielende Welt in Staunen setzte. Mengaud wurde durch seine „Queue à procédé“ der Gründer einer neuen Schule. Das Stückchen Leder, welches er zuerst auf die Spitze des Queues klebte, verrichtete Wunder: es drehte den Ball im Kreise umher und hielt ihn an einer Stelle fest, es schnellte ihn von der Bande, wenn er schon stille zu stehen schien, und ließ ihn rückwärts laufen, ohne daß er die Bande berührte, es veränderte Winkel und Geschwindigkeit nach Belieben, wie durch Zauberei. Eine Fülle von Combinationen war damit gegeben. Die Billardtaschen schlossen sich und vor der Carambolage, welche allen Effecten den weitesten Spielraum bot, traten die übrigen Partien in den Hintergrund. Die Billardlokale waren überfüllt und immer neue Berühmtheiten tauchten auf. Im Jahre 1740 gab es in Paris erst 20 Billardtische, 1793 schon gegen 200 und 1815 über 1800. Jetzt zählen die Billards nach hunderttausenden, und es giebt in Paris, sowie auch in Newyork und London Lokale, die 40 bis 50 Billards enthalten.





Eine Schuld.

Dem Leben nachgezählt von M. B. Sopher.

Im Winter 1881 kehrten mehrere Offiziere von dem Balle beim Oberst a. D. von Kratowitz in Berlin mit dem Nachtzuge in ihre nahegelegene Garnison zurück. Die Herren schienen trotz des angestrengten Tanzens keine Müdigkeit zu zeigen, im Gegenteil, es herrschte in dem von ihnen allein besetzten Coupé rege Fröhlichkeit, aus welcher der reichliche Champagner und schwere Wein des gastlichen Hauses mitsprechen mochten. War doch der genannte Abend durch eine ganz besondere Feierlichkeit ausgezeichnet. An der Hand ihrer noch schönen und stattlichen, vor Freude strahlenden Mutter hatte die siebzehnjährige Clara von Kratowitz, ein hellblondes, hübsches Mädchen den ersten Schritt in den Ballsaal gethan. Zwar war sie den meisten der Anwesenden keine Freunde mehr; als einziges Kind ihrer Eltern war sie schon vor ihrem offiziellen Eintritt in die große Welt bei manchem der zahlreichen Feste des gastlichen Hauses anwesend gewesen und frühzeitig als junge Dame betrachtet worden. Immerhin hatte sie an dem Abend den Mittelpunkt der Gesellschaft gebildet, theils aus Connivenz der Gäste gegen die beliebten Eltern, zum größten Theil aber auch, weil ihre jugendfrische, anmuthige Erscheinung die allgemeine Aufmerksamkeit ganz unwillkürlich auf sich gezogen.

Es war daher nur ganz natürlich, daß sich die vier Herren des . . . Regiments zu . . . der „kleinen Clara“, wie man sie trotz ihres heutigen Debuts noch ganz respektwidrig nannte, sehr lebhaft erinnerten und ihre Anmuth feierten. Nur ein junger Lieutenant, von Erdner, der sich des Vorzugs erfreute, als Sohn einer Jugendfreundin der Frau von Kratowitz von dieser mit besonderem Wohlwollen stets empfangen und fast als eigenes Kind betrachtet zu werden, verhielt sich bei diesen, theils derben und übermüthigen, theils lustig harmlosen Gesprächen völlig theilnahmslos. Ihm schwebte das süße

Gesicht wie ein Engelsbild vor, eine Entweihung schien ihm diese Unterhaltung. Doch war er klug genug, seine Gedanken für sich zu behalten; kannte er doch seine Kameraden, namentlich den laugen, spöttischen Grafen M. zu gut, um nicht zu wissen, daß jeder Einwand seinerseits gegen die Fortsetzung dieser Gespräche lediglich die unerbittlichsten Redereien für ihn selbst herbeigeführt haben würde. So verschloß er denn seine Ohren gegen diese „Profanirung“ und freute sich, als endlich die Namen anderer Damen aus dem Kreise des Abends genannt wurden. Weniger glimpflich noch, als mit der Tochter ihres Gastgebers, verfuhrten die Herren bei der Beurtheilung ihrer anderen Tänzerinnen, denen sie vor kurzer Zeit noch die schönsten Dinge gesagt hatten. Graf M. ging auch hier wieder allen voran und verstieg sich schließlich zu der Behauptung, daß die Ehre jeder Frau und jedes Mädchens in Zweifel zu ziehen sei, weil das Geschick unserer Schönen lediglich von ihrer eigenen Leidenschaftlichkeit — fern von jeder Ueberlegung — abhinge und deshalb die Ehre zu jeder Stunde gefährdet sei. Die heftigen Gegenreden seiner Kameraden gegen diese Behauptung übertönte der Graf mit seiner schnarrenden Stimme und der Ankündigung, den Herren ein interessantes Faktum zur Bestätigung seiner Ansicht mittheilen zu können. Nachdem Schweigen eingetreten, begann der Graf:

„Nun, meine Herren, Sie halten doch alle Fräulein Clara von Kratowitz für ein harmloses, sittenstreng erzogenes Mädchen?! Und doch kann ich Ihnen die Versicherung geben, daß sie erst gestern Mittag — und nicht zum ersten Male — ihr Antlitz von meinen glühenden, leidenschaftlichen Küssen widerstandslos bedecken ließ und ihre kirschrothen Lippen mir manchen Kuß freiwillig gespendet haben!“

Was war das! Ah, die scharfe Curve, kurz vor der Einfahrt in die Station ihrer Garnison. Herr von Erdner, der eingenickt zu sein schien, war von seinem Sitz geschleudert worden und es hatte fast so ausgesehen, als sei er auf den ihn gegenüberstehenden Grafen absichtlich gefallen und habe sich dann, wie besinnend, zurückgelehnt.

Die Offiziere erhoben sich.

Graf M. war als Frauenjäger bekannt, dabei auch als Renommist und trotzdem guter Schläger.

Der rasch erfolgende Ausbruch zum Aussteigen hatte die Verstimmung, welche unverkennbar der Mittheilung des Grafen gefolgt, im Entstehen unterdrückt. Wohl war in einem Kameraden des Grafen der Gedanke aufgetaucht, ob es nicht eine Schurkerei sei, die Tochter eines hochangesehenen, verdienten alten Militärs, der seinen jungen Kameraden so freundliche Gastlichkeit gewährte, auf so abschüssige Bahn zu bringen — eine Heirat des verschuldeten Grafen mit Fräulein von Kratowitz schien ausgeschlossen — und ob es nicht noch eine größere Schurkerei sei, die über ein unerfahrenes junges Mädchen erlangten Triumphe in dieser Weise auszuposaunen — aber der Hauptmann F., welcher diese Gedanken gehegt, war ein zu großer Egoist, um nicht zugleich auch das Bedenken zu fassen: weshalb soll

ich meine Haut gegen den Grafen M. zu Markte tragen. Baron T., der vierte Offizier, hatte den Beinamen „Schatten des Grafen M.“, weil er sich stets in dessen Gesellschaft befand, dessen Ruhm- und Preisverkünder war und jede Handlung, jedes Wort des Grafen für eine Heldenthat hielt. Ihm war die Sache mit der kleinen Kratowiz ein famoser Scherz, ein neues Lorbeerreis im Kranze des Grafen.

Und Herr von Erdner?!

In der That, er hatte sich auf den Grafen stürzen wollen, es ligelte ihn in den Fingern, den Spötttermund durch eine Ohrfeige zu verschließen — der Ruck, welcher durch Passiren der Curve fühlbar geworden, hatte ihn zur Besinnung gebracht und zurückgeschleudert. Was seine Kameraden für eine unfreiwillige Bewegung gehalten, war der Ausdruck seines Zornes und seiner Wuth gewesen, welche ihm auf einen Augenblick die Ueberlegung geraubt; das Zurückfallen auf seinen Sitz, die thatsächliche, unfreiwillige Bewegung hatte ihn vor einer großen Unbedachtsamkeit bewahrt.

Was wollte er eigentlich? Was geboten ihm Pflicht- und Ehrgefühl? Was forderte die Liebe von ihm — ja die Liebe, die er für diese süße Menschenknoxe gerade in diesem Augenblick mit unzweifelhafter Stärke, wie nie zuvor, empfand?

Sollte er den frechen Menschen züchtigen und dann durch ein Duell den Ruf des theuren Mädchens in Frage stellen? Wer berief ihn, gerade ihn, zum Rächer ihrer Ehre? Und wenn diese schamlose Behauptung auf Wahrheit beruhte, was war ihm Clara dann? Aber er faßte sich, das sei unmöglich, und dann zischelte es ihm wieder in die Ohren: „Ich gebe Ihnen die Versicherung, meine Herren!“

Auf langen Umwegen kehrte Erdner in seine Wohnung zurück. Er hatte sich vom Grafen weder durch Wort noch Handschlag verabschiedet, was dieser bei dem Stimmengewirr der vier Herren auch überhört und übersehen haben konnte.

Der Morgen graute bereits, als Erdner noch in Uniform am Fenster saß und in die Leere hinausstarrte. Schon waren Stunden vergangen, seitdem er die gräßlichen Worte vernommen und noch konnte er sich nicht beruhigen. Er sah Clara vor sich, wie er sie vor sieben Jahren als munteres Kind bei seinem ersten Eintritt in das Kratowizsche Haus gesehen. War es die Güte der mütterlichen Freundin, war es das Vorgefühl kommender Seligkeit — bei dem Anblick des Kindes war sein Herz aufgegangen. Kein unlauterer Gedanke trübte ihren jahrelangen, fast geschwisterlichen Verkehr. Eine eigene Scheu hatte ihn zurückgehalten, der Aufforderung von Frau von Kratowiz entsprechend, ihr zehnjähriges Töchterchen mit „Du“ anzureden.

Aber trotzdem er Clara „Sie“ genannt, war ihre Zutraulichkeit zu ihm von Anbeginn bis in die letzte Zeit die gleiche geblieben. Ihm hatte sie in schweesterlicher Bärtlichkeit all' die kleinen Geheimnisse des heranwachsenden Kindes vertraut, die Ueberraschungen zu

den Geburtstagen der Eltern, die Erwartungen auf ihre Schulzeugnisse, die Erfolge ihrer Tanzstunden, ihre Freude an den Konzerten, an ihrer Garderobe, und wahrlich, er hatte sich wie ein Bruder gefühlt; der nur sieben Jahre ältere Mann empfand den schönsten Genuß, wenn er von den Eltern Claras als Sohn des Kratowitschen Hauses betrachtet wurde.

Erst seit wenigen Monaten, als die Rede von Claras Einführung in die Gesellschaft war, fühlte Erdner, wie wenig nun noch von brüderlicher Liebe in ihm vorhanden, wie er unbemerkt dazu gekommen, das kleine Schwesterchen als sein zukünftiges Weib zu betrachten. Mit Kummer und Eifersucht erfüllte ihn der Gedanke, daß ihr bisheriger Verkehr sein Ende erreicht habe und Clara nicht mehr ihm allein, sondern der „Welt“ angehöre. Konnte er, der mit bescheidenem Zuschuß nur ausgestattete Sekondelieutenant, jetzt schon daran denken, dieses hübsche, von allen unbedingt gefeierte Mädchen an sich zu fesseln? Gegen eine heimliche Verlobung sträubte sich sein Ehrgefühl und eine gewisse Furcht, ob Clara ihr Empfinden gegen ihn auch in dergleichen Weise umgeformt habe, wie er es gegen sie gethan, hielt ihn davon zurück, auch nur durch das leiseste Anzeichen zu verrathen, wie unendlich theuer sie ihm sei, wie ihn das Zusammensein mit ihr beglückte. Hätte sie ihm mehr Beachtung geschenkt, so wäre ihr aufgefallen, daß er in der letzten Zeit die Zahl und Dauer seiner Besuche wesentlich eingeschränkt habe. Zu ihrer Entschuldigung hatte er sich dann wohl selbst gesagt, daß ihre Gedanken jetzt durch das bevorstehende „große Ereigniß“ ihrer Einführung zu sehr in Anspruch genommen wären — was aber schließlich ihm doch nicht für eine Bestätigung dafür gelten konnte, daß ihr Herz lebhafter als in Schwesterliebe für ihn schlage.

War es Eifersucht gewesen, die ihm den Blick getrübt, wenn er bemerkt haben wollte, wie in letzter Zeit Graf M. auffällig oft im Hause des Obersten von Kratowitz anzutreffen sei? Clara war zur Abendmahlzeit mit ihren Eltern vereint und wurde durch gelegentliche Gäste auch nicht in ihre Regionen verschleucht. Graf M., zu dem ältesten Adel zählend, glänzender Offizier, interessanter Gesellschafter, vermochte wohl auf das für neue Eindrücke empfängliche Gemüth eines jungen, in die Welt tretenden Mädchens nachhaltig zu wirken; Komplimente, die an reifen Damen spur- und zwecklos verschwendet, konnten hier auf dankbaren Boden fallen; versteckte Zärtlichkeiten, welche von Erfahrenen mit Entrüstung zurückgewiesen worden wären, hier die leicht erregbare Sinnlichkeit der kaum die Kindheit abgestreiften Jungfrau entzünden. Graf M. war schon vielen Frauen gefährlich geworden, bei einem harmlosen Mädchen war sein Sieg gewiß.

Solche Gedanken bestürmten den entsetzten Erdner. Und wie die Verbitterung uns stets alles schwärzer sehen läßt, so kam auch Erdner auf den Gedanken, daß das ganze Vorgehen des Grafen, neben seiner Absicht gegen Clara, auch eine ganz direkte Spitze gegen

ihn — Erdner — erkennen ließ. Bei aller Geschicklichkeit und Weltklugheit und der ihr durch ihre Stellung als Hausfrau auferlegten Pflicht hatte Frau von Kratowitz es doch nicht vermeiden können, einen gewissen Widerwillen gegen die häufigeren Besuche des Grafen zu verbergen, der sich weniger in ihrem Benehmen gegen den von ihrem Gatten ausgezeichneten Cavalier (es hatten zwischen dem Vater des Grafen und Herrn von Kratowitz intimere kameradschaftliche Verhältnisse bestanden, worauf M. auch sein Erscheinen im Hause von Kratowitz stützte) kundgab, als in dem Vorzuge, welchen sie Erdner angedeihen ließ. Graf M., zu viel Weltmann, um dieses Benehmen der Frau von Kratowitz nicht, ohne im geringsten seinerseits zu verletzen, ignoriren zu können, zudem jeden Eklat vermeidend, der ihn an seinem Zwecke, dem häufigeren Zusammensein mit Clara, hätte verhindern können, beschied sich damit, seinen Aerger über diesen Affront — ihn, den gefeierten Grafen, irgendwo in zweiter Linie zu sehen — an Erdner durch feinen, leisen Spott auszulassen, einen Spott, auf welchen dieser schwer zu antworten vermochte, galt er doch hauptsächlich Erdners Beziehungen zu Frau von Kratowitz und ihrer Tochter. Zum größten Verdruß der ersteren Dame wußte der Graf seinen Schatten, Baron T., beim Obersten einzuführen. Der Schatten erhielt die bereitwilligst angenommene Aufforderung, den Grafen bei seinen Abendbesuchen im Hause des Obersten zu begleiten und dadurch erreichte der schlaue Intriguant, Graf M., auf einmal, daß Frau von Kratowitz ihren Schützling Erdner weniger begünstigen konnte, sodann aber auch, daß, während sich diese beiden unterhielten, Baron T. auf Geheiß den alten Obersten mit Beschlag legte, er selbst das Feld bei Clara frei bekam.

Als der Graf im Coupé zuerst das Gespräch auf Clara gebracht und bemerkt hatte, daß Erdner nicht darauf reagirte, hatte er — das war Erdners Meinung — ein kräftigeres Mittel in seiner Schleichthätigkeit eronnen, jenen zu reizen und durch Beleidigung seiner Freunde selbst zu treffen. Fast schien es dem Grafen nun zu gelingen, ihn zu einer unüberlegten Handlung zu zwingen. Der Graf war seinerseits verschlagen und listig genug, nicht als provocirender Theil aufzutreten, ihm wäre es schon ganz recht gewesen, wenn sich Erdner hätte hinreißen lassen, ihm eine Beleidigung zuzufügen, welche nur in einem Duell Sühnung finden konnte; war er doch seiner Sache ziemlich sicher, dem „Zungen“, wie er Erdner in Gedanken nannte, einen „Denkzettel auf Lebenszeit“ zu geben.

Aus seinem Brüten ward Erdner um sieben Uhr vom Burschen geweckt, der den Herrn Lieutenant im Bette vermuthete und pflichtschuldigst den Dienst anmelden wollte. Erdner ließ sich starken Kaffee bereiten, nezte sich Gesicht und Augen mit einem nassen Handtuch, machte aber einen so krankhaften Eindruck, als er dreiviertel Stunde später auf dem Exerzierplatze eintraf, daß sein Hauptmann ihn nach dem Befinden fragte, sobald er seine dienstliche Meldung abgestattet. Hauptmann G. war seinem Lieutenant, den er als

pflichteifrigen, strebsamen und ernstern Offizier kannte, sehr gewogen und ersuchte denselben, trotz schwacher Widerrede, sich nach Hause zu begeben, da er unverkennbare Symptome eines ernstlichen Unwohlseins zeigte.

Erdner kehrte zurück, warf sich angekleidet aufs Bett und versank aufs neue in tiefes Nachdenken. Kaum hatte die Natur ihre Rechte geltend gemacht, den erschöpften, übermüdeten jungen Mann in einen leisen Schlummer versenkt, als er auch schon durch furchtbare Traumvorstellungen wieder aufgeschreckt wurde und vor seinen flimmernden Augen wie mit Feuerschrift die Worte stehen sah: „Was soll ich thun?“

Mechanisch erhob er sich, wechselte seine Uniform gegen einen Civilanzug und begab sich, wie von unsichtbarer Macht geleitet, zum Bahnhof, um nach Berlin zu fahren. Hier fand er, daß er noch über eine halbe Stunde auf den nächsten Zug zu warten habe, welche Zeit er damit ausfüllte, seinen Hauptmann um Urlaub für einige Tage zu bitten, welche er zwecks Erledigung dringender persönlicher Angelegenheiten in Berlin zuzubringen gedenke.

Eine Stunde später befand er sich in Berlin. Unwillkürlich lenkte er seine Schritte nach der H . . . straße, in welcher sich das Haus des Obersten von Kratowiz befand. Rechtzeitig besann er sich, daß es für einen Besuch um elf Uhr vormittags doch zu früh sei, wenn er nicht einen besondern Grund habe, seinen Freunden eine Mittheilung zu machen. Und hatte er das?

Konnte er dem alten, in Ehren ergrauten Manne die Worte jenes Schurken hinterbringen? Mußte er nicht fürchten, daß der Oberst den Zerstörer des Friedens seines Kindes sofort zur Rechenschaft ziehen und damit einen öffentlichen Skandal verursachen würde? Er kannte den alten Herrn viel zu gut, um nicht zu wissen, daß keine Rücksichtnahme ihn abhalten würde, seinen gerechten Zorn an dem Missethäter auszulassen.

Und der Mutter? Erdner sah das gütige Gesicht der Frau von Kratowiz vor sich, wie es sich bei seiner Mittheilung in krankhaftem Schmerz verzog, wie Haß und Entsetzen gegen den Feind ihres Hauses aus ihren Augen sprühen, wie Furcht und Mitleid an dem Schicksal ihres einzigen Kindes ihre Energie zugleich lähmen und anfeuern würde! Und wie möchte sie ihm sein Vorgehen lohnen? Er verlangte gewiß keinen Dank für diesen schwer zu erfüllenden Freundschaftsdienst, aber er wollte auch nicht, daß man ihm solchen etwa mit Haß vergelten möchte. Und konnte nicht Haß jenen verfolgen, der das ungetrübte Glück dieser Familie durch eine unaufgeforderte Enthüllung in so jäher Weise zerstörte? Und immer wieder und wieder drängte ihn das Gefühl der Dankbarkeit und der Pflicht dazu, der ahnungslosen Mutter die Augen zu öffnen, damit sie ihr unerfahrenes Kind vor den ärgsten Gefahren rechtzeitig bewahrte. Wochte aus ihm dann werden was wollte, er durfte und konnte sich dieser traurigen Aufgabe nicht entziehen. Und selbst

wenn die ganze Sache, wie er noch immer hoffte, auf eitler Prahlerei des Grafen beruhte, so durfte er nicht schweigen, denn er mußte wenigstens den Anlaß geben, diesem Menschen den ferneren Umgang im Kratowitschen Hause unmöglich zu machen.

Namentlich dieser Zweifel, ob der Graf die Wahrheit gesprochen oder nicht, bewog Erdner, den Gedanken schon im Entstehen wieder zu unterdrücken, Clara selbst zu warnen. Wie würde er vor dem reinen Wesen dastehen, wenn diese Warnung völlig gegenstandslos war? Man hätte ihn der Eifersucht, des Neides geziehen, mit dem Verdacht beleidigen können, als habe er den Versuch machen wollen, durch das niedrige Mittel der Verleumdung den scheinbar begünstigten Rivalen zu verdrängen!

Planlos irrte er in den Straßen umher. Die schlaflose Nacht, die heftigen Gemütsbewegungen und schließlich auch noch das prosaische Gefühl des Hungers bewältigten ihn, und um sich überhaupt aufrecht erhalten zu können, betrat er eine von ihm frequentirte Konditorei, wo er um diese Mittagsstunde indeß keinen Bekannten zu treffen hoffte.

Raum hatte er sich jedoch niedergelassen und eine Kleinigkeit zu sich genommen, als er zwei Herren wahrte, die vor der Thür noch unschlüssig waren, ob sie eintreten sollten oder nicht, aber sofort hineinkamen, als sie durch das Parterrefenster ihren gemeinsamen Freund zu so ungewohnter Zeit dort sitzen sahen. Ihre Ueberraschung ward noch größer, als sie das verstörte Aussehen Erdners entdeckten. Die von wirklich freundschaftlichem Mitgefühl eingegebenen, wiederholten Fragen beantwortete er ausweichend, so daß die Herren nicht weiter in ihn drangen. Und doch gewährte ihre Anwesenheit und ihre Theilnahme dem armen, schwer bedrückten Offizier einen seltsamen Trost und Beruhigung. Sollte er sie um Rath fragen? Würden sie es ihm verargen, wenn er den Namen verschwiege, oder ließe er nicht Gefahr, daß sie solchen doch errathen könnten?

Das Gespräch wollte nicht recht in Fluß kommen. Die Herren hatten sich kurz zuvor über die Kolonialpolitik unterhalten, an welcher der Eine um so größeres Interesse nahm, als er im Auswärtigen Amt beschäftigt und mit den Fragen besser vertraut war als sein Gegner, der seine Kenntniß nur aus den Zeitungen schöpfte. Herr von Wentlo, eine große, stattliche Erscheinung mit regelmäßigen, schönen Gesichtszügen, lachte wie mitleidig auf den kleineren Herrn, einen Schriftsteller namens Rautner, herab, der, ein eifriger Dialektiker, deßhalb meistentheils den Kürzeren zog, weil er gegen die, im Tone „besserer Wissenschaft“ vorgebrachten Thatsachen des Herrn Wentlo keinen Einwand zu erheben vermochte. Als man sah, wie apathisch Erdner heute war, kehrte man zu dem früheren Gesprächsthema zurück, an dem sich nun auch Erdner betheiligte, weil er vor „Entdeckung seines Herzens“, der ihn für Clara beseligenden Gefühle, längere Zeit mit der Absicht umgegangen war, sich der Truppe des

Reichskommissars Wißmann auf mehrere Jahre anzuschließen, um dem einförmigen Garnisonleben zu entgehen. Trotz seines Interesses an der Sache lenkten sich seine Gedanken unwillkürlich wieder auf die Ereignisse der letzten Nacht, und einer plötzlichen Eingebung folgend, erzählte er den Herren die ganze Angelegenheit, als handle es sich um eine hypothetische Streitfrage. Beide aber waren Menschenkenner genug, um sich nicht sofort klar zu sein, daß es sich hier um einen konkreten Fall handle, der ihren Freund in ganz außergewöhnlicher Weise berühre und errege.

Während nun vor wenigen Minuten noch das geistige Gefechtsfeld sich im fernen Afrika befunden, war man jetzt ebenso eifrig auf dem heimatischen, sozialen Boden angelangt, was natürlich keineswegs verhinderte, daß die Wogen der sich gegenüberstehenden Meinungen scharf aneinander schlugen.

Schwach plaidirte Erdner für die Nothwendigkeit, daß ein solcher Freund der Mutter sich der Pflicht der Mittheilung nicht entziehen könne, Herr Kauttner mit seinem warmen Naturell unterstützte diese Ansicht mit ganzer Kraft, während Herr von Wentlo mit der ganzen Grazie seines diplomatischen Wesens und seiner vornehmen Gelassenheit für „Stillschweigen“ gewichtige Gründe anführte. Er berief sich auf seine mannigfachen Erfahrungen im gesellschaftlichen Leben und hob besonders hervor, wie der „Freund“ Erdners nur Undank von der Mutter ernten würde. Die erregten Einwendungen der beiden anderen Herren, ihre Meinung, als könne und müsse jede gute Mutter nur dankbar sein für solche Mittheilung der Warnung vor weiteren Gefahren, wies er kaltlächelnd zurück und schloß endlich sein Urtheil mit dem Ausspruche, der wie ein Orakel aus Delphi klang:

„Lassen Sie Ihren Freund doch jeden Umgang mit der betreffenden Familie abbrechen, lieber Erdner, dann ist er aus jedem Dilemma befreit.“

Wenn der junge Offizier auch alle Ursache hatte, den Worten des von ihm hochgeschätzten Wentlo großen Werth beizulegen, heute vermochte er diesen Rath nicht zu befolgen; die kluge Vorsicht, welche daraus sprach, ließ sich mit der Leidenschaft seiner Empfindungen, mit dem drückenden Bewußtsein der sein Theuerstes bedrohenden Gefahr nicht in Einklang bringen. Hätte er nicht tausendfach Beweise von dem persönlichen Muthе Wentlos gehabt, so wäre er fast in den Versuch gekommen, dessen Rath als eine Feigheit zu betrachten.

Als die Herren zu einem Spaziergange aufbrachen, nach dessen Beendigung sie ihr Mittagsmahl in einem Restaurant gemeinsam einnehmen wollten, schlug Erdner ihre Aufforderung, sich ihnen anzuschließen, unter Vorschüzung einer frühern Verabredung aus; er begleitete sie noch eine kurze Strecke in den „Thiergarten“ und trennte sich dann von ihnen.

Auß neue irrte er ruhelos Stunden lang in ganz abgelegenen, ihm unbekanntem Stadtvierteln umher. Die Abendstunden des kurzen Wintertages waren hereingebrochen, trübe flackerte das Licht der Gas-

laternen, als wolle es seinem verwirrten Hirn ein Wahrzeichen sein, daß auch ihm die klare, leuchtende Erkenntniß für das fehle, was er unbedingt vollbringen müsse und womit er nicht länger zögern dürfe.

Nun zog es ihn wieder nach dem Westen, in die H . . . straße, aber, so beschämend es war, er mußte sich gestehen, daß ihm der Muth fehlte, ja der Muth, die glückliche, auf das Gedeihen ihres Kindes stolze Mutter aus dem heiteren, sorglosen Gefühl aufzuschrecken.

Erkehrte vor dem ihm wohlbekannten Hause um und verbrachte den Abend und die Nacht in dem stillen Heim eines Kameraden, welcher sich zufällig auf einem kleinen Jagdausflug befand, dessen Burtsche aber dem Freunde seines Herrn das schon öfters benutzte Nachtquartier dienstfertig bereitete.

Die Winterjonne schien hell, als Erdner am folgenden Morgen spät erwachte. Ja, er hatte wirklich geschlafen und für Stunden die Pflicht gegen seine besten Freunde vergessen können. Wie ein Blitzstrahl durchfuhr ihn nun beim Erwachen der Gedanke an die heute unumgänglich nothwendige Ausführung seines Vorhabens, zu welchem er sich gestern Abend in den langen, einsamen Stunden fest entschlossen hatte. Er wollte Frau von Kratowitz alles sagen und fühlte sich sicher, daß ihm die edle Frau nur die reinsten Motive für diesen Schritt unterlegen und ihm ewig dankbar sein würde.

Nur noch eine Konzession wollte er sich selbst gestatten. Er hätte es nicht über das Herz bringen können, weder der Mutter noch Clara unbefangen bei Tisch gegenüber zu sitzen, denn Frau von Kratowitz hätte ihn sicher, schon um ihres Mannes willen, eingeladen — deßhalb beabsichtigte er, erst nach vier Uhr den schweren Gang anzutreten.

Es schlug vom nahen Kirchthurm vier Uhr, als sich der Klang des von ihm gezogenen Glockenzuges an der Wohnungsthür des Obersten mit jenen Thurmschlägen vermengte. Als man ihm geöffnet, erfuhr er, daß Herr von Kratowitz noch sein Mittagsschläschen halte, die gnädige Frau aber soeben zu der Generalin Gilsing gegangen sei, bei deren Tochter sie auch das gnädige Fräulein anzutreffen denke. Berstimmt über den neuen Aufschub, entschloß sich Erdner, seiner Freundin in das ihm durch sie selbst eröffnete Haus der Frau Generalin zu folgen. An der Ecke einer Nebenstraße, hatte Erdner eine ihm hastig entgegensehende Dame beinahe umgerannt. Ehe er noch seine Entschuldigungsworte hervorbringen konnte, machte er die überraschende Entdeckung, daß die Dame Frau von Kratowitz war, welche völlig verstört aussah und auch ihn kaum erkannt hatte. Er wendete sich nach ihr um und wollte sie anreden. Kurz abgerissene Worte entschlüpften ihrem Munde, sie eilte weiter und ersuchte ihn, ihr nach ihrer Wohnung zu folgen. Bedurfte sie doch eines zuverlässigen Freundes für eine Aufgabe, welche sie ihrem Gatten kaum auferlegen konnte!

So lange Erckner Frau von Kratowitz kannte, hatte er die stets heitere, im glücklichsten Temperament gleichmäßige Dame in solcher Verfassung noch nicht gesehen. Daß sie ein Unglück ahnte oder im Begriff stand, ein solches zu verhüten, mußte er voraussetzen. „Hatte schon ein Anderer vor ihm gesprochen?“ diese Frage legte er sich hundertmal vor und von den Zweifeln gequält, welcher Kummer Frau von Kratowitz so gänzlich hatte verändern können und wie schwer es für ihn sei, ihr noch Schlimmeres vielleicht sagen zu müssen, dachte er gar nicht daran, der dahinstürmenden Dame eine Droschke anzubieten. Schweigend schritt oder richtiger lief er neben ihr her und wagte es auch nicht, die sich ihm ferner aufdringende Frage: „wo Clara sei“, in passenden Worten an seine Begleiterin zu richten.

Endlich waren sie an ihrem Ziel angelangt; je näher sie demselben gekommen, desto mehr hatte Frau von Kratowitz ihre Schritte beschleunigt. Sie öffnete hastig, bat Herrn von Erckner, in den Salon zu treten und stürzte selbst in die nach dem Hofe zu gelegenen Zimmer.

Es konnte kaum eine Minute vergangen sein, da hörte Erckner einen gellenden Schrei des Entsetzens, ein Geklirr von Glascherben und dann ein geräuschvolles Lärmen auf den Haustreppen. Unmöglich war es ihm, allein zu bleiben, er ahnte mit dem sichern Gefühl des Herzens, daß ein furchtbares Unglück über die ihm theure Familie in diesem Augenblick hereingebrochen sei. Nachdem er die beiden Zimmer wieder durchschritten, welche den Salon vom Korridor trennten, fand er bei Betreten des letzteren seine schlimmsten Befürchtungen übertroffen.

Laute Angstriefe, wie sie nur ein gedrücktes Mutterherz hervorzubringen vermag, drangen aus dem Munde der Frau von Kratowitz, welche sich in einem Zimmer am entgegengesetzten Ende des Korridors befinden mußte. Die Treppenthür stand offen; ein Theil der Dienerschaft war nach unten geraunt, während neugierige Hausbewohner von oben und unten sich vor dem Porzellan Schilder des Herrn von Kratowitz ein Reidezvous gegeben zu haben schienen. Erckner achtete ihrer nicht, sondern stürzte sich in das Zimmer, aus dem er die Stimme von Frau von Kratowitz gehört. Er fand sie am Boden liegen; ihr Gemal, welcher aus einem näher gelegenen Raume herbeigeeilt, beugte sich über sie und versuchte, die unter qualvollen Schmerzen sich windende Frau zu beschwichtigen. Durch das geöffnete, auf den Lichthof führende Fenster drang ein Stimmengewirr herein, auf das Frau von Kratowitz, trotz ihrer eigenen Wehrufe, zu lauschen schien. Erckner hatte kaum Zeit, sich über die ganze Situation klar zu werden, als Fritz, der alte Diener des Barons, ins Zimmer trat. Sein Antlitz war leichenfahl, helle Thränen stürzten ihm aus den Augen und er vermochte vor Schluchzen kein Wort mehr zu sprechen. Das war auch gar nicht nöthig! Ein Blick auf die, von Jammer zur Erde gedrückte Gestalt des alten Mannes genügte, um Frau von Kratowitz mit dem Aufschrei „Todt! Todt!“ in eine tiefe, lange Ohnmacht zu versenken. Herr von Kra-

towiz war von einem Schlaganfall betroffen worden. Erdner, unterstützt von der treuen Dienerschaft, übernahm die Leitung des Trauerhauses. Denn Clara, Clara war todt!

Mit zerschmettertem Kopf, von Glassplittern durchschnittenen Gesichtszügen hatte dieses junge Geschöpf vorzeitig sein Leben ausgehaucht.

In der Meinung, die Tochter bei Fräulein von Gilsing anzutreffen, wohin Clara in der letzten Zeit mehrere Male wöchentlich, zwecks gemeinsamen Klavierspieles, nach Tisch zu gehen angekündigt, war Frau von Kratowiz in die R. . . straße nachgekommen. Daß Clara noch nicht dort eingetroffen, beunruhigte die Mutter nicht weiter, das junge Mädchen mochte inzwischen noch einige Besorgungen erledigt haben. Als Frau von Kratowiz aber fast über eine halbe Stunde vergeblich gewartet, stellte sich nun gesprächsweise heraus, daß Fräulein Gilsing ihre Freundin schon seit einigen Wochen nicht mehr gesehen habe. Frau von Kratowiz glaubte ihren Ohren nicht trauen zu dürfen, wußte sich aber zu beherrschen und nahm anscheinend ganz gelassen Abschied von den Damen, nachdem sie gebeten hatte, Clara, die unbedingt noch kommen würde, nicht zu lange bei sich zu behalten. Zum ersten Male in ihrem Leben von ihrem wahrheitsgetreuen, aufrichtigen Kinde hintergangen zu sein, betrübte Frau von Kratowiz ungemein; ein unbeschreibliches Gefühl der Angst vor weiteren Entdeckungen ließ sie den Rückweg in ihre Wohnung wie im Taumel zurücklegen, kaum wußte sie sich später zu erinnern, Erdner begegnet zu sein. Zu Hause angelangt, eilte sie, wie von Furien gejagt, in die Wohnräume ihrer Tochter. Sie fand dieselbe — auf dem Schoße des Grafen M. sitzend, im Austausch liebegirrender Küsse und Zärtlichkeiten. Wohl lähmte der erste Schreck ihren Fuß und machte sie sprachlos. Dann aber schrie sie mit furchtbarer Stimme: „Glender!“ und schleuderte dem Grafen, als sei es ein tödtliches Wurfgeschöß, ihren Schirm ins Gesicht. Clara war aufgesprungen. Sie sah in das entsetzte Angesicht ihrer Mutter, das zur Unkenntlichkeit verzerrt war; namenlose Furcht, sinnraubende Scham ergriffen die Unglückliche, und ehe die Mutter es noch verhindern konnte, hatte sich das blühende Mädchen aus dem offestehenden Fenster auf den Dichtof geschwungen, wo sie durchbrach, um unten — wie die Aerzte später feststellten — nicht allein an den äußeren Verletzungen, sondern auch durch einen Gehirnschlag einen sofortigen Tod zu finden.

Der ebenso leichtsinnige als gewissenlos feige M. war auf demselben Wege, wie er gekommen, nämlich durch den ihm von Clara stets geöffneten Hofeingang der Wohnung, verschwunden. Er hatte so wenig auf Clara Bedacht genommen, daß er selbst die geringe Vorsicht versäumt, die Thür zu verriegeln, ohne daß sein Opfer, welches sich dem vielleicht widersetzt hätte, etwas davon zu merken brauchte.

Graf M. wurde in ein Infanterieregiment an der polnischen

Grenze versetzt und starb einige Jahre später an einer qualvollen Krankheit. Außer seinen zahllosen Gläubigern betrauerte niemand seinen Tod. Der „Schatten“ T. war ihm schon zwei Jahre früher vorangegangen; er hatte einen Unfall mit dem Pferde; die Kameraden meinten, er habe die Trennung von M. nicht überleben und ihm doch auch nicht nach X . . . folgen können.

Herr von Kratomiz erholte sich nicht wieder. Vier Wochen später legte man ihn neben dem Grabe seiner Tochter in die Erde.

Zweimal wöchentlich erscheint vor diesen beiden Hügeln eine stattliche Dame, von einem Offizier begleitet. Sie pflegen diese Gräber gemeinsam. Erdner hat in dieser kurzen Spanne Zeit um Jahre gealtert. Die einzige Buße, die er für geeignet hält, ist sein aufopferndes Leben für die verlassene Gattin und Mutter. Den Tod der Tochter betrachtet er ernst und vorwurfsvoll als seine Schuld!





In den Pyrenäen.

In die Thalschlucht leuchten versilberte Gipfel
Hoch herein, wie Hörner des Mondes,
An den Halben verirrt steh'n weiße Birken
Und schütteln ihr Haar, ihr weiches, blondes.

Ein Geier stößt in die Luft seine Schreie,
Ein Wasserfall singt düstere Lieder,
Um des Felsen Nase die Fledermaus flattert,
Ein Wanderer steigt in die Schluchten nieder.

Tief unter ihm murmeln die Wasser der Rive,
Die Welt scheint rings im Traum zu liegen,
Er selber ist träumend — doch plötzlich erschrickt er, —
Was aus der Tiefe herauf ist gestiegen?

Es winkt, es winkt aus der Schlucht ihm entgegen,
Als ob es Geister der Tiefe wären,
Die zum Himmel die riesigen Arme streckten
Bewaffnet mit langen rostigen Speren.

Eines Hornes Ton dringt herauf zur Höhe
Und bricht sich an tausend Felsenecken;
Dem Wanderer graut's — sind das die Schatten
Des mächtigen Roland und seiner Reden?

Der Geier stößt in die Luft seine Schreie,
Der Wasserfall singt seine düstern Lieder,
Des Klosters Mauern hängen am Felsen
Wie eines Gerippes riesige Glieder.

Der Wanderer klopft an des Klosters Pforte,
Entrinnend dem Odem, dem grabeskalt,
Der thalaufsteigenden, geisterhaften,
Grauen phantastischen Nebelgestalten.

Vom Winde gebeugte, weißhäutige Birken
Schütteln ihr Haar, ihr weiches, blondes,
Und blasser leuchten über den Nebeln
Die silbernen Gipfel, wie Hörner des Mondes.

Benno Rüttenauer.



Aus der Coulissenwelt.

Eine harmlose Blanderei von Carl Ed. Klopfer.

„Weiter ist die Kunst.“

Tene Welt, die sich auf den Brettern des Theaters abspielt, hat doch nur vor den Coulissen, nämlich auf der Scene, die Aehnlichkeit mit der wirklichen, gewöhnlichen, die ihr Schiller in seinem Gedicht „An die Freude“ zuspricht; was sich hinter den bemalten Leinewänden abspielt, ist freilich nur Bühnenprosa, aber eine so eigenartige, dem „Nichtkünstler“ so fremde, daß sie gerade dadurch für uns an Interesse gewinnt. Der Gegensatz der persönlichen, privaten Verhältnisse des Schauspielers zu seiner Berufsaufgabe ist ja immer vorhanden und muß in seinem zeitweiligen Hervortreten zu diversen Aeußerungen des Humors Anlaß geben. Schon der Kontakt, den das Publikum, aus Enthusiasten und Skeptikern zusammengesetzt, zu den Angehörigen der Bretterwelt nimmt, bildet einen unerschöpflichen Quell dazu.

Zu dem Kapitel „Spießbürger und Künstler“ erzählt der bekannte Wiener Hofschauspieler Emerich Robert von seinem ersten Engagement (Zürcher Stadttheater) eine launige Episode.

Er wohnte bei einem Speisewirth, der mehrere Schüler des Polytechnikums in Pension hatte und unsern Heldenliebhaber, der sich anfangs scheute, sich als Mime vorzustellen, ebenfalls für einen Techniker hielt.

Die erste Rolle, in der Robert einen außerordentlichen Erfolg verzeichnen konnte, war der Arnold Melchthal im „Wilhelm Tell“. Trunken von den stürmischen Beifallsbezeugungen, kam der junge Künstler nach Hause und setzte sich, wie gewöhnlich, an den gemeinschaftlichen Abendtisch. Mehrere Polytechniker, die im Theater gewesen, beglückwünschten den Künstler in schmeichelhaftester Weise. Endlich trat sogar der dicke Wirth an den Begeisterten heran:

„Herr Robert, ich besuche sonst nie das Theater, aber den „Tell“ sehe ich mir als echter Schweizer jedesmal an . . .“

Aha, dachte Robert, jetzt kommt das Kompliment.

„Ich habe Sie heute als Arnold Melchthal gesehen und weiß nun, wer Sie eigentlich sind . . .“

Robert verbeugte sich geschmeichelt.

„Deshalb verbiete ich Ihnen von heute ab mein Haus; — Schauspieler beherberge ich nicht!“

Tableau.

Das sind so humoristische Intermezzi, an denen sich das Publikum selbst theilhaftig; sei es nun, wie im eben erzählten Falle, durch einen so drastischen Protest, oder durch naiven Enthusiasmus, wie ihn jener Matrose zeigte, der im Jahre 1883 bei einer „Othello“-Vorstellung im Stadttheater zu D. auf den Ausruf des Mohren: „Das Schnupstuch! das Schnupstuch!“ mit Donnerstimme die geflügelten Worte auf die Bühne schleuderte: „Ach wat! Nimm die Faust, und speel man weiter!“

Die heitersten Zwischenfälle gehen aber natürlich von den Schauspielern selbst aus. In erster Linie veranlaßt sie der krasse Unverstand so mancher Mimen, die die liebe Kunst auf sogenannten „Meerschweinchen“ ausschroten. Hier gehen überdies die „leitenden Organe“, Direktoren und Regisseure, gewöhnlich mit dem guten (?) Beispiel voran. Es ist bekannt, daß viele solcher Häuptlinge den aufgeführten Stücken ein besonderes Relief zu verleihen suchen, indem sie dem Originaltitel noch einen zweiten anfügen. Ein solcher Bandenführer annonciert zum Beispiel: „Don Carlos“ oder „So geht es, wenn man seine Mutter liebt!“ Ein anderer: „Emilia Galotti“ oder „Eine Rose geknickt, eh' der Sturm sie entblättert!“ wie faktisch vor mehreren Jahren auf dem Anschlagbrett des Theaterchens in der oberungarischen Stadt Kaschau zu lesen war. Ein besonders genial veranlagter Thespis-Epigone that ein übriges und publizierte, mit Rücksicht auf den, an der Tafel Macbeths mitspisenden Geist des ermordeten Banquo: „Macbeth“ oder „Ein tochter Miteifer“.

Johann Fürst, der Gründer des Fürst-Theaters im Wiener Prater, war nicht nur der hervorragendste Schauspieler seines Instituts, sondern verfaßte zumeist auch selbst die urwüchsig-naiven Stücke seiner Bühne. Dem schlichten Bühnenleiter, der übrigens als Darsteller echter Wiener Volksfiguren mit Recht berühmt war, galt als Haupterforderniß eines dramatischen Erfolges der „gute Schluß“. Der Schluß war die effektvolle Krone des Werkes. Da trat gewöhnlich Fürst selbst, gleichsam ein Deus ex machina in Gestalt eines behäbigen Menschenfreundes, zwischen das Liebespaar, das den Gram über die Hartherzigkeit seiner Erzeuger durch sieben oder acht Bilder geschleppt hatte, mit der stereotypen „rothen Brieftasche“, aus der er die Kapitalien verschwendete, die das Eheglück der „jungen Leuteln“ begründen sollten. Nachdem ihm diese in obligater Weise zu Füßen gesunken, wischte sich der Brave, inmitten der „rührenden

Gruppe“, die Augen, wandte sie dann gegen die Soffiten und haranguirte mit vibrirender Stimme irgend eine populäre Persönlichkeit (mit Vorliebe den großen Kaiser Josef II.), die Harmonie der Vereinigten durch ein geneigtes „Herunterschauen“ zu segnen. Zum Beispiel: „Schau' abi, gu—u—u—ata Vater Radecky, auf das Paar Weaner Kinder!“ Dann schloß noch ein kräftiges: „Hoch, der alte Mühlfeld!“ die erhebende Scene, worauf der Vorhang, zitternd vor Rührung, niedersank. Ein solcher „Schluß“ wird mir ewig im Gedächtniß bleiben. Am Ende eines Volksstücks trat Fürst — beiläufig gesagt im modernen, karrirten Habit eines Wiener Fiakers — zwischen die Liebenden, die wieder einmal den schändlichen Mammon als das Hinderniß ihres Bundes verfluchten.

„Was brauch't's zu Euren Glück, Kinder?“ sprach Fürst mit seiner charakteristischen, verschnupften Rührstimme. „Zehntausend Gulden? Da — da hab't's — zwanzigtausend!“ (Die rothe Brieftasche trat in Aktion.) „Von dö zwanzigtausend Gulden g'hör'n jedem von Euch achttausend; zweitausend schenkt's Euren Eltern und — die übrigen zweitausend geb't's den Armen! Ihr soll't's nie erfahren, wer Euch das Geld g'schenkt hat . . .“ (Nach langer Pause, mit unnachahmlicher Handbewegung:) „I' bin der Kaiser Josef!“

Der Effect dieser seltsamen Auferstehung wurde dann durch die übliche Apostrophe an den „gu—aten Vater Radecky“, er möge gefälltigt „abischau'n“, in gebührender Weise erhöht.

In kaum geschmackvollerer Weise extemporiren die Mimen, wenn sie ihren Part schlecht memorirt haben und der Souffleur nicht deutlich genug ist. Ein „Amias Paulet“ von diesem Kaliber erwidert der Kennedy, die darüber klagt, daß man der Maria Stuart sogar die Laute weggenommen, statt: „Weil sie verhublte Lieder d'rauf gespielt“, ganz martialisch: „Weil das verhublte Luder d'rauf gespielt!“

Ein anderer „scharfer Spieler“ wollte die Kraftstellen in den „Räubern“ noch vermehren und modelte das bekannte „Du weinst, Amalie?“ in folgender origineller Art um: „Du weinst, Kanallie?“ Derselbe Mann erklärte als Ferdinand Walter, auf seine Luise nicht das „Porte-épée“, sondern — das „Portemonnaie“ werfen zu wollen und fand es sehr unverständlich, daß er in einem Marinestück melden sollte: „Wir enterten den Tiger“, weshalb er es vorzog, anders zu betonen: „Wir ent—ehrten den Tiger!“

Da extemporirte ein anderer „Scharfer“ schon geistvoller. In der Sommerfrische Baumgarten bei Wien hatte in den Hundstagen des Jahres 1880 eine ambulante Truppe den Tempel Melpomenes aufgeschlagen. Als Eröffnung der Kunstgenüsse sollten die „Räuber“ in Scene gehen. Den Carl verzapfte ein gewisser S. (jetzt Garderobier an einer kleinen österreichischen Provinzbühne), während die Rolle der Amalie in den Händen einer „aus Gefälligkeit“, richtiger Selbstgefälligkeit, mitwirkenden — Putzwäscherin lag; gewiß eine sehr geeignete Interpretin für das Fräulein von Edelreich. Schlecht und recht „wurstelte“ man sich bis zum letzten Akt hindurch. Die Haupt-

darsteller, die den rauschenden Beifall des aus Sommerfrischlern bestehenden Publikums für vollen Ernst nahmen, befanden sich auf jener Höhe, wo sich ihr Talent zu den schönsten „Nuancen“ angeregt fühlte. Als Amalie sterbend in die Arme des unter so wenig erheitern den Umständen wiedergefundenen Geliebten sinkt, glaubt sie Schillern verbessern zu müssen und seufzt zu ihrem „Süß ist der Tod von der Hand des Geliebten!“ noch extra ein mehrfaches „Süß, süß, o wie süß!“ Auf dieses Extempore war Carl nicht gleich gefaßt, aber sein stürmisches Genie überlegte nur einen Augenblick, dann schlug er sich mit geballter Faust vor die Stirne und schrie mit einem Ansaß von „Sonnenhal-Organ“ den Schmerzensruf hinaus: „O — das ist bitter!“

Solche Geistesgegenwart ist nicht jedem zu eigen und oft sind es gerade diejenigen, die sonst im Extemporiren brilliren, welche am leichtesten in Verlegenheit zu bringen sind. Als Beleg hierfür mag ein „Mißgriff“ verzeichnet werden, den der berühmte Komiker Johann Nestroy, der „Wiener Aristophanes“, beging. So leicht dieser satirische Schalk Behörden und Würdenträger durch seine Aperçus zu verblüffen wußte, fast ebenso leicht war es, ihn selbst aus dem Konzept zu bringen. Er war nämlich von peinlichster Gewissenhaftigkeit im Memoriren und Studiren seiner Rollen. Dafür störte ihn aber auch die geringste Variante in seiner Umgebung. War er z. B. durch mehrere Vorstellungen gewohnt, einen Stuhl oder Tisch links stehen zu sehen, so konnte ihn ein andermal die umgekehrte Stellung dermaßen verwirren, daß er faktisch „stecken blieb“.

In der einaktigen Posse „Die Rekrutirung in Krähwinkel“, die damals schon zum öfteren über die Bretter des Carltheaters gegangen, spielte Nestroy den Feldwebel. Nun war in einer Scene der Spaß angebracht, daß der zornige Rekrutentyrann einen der Ausgehobenen an den Schultern zu rütteln hatte, durch welche Prozedur diesem die Perrücke vom Kopfe fallen und eine darunter aufgesetzte eiglatte Platte entblößt werden sollte. Um den betreffenden Statisten unter seinen Kameraden kenntlich zu machen, hatte man ihm sonst eine rothe Perrücke gegeben und Nestroy hatte sich an diesen Modus bereits gewöhnt. Eines Abends jedoch vergaß der Friseur die rothe Haartour und so mußte der Figurant eine gewöhnliche, graue über die künstliche Glaze decken. Obgleich man Nestroy vor Beginn des Stückes auf diese kleine Abänderung aufmerksam machte, hielt sich diejer im Eifer seines Spiels an das gewohnte Kennzeichen. Erst im entscheidenden Moment sah er sich im Kreise seiner Umgebung nach dem Rothkopf um. Als er diesen nicht fand, — blieb er stecken. Nun erst vollständig verwirrt, eilte er auf den Nächstbesten zu und schüttelte ihn mit großer Gewalt an Schultern und Brust, aber vergebens; die Perrücke des „Kerls“ wollte nicht fallen. Das Publikum lachte schon. Da überkam Nestroy blinde Wuth und Verzweiflung. Blindlings faßte er den dichten Hauptschmuck des Statisten und setzte ein Lautwerk in Scene, daß der Gemarterte laut aufschrie, denn —

er trug seine eigenen Haare. Aber Nestroy riß, schäumend vor Zorn, nur desto heftiger weiter, bis man ihn endlich gewaltsam von dem unglücklichen Opfer trennte.

Der Statist erhielt später von dem sonst überaus gutmüthigen Komiker ein reichliches Schmerzensgeld, aber Nestroy blieb dabei: „Es war trotzdem eine Gemeinheit von dem Kerl!“

Ein ebenfalls sehr fatales Versehen, wenngleich mit nicht so drastischen Konsequenzen, hatte in neuerer Zeit (1881) der Hofschau- spieler Hallenstein anlässlich einer Aufführung des „Götz von Ber- lichingen“ am Wiener Hofburgtheater zu verzeichnen.

Bis zum Schluß des Stückes folgte das Publikum der künst- leriſchen Leistung des beliebten Mimen, der die Titelrolle interpretirte, mit gewohnter Andacht. Da erschien die Schlußscene: der sterbende Götz mit seiner Familie. Kaum waren die hierin agirenden Per- sonen auf die Bühne hinausgetreten, als sich im Publikum eine eigen- thümliche Unruhe bemerkbar machte; dumpfes Murmeln ging durch den Saal — Herr Hallenstein hatte nämlich den Eisenhandschuh an seiner Rechten vergessen und war in seinem Irrthum so weit be- fangen, daß er, einer ihm speziell eigenthümlichen Gewohnheit gemäß, während der ganzen Scene mit den Fingern der rechten Hand aufs lebhafteste geistikulirte. Das Auditorium aber freute sich baß, daß der wackere Ritter wenigstens in seinem Sterbestündlein den Gebrauch seiner — abgehauenen Hand wiedererlangt hatte.

Dieses Stückchen reiht sich in würdiger Weise an jene Vor- stellung von „Pitt und For“ im Burgtheater an, in der Carl Meigner auf offener Scene — *salva venia* — die Hosen verlor.

In einer der eben erzählten ähnlichen Handschuh-Affaire wußte sich ein bekannter Schauspieler (damals in Bremen) schon besser zu helfen. Der als „Othello“ auftretende Held präsentirte sich dem er- staunten Publikum als Moor mit weißen, kaukasischen Händen. Der Mime hatte in der Eilfertigkeit der Kostümierung die schwarzen Hand- schuhe anzulegen vergessen. Als ihn das Gelächter der Zuschauer zum Bewußtsein seines *faux pas* brachte, stutzte er zwar, spielte dann aber seine Scenen ruhig zu Ende. Im darauffolgenden Akt erschien Othello — abermals mit weißen Händen. Jetzt gab sich ein lautes Murren über diese „rückichtslose Fahrlässigkeit“ kund, aber der geistesgewandte Feldherr Benedigs nahm am Souffleurkasten Stel- lung und zog langsam — ein Paar fleischfarbener Handschuhe von den nun plötzlich schwarz erscheinenden Fingern. Diese geniale Re- habilitirung wurde nun natürlich mit jubelndem Beifall begrüßt.

Das ist die Geistesgegenwart, die einen anfänglichen Lapsus durch ein geschicktes Extempore nicht nur reparirt, sondern mitunter sogar zu einer wirkungsvollen „Nuance“ erhebt. Einen solchen Fall werden wir niemals vergessen.

Wenn das Epitheton „genial“ überhaupt auf eine Soubrette angewandt werden darf, so hat die unvergeßliche Josefina Galmeyer den ersten Anspruch darauf. Es ist hier natürlich nicht der Ort,

ihrer Künstlerchaft, die sie auf ihren großen Gastspiel-Tournéen, noch mehr aber im Ensemble der heimatlichen Kaiserstadt an der Donau zur Genüge bethätigte, eine kritische Besprechung zu widmen. Wir sahen „die feiche Pepi“ zum letzten Male im Sommer 1883 in dem salzburgischen Kurort Ischl (der Sommerresidenz des österreichischen Kaisers), wo sie am dortigen Stadttheater mit dem bekannten Komiker Girardi vom Theater an der Wien in der Langerischen Posse „Die Vereinschwester“ gastirte. In der dritten Scene dieses lustigen Einakters sollte sie ihrem Bedienten Loyola (Girardi) klingeln. Aber — o Schreck! — die Mechanik der Tischglocke versagt Nachdem die Galmeyer zwei-, dreimal vergeblich auf den widerständigen Klingelknopf geschlagen, wendet sie sich zur Thür und ruft ganz energisch hinaus: „Bim — bim!“

Der hohe Ernst, mit dem sie das Klingelzeichen markirte, wirkte so überwältigend, daß das ganze Publikum unter schallenden Heiterkeitsfalven applaudirte. Kaiser Franz Josef, der mit dem Prinzen von Portugal in der Hofloge saß, lachte, daß ihm buchstäblich die Thränen über die Backen liefen. Die animirte Stimmung wurde natürlich nicht vermindert, als Girardi mit der respektvollen Meldung eintrat: „Die Gnädige wollten geläutet haben . . .?“

Ad vocem „Extempore“ erwähnen wir hier auch ein besonders charakteristisches, dem wir mittelbar eine nicht minder berühmte Poffengröße verdanken.

Im ersten Dezennium unseres Säkulums hatte in dem steyerischen Städtchen Marburg eine Schauspieltruppe den Cyclus ihrer Gastvorstellungen eröffnet. Anfangs verdienten die Leistungen der kleinen Gesellschaft mit Recht den Beifall des Publikums, aber — waren es schlechte Geschäfte, war es habgierige Tücke des Direktors — kurz, der gestrenge Bühnenleiter blieb seinen Mitgliedern mit Pünktlichkeit die Gagen schuldig, und das mißmuthige Künstlerensemble nahm von nun an seine Berufspflichten immer lauer. Da kam eines Abends die „Jungfrau von Orleans“ zur Aufführung, in welchem Drama der Direktor selbst die Rolle des geldbedürftigen Königs Carl VII. spielte, der bekanntlich weder Armeen aus der Erde stampfen, noch in seiner flachen Hand Kornfelder wachsen lassen kann. Das Vorspiel war vorüber — der erste Akt begann. Der Bühnenherrscher schien ein ganz guter Interpret für sein Vorbild (wenigstens hinsichtlich der Finanzkalamitäten) zu sein. Jetzt kam die Scene, wo die Rathsherren von Orleans eintreten, Hilfe für ihre bedrängte Stadt zu erbitten. Der Sprecher dieser Deputation war jedoch ein junger Anfänger und sah mit Zittern und Bangen seinem Debut entgegen. Zögernd betrat er die Bühne — sein Stichwort fiel; er warf sich dem König zu Füßen — brachte aber kein Wort über die Lippen. Carl VII. schleuderte ihm einen Blick zu, der lediglich an die Privatperson des Unglücklichen adressirt war, und extemporierte nach einer peinvollen Pause mit möglichst sanfter Stimme die metrische Ermunterung:

„Nun sagt, was wollt Ihr, liebe Herren?“

Da kam es wie eine Apokalypse über den armen Rathsherrn; flehend streckte er die Hände empor und schrie mit rührender Jammerstimme: „Herr Direktor — zahl'n S' uns die Gasch!“ . . .

Auf diese Supplik mochte der König keinesfalls gefaßt gewesen sein. Er trat einen Rückzug in optima forma an, indem er hinter den Coulissen verschwand. Unter dem brausenden Gelächter der Zuschauer wurde er gerufen — erschien aber nicht.

Der junge Schauspieler jedoch sah ein, daß er besser zum Komiker, als zum Helden oder Intriguanten tauge und ging zu seinem eigentlichen Fach über. Er brauchte dies auch nie zu bereuen, denn sein Name erhielt bald in allen österreichischen Gauen einen guten Klang als: Wenzel Scholz.

Ein Kollege des berühmten Dioskurenpaares Scholz und Nestron wußte sich bei einer andern Gelegenheit kaum weniger originell herauszuziehen. Es war dies der einst so hoch gefeierte Heldenpieler Wilhelm Kunst (weiland unter Carls Direktion am Theater an der Wien), ein ebenso genialer, als leichtsinniger und gewissenloser Mime. Beim Direktor steckte er ewig im Vorschuß und in Schulden bei Schneider, Schuster und Wirth. So machte er öfters Bankrott, d. h. er brannte bei Nacht und Nebel durch. Carl, der durch den Liebling der Wiener (besonders aber der Wienerinnen) brillante Geschäfte machte, bezahlte jedesmal dessen Passiva und rief ihn zurück. So war Kunst schon zum siebenten Male im Theater an der Wien engagirt, als er eines Abends während der Vorstellung, in welcher er eine Hauptrolle zu spielen hatte, abermals ausrückte. Carl berief ihn auch zum achten Male nach Wien zurück und arrangirte seine Verhältnisse. Aber siehe da, als man erfuhr, daß Kunst am so und so vielen wieder als Carl Moor (seiner Forcerolle) auftreten würde, zeigte sich die Langmuth des Publikums endlich erschöpft. Es wurde Carl und Kunst erklärt, daß man letzteren einstimmig auspfeifen werde, sobald er nur einen Fuß auf die Bühne setze. Carl war verzweifelt, Kunst lachte. Der Abend kam heran; das Theater war ausverkauft. Alles sah mit begreiflicher Spannung dem Auftreten Carl Moors entgegen. Aber — Kunst erschien zu Pferde und erklärte in einer feierlichen Ansprache, daß er den ganzen Abend keinen Fuß auf die Bühne setzen werde, wenn man bei dem angebrohten Vorhaben beharren wolle. Publikum lachte natürlich und — war entwaffnet. Ueberdies errang sich Kunst mit seiner schauspielerischen Leistung wieder die ganze Günst der Wiener. Carl, der ihn als seine Goldgrube betrachten konnte, schenkte ihm das prachtvolle Roß, dessen sich Kunst an jenem denkwürdigen Abend bedient hatte. Das hinderte den Thörichten indessen nicht, zwei Monate später den edlen Rappen einem Juden für ein paar Gulden zu verschachern und — zum achten Male durchzubrennen.

Hier mag es am Platze sein, Carl, den geriebensten Bühnenleiter, einigermaßen zu charakterisiren.

Er verſtand es mit wahrhaft ingenieſem Raffinement, auf ſeinen Bühnen (Theater an der Wien, Joſeffſtädter- und dem ſpäter von ihm gegründeten Carl-Theater) ein muſtergiltiges Enſemble aller Kunſtfächer zu vereinigen, das ihm jährlich Tauſende und Aber-tauſende einbrachte und verhältnißmäßig doch ſo wenig koſtete, daß ſeine heutigen Kollegen mit Reid auf die „goldene Zeit“ zurückblicken, in welcher es der Schauſpieler noch nicht verſtand, durch exorbitante Forderungen den Löwenantheil der Theatereinnahmen an ſich zu reißen. So mancher Provinzmime dritten Ranges würde heute dem Direktor ins Geſicht lachen, der ihm eine Gage anböte, wie ſie damals eine erſte Zugkraft unter Carl erhielt. Neſtroy z. B. bezog während der erſten fünf Jahre ſeiner Thätigkeit unter Carl, trotzdem er dieſem horrende Summen einbrachte, ein Monatsgehalt von 100 Gulden, ſchreibe einhundert Gulden. Später allerdings wußte er ſeine Fähigkeiten ſo weit zu ſchätzen, daß er es bis auf dreihundert brachte. Aber was iſt ſelbſt dieſe Gage dieſes erſten Künſtlers unter ſämmtlichen ſüddeutſchen Komikern, gegen das Salair, das eine heutige Epigonengröße bezieht?

Noch präferirter war das Aequivalent, das Wenzel Scholz am Carltheater genoß. Denn wenn er auch gleich von Anfang an 150 Gulden bezog, ſo ſteigerte ſich dieſelbe während ſeiner zwanzigjährigen Thätigkeit unter Carl auch nicht um einen Kreuzer. Das ging ſehr einfach zu. Scholz war, im Gegenſatz zu Neſtroy, leiſchtinnig und ſteckte bis über beide Ohren in Schulden. Kam er zum ſo und ſo vielen Male zu Carl um Vorſchuß, ſo behauptete der ſtets, er habe kein Geld, die Geſchäfte gingen ſchlecht u. ſ. w., bis ſich Scholz immer wieder verleiten ließ, als „Garantie“ einen neuen Kontrakt zu unterzeichnen, der ihn auf ein weiteres Luſtrum an dieſen Bühnen-Caligula feſſelte. Selbſtverſtändlich wurde ein ſolcher Blutpakt ſtets zu den alten Bedingungen geſchloſſen, ſo daß die Gage immer die gleiche blieb; und Scholz hätte die Lebensfähigkeit eines Methuſalem beſitzen müſſen, um ſeinen im voraus abgeſchloſſenen kontraktlichen Verbindlichkeiten genügen zu können.

Nach ähnlichem Modus honorirte Carl auch ſeine Autoren, deren Stücke ihm oft zu wahren Goldadern wurden. Neſtroy erhielt für ſeine beliebteſte Poſſe: „Lumpazivagabundus, oder Das liederliche Kleeblatt“, die Herrn Carl ſo viel einbrachte, daß er in Fieking bei Wien eine ganze Gaſſe von Willen erwerben konnte (die deßhalb auch im Volksmunde „Lumpaziggaſſe“ getauft wurde), ein für alle Mal — damals gab es ja noch kein Lantiemengeſetz — die Summe von 20, buchſtäblich zwanzig Papiergulden. Dieſe Poſſe war eben ſpezifisch wieneriſch, und da Carl als Direktor aller drei Vorſtadt Bühnen von Wien keine Konkurrenz hatte, mußten die Volksdichter nehmen, was ihnen dieſer Knauſer anbot. Dafür hinterließ der kluge Spekulant, der ſelbſt ein ſehr beliebter Schauſpieler war, nach ſeinem Tode (1865) auch ein Vermögen, das in baren drei Millionen Gulden und etwa vierzig Häuſern beſtand. Dabei verbrauchte er

bei ſeiner mehr als außſchweifenden Lebensweiſe jährlich an 80,000 Gulden.

Er war übrigens in gewiſſem Sinne auch freigebig, allerdings mit feinſter Berechnung. Hier ein Beiſpiel.

In dem Birch-Pfeifferschen Ritterschaufpiel „Graf Waltron“ fand im Zwiſchenakte vor dem dritten Aufzug ein großer ſcenischer Umbau ſtatt, der trotz der zahlreichen Bühnenarbeiter und deren Eifer ein Zeitminimum von zwanzig Minuten in Anſpruch nahm. Carl, der ſein ungeduldiges Publikum kannte, bot ſeine ganze Autorität auf, um eine Verkürzung der Friſt zu erreichen. Der Theatermeiſter erklärte jedoch, das ſei unmöglich.

„Gut!“ rief Carl, „ſo will ich Ihnen einen Vorſchlag machen! Wenn Sie es heute zuſtande bringen, daß der Umbau in zehn Minuten fertig iſt, erhalten Sie ein Extrahonorar von 50 Gulden und jeder Arbeiter ein ſolches von 30 Gulden.“

Das wirkte. Die Arbeiter legten ſich mit Aufgebot aller Kraft ins Zeug. Jeder leiſtete Uebermenſchliches an Anſtrengung und — das Werk war thatſächlich in zehn Minuten vollendet. Direktor Carl löſte ſein Wort ein und beſchenkte die Fleißigen nach ſeinem Verſprechen. Dann rief er den Theatermeiſter beiseite:

„Ich habe mir nun die Ueberzeugung verſchafft, daß das anſcheinend Unmögliche doch möglich iſt. Nun ſage ich Ihnen: Wenn von morgen ab der Zwiſchenakt länger als zehn Minuten dauert, bezahlt jeder von Euch 5 Gulden Strafe!“

Das wirkte gleichfalls. Und Carl hatte erreicht, was er gewollt.

Solche Kniffe laſſen es begreiflich erſcheinen, wenn manche Bühnenmitglieder mit wenig Liebe ihrem Direktor anhängen, der oft nur zu gern Herrn Carl zu ſeinem Vorbilde nimmt. So ſind z. B. auf Provinzbühnen, wo auch Opern aufgeführt werden, meiſt ſelbſt die erſten Kräfte des Schaufpiels verpflichtet, die Reihe der Statiften zu vermehren, „auf daß deren Anzahl ſchrecklicher erſcheine“. Begreiflicherweiſe iſt den Schaufpielern dieſe Verpflichtung äußerſt läſtig und wird alles gethan, um durch möglichſt viel Unmuth und Troß, der da gezeigt wird, den ohnedies meiſt gehaßten Sängern einen Schabernack zu ſpielen.

Am Stadttheater zu B. war vor ungefähr acht Jahren ein Komiker P. engagirt, der ſich allgemeiner Beliebtheit erfreute. Als nun eines Abends das Opernensemble „Lucretia Borgia“ zur Aufſührung brachte und unſer P. mit mehreren anderen „Kollegen vom Schaufpiel“ beordert wurde, ſich als Ritter unter die Statiften zu begeben, beſchloß er, ſich für dieſe Schmach gründlichſt zu rächen. Er ſaß wacker mit den anderen Nobili an der Tafel der tückiſchen Lucretia und ließ ſich die cachirten Speiſen und Früchte anſcheinend vortrefflich ſchmecken. So oft jedoch einer der aufwartenden Pagen mit der Weinkanne kam, wies ihn Herr P. mit einer Oſtention zurück, die im Publikum nicht unbemerkt bleiben konnte, umſomehr,

als er seinen Platz mit Absicht dicht an der Rampe gewählt hatte. Nun kommt der effektvolle Moment, wo Lucretia ihren Gästen die liebenswürdige Entdeckung macht:

„Weh! Euch! Der Wein, den Ihr getrunken, war vergiftet!“ ...

Allgemeines Entsetzen unter der auffahrenden Ritterschaft, die sich verzweifelt krümmt und die Bäuche hält. Da tritt P. lachend vor, breitet achselzuckend die Arme aus, als wolle er sagen: „Ich nicht! Etsch!“ und verschwindet, vergnügt tänzelnd, im Hintergrund. Der Ernst des Auditoriums war natürlich dahin. Der Komiker bezahlte eine angemessene Disziplinarstrafe, aber er hatte seinen Zweck erreicht; — er brauchte nie wieder zu statiren.

Freilich giebt es wieder Menschendarsteller, die eine gewisse Ehre darein setzen, als Bühnen-Kowdies zu gelten. Sie pochen auf ihr eventuelles Talent, auf ihre momentane Beliebtheit u. s. w., bis sie endlich inne werden, daß dieser Rückhalt ein sehr schwankender ist und sie vor ihrem Untergang nicht retten kann.

Der vor nicht viel mehr als einem Dezennium zu Wien im bittersten Elend als Bänkelsänger verkommene Binder war in seiner Jugend ein berühmter Bassist und als solcher sogar lange Zeit am Wiener Kärnthnerthortheater (dem Hofopernhause) in einer ersten Stellung thätig. Aber er verscherzte sich alle Engagements durch seine Leidenschaft für den Trunk und es kursiren die haarsträubendsten Anekdoten über seine Derbheiten, die er im Zustande des Biernebels (und der war nahezu permanent) zutage — oder vielmehr ans Lampenlicht förderte.

Als er zur Zeit seines Niederganges vom ersten Kunstinstitut Deutschlands schon bis zu dem kleinen Hoftheater eines Duodezfürstenthums herabgekommen war, hatte sein einst so vielbewundertes Baß durch seine unmäßige Trunksucht sehr gelitten, und Binder suchte durch Brüllen zu ersetzen, was ihm an Reinheit des Tones abging. Eines Abends, als er wieder das Menschenmögliche in „armdicken“ Tönen leistete, kam während des Zwischenaktes der entsetzte Intendant auf die Bühne gestürzt:

„Herr Binder, um Himmels willen, schreien Sie doch nicht so! Ihre allergnädigsten Hoheiten haben Sie gehört. Die Frau Herzogin hat bereits in Nervenzufällen ihre Loge verlassen, nur Seine Hoheit, der gnädigste Herr Herzog, sind noch da!“

„So?“ erwiderte Binder mit klassischer Ruhe in seinem derbsten Urwienerisch: „Na warten's nur, den werd'n w'r a' (auch) glei' draußen haben!“ ...

Leider rafft die unglückselige Trunksucht oft die gigantischsten Größen der Bühne dahin. Wir erinnern nur an den hochberühmten Reizenberg, der, weiland erster Held und Liebhaber am Wiener Hofburgtheater, von Stufe zu Stufe sank, um schließlich im delirium tremans zu enden. Dem buchstäblichen „Fall“ dieses seines Kollegen verdankte der nachmals so groß gewordene Ludwig Löwe den Anlaß zu seiner Carrière.

Reizenberg war bereits durch seine unselige Leidenschaft für den Alkohol mißliebig geworden, als Kozebues Ritterdrama „Die Kreuzfahrer“ auf dem Theaterrepertoire erschien. In der Rolle des Balduin von Eichenhorst errang er nun solche Erfolge, daß es den Anschein gewann, als wäre er mehr als je der Liebling des Publikums. Aber bald kam's wieder zum Alten. Während einer der Reprisen der „Kreuzfahrer“ war er so benebelt, daß sein Spiel immer verwirrter wurde, um endlich in Wahnsinn auszuarten. Reizenberg fiel zu Boden — mit ihm der Vorhang. Als sich die Courtine nach langer Pause zum nächsten Akte hob, war ein anderer Eichenhorst für den „unpäßlichen“ Kollegen eingesprungen. Bisher war der höchstens mittelgroße, junge Mann, der so kühn war, den Recken Reizenberg ersetzen zu wollen, nur in Rollen dritten und vierten Ranges aufgetreten, aber da noch kein anderer Schauspieler in der neuen Partie zum eventuellen „Alterniren“ einstudirt war, hatte man, der Roth gehorchend, den jungen Wagehals, der die Rolle zufällig gelernt, als Ersatzmann acceptirt. Und die Wahl war keine schlechte, denn als der Vorhang zum letzten Male niedersank, war Löwe bereits — eine Berühmtheit geworden. Am nächsten Tage rief die ganze Zeitungskritik den neuen Namen aus — und Löwe war an die Stelle des unglücklichen Reizenberg gerückt, der entlassen wurde.

Als Reizenberg nach mehreren Jahren den hochgefeierten Nachfolger in einer Gesellschaft traf, in der er selbst nur mehr ein Gekuldeter war, gratulirte er ihm mit rührender Selbstlosigkeit zu seinen Erfolgen, setzte aber mit wehmüthigem Lächeln die später so bekannt gewordenen Worte hinzu:

„Löwe, Du wärst kein Löwe, wenn Reizenberg kein — Schw... gewesen wäre!“

Fürwahr, eine drastische Episode aus dem Leben hinter den Coulissen, das oft das Drama, das sich an der Rampe abspielt, mit seinem schneidenden Realismus übertrumpft. Ein bedeutungsvolles Memento für die „Hochgestiegenen“, die auf vermeintlich unerschütterlicher Basis dem Glück im tollen Uebermuth ins Gesicht schlagen; ein Memento — wie man steigt und sinkt!





Die Spitze.

Von Mathilde Glaser-Schmid.

Eine hervorragende Stelle in dem Schmuck der Frauentoilette nimmt unstreitig die Spitze ein. Nicht weil sie den Frauen der liebste Schmuck ist, nicht weil sie am meisten kostet, was für eitle Frauen und Mädchen wohl auch ein empfehlender Grund sein könnte, sondern weil dieser Schmuck der feinste und der künstlerischste ist, welchen sie zu tragen vermögen.

Deßhalb will ich Ihnen hier von der Spitze erzählen. Sie wissen vielleicht längst, daß die Spitze eine Zeitgenossin der ersten Roben ist. Spricht doch die Bibel bereits von feinen Leinwandvorhängen, welche mit kleinen, durch die Nadel ausgeführten Dessins versehen waren. Jesaias, Salomon und andere geben uns nähere Mittheilungen darüber. Im Buch Moses finden wir sogar einen berühmten Sticker, namens Anatiab, angegeben.

In Aegypten werden die gestickten Prachtroben mit gehäkeltem Grund versehen und die in Gold und Silber gearbeiteten Motive in demselben Stich ausgeführt, den wir heutigen Tages *point de reprise* oder *Stopfstich* nennen. Die Phrygier waren so geschickt, daß man jede feine Stickerei *opus phrygianum* nannte.

Ogleich die Poeten und Historiker behaupten, daß die Frauen der alten Zeit den Frauen der Jetztzeit überlegen gewesen seien, verlassen wir dennoch die hebräischen, ägyptischen, römischen und griechischen Spitzen, um von denen des Mittelalters zu reden.

Man versichert uns, daß die Spitzenstickerei der Angelsachsen durch ihre Feinheit und durch ihren wunderbaren Glanz zu ihrer Zeit so berühmt war, daß das *opus anglicanum* ein gleiches Renommée besaß, wie das *opus phrygianum*.

Wenn in früherer Zeit die englischen Könige sich nach Rom begaben, so war es eine traditionelle Sitte, daß sie dem regierenden Pontifex, dem Papste, als Geschenk kostbare Gewänder überreichten, die von den Hofdamen gestickt und mit Spitzen besetzt waren. Wenn

man den Chorrock und die Stola des heiligen Aibert in der Bibliothek des Schlosses von Dorham betrachtet, so wird man sich von der Vollkommenheit dieser Arbeiten ungefähr einen Begriff machen können.

Die Edel Damen, die Burg- und Schloßbewohnerinnen, ja selbst die Königinnen fertigten Stickerien, sowie Gold-, Silber- und Seiden-spitzen. Wenn ihre Männer in den Krieg zogen, fanden sie in ihrer Einsamkeit in diesen Arbeiten Unterhaltung und Zerstreuungen. Tramways, Eisenbahnen, Reisedwagen u. kannte man damals noch nicht und so blieben die Frauen in ihren Gemächern zurückgezogen daheim.

Unter den geschicktesten Spitzenarbeiterinnen nennt uns die Geschichte Katharine von Aragonien, Gemalin Heinrichs VIII., Marie Stuart, Katharine von Medicis und ihre drei Töchter Claudine, Elisabeth und Margarethe, Vorfahren, auf welche die modernen Spitzenverfertigerinnen gewiß stolz sein dürfen.

Sehr viel beschäftigte man sich auch in den Frauenklöstern mit der Herstellung von Spitzen, die man Nonnenarbeiten nannte und über welchen die armen einsamen Nonnen ihre eiteln weltlichen Gedanken zu vergessen suchten.

Selbst die Mönche überließen sich dieser Arbeit und diejenigen der Abtei von Walstropp in der Devonshire waren durch ihre große Geschicklichkeit besonders berühmt.

Die von den spanischen Nonnen gefertigten Spitzen waren beinahe ausschließlich dem kirchlichen Schmuck, der Dekoration der Altäre, der Ausstattung der Madonnenbilder und Figuren gewidmet. Zum Schmuck der letzteren wählte man die wunderbarsten und reichsten Gebilde und nannte die Herstellerinnen derselben die Damen der Madonnengarderobe.

Zur Zeit der religiösen Kämpfe und Verfolgungen mußten die klösterlichen Spitzenarbeiterinnen sich zerstreuen, in Folge dessen wurde die Fabrikation von Spitzen immer seltener und der Preis dieses gesuchten Schmuckes nahm daher ganz unerhörte Verhältnisse an. Erst als die Renaissance ihren Einfluß auf alles, was mit der Kunst zusammenhängt, ausübte, nahm die Spitzenfabrikation wieder einen neuen Aufschwung. Die Künstler zeichneten Muster zu Schleiern, Spitzen und Stickerien und mußten durch Phantasie und Geschmack der weiblichen Eitelkeit zu genügen.

In jener kunstgesegneten Zeit waren besonders folgende Spitzen die berühmtesten und die gesuchtesten: venetianische, genuesische, spanische, brüsseler, mecheln, valenciennes Points, Points Chantilly-Honiton, Lille, Buckinghamshire-Spitzen; Namen, die sie je nach den Orten, wo sie angefertigt wurden, erhielten und durch welche man sie noch heutigen Tages bezeichnet.

Daran reiht sich die „Bisette“-Spitze, eine grobe Zwirnspitze, die man in der Umgegend von Paris fertigt. Die Gueuse-Spitze, eine Zwirnspitze von außergewöhnlicher Einfachheit. Die Campagne-Spitze

mit Festons und Quästchen. Die Mignonette oder weiße Zwirns-
spitze in Tüllstich. Der Point double oder Point de Paris oder
Point de champs, point double oder Doppelstich genannt, weil man
eine Anzahl Doppelfäden dazu verwendet, und point de campagne,
weil diese Spitze auf dem Lande fabrizirt wird. Valenciennes und
Malines galten später auch als Bezeichnung für alle aus Flandern
stammenden Spitzen.

Nächst diesen sei noch die Goldfäden-Spitze erwähnt, eine Art
von Guipüre und auf Cartisänen gearbeitete Tressen-Spitze. Diese
Menge Spitzen mag uns ein Bild von der großen Vorliebe geben,
welche die Frauen zu allen Zeiten für dieselben hegten und die zu
gewissen Zeiten, obgleich sie nur als Schmuck der Frauen sich eignen,
sogar von den Männern für ihre Kostüme gewählt wurden.

Diese Liebe steigerte sich im Laufe der Zeiten bis zur Leiden-
schaft und wurde so mächtig und grassirend, daß die Könige Ver-
bote erlassen mußten, um ihr zu steuern. Doch je strenger und
schärfer diese Edikte austraten, desto mehr wurde der Fanatismus ge-
steigert.

Selbst die geheimsten Kleidungsstücke hat man damals in Frank-
reich und anderwärts reich mit Spitzen verziert. Daher das bekannte
Sprichwort: „Zuerst das Hemd, dann das Wams.“

Die spanischen Damen opferten alles ihrer cabusqua, einem
weißen, aus den feinsten Spitzen bestehenden Kleidungsstück von 600
bis 800 Thaler an Werth.

Elisabeth von England ließ ihre Krausen, Kleider, Hemden,
Hauben u. mit Spitzen ausstatten und hinterließ nach ihrem Tode
nicht weniger als 3000 mit kostbaren Spitzen garnirte Roben. Auch
Karl I. huldigte dieser Leidenschaft. Sogar seine Jagdröcke waren
mit Spitzen verziert. Millionen von Yards (englische Ellen) bestellte
er für seine Kragen und Manschetten. Zu jener Zeit trugen die
Männer sogar breite Spitzen an der Beinbekleidung. Als der zwei-
undzwanzigjährige Cinq-Mars, Günstling Louis XIII., durch Richelieu
dem Schafott überliefert wurde, besaß er über 300 verschiedene
Spitzengarnirungen.

Obgleich im Jahre 1660 ein noch strengeres Verbot gegen die
Spitzen erlassen wurde, hinderte dies doch die Seigneurs keines-
wegs, einen Preis von 13,000 Thaler für Spitzen zu zahlen, welche
zu einem Paar Manschetten, einem breiten Kragen und als Einfas-
sung von einem Paar Stiefeln, also nur als Schmuck eines einzigen
Kostüms, erforderlich waren.

So gab es Manschetten für den Tag, Umschlag-Manschetten
und Manschetten für die Nacht. Letztere wurden aus Valenciennes-
Spitzen gefertigt. Eine geübte Spitzenarbeiterin vermochte täglich
nicht mehr als 35 Centimeter gewöhnlicher Spitzen zu fabriziren.
Für die feineren Spitzen mußte sie ein Jahr zubringen, um 36 Centi-
meter zu fertigen. Daher ist der enorme Preis eines solchen Spitzen-
schmuckes leicht erklärlich.

Man wird sich vielleicht erinnern, daß die Fabrik von Alençon die Pariser Ausstellung im Jahre 1855 mit einer Robe beschiede, welche über 200,000 Francs geschätzt wurde. Napoleon III. kaufte sie für die Kaiserin und diese ließ sie zum Chorrock umgestalten und machte sie dem Papst zum Geschenk.

Wir wollen jedoch nicht ausführlich von der Geschichte der Spitze, sondern zunächst auch von deren Ausführung und von den besonderen Eigenschaften, wodurch ihre verschiedenen Arten sich auszeichnen, sprechen. Unsere kleinen geschichtlichen Notizen sollen nur die große nationalökonomische Bedeutung dieses zierlichen Toilettengegenstandes andeuten.

Die schönsten Zwirnspitzen sind die flämändischen, das Monopol Belgiens, die schönste belgische Spitze ist die Brüsseler. Sie wird mit mehreren Stäbchen und durch die Hände vieler Arbeiterinnen ausgeführt. Jede derselben arbeitet nämlich denjenigen Theil der Spitze aus, den sie am besten zu machen versteht und den sie oft von ihrer frühesten Jugend an geübt. Wer von Ihnen kennt nicht die schöne Brüsseler Spitze, in welcher ein feiner und regelmäßiger Cordonnetstich eine jede Blume umgiebt?

Sehr oft wird von Unkundigen der Point de Bruxelles mit dem Point d'Angleterre, welsch letztere in Brüssel fabrizirt wird, verwechselt, auch der Point d'Angleterre und die Application d'Angleterre kennt man nicht genug. Beide unterscheiden sich dadurch, daß beim ersteren der Fond mit der Hand gemacht wird, während er bei der Applifikation aus Maschinentüll besteht.

Die Malines-Spitzen, die man leicht an dem glatten, die Contouren der Blumen bordirenden Faden erkennt, sind weniger durchsichtig, weniger leicht und schön, aber dauerhafter als die Brüsseler Spitzen und der Preis dieser letzteren ist im Verhältniß zu jenen ein doppelter. Wenn nun auch in Folge dessen vorzüglich die Frauen der Millionäre die Brüsseler Spitzen, die weniger reichen, aber dennoch eleganten Damen die Malines-Spitzen tragen werden, so wollen wir dabei bemerken, daß die Brautrobe der Königin von England mit Volants von Malines-Spitzen garnirt und daß diejenige der Herzogin von Berry gänzlich aus Brüsseler Spitzen, die man Point d'Angleterre nannte, hergestellt war.

Die Valenciennes, weniger schön als die vorigen, sind enger verbunden, sehr dauerhaft und werden fast allgemein getragen. Gleich dem Seidenstoff für alle Klassen der Gesellschaft erreichbar, bedienen sich ihrer Reiche und weniger Bemittelte als Schmuck. Mit ihren theils runden, theils vieleckigen Maschen erinnern sie an die Traditionen der alten Spitzen und sind keineswegs der Mode unterworfen.

Sehr oft wird auch die Lille-Spitze für Valenciennes-Spitze verkauft. Weniger zart und leicht als diese, variirt sie mehr in ihren Dessins und trägt sich sehr gut.

Die vortrefflichste aller Spitzen ist eigentlich die Alençon-Spitze. Point d'Alençon, Caën oder Venise — alle drei gleichbedeutend --

ist italienischen Ursprungs. Er unterscheidet sich von den flandrischen Spitzen dadurch, daß der Fond und die Bordüre mit der Nadel gemacht sind. Deren Blumen werden oft von den Arbeiterinnen mit einem Pferdehaar umgeben und nach Vollendung des Stückes wieder herausgezogen. In Frankreich wurde dieses wunderbare Gewebe durch Gilbert d'Alençon eingeführt. Colbert, welcher sich um die Spitzenfabrikation Frankreichs ein so großes Verdienst erworben, gab demselben einen Vorstoß von 150,000 Pfund, um die erste Spitzen-Manufaktur in seiner Vaterstadt zu errichten. Die Resultate entsprachen den Erwartungen und die Einfuhr von Spitzen aus Venedig, Genua und Flandern wurde fernerhin untersagt.

Der so mühsam mit der Nadel gearbeitete und viel Zeit und Kraft erfordernde Point d'Alençon ist im höchsten Grade eine Luxusspitze. Er besitzt eine große Feinheit des Grundes und eine besondere Varietät und Glanz im Dessin. Wie sehr auch die anderen Spitzen ihm Konkurrenz machen, so bleibt dessen Preis im Vergleich zu den Brüsseler Spitzen noch immer ein sehr hoher. Die zur Zeit so bewunderte Brautrobe der Prinzessin von Orleans war durchweg von Point d'Alençon.

In Frankreich unterscheidet man den Point de France, Point d'Alençon und Point d'Argentan.

Eine der bedeutendsten Spitzenfabriken Frankreichs ist die der Haute-Loire in Belay. Sie datirt aus dem Jahre 1408. Obgleich die Spitzenindustrie dem Lande Wohlstand einbrachte, so wurde dennoch im Jahre 1640 vom Parlament zu Toulouse das Tragen von Spitzen bei einer bedeutenden Geldstrafe untersagt. Die Fabrik stand still und Mangel und Elend suchten das Land heim. Da legte sich der Jesuit François ins Mittel, erlangte den Widerruf des Befehls und der frühere Wohlstand kehrte mit der Spitzenfabrikation wieder zurück. Als der Papst Clemens XII. diesen François kanonisierte, wählten ihn die Spitzenarbeiterinnen in dankbarer Verehrung zu ihrem Schutzheiligen. Die Belaysche Fabrik steht noch heute in voller Blüte.

In keinem Lande ist demnach die Spitzenindustrie heimischer, als in Frankreich und Belgien.

In Spanien gab es wohl früher eine Fabrikation echter Spitzen und Guipüren, wahrte aber nur kurze Zeit und zwar während des 17. Jahrhunderts. Keine Spitze ist mehr imitirt worden, als die spanische Relief-Spitze, Imitationen, welche im Vergleich zu den werthvollen Guipüren früherer Zeiten als Lächerlichkeit erscheinen.

Obgleich die spanischen Spitzen gegenwärtig in der Frauentoilette wieder eine wichtige Rolle spielen, so haben doch die meisten derselben das Land, dem sie ihren Namen verdanken, niemals gesehen.

Schwarze, aus Seide gefertigte Spitzen verlieren oft ihren Glanz und gewinnen das Ansehen von Zwirnsitzen. Dagegen wird niemand über die Blonde in Zweifel sein, die feinste, sowohl weiße als auch schwarze seidene Spitze, deren Blumen von offener Seide und zwar

von glänzenderer, als die Seide des Fonds hergestellt ist. In Spanien bewahren die Frauen die weißen Blondes als Schmuck ihrer Festtoiletten; die schwarzen hingegen gelten bei ihnen als der wichtigste Theil der gewöhnlichen Toilette. Besonders die in Barcelona gefertigte Mantilla-Spitze, die selten ins Ausland kommt, umhüllt oft so geheimnißvoll das Gesicht der Trägerin, daß man nur deren funkelnde Augen bemerkt.

Endlich gelangen wir zu den letzten und zwar zu den Maschinen-Spitzen. Das erste, was die Maschine schuf, war der Tüll, und zwar der Bobbinet, als die vollkommenste Nachahmung des geklöppelten Spitzengrundes. Durch die Jacquardschen Webstühle wurde der Grund gemustert und man unterschied glatten, gestrichten und gemusterten Bobbinet. Nun fertigte man aus verschiedenen brochirten Geweben verschiedene Gegenstände, als Schleier, Schärpen, Shawls 2c. und zwar meistentheils in Schwarz. Vor allem haben die Bewohner von Lyon diese Erzeugnisse vervollkommen, indem sie die von dem Jacquardschen Webstuhl hervorgegangenen Dessins mit der Nadel verzierten und ihnen so die Aehnlichkeit mit wirklichen Handspitzen zu verleihen suchten. Doch bleibt diese Aehnlichkeit immer nur eine trügerische. Welche Anstrengungen man auch auf diesem Gebiete machen möge, die Maschinenspitzen werden niemals die Schönheit und Feinheit der Handspitzen erreichen können.

Noch viel ließe sich über die unzähligen Arten von Spitzen reden, über die originellen russischen und schwedischen, die dänischen und italienischen, die schweizerischen und die kräftigen irischen Spitzen, auch über die aus manchen überseeischen Ländern stammenden, z. B. die eigenartigen mexikanischen und brasilianischen Spitzen, welche letztere große, Sonnen ähnliche Muster tragen. Wir könnten darüber ein ganzes Buch schreiben.

Es sei uns vergönnt, nun von den Erzeugnissen unseres deutschen Vaterlandes zu reden. Auch die deutsche Regierung ist bemüht gewesen, diesen Industriezweig zu heben, um dadurch tausende von fleißigen Frauen und Mädchen zu beschäftigen. Wer kennt nicht in Deutschland den Namen Barbara Ullmann? Sie war es, die im sächsischen Erzgebirge zuerst das Spitzenklöppeln einführte und daselbst unter den armen Frauen verbreitete. Nachdem sie es von einer jungen Flämänderin erlernt, suchte sie diese Arbeit durch deutsche Ausdauer zu vereinfachen. Das Spitzenklöppeln ist ein kunstvolles Verknüpfen und Verflechten von Fäden. Preußen hat seine Spitzenindustrie den Franzosen zu verdanken. Auch in Schlesien ist man bemüht, durch tüchtige, in Brüssel angeworbene Lehrerinnen die Spitzenarbeit einzuführen. In Sachsen und Böhmen werden besonders sehr viel geklöppelte Spitzen gefertigt. Sachsen aber ist vor allen das Land der Spitzenfabrikation, es liefert nicht nur grobe, sondern auch sehr feine, schöne und werthvolle Spitzen. Sogar in Frankreich stehen die sächsischen Spitzen gegenwärtig in hohem Ansehen und werden in den dortigen Modejournalen sehr oft als

Schmuck der Roben empfohlen und angepriesen. Man behauptet dort, daß sie viel Aehnlichkeit mit den brabantischen Spitzen haben.

Mignon de l'Enclos sagte, es bedürfe eines gewissen Studiums, um Spitzen zu tragen. Deshalb dürfen wir uns nicht wundern, wenn wir zuweilen bei unserer Frage nach Spitzen in dem betreffenden Magazin von dem Verkäufer gefragt werden, zu welchem Zweck wir dieselben wünschen. Dürfen wir doch voraussetzen, daß dieser darin die nöthige Kenntniß und vor allem Geschmack besitzt. Denn es ist ein großer Unterschied zwischen der Spitze, mit der sich ein junges Mädchen und eine junge Frau, und derjenigen, mit welcher sich eine Dame in reiferem Alter schmückt. Die Lebensstellung der betreffenden Person, ihr Alter, der Ernst oder die Feinheit ihrer Züge, ihre ruhige oder ihre bewegliche Haltung, alles dies wird hierbei in Frage gestellt. Eine Frau von 25 Jahren und mit lebhaftem Temperament würde ein sehr sonderbares Aussehen gewinnen, wenn sie sich mit den breiten venetianischen Spitzen, den haut-reliefs, welche in alten Zeiten die Galakostüme der Männer bereicherten, schmücken wollte.

In der gegenwärtigen Zeit, wo man so gern zu den Modellen der Alten zurückzukehren pflegt, wo die Spitzennäherinnen unter den Namen der Cluny-Spitzen die alten Muster so geschickt wiederzugeben vermögen, ist es wichtiger als jemals, mit der Spitze als Schmuck der Frauenkleidung sich zu beschäftigen. Doch den Charakter der ehemaligen Männer- und Frauenspitzen wieder zu erkennen, wird einer Frau, welche nur einigermaßen Geschmack besitzt, sicher nicht schwer werden, sie wird für ihre Toilette stets die passendsten zu wählen verstehen.

Es giebt Spitzen für alle Saisons, für die verschiedenen Tageszeiten, für jede Kleidung und für jedes Alter.

Bereits während der Regierung Ludwigs XV. bezeichnete man die Points d'Alençon und die Points d'Argentan, wegen ihrer strengen Regelmäßigkeit, als Winterspitzen. So giebt es Morgen- und Abendspitzen. Die Valenciennes mit ihrem feinen, durchsichtigen Fond sind für Negligéeroben bestimmt. Schmale Spitzen gelten als Garnirung der Coiffuren, der feinen Wäsche; grobe oder starke Spitzen, auch Guipüren als Verzierung der zum gewöhnlichen Gebrauch dienenden Kleider.

Handelt es sich aber um Promenaden-, Besuchs-, Stadt- oder Balltoiletten, dann ist die Wahl der Spitze von höchster Bedeutung, dann muß man wohl in Betracht ziehen, welche Stoffe die Spitze als Schmuck heben soll, ob Musselin, Alpaka, Kaschmir, Seide, Atlas oder Sammet, man muß wohl darauf achten, welche Spitze ernst oder leicht, welche sehr durchsichtig oder sehr dicht ist, die flachen oder die reliefartigen Stiche derselben, die zarten Entre-deux unterscheiden, überhaupt dieselben den betreffenden Stoffen richtig anzupassen verstehen.

Für runde Schultern gilt eine glatt aufgesetzte Spitzenborde,



Chiemsee (Frauenvörth).

1003

für edige dagegen eine gefältelte, denn es versteht sich von selbst, daß die erstere bestimmt ist, das durchschimmern zu lassen, was sie bedeckt, und die plissirte oder gefältelte, die etwaigen Mängel zu verbergen. Ebenso ist es nicht rathsam, an einem fleischigen Handgelenk die Spitzenmanschetten reichlich zu fälteln, während das Gegentheil eine reiche Spitzengarnitur erfordert. Für Coiffüren einer im Alter vorgeschrittenen Dame vermischt man die Spitzen mit Musselin und mit Schleifen; doch den Hut oder die Haube einer jungen Frau ziere eine breite, nur wenig gefältelte und rückwärts über den Chignon fallende Spitze.

Halstrausen, Kermel, Volants und Tunitagarnitungen in hellen Farben bestimmen weiße, duftige Spitzen, wie z. B. Bruges=Spitzen und ähnliche mehr; dunkelfarbige Stoffe dagegen schwarze Spitzen, wie Chantilly=, Caen= oder Bayeux=Spitzen. Chantilly=Spitzen werden auch meist unter diesem Namen in den Calvados fabrizirt. Schwarze und weiße Blondes gelten als Schmuck der Fichus, der Mantillen und Umhänge. Ein Shawl von Chantilly=Spitzen eignet sich nur für Sommertoiletten, sowie im Frühling und Herbst, wenn die Temperatur weder zu warm noch zu kalt ist; bei kaltem Wetter erscheint die Wollspitze und die Woll=Guipüre wieder als eine kostbare Ausstattung der weiblichen Kleidung.





Eine Fächerplauderei.

Von A. Ed. Volger.

„Der Fächer — ein Scepter in der Hand der Frau!“ Wie oft mag dieser unsterblich gewordene Ausspruch eines geistvollen, galanten Kavaliers aus längst gewesener Zeit noch heute von unserer Herrenwelt bestätigt werden. Wie oft mag beim Gedenken an diese Worte ein sonniges, strahlendes, triumphirendes Lächeln über ein jugendfrisches oder alt gewordenes Frauenantlitz ziehen — denn, wie recht hatte jener! Welche Frau wüßte es nicht, daß sie in ihrem Fächer eine Waffe, einen Schutz, ein köstliches Hilfsmittel für jede Situation des gesellschaftlichen Lebens besitzt. Denn, Hand aufs Herz, haben wir nicht alle mit glühendem Eifer der Kunst nachgespürt, wie man den Fächer grazios, elegant und vornehm regiert? Haben wir nicht mit einer bald fieberhaften Spannung, in welche gar schnell sich manch ein Atom Neid mischte, die Königinnen der Salons beobachtet nur daraufhin, ihnen die Fertigkeit, welche sie in der Handhabung der Fächer besitzen, abzulauschen?

Sei der Fächer in unserer Hand nun blumengeschmückt, oder aus kostbarem, eiselirtem, edlem Metall, sei er aus duftendem Sandelholz oder aus Schildkrot und Perlmutter, was läßt sich nicht mit einer einzigen Bewegung desselben ausdrücken! Wohlwollen, Freundlichkeit, Entgegenkommen und zarte Scheu, Schelmerei, Mißfallen, Zorn, Zurückweisung, Schmachten und Erhöhung und eisige, tödtliche Kälte, alles — alles! Und — wie wunderbar! — diese stumme Sprache, dieser Wink mit dem Scepter wird verstanden auch ohne das geringste Vorstudium dieser exklusiven Wissenschaft. Was für merkwürdige, absonderliche Entdeckungen kann man machen, wenn man eine Fächerstudie als Hauptnummer auf das Unterhaltungsprogramm eines einzigen, im Ballsaal zu verlebenden Abends stellt. Manchmal ist das, was man da im Zuschauen durchlebt, unglaublich und dabei so wunderbar fesselnd. Wie unruhvoll z. B. drehte sich bis zu einem gewissen Augenblick jenes goldblonde, mit einem Gewinde von Moosröschen geschmückte Köpfchen nach dem Saloneingang! Schier angstvoll fest hielten die schlanken Hände den duftigen weißen Fächer umschlossen! Da — gerade, als zwischen den hochgehaltenen, purpurnen Thürbehängen die stattliche Gestalt eines jungen Kriegsgottes in Dragoneruniform auftaucht, da rauscht, wie hörbares Herzklopfen, der Fächer auseinander und verbirgt ein erglühendes Mädchenantlitz. Warum nur gerade in dem Augenblick, wo er, der für sie unverkennbar Herrlichste von allen, der längst Ersehnte, nun da ist? Ach, ich fange an zu begreifen! Jetzt deckt der in unaufhörlich schnelle Bewegungen gesetzte Fächer nur die eine Hälfte des rosig leuchtenden Gesichtchens — just die nach der

Portiére gewandte, aber das bisher stumme Mündchen sprudelt — ihrer Nachbarin gegenüber — schier über in Redefeligkeit, so daß sie es gar nicht einmal bemerkte, wie der schlaune Lieutenant in blauer Uniform, unentwegt nach ihr hinblickend, jetzt dicht vor ihr steht, bis eine sonore, warm klingende Männerstimme fragt: „Mein gnädiges Fräulein?“ Da gleitet der Fächer langsam in ihren Schoß, und zwei schelmisch erstaunte, das süße Geheimniß aber dennoch gar ver-rätherisch ausplaudernde Blauaugen blicken ihn scheinbar überrascht an. Gar bald wird der Fächer wieder mit leisem, lindem und schnellem Wehen in Bewegung gesetzt, verbirgt ihr sonniges Lächeln und den stolzen, das eine Wort „mein“ wiederstrahlenden Blick und trägt dabei mit seinem sanften Flügelsschlage das berauschende Glück, sich nahe zu sein, von ihm zu ihr — hin und her. —

Dort drüben wieder ein Fächerpiel! Das bewegt sich in kühleren Regionen. Eine Generalswittve, jung und schön — und eine diplomatische Erzcellenz — berühmt und vornehm! Badebekanntschaft — Ehescheue — Zwei, die böse Erfahrungen aus der ersten Ehe hinter sich haben. So jagt man! Sollte man sich etwa täuschen? Denn einer „Badebekanntschaft“ gegenüber verschwenden Sie, meine Gnädigste, — pardon, Ihr Fächer, wollte ich jagen! — zu viel Huld. Rrrrrrausch — auf! — Lächelnd, einige Worte flüsternd, beugt er sich über die Lehne ihres Fauteuils — so tief herab, daß ihr duftendes Haar seine Wange berührt und der leicht schaukelnde Fächer ab und zu sein Antlitz verdeckt. Um seinen feingeschnittenen Mund erscheinen allerhand Sprühseufselchen, einer, der Humor, und viele, die Ironie heißen können.

Rrrrrrrrausch — zu ist der Fächer, und ein schneller, verweiser, dabei doch so eigen fragender, fast banger Blick trifft den mit vornehmen Orden geschmückten Mann. Jetzt: Rrrrrrrrausch — pfeilschnell faust der zierliche, sich zu einem vollen Halbrund ausdehnende Fächer auseinander, ein ablehnender, verabschiedender Wink mit ihm, ein den Saal durchstreifender, an dem sie ausdrucksvoll ansehenden Mann vorbeihuschender, gleichgiltiger Blick — — also doch wohl nur eine jener vielen, zum Amüsement und guten Ton gehörigen Badebekanntschaften! Ja, ich würde es selbst glauben, wenn mich die Hände, die den jetzt im Schoße ruhenden Fächer halten, nicht eines Anderen belehrten. Sie beben, und leise raschelnd in unruhvoller, nicht beherrschter Hast klappt der Fächer auf und zu, zu und auf. Rrrrrrrrrrausch wieder deckt er das erregter werdende Antlitz. Endlich, mit einem jähen Ruck dreht sie den Sessel, um sofort tief erschrocken in sein sie unverwandt beobachtendes Augenpaar zu blicken.

Rrrrrrrrausch — rrrrrrrrausch — rrrrrrrrausch — es ist eine seltsam hastige Weise, die der schnell auf- und zusliegende Fächer jetzt summt, und gar eigene Worte müssen es sein, die währenddeß aus dem Munde des stolzen, stattlichen Mannes in ihr Ohr klingen! Dann fliegt der Fächer wieder auf und ruht nun unbeweglich in ihrer Hand, genau so lange, wie der Athem in ihrer Brust zu stocken scheint. Ein leises Zucken der Schultern — ein leuchtendes Anblitzen aus den dunklen

Augen — rrrrrrasch — rrrrrrasch! — Mein Himmel! Das, was der Fächer da schüttelte, hieß ja „nein“, so deutlich „nein“, als ob sie es laut gerufen hätte! Da, ganz leise, leise schnurrt der Fächer zusammen, sinkt sacht, wie kampfesmäde, in den Schoß, und das ernste, stolze Antlitz der Generalswittve blickt so anders, als vorher in die üppige Pracht des Ballsaals, so mädchenhaft sinnend, so selbstvergeben, so eigen seltsam! Seltsamer aber noch erschien es mir, daß das „nein“ ihn so anders, als ich gedacht, verändert hatte. Straff emporgerichtet, dicht an ihrer Seite stehend, sah er auf sie herab, so, als wolle er sie mit seinem Blick umfassen. Langsam glitt der Fächer aus ihrer Hand zu Boden. Schnell neigte er sich, ergriff ihn, überreichte ihn und hielt ihn zögernd fest — rrrrrrasch — und der barmherzige Fächer deckte ein wechselnd von Blut und Blässe überhauchtes Gesicht, aber ich hatte doch in den beiden Augenpaaren deutlich lesen können, daß das „nein“, welches vorher der Fächer gekündet, für sie doch ein „ja“ bedeutete. Wahrlich! Nicht nur der Frau, sondern auch dem losesten aller Götter, dem pfeileversendenden Amor scheint der Fächer als Scepter zu dienen.

Zu welcher reizender, ungestörter Zwiesprache aber verhilft der himmelblaue, riesengroße, nur mit einem schmucken Nestchen voll kleiner Paradiesvöglein geschmückte Fächer den beiden lustigen Backfischchen! Wie sie lichern und mit Mund und Augen lachen! Wie sie erst erwartungsvoll, dann neugierig spottend hinter ihrer unbeweglich und unverrückbar festgehaltenen Schutzmauer von himmelblauem Crêpe hervorlugen! O, Ihr, Ihr! Kühn behaupte ich's, Ihr macht Euch über die ganze illustre Gesellschaft hier lustig! Eure schnellen, spizen Zünglein verschonen weder die steifen, würdevollen Geheimräthe, noch den neuesten Stern am Kunsthimmel, die seidenumrauschte, brillantfunkelnde Primadonna, Euch amüsiren die ernstesten Gelehrten, die ab und zu im würdevollen schwarzen Gewande hier auftauchen, eben so sehr, wie ihre Halbbrüder, die Dichter und Künstler, welche, von den Strahlen ihres Ruhmes umleuchtet, einherwandeln. Das größte Feld natürlich liefern für die bewußten Zünglein die zahlreichen in Uniform und Civil erschienenen Tänzer. Ihr beiden, Ihr habt den Fächer wahrhaft praktisch, herzerquickend, natürlich verwandt! —

Rrrrrrasch — rascht's da dicht neben mir! Dann klirr's und biegt's und bricht's, leise tönend gleiten kleine Perlmutterstückchen, ein zerbrochener Fächerstab, zur Erde. Man meint fast, es wären viele hundert Thränen, so blitzen und funkeln sie! Dicht neben mir steht eine imponirende Frauengestalt, in ihrer Hand sehe ich krampfhaft festgehalten die Fragmente eines seidenen, mit köstlichen Perlen verzierten Fächers. Ihr wie athemlos gepreßter Blick ruht starr auf — ah — auf dem Gemal. Was war's doch, was man längst schon flüsterte? Allerhand! Man sprach von bitterbösen Scenen, vom Nichtsüreinanderspaffen der Weiden, auch davon, daß er eine Liaison — oder eine Passion habe; aber auch davon hatte man gesprochen, daß sich die Weiden, die jetzt nicht für einander paßten, leidenschaftlich

geliebt hätten, daß sie um das Glück, sich angehören zu dürfen, schwer hätten kämpfen müssen... Dort drüben, halb verdeckt von üppigen Orchideen, küßt er seiner Dame mit sprechendem Blick die Hand, umschlingt sie dann und verschwindet in den Reihen der Tanzenden. Neben mir knirschen die Perlmuttercherben des zerbrochenen Fächers unter ihren Füßen, und eine glockenreine, aber auch kalt wie Erz klingende Stimme beantwortet mit lächelndem Munde gesellschaftliche Phrasen, während ihr Blick brennend, unablässig einer hohen dunklen Gestalt folgt. Ja, auch das Herz, welches unter gleißendem Prunkgewande klopft, hat sein Golgatha.

Was alles noch könnten mir die Fächer verrathen, die ringsumher winken und kokettiren, rauschen und wehen, die in grazioser Bewegung und noch grazioserer Lässigkeit in den Händen schöner Frauen ruhen!

Jene holdselige Fatma, die Königin eines Harems, welche in alterthümlicher Zeit einmal, verleitet durch glühende Hitze im Festsaal, ihre Maske abnahm und sich damit Kühlung zusüßelte, ahnte wohl nicht, daß sie mit dieser That die Schöpferin eines über die ganze Welt verbreiteten Fächerkultus werden würde. Die Idee, die Gesichtsmaske als Kühlungs- und Luftspenderin zu benutzen, gefiel dermaßen, nicht nur den morgenländischen, sondern allen Damen, daß aus ihr unser Fächer erstand. Natürlich wurde er im Laufe der Zeit veredelt und zivilisirt und ist jetzt als ein lohnendes Industrie- und vornehmes Kunstprodukt nicht nur eine Zierde des Salons, der Bälle und Wintervergnügungen, nein, er hat sich längst eine dominirende Stellung auf der Promenade, bei Spazierfahrten, im Theater, bei Besuchen, ja sogar als Begleiter bei Geschäftswegen errungen. Wechselnd, wie der Zweck, dem er dient, ist auch sein Aeußeres. Daran nicht genug, auch in unsere Wohnräume hat er sich, und wohl für lange, lange Zeit Eintritt erobert, und wahrlich zu unserer Freude! Mit Entzücken sieht man ihn in allen erdenklichen Formen und Farben unser Heim schmücken. Schöpferische Phantasie und kunstgeübte Hände haben es verstanden, aus Plüsch, Seide, Rohr, Papier u. s. w. Zierrathe zu erschaffen, welche nothwendig zur Harmonie des Ganzen zu gehören scheinen. Nirgend drängt sich der Fächer als ein überflüssiges Prunkstück auf, überall, wo er mit Geschmack angebracht ist, scheint er eine vollkommene Daseinsberechtigung zu haben, sei es nun, daß er, halb in den Falten verborgen, die Portiären oder Uebergardinen zusammenzuhalten oder zu raffen scheint, oder daß er, einstmals als einfaches, gebleichtes „Palmblatt“, jetzt aber kunst- und geschmackvoll mit Gold- und bunten Seidenfäden bestrickt, einen leuchtenden Hintergrund für das vornehme, farblose Makartbouquet bildet, oder daß er, aus kostbaren und einfachen Stoffen hergestellt, als Photographieständer oder Zeitungshalter dient.

Als Schluß meiner Fächerplauderei noch einen Rath an meine verehrten Leserinnen: Gebraucht den Fächer als Scepter mit eben so weiser Mäßigung wie Ihr ihn als Schmuck und Zierde Eures Heims verwendet! In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister!

Der Brief.

Von Georges Ohnet. — Aus dem Französischen von Ludwig Wesker.

Das Trompetengejchmetter der Chinesen tönte über die Abhänge von Lang-Son hin. Die von den Gewehrjälven herrührenden leichten Rauchwolken stiegen in die von der Sonne durchglühte Luft empor. Der Donner der Kanonen ward immer häufiger und die Regereserven hartten ungeduldig des Augenblicks, da sie in Thätigkeit gesetzt werden sollten. Hinter einer leichten Erderhöhung setzte sich soeben eine Compagnie Marineinfanterie in Bewegung und die auf dem Rande der Böschung postirten Offiziere beobachteten aufmerksam das Vorwärtsdringen, das sich langsam, aber stetig vollzog.

Kein Wort wurde in den Reihen der Soldaten gewechselt, die dem Kampfe entgegengingen: es war das die schicksalschwere Ruhe von Menschen, die entschlossen sind, ihrer Pflicht heroisch Genüge zu leisten. Nur ein einzelner Soldat, der sich etwas verspätet hatte, kam eilig dahergerannt und in seine Reihe tretend, wandte er sich athemlos an seinen Nebenmann:

„Guillot, die Post aus der Heimat ist angelangt; darunter auch ein Brief für Dich.“

„Ein Brief?“ fragte der Soldat zitternd vor Freude. „Wo ist er?“
„Beim Wagenmeister.“

Der Soldat wandte sich bittenden Blickes zu dem Lieutenant, der diese Abtheilung befehligte.

„Holen Sie sich ihn“, sagte der Offizier und leise fügte er hinzu: „Armer Teufel; wenn ihm die Chinesen den Kopf wegschießen werden, so wird er vorher wenigstens Nachrichten von seiner Familie erhalten haben.“

„Halte mir meine Flinte, Boulanger . . . Ich bin sofort wieder retour.“

Und flüchtigen Fußes eilte er zu den Zelten.

Guillot und Boulanger waren die beiden Unzertrennlichen. Der erstere war aus Yvetot, letzterer ein gebürtiger Pariser. Auch sonst bildeten sie sowohl dem Aeußeren, als auch ihren Eigenschaften nach den größten Gegensatz zueinander. Der Normanne war blond, langsam, sanft und unterwürfig, der Pariser braun, lebhaft, heftig und widerspruchsvoll. In das Regiment waren sie an einem und demselben Tage eingetreten und Boulanger hatte sofort ein Vorurtheil gegen Guillot gefaßt. Dieser blonde, rothbäckige Mensch mißfiel ihm: er wollte keine schwarze Melancholie an der Seite seiner rosigten Heiterkeit. Als der Pariser am ersten Abend des Beisammenseins nach einem lustigen Abschiedsfest von den alten Bekannten in den Wirthshäusern zu Brest den Yvetotesen bereits im Bette antraf, rief er aus: „Oh, sehet den Dudmäuser! Dem müssen wir etwas Leben einblasen . . .“

„Kameraden, quält mich nicht“, sagte Guillot mit seiner melodischen Stimme; „ich habe viel Leid und Kummer . . .“

„Darum hast Du also auch nichts beigesteuert zu dem Ausgang der Korporale und Sergeanten? Na warte, das sollst Du eingetränkt bekommen!“

Und im Moment hatten die Leute das Bett umgestürzt und der Normanne befand sich im bloßen Hemde inmitten des kalten, großen Raumes. Man faßte ihn bei den Armen, — er schien sich nicht zur Wehr setzen zu wollen. Verständnißlos blickte er die Kameraden an, die, ihre groben Schuhe in die Hände nehmend, ihn nichts gutes verkündend umringten. Inzwischen hatte Boulanger mit dem Fuße die auf den Boden gefallenen Decken zur Seite geschoben und dabei unter dem Kopfstissen ein kleines Bierdeck aus hartem Karton gefunden, welches er lachend aufhob, um dann spottend auszurufen:

„Oho, eine Photographie! Gelt, Deine gute Freundin, Guillot?“

Und dabei hielt er ihm das Bild lachend unter die Nase.

Der Normanne wurde bleich, seine Augen versanken hinter den dichten Brauen und eine ungestüme Bewegung machend, die ihn von seinen Angreifern befreite, stürzte er sich auf den Pariser, den er mit einer Hand in die Höhe hob, während er ihm mit der andern die Photographie entriß. Ergrimmt warfen sich nun die andern auf ihn. Er schüttelte sie von sich, wie ein Eber die Hunde von sich schüttelt. Es entwickelte sich ein erbitterter Kampf. Die schweren Fäuste des erbitterten Ivetotesen fielen gleich Hämmern nieder. Zene waren zwölf an der Zahl und vermochten seiner nicht habhaft zu werden. Endlich ergriff der Pariser eines der Wandbretter, auf welchem verschiedene Gegenstände aufbewahrt wurden, und dasselbe fluchend um sich schwingend, wollte er damit den Fremdling niederzuschlagen, der so schwer zu erzürnen, einmal aber in Wuth gebracht, nicht zu bändigen war. An der Stirne getroffen, brach Guillot zusammen. Ernüchtert hielten die Angreifer inne. Ueber das Gesicht des Normannen rann das Blut.

„Großer Gott“, sagte Boulanger, indem er das Brett von sich warf, „ist er todt?“

Und ebenso schnell bereit, ihm beizustehen, als ihn niederzuschlagen, hob er den armen Menschen auf, legte ihn auf sein Bett und wusch ihm das Gesicht mit frischem Wasser. Wenige Augenblicke später kam Guillot zu sich und seinen Gegner erkennend, sagte er mit leiser Stimme:

„Ach, Pariser, Du hast mich schön zugerichtet! Und ich habe Dich doch nicht beleidigt“

Dabei versuchte er mit der Hand unter das Kopfstissen zu greifen.

„Suchst Du dies?“ fragte Boulanger, ihm die Photographie reichend, auf welche ein Blutstropfen gefallen war.

Guillots Antlitz erhellte ein Lächeln.

„Ja“, sagte er, „ich danke Dir.“ Dann fügte er hinzu: „Das Bild ist mir sehr werth . . . es ist das meiner Braut . . .“

„Schlase, mein armer Kamerad“, sagte der Pariser sanft, „und verzeihe mir . . .“

Die Soldaten legten sich nieder, nur Boulanger verbrachte die Nacht am Lager des Verwundeten.

Fortan liebten sich der Pariser und der Normanne wie zwei Brüder. Guillot erzählte Boulanger, daß er die schöne Madeleine, die Tochter von Meister Zephyre, dem Pächter von Bosc-Mesnil, liebe. Sie hatte versprochen, auf ihn zu warten, obschon er nur der Sohn eines einfachen Maurers war. Sie schrieb ihm fleißig und wenn der Wagenmeister rief: „Guillot, ein Brief!“ so wurde der Normanne bleich vor Freude; er schloß sich ein, um die kostbaren Zeilen zu lesen, und wenn er sich an denselben lange genug ergötzt hatte, rief er seinen Freund, um mit diesem die Briefe nochmals durchzulesen.

Dank den Schilderungen, die Guillot von seiner Heimat, seinen Freunden, von seiner Familie entwarf, kannte der Pariser diesen Winkel der Normandie so genau, als hätte er dort gelebt. Den von Yvetot nach Bosc-Mesnil führenden Weg hätte er auch bei Nacht gefunden. Er folgte Guillot auf demselben in das goldig schimmernde Weizenfeld, auf die üppigen Wiesen, auf welchen die Thiere weideten. Er sah den Pachtthof mit seinen Gebäuden und den blauschimmernden Weiber, wo sich die beiden jungen Leute an einem schönen Sommerabend ewige Liebe und Treue geschworen. Gleich seinem Freunde war auch er eifersüchtig auf den Better Madeleines, den Fleischhacker Dumontier, der dem jungen Mädchen den Hof machte. Und wenn er Guillot sorgenvoll und schweigsam, den Blick ins Leere gerichtet, dastehen sah, rief er aus: „Ich nehme nächstens Urlaub, um diesem vermaledeiten Metzger die Hirnschale einzutreiben.“

So waren achtzehn Monate verflossen, als sich eines Morgens die Nachricht verbreitete, das Bataillon solle nach Tonking versetzt werden. Dies war ein Donnererschlag für Guillot. Frankreich verlassen, bedeutete für ihn die Entfernung vergrößern, die ihn von der Geliebten trennte. In Brest war er auch schon fern von ihr und dennoch hatte die Luft, die er einathmete, vielleicht Bosc-Mesnil berührt und brachte ihm den Duft der dort blühenden Apfelbäume mit. Aber über das Meer gehen, eine andere Welt aufsuchen, — das war das Vergessen, das war der Tod. Es blieb ihm gerade noch so viel Zeit, seinen Vater noch einmal zu umarmen. Und in einer letzten Umarmung, mit einem letzten Kuß hatte er von Madeleine das Versprechen unerschütterlicher Treue erhalten. Damit war er zu seinem Regiment zurückgekehrt, traurig, aber ruhig, und hatte mit seinem Freunde das Schiff bestiegen.

Und seit einem Jahre hatte er in einem verzehrenden Klima, in den Sümpfen und Bergen, bei Tag und bei Nacht tapfer, doch ohne Erbitterung, gekämpft. Er war von keinem jener rasenden Anfälle heimgesucht, die sich des Parisers häufig bemächtigten und gewöhnlich ein Blutbad herbeiführten. Er vertheidigte bloß sein Leben, welches Madeleine gehörte.

Während der ersten Monate schrieb ihm das junge Mädchen

regelmäßig; dann aber wurden die Briefe seltener. Und nun vergingen Wochen, ohne daß Guillot etwas erhielt. Von Tag zu Tag wurde er finsterner. Boulanger, der der Spaßvogel der ganzen Compagnie war, strengte sich vergebens an, um den Freund etwas zu erheitern. Der Normanne hielt sich abseits von den anderen, düster, niedergeschlagen, als hätte er ein Vorgefühl, daß sich etwas für ihn schreckliches vorbereite und zwar tausend Meilen weit von ihm, am Ufer des rauschenden Stromes, unter den hohen Eichen, in einem lachenden Pachtthofe, wo er von einem glücklichen Leben geträumt hatte. Er aß wenig, sprach nichts, hielt sich schlecht und bereitete Boulanger ernstliche Unruhe. Und all' dies nur, weil ein sehnlichst erwarteter Brief nicht anlangte.

Doch endlich war er angelangt! Und der entzückte Pariser vergaß ganz, daß einige hundert Meter von ihm eine blutige Schlacht geschlagen wurde; er lachte, plauderte und scherzte mit all' seinem frühern Uebermuth. Von weitem erblickte er seinen Freund, der langsam daherkam. Er ging ihm entgegen.

„Nun, hast Du den Brief?“

„Ja . . . Doch ist er nicht von Madeleine, sondern von meinem Vater . . . Und wirst Du es glauben? . . . Ich habe nicht gewagt, ihn zu öffnen!“

Seine Augen drückten eine solche Angst aus, daß der Pariser ganz verwirrt wurde.

„Mache keine Dumtheiten“, sagte er endlich; „sondern beeile Dich, denn der Tanz wird gleich losgehen.“

Guillot stieß einen Seufzer aus; mit einer ungestümen Bewegung riß er den Umschlag auf und sich auf einen Stein setzend, begann er zu lesen.

Inzwischen war der Kampf mit verdoppelter Hestigkeit fortgesetzt worden. Die „Himmlichen“ waren die Angreifenden geworden und unter lautem Geschrei drangen sie vor. Ein Mandarin zu Pferde leitete den Angriff und die Luft war so klar, daß man trotz der Entfernung die goldenen Rigen unterscheiden konnte, mit welchen seine Uniform benäht war.

Langsam ließ der Normanne die Augen über die großen Buchstaben der väterlichen Schrift hingleiten und las halbblaut:

„Mein lieber Sohn! Ich bin gesund und hoffe, daß Dich diese Zeilen auch gesund antreffen werden. In Boze-Mesnil sind Dinge geschehen, von welchen ich Dir Mittheilung machen muß, denn es wäre Deiner nicht würdig, wenn Du noch weiter an die Tochter von Meister Zephyr schreiben würdest. Sie hatte keine Geduld, auf Dich zu warten und hat ihren Vetter Dumontier geheiratet. Nimm Dich zusammen, mein armer Junge, und sei vernünftig.“

Das Papier entglitt den zitternden Fingern des Soldaten und fiel auf den Sand. Guillot stieß nicht einmal einen Seufzer aus. Er wurde nur sehr bleich, der Schweiß trat ihm auf die Stirne und seine Augen öffneten sich weit, wie angezogen von einem Schauspiel,

von welchem sie sich nicht losreißen konnten . . . Wie in einer Vision tauchte die kleine Kirche des Dorfes, umrahmt von dem dunklen Grün der Eichen, vor ihm auf. Leuchtende Sonnenstrahlen fielen in den Kirchhof, die Glocken läuteten und auf dem Wege von Yvetot kam ein fröhlicher Zug daher. An der Spitze desselben schritt ein junges, weißgekleidetes Mädchen am Arm seines Vaters einher. Sie war blond und rosig und die blauen Augen strahlten vor Freude. Dann kamen die Freunde und Verwandten; die jagten: „Ein beneidenswerther Patron, dieser Guillot! Nun hat er sie doch geheiratet, die er liebte! Er hat es aber verdient, der wackere Junge. Er ist als Sergeant und mit der Tapferkeitsmedaille aus China zurückgekommen!“ Durch die große, offene Thür wurde plötzlich das beleuchtete Chor sichtbar, der Priester stand hinter dem Altar und das vom Schulmeister gespielte alte Harmonium ertönte. Die Paare traten langsam ein und der Weg lag wieder einsam da . . .

Angstvoll strich sich der Soldat mit der Hand über die Stirne; er meinte die verworrenen Stimmen jener zu hören, die ihn riefen. War denn nicht er der Bräutigam? Was machte er denn da so unbeweglich, während Madeleine bereits in der Kirche war? Er erhob sich und plötzlich erwachte er zum Bewußtsein der Wirklichkeit. Einige Schritte von ihm entfernt, bemerkte er seine schweigsamen Kameraden. Statt des Hochzeitszuges, sah er die Kanonenschlünde vor sich; er sah sich fern von den Seinen, verlassen, verloren und es schien ihm, als öffnete sich vor ihm ein tiefer, schwarzer Abgrund, in welchen er nurmehr sein Leben zu werfen hatte.

* * *

In das Gebäude der eroberten Festung, in welchem die Verwundeten untergebracht wurden, war auch Guillot getragen worden. Mit bleichem Gesicht lag er auf einem Lager von Maisblättern. Neben ihm saß Boulanger und hielt seine Hand gefaßt. Dieser hatte den Freund am Fuße der Verschanzungen aufgerafft, die er ganz allein, wie von dem einzigen Bestreben geleitet, getödtet zu werden, angegriffen hatte. Der Arzt hatte die Wunden des Normannen untersucht und dann leise den Kopf geschüttelt.

Der Pariser wandte sich ab, um seine Thränen zu verbergen. „Wir müssen Abschied von einander nehmen, alter Freund“, sagte der Verwundete mit pfeifender Stimme.

„Hör' auf, Du wirst Dich schon erholen!“

Guillot lächelte traurig:

„Nein, ich werde sterben . . . und ich wollte sterben.“

„Ach, mein Gott“, schluchzte Boulanger, „ich habe ja gesehen, daß Du Dich wie rasend geberdest . . . Was stand denn in diesem verdammten Briefe?“

Der Verwundete zog ein zerknittertes und blutgetränktes Papier unter der Uniform hervor.

„Lies — —“

Der Pariser trocknete sich die Augen, um besser sehen zu können; dann stieß er einen Schrei aus:

„Ah! Die Spizbübin!“

„Nein!“ sagte der Normanne, „verurtheile sie nicht. Wir müssen nachsichtig sein. Erwäge, ich war zu weit weg von ihr. Konnte sie wissen, ob ich jemals wiederkehren würde? Nun ist sie verheiratet . . . und ich wollte nichts weiter, als daß sie glücklich sei . . . Wenn sie ahnen würde, daß ich ihr ethalben gestorben sei, so würde ihr dies jedenfalls Schmerz bereiten. Versprich mir, daß sie es niemals erfahren wird“

Der Pariser unterdrückte gewaltsam sein Schluchzen und antwortete nicht.

„Versprich es mir“, drängte Guillot in schmerzlicher Erregung, und ich werde ruhig sterben können.“

„Ich verspreche es Dir!“

Der Verwundete hatte ein freundiges Lächeln; er stieß einen leichten Seufzer aus und verschied.

Wahnsinnige Spieler.

Aus den Aufzeichnungen eines Arztes.

In den letzten Jahren meiner Wirksamkeit an der Pariser Klinik erhielt ich den Auftrag, einen Bericht über die Einrichtung einer Irrenanstalt zu verfassen, die sich auf der pittoresken Halbinsel Rhuy im Morbihan befand. Ich sollte den Auftrag infognito ausführen. Demzufolge stellte ich mich dem Leiter der Anstalt nicht als der mit außerordentlichen Vollmachten ausgerüstete offizielle Abgesandte, sondern bloß als einfacher Reisender vor, den nur die Wißbegierde leitet. Ich war damals noch jung und eine langjährige Praxis hatte meinem Gesichte noch nicht den Stempel meines Berufes aufgedrückt.

In völliger Unkenntniß meines „Charakters“ betraute der Direktor, statt sich mir persönlich zur Verfügung zu stellen, eine Person, die selbst unter der Obhut des Instituts stand, damit, mir als Führer zu dienen. Der Mann, dessen Wahnsinn sich in keinerlei äußerlichen Anzeichen offenbarte, ließ mich die Baulichkeiten in all' ihren Details besichtigen, unterrichtete mich mit größter Präzision über alle Vortheile und Mängel des Instituts und führte mich schließlich in den Garten, in welchem sich seine Leidensgenossen befanden. Einige ruhten im Schatten der Kastanienbäume, andere waren in die Betrachtung des Ozeans versunken und noch andere beschäftigten sich mit Gartenarbeiten. Alle aber schienen mir ruhig und süßsam zu

sein. All' diese Unglücklichen, die sich vereinzelt in der Gesellschaft nicht hätten behaupten können, erweckten in diesen gleichsam instinktiv gebildeten Gruppen den Anschein, als führten sie eine vollkommen vernünftige Lebensweise.

Meine besondere Aufmerksamkeit erregte ein etwa fünfzigjähriger Mann mit ruhigem und stolzem Gesicht, der abseits von den anderen auf einem Rasenflecken lauerte und die Bewegungen einer Kugel auf einem kleinen, in Felder getheilten und mit Zahlen bezeichneten Plateau beobachtete. Die Aufmerksamkeit, mit welcher er die Bewegungen dieser Art Roulette begleitete, bildete einen sonderbaren Gegenatz zu der Unbeweglichkeit seiner übrigen Physiognomie.

Plötzlich erhellten sich seine Züge; ein Strahl blitzte aus seinen Augen und er rief aus: „Eins, zwei, drei, das ist unsehbar!“ Darauf versank er wieder in sein düsteres Schweigen.

„Was thut dieser Mann und was bedeuten seine Worte?“ fragte ich höflich interessiert meinen Gefährten.

„Der Mann“, versetzte dieser, „heißt Pierre de Sarzeau. Er verlor den Verstand infolge eines höchst tragischen Ereignisses. Soll ich Ihnen dasselbe berichten?“

„Gewiß. Offenbar richtete er sich im Spiele zugrunde?“

„O nein. Vor etwa fünfzehn Jahren ließ sich Pierre mit seiner jungen Frau in Nantes nieder. Von Beruf war er Tischler. Während dreier Jahre ging alles gut. Er hatte eine Tochter, ein hübsches Kind . . .“

In diesem Augenblick wandte sich uns der Mann zu, von dem zwischen uns die Rede war. Er starrte mich mit einer Hartnäckigkeit an, die mir lästig wurde.

„Gehen wir“, sagte mein Führer. „Pierre liebt es nicht, wenn man ihm zusieht, sobald er sich mit seinem Problem beschäftigt. Er fürchtet, man könnte ihn verrathen. Als wenn sein Geheimniß so werthvoll wäre wie das meinige!“

„Was wollen Sie damit sagen?“

„Nichts. Eines schönen Tages mangelte es an Arbeit. Ansfänglich ängstigte sich Pierre gar nicht; man besaß ja einige Ersparnisse. Bald aber waren diese verzehrt und noch keine neue Arbeit gefunden. Man mußte also versetzen, verkaufen, was man besaß. Ach, mein Herr, das ist sehr traurig, wenn man gezwungen ist, alles, was man sein nennt, zu veräußern, — die Dinge, an denen das Herz hängt, die uns theure Andenken sind und die man Sou für Sou verkaufen muß, um Brod ins Haus zu schaffen. Pierre begnügte sich mit so wenigem. Er verstand zu entbehren. Aber sein Weib! sein Kind! Wenn das Kind vor Hunger weint und man in den Schaufenstern der Verkaufsläden die delikatesten Lederbissen sieht, so benöthigt es gewaltiger Anstrengungen, um nicht zum Diebe zu werden. Dank der Unterstützung einiger mitleidiger Personen ward die kleine Familie aus der peinlichen Lage gerettet. Es kam neue Arbeit und Pierre athmete auf. Das Unglück gleicht indessen der

Flut unseres Ozeans. Es hält erst inne, wenn es seinen höchsten Stand erreicht hat. Pierres Frau erkrankte. Am Meeresstrande aufgewachsen, erstickte sie in der Stadt. Gezwungen, das Bett zu hüten, während der Gatte auswärts arbeitete, konnte sie die Kleine nicht überwachen, die nun gleichfalls krank wurde. Der Zustand war gerade nicht bedenklich, nur hätte er sorgsame Pflege erfordert. Dieser konnte sich die Mutter leider nicht widmen und der Vater war zumeist nicht anwesend; zwar waren Nachbarn vorhanden, doch das ist nicht das Richtige. Eines Tages nahm die Krankheit eine derart bedenkliche Wendung, daß sich Pierre nicht entschließen konnte, das Haus zu verlassen. Lieber wollte er seine Stelle zum zweiten Mal verlieren. Der Arzt hatte ihm eine Medizin für das Kind gegeben — die Mutter benötigte keine mehr, es sei denn, man hätte ihr frisches Blut eingeflößt und gesagt: „Wenn die Phiole zur Hälfte geleert ist, so müßt Ihr warten, bis ich Euch etwas anderes verordne.“ Hier muß ich bemerken, daß dieser Arzt ein wackerer und tüchtiger Mann, aber ein leidenschaftlicher Spieler war und fast jede Nacht in untergeordneten Spielhäusern zubrachte. Er hatte aus diesem Anlasse schon oft Unannehmlichkeiten gehabt, seinen Fehler aber nicht ablegen können. Eines Abends gewährte Pierre, daß die Phiole zur Hälfte geleert war. Es war gerade zur Stunde, wo der Arzt kommen sollte. Die Stunde verstrich, doch der Arzt kam nicht. Die Kleine litt ungemein. Pierre ging zu dem Doktor. Er war ausgegangen. Pierre eilte nach Hause zurück. Der Zustand des Kindes hatte sich verschlimmert. Pierre raufte sich das Haar. Er begab sich in die Apotheke, um dort etwas zu verlangen. Hier sagte man ihm, die Sache sei zu ernst, man müsse die Weisungen des Arztes abwarten, und so rannte er abermals in dessen Wohnung. Der Doktor war noch nicht daheim. Seine Frau suchte den Tischler zu befähigen. Sie vermöge sich diese Abwesenheit nicht zu erklären und bitte ihn, sich zu gedulden. Pierre kehrte nach Hause zurück. Sein Kind röchelte und seine Frau lag besinnungslos da. So verstreicht die Nacht. Gegen Morgen meint Pierre zu hören, wie die Kleine nach ihm ruft. Er stürzt zu dem Bett und sieht die Augen des Kindes weit aufgerissen. Es war zu Ende. Er ruft nach seiner Frau, erhält aber keine Antwort. Man wußte nicht einmal, welche der beiden Seelen vorangegangen war.“

„Entsetzlich! Ich begreife, daß der Geist eines Menschen solchen Erschütterungen nicht Stand zu halten vermag.“

„O, Pierre verlor nicht hierüber den Verstand. Nachdem er den Leichnam des Kindes neben den der Mutter gelegt und die Augen der beiden theuren Wesen zugeedrückt hatte, war er ganz erstaunt darüber, daß er so ruhig war. Offenbar weil er, wie er später selbst sagte, noch etwas zu thun hatte. Er geht zu dem Arzt, trifft dessen Frau in höchster Unruhe, da, wie sie weinend sagt, ihr Gatte seit dem Abend des gestrigen Tages abwesend ist und sie fürchtet, es könne ihm etwas zugestoßen sein. Sie bezeichnete das Haus, wo

er zu finden sein muß. Pierre begiebt sich geraden Wegs in dieses Haus, welches sich in einem engen Gäßchen einer entlegenen Vorstadt befindet, erzwingt sich den zahlreichen Aufwärtern ungeachtet den Eingang, dringt in einen Saal, aus welchem ihm wüster Lärm entgegenhallt und befindet sich dem Doktor gegenüber, der vor einem Roulettetisch sitzt, Haufen von Gold und Banknoten vor sich und dabei schreit: „Ich habe die Bank gesprengt, meine Herren; eins, zwei, drei, das ist unfehlbar!“ Als der Doktor Pierre erblickte, wurde er sehr bleich. Er macht eine Bewegung, um sich zu erheben und sinkt kraftlos, mit einem langen Küchenmesser in der Brust, zurück. Nur mit großer Anstrengung konnte man es herausziehen. Es hatte eine ganze Schicht von Kartonzetteln durchstoßen, die der Doktor in seiner Rocktasche trug und auf welchen die Nummern und Namen von Rennpferden aufgezeichnet waren. Man zeigte dieselben den Richtern, die Pierre mit dem geringsten Strafmaß belegten. Er wurde zu fünf Jahren verurtheilt. Man bemerkte indessen, daß er während des Prozesses immer schwachsinniger wurde. Schließlich wurde er gänzlich blöd und statt ins Gefängniß, kam er hierher, wo er eine Kombination erfinden will, um mit voller Gewißheit im Roulettepiel zu gewinnen.“

Diese Begebenheit überraschte mich weniger, als die stammenswerthe Klarheit, mit welcher sie ein Mensch vortrug, der ebenfalls an Geisteszerrüttung litt. Ich war ungemein begierig, ihn selbst hierüber zu befragen. Doch hielt ich an mich, da ich wußte, daß es nur des leisesten Anlasses bedurfte, um den Wahnsinn zu entfeßeln.

„Die verhängnißvolle Leidenschaft dieses Doktors hat also das Leben von drei und den Verstand eines vierten Menschen gekostet“, bemerkte ich zum Schluß. „Wahrlich, das genügt, um einem das Spiel für alle Zeiten zu verleiden.“

„Sie spielen nicht, mein Herr?“

„Benigstens kein Hazardspiel. Zuweilen eine Partie Whist...“

„Ach, dann bin ich gerettet!“

„Wie? Was wollen Sie hiermit sagen?“ fragte ich beunruhigt zurückweichend.

„Ich will damit sagen, daß Sie mich verstehen werden. Sie werden sehen, daß ich nicht wahnsinnig bin und daß ich hinaus muß von hier, um die Welt durch meine Entdeckung in Erstaunen zu versetzen.“

„Was haben Sie denn entdeckt?“

„Das Mittel, ohne Mont-As Großschlemm zu machen!“

Ich sicherte ihm meine Unterstützung zu und entfernte mich, erschüttert durch dieses unheilbare Leiden, welches sich mir so plötzlich geoffenbart hatte. Welche Ereignisse demselben zugrunde lagen, suchte ich nicht zu erforschen.

In Paris angekommen, verfaßte ich meinen Bericht, der den Beifall meiner Vorgesetzten fand.

Das unmittelbare Ergebnis meiner Reise bestand darin, daß ich

mir gelobte, weder eine Karte, noch einen Würfel zu berühren, so lange ich meinen Beruf als Arzt ausüben würde.

Länger als dreißig Jahre hielt ich schon mein Gelübde und gedente es noch länger zu halten.

Rippfaden.

Eine nachahmenswerthe Einrichtung besteht in den öffentlichen Rauchzimmern auf der Insel Cuba. Dort giebt es öffentliche Vorleser, welche alle Vormittage die Zeitungen vorlesen, resp. die Tagesneuigkeiten mittheilen und dadurch den einzelnen Besuchern ersparen, selbst die Zeitungen durchzulesen und, was in der Regel mit viel Zeitverlust verbunden ist, darauf warten müssen, bis andere Leser das betreffende Zeitungsblatt weglegen. Los lectores haben einen erhöhten Lesetisch inmitten des Raums, der ihnen von dem Lokal-Eigentümer bereitet wird. Die gewohnten Besucher der Lokale zahlen dem Vorleser wöchentlich eine kleine Summe, zufällige Besucher zahlen sofort. Die Vorleser setzen sich gut bei dieser Einrichtung und — die Besucher auch, da sie, wie gesagt, nur Zeit und Mühe ersparen. Solche Einrichtungen könnten in unseren großen Cafés und Restaurationen auch mit Nutzen getroffen werden, und es bedürfte vielleicht nur eines Anstoßes dazu; obwohl auf der anderen Seite zu erwägen ist, daß der Deutsche nicht leicht von seinen alten Gewohnheiten abzubringen ist, selbst wenn sie nicht vortheilhaft sind.

Die Schätze des persischen Schah, in seinem Palast zu Teheran, enthalten Juwelen aller Art von fabelhaftem Werth. Der sogenannte Pfauenbron, welcher vor 150 Jahren von Delhi weggeführt wurde, ist allein viele Millionen werth. In diesem Schatz befinden sich große Vasen von Achat, Gold und Lapis Lazuli, ebenfalls auf Millionen taxirt, unschätzbare Mosaiken, meisterhaft bemalte Focale, Kannen und Vasen, Geschenke europäischer Potentaten; Glaslästen, in denen sich Haufen von Diamanten, Rubinen, Smaragde, Saphire, Türkise, Topase, Berylls zc. geschnitten und ungeschnitten befinden; daneben wieder Musikwerke aller Art, Drehorgeln, Spielböfen, Harfen zc. Ein großes Glasgefäß umschließt die prachtvollsten Perlen, massenhaft, im Werthe vieler Millionen, meist aus dem persischen Golse gefischt. Die Kronjuwelen sind in einem besonderen Behältniß, dessen Schlüssel der Schah, mag er wachen oder schlafen, stets bei sich führt. Den Inhalt dieses Gefäßes sowie die verschiedenen Kammern und Gewölbe, in denen der Schah Haufen an Haufen, Stapel an Stapel gemünzten Goldes bewahrt, zeigt er niemand. Der übrige Schatz wird den europäischen Diplomaten und ihren eingeführten Freunden jährlich einmal zugänglich gemacht.

Bildertisch.

„Glücklich allein ist die Seele, die liebt!“

„Freudvoll und leidvoll,
Gedankenvoll sein,
Hangen und bängen
In schwebender Pein,
Himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt,
Glücklich allein ist die Seele, die liebt!“

Ach, wie oft sind die Worte Goethes, welche die Seelenstimmung der ersten Liebe so unvergleichlich bezeichnen, schon im wirklichen Leben nachempfunden worden! Und so auch von dem jungen reizenden Mädchen, das auf dem stillen, lauschigen Waldplätzchen am Ufer des Weibers sitzt und sinnend, lächelnd ausschaut; — wohin? Ja, wer kann das wissen! Vielleicht erwartet sie den Theuren, der ihre ganze Seele ausfüllt mit Wonne und süßem Weh, um den sie willig ihr Leben hingeben würde, wenn es so sein müßte. O, sie ist glücklich, selig! Der Eine, Einzige ist in der Stimmung, die sie beherrscht, ihr Alles, ihr Gott, und es erscheint ihr gar nicht möglich, daß jemals ein Schatten in dies Glück fallen könne; und da taucht denn, im Anblick der holden Blüte, ein von dem gleichgroßen Zeitgenossen Goethes ausgesprochener Wunsch für sie auf:

„O daß sie ewig grünen bliebe
Die schöne Zeit der jungen Liebe!“

Soll und Haben. Des beliebten Genremalers Kotschenreiter Spezialität sind die behägigen Gastwirthe, die zechenden oder politisirenden Bauern, die Dorfmusikanten und zechenden Handwerksburschen. Von der ersteren Sorte zeigen unsere heutigen Bilder ein Paar echte Repräsentanten. Da sehen wir auf dem einen Bilde den Dorfgastwirth, der nach der angenehmen Beschäftigung des Gelbzählens sich mit dem vergnügtesten Schmugeln dem Bebagen hingiebt, welches das uralte „Beati possidentes!“ — Glücklich sind die Besizenden! einzustößen vermag. Wie lacht ihn das Gold und Silber an, das in glänzenden Rollen da vor ihm aufgestapelt steht, und wie lieblich sind die bunten Hundertmarksheine anzusehen, fürwahr ein Anblick für Götter! Kann man es dem Pefiger dieser Herrlichkeiten wohl verdenken, wenn er sich an dem Anblick dieses reizvollen Stillebens labt und sich vor Bebagen das runde Bändlein streicht? „Hast Dein Schäflein im Trodenen!“ denkt er in der rosigsten Laune, und die Maß Bier und die Cigarre schmecken ihm noch einmal so gut. Ein ganz anderes Gesicht macht der Wirth beim Anschauen der Schiefertafel, auf welcher er seine Aufsenstände und seine verschiedenen Deficits notirt hat. Die Bilanz seiner Vermögensverhältnisse kann keine besonders gute sein, sonst würde er das Mützchen nicht so schief auf dem Kopfe haben, sich hinter dem Ohre kratzen und die Unterlippe so hängen lassen. Was jener hat, das fehlt ihm, das haben vielleicht die hinter der Thür höhnisch zu ihm her schielenden Großbauern, die ihm in besseren Zeiten ihren dicken Sädel willig geöffnet haben, jetzt von ihm zu fordern. — „Schulden!“ das ist ja eins der schlimmsten Worte in unserem Sprachschatz. Mag der arme Teufel zusehen, wie er diese Feinde bezwingt. Es ist ein fruchtbares Jahr und Weizen und Gerste stehen schön auf den Felhern. Vielleicht ist der Fall noch nicht ganz verzweifelt, und es gelingt ihm noch einmal der Ausgleich zwischen Soll und Haben.

Der Chiemsee. Unter den von uns bereits näher geschilderten Seen Süddeutschlands und speziell Bayerns, ist nun auch der Chiemsee zu nennen, den man, nach dem Besuche des Schliersee, am besten durch eine Eisenbahnfahrt von der Drrschaft Schliersee aus über Holzkirchen und Rosenheim nach Prien erreicht. Der Chiemsee ist der größte Laubsee Bayerns, da er eine Ausdehnung von 18 Kilometer Länge und 11 Kilometer Breite aufzuweisen hat, und wird deshalb auch das Bayerische Meer genannt. Prien ist während der Saison stark von Fremden bevölkert und als eine nette, saubere Drrschaft mit eleganten Hôtels zu bezeichnen. Außer den vielbesuchten Herren- und Frauen-Chiemsee-Inseln, giebt es noch eine dritte, die kleine Krautinsel, früher als Klosterküchengarten verwendet. Den Glanzpunkt des Chiemsee bildet die erstgenannte, die Herreninsel, welche außer einem ehemaligen Benediktinerkloster und herrlichen Waldungen das in neuester Zeit nach dem Muster von Versailles erbaute königliche Schloß enthält. Nach dem Tode König Ludwigs II. ist es gegen Entrée zugänglich gemacht worden. Unser Bild stellt die Fraueninsel oder das Frauenwörth dar, wo sich ein Nonnenkloster, sowie ein Fischerdörfchen mit Gasthaus vorfinden. Im südlichen Gebirgs panorama ragen der Stauffen, der Gaisberg bei Salzburg, das Sonntagshorn, der Hochgern, die Hochplatte, die Rampenwand und das Mühlsborn, das Kranzhorn und der Wendelstein hervor.





Neueste Moden.



Nr. 1. Sommerhut aus gezeigter Gaze.

Nr. 1. Sommerhut aus gezogener Gaze.

Der vorn vorsehende Rand des Hutes ist an den Seiten anliegend und hinten



Nr. 2. Mantille aus besticktem Tüll und Sammet.

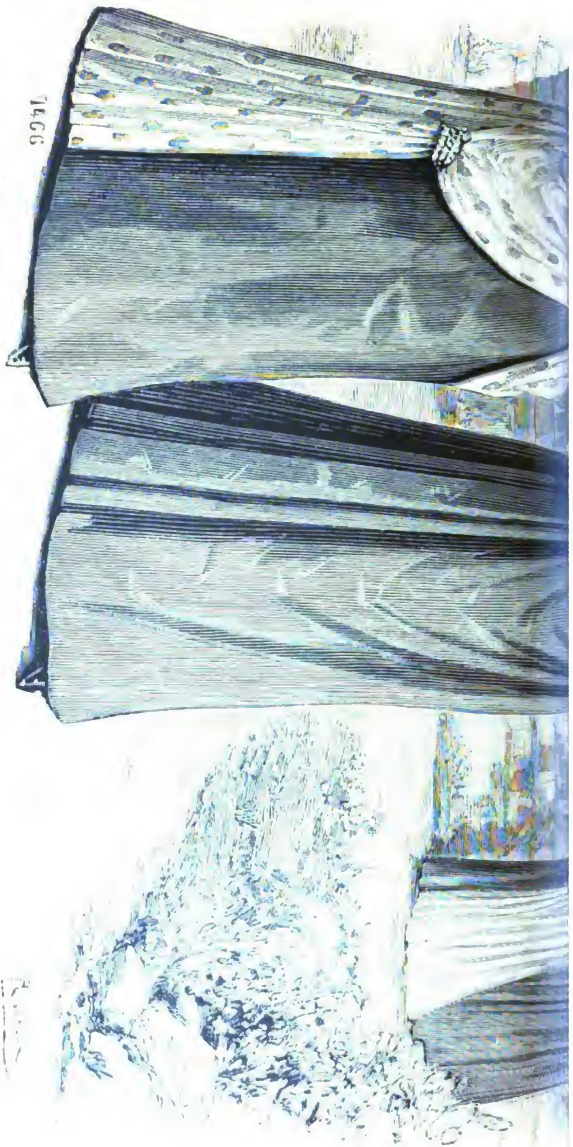
kurz. Ein Blütenkranz mit frischen Blätterprossen umgibt den Kopf desselben. Ein Schlupfenbüschel aus beigefarbenem Haarseband hält diesen Kranz am Hinterkopf fest.

Nr. 2. Mantille aus besticktem Tüll und Sammet.
 Ueber den glatten Vordertheilen befinden sich faltige Theile aus besticktem



Nr. 3. Anliegende Jacke aus mastixfarbigem Tuch.

Tüll, welche am Hals unter einem Stebkragen aus besticktem Sammet befestigt sind. Ueber diesem Kragen ist ein kleiner Mediciokragen, dessen Ränder mit Perlen



1466

Fig. 4. Zinau aus feuerrothfarbiger
Wolle. (Zerter u. Studenicht).

Fig. 5. Zinau aus grünlichgelbem
und feuerrothem Zinn. (Zerter u. Studenicht).



verziert sind, angebracht. In der Taille hält eine Gürtelspange die an den Seiten herab ebenfalls mit Perlen umrandeten Faltenheile fest. Die vordere Spitze am untern Rand der Mantille bedecken bestickte Sammetenden und Passementfransen mit Perlen. Der Rücken der Mantille ist gleichfalls mit faltiger Spitze bedeckt und hat auf den kleinen Schößchen bestickte Sammetpatten, deren Ränder mit Passementfransen abschließen. Die Seiten des Schoofes über den Hüften schließen mit Spitzen ab. Die offenen, langen Aermel sind am vordern und hintern Rand mit einem breiten, bestickten Sammetstreifen besetzt. Diese werden unten nach innen umgeschlagen und die Spitzenenden im Rücken an den Schößchen und an dem Vordertheil im Gürtel befestigt. Die Sammetheile erhalten ein Seidenfutter. Der runde



Mr. 6. Jacke aus Tuch oder gros grain mit Niddinnen-Aermeln.

Gut aus Stroh und Koshhaargesteht hat einen flachen Rand, welcher innen mit Sammet belegt ist. Obenan ist derselbe mit Spitze bedeckt und vorn mit einer Pämie und Sammetbandschlupfen geschmückt.

Mr. 3. Anliegende Jacke aus maronfarbigem Tuch.

Die vorn herab weit offenen Vordertheile dieser Jacke haben einen gespaltenen Anlegtragen aus maronenfarbigem, mit Gold besticktem Seidenstoff. Der Rücken ist glatt anliegend und die Schooftheile nach den Hüften hin reichlich und vorn mit schrägen Taschen-Einschnitten versehen. Die Aermel sind eben weit und aus maronenfarbenem, goldbesticktem Seidenstoff hergestellt. Die offenen Jackentheile füllt ein cremefarbiges Crêpe de Chine-Heutchen, welches von der einen Seite faltig unter der andern, glatt herabreichenden gebogen ist. Auch der Stehtragen ist aus Crêpe

und mit einem kleinen Perlenleeblatt, wie das am Hemdchen befindliche, geschlossen. In der Taille hält eine Gürtelschnalle aus Perlen das Hemdchen fest.

Ar. 4. Anzug aus schwertlilienfarbiger Colienne. (Vorder- u. Rückansicht.)

Der vorn glatte, enge Rock wird von einer Tunika aus geblumtem Mouffelin



Ar. 7. Anzug für Knaben
von 4 bis 6 Jahren.

Ar. 8. Anzug für Mädchen
von 9 bis 11 Jahren.

Ar. 4. Die Vordertheile des zweiten Rockes stehen vorn aneinander und sind an der Taille in der Mitte durch einen Knopf und oberhalb der Kniee mit mehreren Reibfalten zusammengehalten. Auch an der Taille ist der Stoff mehrfach eingereicht aufgesetzt. Die Taille ist in Blousenform einfach eingereicht. Ueber dieser Blousentaille befindet sich eine Uebertaille aus einem anderen Stoff, welche im Rücken fest anliegend und an den Vordertheilen, trag-

bandähnlich, die Vordertheile strengt. Auch die weiten Ärmel aus gekluntem Stoff, gleich der Taille angefertigt, sind mit Seidenbändern aus Stoff am Unterarm umschlungen und am Handgelenk damit festgehalten. Zu diesem Anzug sind erforderlich: 6 Mtr. Seide und 9 Mtr. gekluntem Stoff.

Ar. 5. Anzug aus grasmückengrauem Wollenkstoff und schottischem Sammet.
(Vorder- und Rückansicht.)

Das vorn wellenförmig herabfallende Theil des Rockes ist am Rückenteil in Doppelfalten an der Taille befestigt und hat an den Hüften breite Taschen aus Sammet. An der Taille ist ein Poytheil aus schottischem Sammet angebracht, welches die offenen, an den Seiten faltigen Vordertheile der Taille füllt. Ein großes Taillentragen mit einem Umlegtragen, welcher den Poy vorn ipig zulanzend frei lag und auf der Mitte der Brust, in Falten zusammengenommen, befestigt wird, umgibt die Schultern. Die glatten Ärmel haben zur Verzierung einen Sammetaufschlag. Der Hut hat einen weit vortretenden Rand und obenauf bilselarbene Bänder mit frischgrünen Plätter-Sprossen. Zu diesem Anzug ist erforderlich: 8 Mtr. Wollstoff und 2 Mtr. schottischer Sammet.



Ar. 9. Zwischensatz zur Verzierung an Kleidern etc.

Ar. 6. Jacke aus Tuch oder gros grain mit Jüdinne-Aermeln.

Diese Jacke ist sehr anliegend und hat enge Ärmel. Die Vordertheile haben eine, von oben bis unten hin reichende, lagartige Verzierung aus gemustertem Seidenstoff oder auch aus mit Sontachstickerei bedecktem Tuch, welches an beiden Seiten mit Knöpfen auf den Vordertheilen befestigt ist. Auch der Stehragen und die lang herabhängenden Jüdinneärmel sind gleichartig hergestellt. Die Ueberärmel sind mit schönem, altrosa- oder altgoldfarbenerm Seidenfutter versehen.

Ar. 7. Anzug für Knaben von 4 bis 6 Jahren.

Die Kutte ist aus Casimir hergestellt und hat vorn schrägen Schluß, welcher mit einer breiten Sontachstickerei bedeckt ist. Auch der Gürtel hat diese Verzierung, gleich den Ärmelbündchen und kleinem Umlegtragen. Die Ärmel sind unten weit geschnitten. Der große, weiße Strohhut ist rund aufgebogen. Dazu gehören schwarze Stiefel.

Ar. 8. Anzug für Mädchen von 9 bis 11 Jahren.

Die Vordertheile sind oben in einem faltigen Coller zusammengenäht, auch an der Taille in Falten genommen und mit einem breiten Schärpungürtel aus rothem Satin gehalten. Der Rock ist ebenso in Falten gereiht und bildet, nach unten fallend, Doppelfalten. Eine Stoffkrause reicht vom Hals, welche denselben als Krage umgibt, bis zum untern Rocksaum herab. Die Schärpenenden hängen am Rückteil des Rockes herab. Die Ärmel sind oben und unten weit geschnitten und zu einem Bündchen, gleich dem Coller, zusammengereicht.

Ar. 9. Zwischensatz zur Verzierung an Kleidern etc.

Derselbe wird zu Kinderkleidern aus Etamine mit farbiger Seide, im Kr sich in zwei Farben oder auf dem Stoff des Kleides angefertigt.



Der Samum.

Ms. 100



Eine letzte Zufluchtsstätte.

Revuelette von Richard von Hartwig.



In einem Hause der Kurfürstenstraße hatte der Lieutenant Kurt von Lück seine Junggejellenwohnung, und an einem dienstfreien, schönen JuniSonntagmorgen überbrachte ihm der Briefträger ein kleines, rosafarbenes Briefchen.

Es war von ihm bekannter, lieber Hand, und es war auch durchaus keine Seltenheit, daß solch' zartes Briefchen bei ihm eintraf. Immer hatte er es mit Freuden begrüßt; aber heute hatte es ihn in eine ernste, nachdenklich trübe Stimmung versetzt.

Kurt von Lück war nämlich seit drei Jahren im stillen verlobt. Er hatte seine Braut, Fräulein Meta von Osten, die Tochter einer verwitweten Majorsfrau, einst als ganz junger Offizier bei Bekannten kennen gelernt, hatte sich im Hause der Mutter einführen lassen, und entzückt von der Schönheit und der Lieblichkeit des ganzen Weisens hatten die jungen Herzen in unwiderstehlichem Drange sich gefunden und das Bündniß der Liebe geschlossen.

Beide waren so gut wie unvernünftig, denn die alte, leidende Mutter lebte mit ihrer Tochter hauptsächlich von ihrer kleinen Wittwenpension, indeß die letztere ganz im geheimen durch Arbeiten für ein Kunststickereigeschäft sich etwas verdiente; während er selbst von seinem Vater, einem verabschiedeten General, zwar die nöthige Zulage erhielt, aber auf ein Vermögen nicht zu rechnen hatte. Es war daher die Verlobung, der sein Vater auch wohl nur ungern seine Zustimmung gegeben hätte, nur eine geheime und der Zukunft blieb es überlassen, die Frage zu lösen, wann sie sich einmal angehören könnten.

Kurt von Lück war Soldat mit Leib und Seele und als tüchtiger, strebsamer Offizier allbeliebt bei Vorgesetzten und Kameraden. Jetzt war er zur Kriegsakademie commandirt und glaubte sicher zu sein, zu den Ausgewählten zu gehören, die nach den nun bald be-

vorstehenden großen Examenarbeiten nicht wieder in die Front des Regiments zurücktreten, sondern denen sich durch ein Commando in den Generalstab eine besondere Carrière eröffnete.

Es waren die weichen Regungen der Liebe gewesen, die bisher in seiner Brust geherrscht; nun aber war allmählich stärker und immer stärker eine andere Stimme darin erwacht, alles andere über-tönend, mit herrschsüchtiger Tyrannei alle weichen Gefühle in seinem Herzen erstickend und ihm ein anderes Glück vor Augen malend, ein schillerndes Glück von äußerem Glanz, wo Ruhm und Ehre lockend winkten! Was wollte nun das kleine rosenfarbene Blatt, das mit der Liebe mahnender, süß schmeichelnder Stimme das Herz zu finden wählte, vor dem der Ehrgeiz finstere Wache hielt?

Gewiß hatte er sie geliebt und liebte sie noch; aber die erste Blut war doch bereits verdrauscht in den langen drei Jahren ihres Verlobtseins und in endlose Ferne war die Möglichkeit hinansgerückt, sich ganz anzugehören; denn bis er den Hauptmann erreicht, das hatte noch lange Jahre Zeit, und wenn dann endlich, war dann nicht ihrer beider erste Jugendblüte längst dahin, verblüht und verblaßt in der langen Zeit des Wartens und Harrens? Doch selbst dann! war es mit dem kärglichen Hauptmannsgehalt zweiter Klasse nicht ein kläglich kümmerliches Dasein, das sich ihnen dann bot? Sollte er sich in so gedrückten, beschränkten Verhältnissen völlig abschließen von der übrigen Welt? War das nicht gleichbedeutend mit einem Verzicht auf jede besondere, hervorragende Stellung, auf eine Carrière, die ihn hervorhob aus der großen Masse derer, die im ewigen Frontdienst alt und grau werden? Nein, das konnte und wollte er nicht! Er fühlte sich zu etwas besserem berufen und sollte sich durch sentimentale Bedenken den Weg zum Ziele versperren? Klar wurde es ihm und immer klarer, er hatte sich durch die jugendliche Thorheit seines Herzens in Bande begeben, die ihn erdrücken und ersticken mußten, wenn er nicht die Kraft fand, die Fessel von sich abzuthun, die ihn wie mit Zentnergewichten am Boden hielt und jedes Streben aufwärts lähmte und hinderte. Frei mußte er sein, das fühlte er, oder nur in Verhältnisse sich begeben, die ihm ein Auftreten in der Welt gestatteten, die ihn emporhoben, ihn förderten, nicht aber herniederzogen und festhielten in den Banden der elendesten Sorgen um des Lebens klägliches Nothdurft. Darin zu verharren, wäre Wahnsinn gewesen, und nur Pflicht gegen sich selbst und auch gegen sie, gegen Meta war es, diese Verbindung ohne jede Aussicht auf Verwirklichung zu lösen, sich selbst frei zu machen und auch sie frei zu geben, damit sie das Glück ihres Lebens auf einem andern Wege finde!

Lauter und immer lauter erklang die Stimme des Ehrgeizes in seiner Brust, alle weichen Regungen des Herzens übertönend, bis er, zu festem Entschluß gelangt, an den Schreibtisch trat, um auf das kleine rothfarbene Briefchen zu antworten.

* * *

Statt des erwarteten Besuchs ihres Verlobten war ein Brief desselben eingetroffen. Mit der gewohnten freudigen Hast hatte sie denselben erbrochen; aber je weiter sie las in dem auffallend langen Schreiben, desto starrer und versteineter wurden die Züge ihres Antlitzes. Wie von einem jähen Schreck gelähmt, so saß sie eine Weile regungslos da, nachdem sie zu Ende gelesen; der Brief war ihren bebenden Händen entfallen, schlaff sanken ihr dieselben in den Schoß. Dann, wie mechanisch, stand sie auf, trat an das Fenster und blickte hinaus auf die im Winde wogenden Baumkronen des Hintergärtchens, indeß stille, heiße Thränen ihr die Wangen herniederrannen.

Ihr war, als könnte sie es noch nicht fassen, was sie gelesen, was er geschrieben; es kam ihr so plötzlich, so jäh, so unerwartet. Wie hatte sie ihn geliebt! mit der ganzen Blut eines leidenschaftlichen, jungfräulich reinen Herzens! Wie fest hatte sie auf ihn gebaut, auf seine Liebe! Nie war ihr der Gedanke gekommen, daß es jemals zwischen ihnen ein Ende nehmen könne; und nun? Er hatte geschrieben, daß er es auch ihr gegenüber für Pflicht halte, diese ansichtslose Verlobung zu lösen, um nicht die Schuld auf sich zu nehmen, ein Lebensglück verhindert zu haben, das sich ihr auf einem andern Wege bieten könne und werde! Ihr Lebensglück! — Wie ein bitteres Lächeln zuckte es um ihren Mund. Gab es denn für sie ein anderes Glück, als an der Seite seines Herzens? Hatte sie je nach einem andern Glück Verlangen? Wäre sie vor die Wahl gestellt, ein Leben zu führen in des Reichthums Fülle und Ueberfluß an der Seite eines andern Mannes, oder nur kümmerlich des Lebens Nothdurst zu stillen an seiner Seite, keinen Augenblick hätte sie gezaudert, keinen Augenblick geschwankt, in seine Arme wäre sie geeilt, hätte alles hingegeben für ihn, für seine Liebe! Sie kannte ja nur ein Glück: von ihm geliebt zu werden! nur einen Ehrgeiz, seiner Liebe werth zu sein! Und dennoch, sie konnte ihm nicht zürnen, ob auch das Herz ihr zusammenkrampfte in namenlosem Weh; er war ja ein Mann, und Männer haben andere Aufgaben im Leben zu erfüllen, als nur dem Glück der Liebe nachzugehen. Immer klarer war es ihr in letzter Zeit geworden, sie wußte es, er besaß jenen hochfliegenden Ehrgeiz, der sich nicht bescheiden kann im engsten Kreis, er strebte empor, er wollte Carrière machen, und bei allen Vorgesetzten und Kameraden galt er ja auch als der Mann, dem das Glück und die Zukunft nicht fehlen konnte! Sollte sie nun der Hemmschuh sein, der ihn festhielt und verhinderte, seines Lebens Ziel zu erreichen? Nein, das wollte sie nicht! Das Leben ist rauh und hart und der Weg zu Ehre und Ruhm geht dahin über manch' zerbrochenes Herzensglück, sie wußte es wohl und sie hatte den Muth der Entsagung; sie konnte und wollte entsagen, sie wollte ja nur sein Glück, nur ihn glücklich sehen; ob sie auch, an stummer Herzenswunde verblutend, zum Opfer wurde, was lag ihr daran? Sie hätte ja gern sich selbst, ihr Leben für ihn zum Opfer gebracht; sollte sie

nun zaudern, wo er solch' Opfer forderte? Es war, als zuckte blitzartig ein Gedanke durch ihr Hirn. Was hielt sie denn noch fest am Leben in dieser Welt, die ihr nur entgegengrinste, so düster, leblos, kalt, als sei die Sonne zu Eis erstarrt und in Dunkelheit erloschen? Doch nein, noch gab es etwas, was sie zurückhielt in dieser Welt, was ihrem Leben Zweck und Werth verlieh, noch war ja ihr Mütterchen da, das leidend ihrer bedurfte!

Eben hatte dieselbe in der Nebenzube geschellt. Rasch wischte Meta die Thränen, die ihr im Auge standen, hinweg, ging hinein und setzte sich neben die Mutter, die, von böser Gicht geplagt, in dicke, wollene Decken gehüllt, auf dem alten Polsterlehntuhl am Fenster saß.

Forstehend ruhte das Auge der alten Frau auf ihrem einzigen Kinde.

„Was hast Du, Meta, ist Dir etwas geschehen?“ fragte sie besorgnißvoll.

Diese schüttelte stumm, wie abwehrend, das Haupt; aber das Auge der Mutter verstand zu lesen im Antlitz ihres Kindes.

„Kind, Kind!“ sagte sie feierlich, „Du verbirgst mir etwas, sprich die Wahrheit!“ und als sie dennoch keine Antwort erhielt, setzte sie weicher hinzu: „oder ich werde es Dir sagen: Kurt hat sich von Dir losgesagt!“

Sie nickte stumm und ein lang verhaltener Thränenstrom stürzte aus den Augen, indeß sie die Arme um ihre Mutter schlang.

„Ich wußte es wohl“, setzte die alte Frau mit herber Bitterkeit hinzu, „daß es so kommen mußte. Der Ehrgeiz hat ihn erfaßt, und in weissen Brust sich dieser Dämon eingenistet, der —“

„Schelte ihn nicht, Mutter“, unterbrach sie Meta, „ein Mann hat andere Lebensaufgaben zu erfüllen, als nur der Stimme des Herzens zu folgen.“

Wie segnend legte die Mutter die Hände auf ihr Haupt.

„Du liebes, liebes Kind, welsch' anderes, besseres Los hättest Du verdient!“

* * *

Fast ein Jahr war seitdem vergangen und viel Trübes und Schweres hatte es für Meta gebracht. Schon seit Beginn des Herbstes hatte das Leiden der Mutter rasche Fortschritte gemacht; bange, schwere Zeiten hatte Meta am Krankenbette derselben in treuester, aufopferndster Pflege verbracht; doch alles war umsonst. Als der Winter zu Ende ging, hatte man die Mutter hinausgetragen zur letzten Ruhestatt; das irdische Leid war von ihr gewichen.

Einsam und nur auf sich selbst angewiesen, schlichen ihr die Tage nun in ewigem Einerlei dahin.

Eine kleine Summe Geld war ihr von der Mutter hinterblieben, die ihr über die ärmste Noth hinweghalf; und dann hatte sie ja Arbeit für das Kunsttischereigewerbe, so daß sie leben konnte;

wenn sie sich auch oftmals fragte: wozu? Hatte sie doch nichts mehr, was sie noch im Leben hielt, und das inhaltlose Leben selbst war ihr ja nichts mehr werth!

So kam der Frühling heran, der, die Natur wieder neu verjüngend, auch in des Menschen Brust neue Lebenslust und Freude giebt; nur in ihrer Brust blieb es winterlich öde; was einst darin erblühte, war todt und abgestorben und leuzesfreudige Hoffnung trieb keine neuen Keime mehr in ihrem Herzen.

So lebte sie in stiller Abgeschlossenheit für sich hin, die Einförmigkeit ihres Daseins fast nur unterbrechend, wenn sie in jenes Kunststickereigeschäft ging, Arbeiten dorthin zu bringen oder wieder neue sich zu holen.

Von ihrem ehemaligen Verlobten hatte sie seitdem nichts mehr erfahren; sie hatte auch nicht gesucht, irgendwie von ihm zu hören; da brachte der Zufall ihr eine ungeahnte Nachricht.

Wieder war sie eines Tages in jenes Geschäft gegangen, um eine fertige Stickerei abzuliefern und sich neue Arbeit zu holen, als die Geschäftsinhaberin sie gleich bei ihrem Eintritt mit den Worten empfing:

„Ach, das ist gut, mein liebes Fräulein, daß Sie gerade kommen, ich dachte auch schon eben an Sie; denn es ist hier gerade eine Arbeit bestellt, die ich keiner andern anvertrauen möchte, es ist nämlich ein Hochzeitsgeschenk! Am 1. Juni soll die Hochzeit sein, es ist also nicht mehr viel Zeit bis dahin; aber Sie werden es schon bewältigen, ich weiß — ich kenne Sie ja — wie flink Sie sind und wie schön Ihnen jede Arbeit von der Hand geht!“

Während ihr nunmehr die Arbeit mit der detaillirtesten Auseinandersetzung ausgehändigt wurde, erfuhr sie von der redseligen Frau, die sich gern darauf etwas zugute that, über besondere Vorkommnisse in der Gesellschaft der oberen Zehntausend unterrichtet zu sein, daß die Tochter des reichen Bankiers Friedmann die glückliche Braut sei und daß ein Lieutenant von Lüd, der kürzlich in den großen Generalstab versetzt worden, der Schlaue gewesen sei, der sich diesen Goldfisch eingefangen habe.

„Nun, hübsch ist sie ja weiter nicht“, setzte sie halb boshaft hinzu, „aber —“ sie machte die Pantomime des Geldaufzählens — „ja, ja, das ist nun ein gemachter Mann, dem kann's nicht fehlen, der weiß seine Carrière schon zu machen!“

Wie ein Stich ging es Meta bei diesen Worten durch das Herz. Und sie, gerade sie sollte diese Arbeit anfertigen, die ein Geschenk zu dieser Hochzeit werden sollte! War es nicht wie eine Ironie des Schicksals?

Einen Augenblick schwankte sie, dann glitt ein schmerzliches Lächeln über ihre Züge; sie nahm die ihr übergebene Arbeit und wandte sich rasch zum Gehen, worauf sie den Weg nach Hause schlug.

Rasch nahte der Tag der Hochzeit heran. Tag für Tag, oft

bis in die späte Nacht hinein hatte sie an der Stickerei gefessen, bis sie endlich zwei Tage vorher den letzten Stich daran gethan und die fertige Arbeit abgeliefert hatte.

Aber hätte der stumme Canevas reden können! Jeder Stich, den sie gethan, mit dem die bunten Seidensäden sich zu einem farbenschimmernden Muster zusammensfügten, war ein Stich in das eigene Herz gewesen; jede Perle, die dort aufgereiht, eine Thräne, die ihrem Auge entquollen! All' ihr junges Lieben und Hoffen war noch einmal vor ihr aufgetaucht, vorübergezogen wie ein glänzendes Traumbild, das ihre Seele berauscht; all' die glücklichen Stunden an ihr vorübergewallt, die sie an seiner Seite als seine Braut verlebte, das alles, alles wurde noch einmal wieder wach und lebendig, aber lebendig auch der tiefe, namenlose Schmerz, den schweigend ihre Brust umschloß, der Schmerz der Liebe, die entsagen muß und nicht veressen kann!

An einem Spätnachmittag fand in der Matthäikirche die Trauung statt. Eine Reihe glänzender Equipagen hielt davor und alle Hochzeitsgäste waren schon versammelt, als auch das Brautpaar endlich herannahte.

Wie eine fast düster ernste Entschlossenheit lag es auf den Zügen des jungen Bräutigams, der mit männlich fester Haltung seine mit dem Myrthenkranz und dem langen, weißen, wallenden Schleier geschmückte Braut, gefolgt von den erwählten Brautjungfern, zum Altar führte.

Auch an Zuschauern fehlte es nicht, wie ja stets bei solchen Gelegenheiten; die Kirche war fast gefüllt. Auch in einer entfernten Nische, halb hinter einem Pfeiler verborgen, saß ein junges Mädchen, bleich und abgehärmt, mit roth geweinten Augen, in tiefer Trauerkleidung gehüllt.

Es war Meta von Osten; sie hatte doch auch dabei sein, ihn noch einmal sehen wollen, sehen in dem Augenblick, in dem er für immer sich mit einer andern vermählte. Und während die heißen Thränen ihr die Wangen herniederrannen um ein Glück, das ihr ewig verloren war, stammelten die bebenden Lippen ein leises Gebet, das für ihn allen Segen des Himmels herniedersflichte.

Die feierliche Handlung war zu Ende; das junge Paar eröffnete den Zug, der die Kirche verließ; ein Wagen nach dem andern rollte davon und die Menschenmenge zerstreute sich.

Schweigend und in sich versunken trat auch Meta aus der Kirche heraus, halb wie im Traum ging sie dahin. Nach Hause konnte sie nicht; ihr war's, als müßte sie dort ersticken; so ging sie denn still für sich die Matthäikirchstraße herauf, das Ufer entlang, ziel- und zwecklos, bis sie plötzlich, sie wußte kaum wie, am Kurfürstendamm angelangt war.

Eben wollte der Dampfwagen nach dem Grunewald abfahren. Sie stieg hinein; es war, als triebe sie etwas fort aus der Stadt, hinaus in die Weite, in die freie Natur.

Bei Hubertus stieg sie aus; wie ruhelos irrte sie stundenlang im Walde umher. Schon fing es an, dunkel zu werden und der Mond stieg leuchtend empor über den dichten Kronen der knorrigen Fichten und beleuchtete geipensterhaft die bleiche, schmerzzerfüllte Maid, die, wie traumverloren am Uferande des Schlachtenjees saß und hinausblickte auf die schimmernde, mondbeschienene Flut.

Wie lange sie träumend so geseßen? Der Mond war Zeuge, er mag die Antwort geben!

* * *

Dresden war das vorläufige Ziel der Hochzeitstournee des jungen Paares gewesen. In dem eleganten Hôtel „Dresdener Hof“, unweit des Bahnhofes, waren sie abgestiegen. In täglichen Ausflügen wurden die Sehenswürdigkeiten und Schönheiten des vielgepriesenen Elbflorenz in Augenschein genommen, und mit der behaglichen Laune eines Menschen, der ein sich gestecktes Ziel erreicht hat, wandelte Kurt von Lück an der Seite seiner glückseligen, jungen Gattin einher. Der sehnlichste Wunsch dieser war ja nun auch erfüllt; der bunte Rock war stets für sie der Zubegriff alles dessen gewesen, was eines Weibes Herz zu erfüllen vermag, und nun war sie ja die Frau eines Offiziers geworden und noch dazu eines Offiziers, dem ein jeder eine ganz besondere Carrière prophezeite; war er doch nach dem glänzend bestandenen Schlußexamen auf der Kriegsakademie gleich in den großen Generalstab versetzt worden, und sie sah in ihm schon in glückseliger Vorausahnung einen Moltke der Zukunft und sich selbst als das bewunderte und beneidete Weib an der Seite ihres berühmten Mannes!

So saßen sie denn auch eines Nachmittags, behaglich den Klaffee schlürpfend, auf der Brühlischen Terrasse und genossen den schönen Blick auf das im Lenzjonnenschein schimmernde, weite Elbthal und die lieblichen Höhen und machten Pläne, wohin und wann sie die Weiterreise antreten wollten.

Sie wäre am liebsten schon am andern Tage weiter nach Schandau aufgebrochen, ihm gefiel es aber hier so gut, daß er meinte, man könne noch einige Tage verweilen.

Während sie so hin und her sprachen, griff er wie mechanisch nach einer neben ihm liegenden Zeitung, es war ein Berliner Blatt, und ließ das Auge über die Spalten dahingleiten.

Da blieb sein Blick an einer Lokalnotiz haften. „Eine letzte Zufluchtstätte“ stand als Ueberschrift darüber; dann las er:

„Wieder wurde, am 2. Juni vormittags, im Schlachtenjee die Leiche eines, jedenfalls den besseren Ständen angehörigen jungen Mädchens aufgefunden. Dieselbe, ganz in Schwarz gekleidet, trug an einem Sammetbände um den Hals ein goldenes Kreuz, auf dessen Rückseite der Name Kurt eingravirt war. Da sich Näheres über die Persönlichkeit nicht feststellen ließ, so wurde die Todte auf dem nahe belegenen kleinen Friedhof bei Schildhorn be-

erdigt. Möge die Aermste dort den Frieden finden, den sie gesucht! Giebt es doch keinen Ort in der ganzen Umgegend von Berlin, der so viel von verlorenen Hoffnungen und zerstörtem Lebensglück zu erzählen weiß, wie diese letzte Zufluchtsstätte, der kleine Selbstmörderkirchhof im Grunewald bei Schildhorn."

Ihm war, als stockte das Blut in seinen Adern, indem er dies las; als rief eine innere Stimme ihm zu: „Kennst Du das goldene Kreuz mit dem Namen Kurt, das sie am Halse trug? Ja, ja, Du kennst es! Du bist ihr Mörder, Du kalt berechnender, fühlloser Streber; über ihr verzweifelndes Herz hinweg ging Deine Bahn, Du hast sie in den Tod getrieben!"

Irr starrten seine Augen vor sich hin, kalter Schweiß trat auf seine Stirn und eine fahle Blässe bedeckte sein Antlitz.

„Was hast Du, Kurt?“ tönte ängstlich die Stimme seiner Frau an seiner Seite, „Du bist doch nicht krank?“

Die Worte rüttelten ihn wach.

„Nichts, nichts“, entgegnete er barsch abwehrend, „nur eine kleine Herzbeklemmung, sonst nichts.“ Damit stand er auf, „Komm, laß uns gehen und morgen reisen wir weiter nach Schandau, ich hab' mir's überlegt.“





Kulturbilder aus dem siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert.

Von Theod. Herm. Lange.

Am 24. September 1648 war der westfälische Friede in Münster und Osnabrück geschlossen worden. Damit war ein Kampf beendet, der durch ein Menschenalter fast das ganze damalige civilisirte Europa in direkte oder indirekte Mitleidenschaft gezogen hatte. Aber trotzdem hörten die Leiden und die Drangsale des Volkes, wenigstens in Deutschland und Oesterreich, zunächst noch nicht auf. In vielen Staaten blieb auch ein Theil der feindlichen Truppen zurück, bis die Kriegskontributionen bis auf den letzten Heller entrichtet waren. Ebenso verminderte sich die allgemeine Rechtsunsicherheit in Mitteleuropa, trotzdem die Kriegsfackel erloschen war, nicht im geringsten, ja, stellenweise wurde sie in der letzten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts sogar noch größer. Die entlassenen und abgelohnten Soldaten fanden entweder keine entsprechende bürgerliche Beschäftigung, oder sie wollten überhaupt eine solche nicht suchen. In wirthschaftlicher Beziehung sah es allerdings fast überall geradezu trostlos aus. Die Bevölkerung Böhmens beispielsweise war während des Krieges von drei Millionen Köpfen auf 780,000 zurückgegangen. In Bayern, Hessen und am Rhein waren aus einer Reihe blühender Städte verarmte, menschenleere Plätze oder elende Flecken geworden. In vielen Gegenden, wie in Thüringen, Sachsen, Braunschweig und Hannover lagen hunderte von Dörfern in Schutt und Trümmern, und kein Mensch dachte daran, diese Ortschaften wieder aufzubauen. Unter solchen Umständen verlohnte es sich allerdings für einen abgedankten Kriegsmann kaum, sich dem Handwerk oder dem Ackerbau zu widmen, und die entlassenen Soldaten zogen es daher vor, zunächst bettelnd die Lande weiter zu durchstreifen. Aus Bettlern wurden indessen bald Diebe, aus Dieben und Bagabunden Räuber und Wegelagerer, und in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts wimmelte

es in allen Theilen Deutschlands, von der polnischen bis zur holländischen und französischen Grenze, von Räuberbanden, die, weil sie aus Rotten von fünfzig, hundert und noch mehr Köpfen bestanden, nicht so leicht zu überwältigen waren. In Württemberg hatte sich beispielsweise eine Räuberbande gebildet, deren Hauptmann von Dörfern und kleinen Städten Tribut forderte, wenn in dem Weichbilde des betreffenden Ortes die Brandschatzungen unterbleiben sollten. Derselbe Räuberhauptmann nahm in seine Bande nur solche Personen auf, die zuvor eine eigenartige und gar strenge Prüfung bestanden hatten. Die Räuber, welche sich dem Hauptmann als Genossen anboten, wurden vor ihrer Aufnahme in die Bande den schärfsten Folterungen unterworfen. Dies geschah aus dem Grunde, damit die Banditen, sobald sie in die Hände der Behörden fielen, bei den dann unausbleiblichen Torturen ihre Spießgesellen nicht verriethen. Diese Bande, welche hauptsächlich in Württemberg und Baden ihr Unwesen trieb, zählte sogar ehemalige Offiziere zu ihren Mitgliedern. Der Räuberhauptmann Balthasar Krummfinger, welcher im achtzehnten Jahrhundert mit seinen Spießgesellen in Bayern, Hessen und Hannover raubte und mordete, befehligte oft über zweihundert gut bewaffneter Schützen. Er bediente sich eines eigenen Siegels, sprach Recht nach dem aufgeschriebenen sogenannten Plattenrechte und entging jahrelang den Nachforschungen und Verfolgungen der Behörden. Viele der deutschen Räuber standen direkt mit den französischen und englischen Gannern in Verbindung. Man tauschte die erbeuteten Gold- und Silbersachen, wie die Juwelen und Diamanten, gegenseitig aus. Letztere wurden in London oder Paris anders gefaßt und umgeschliffen, um dann wieder in Deutschland, Polen, Oesterreich oder Ungarn in den Handel gebracht zu werden. Natürlich lebten die deutschen, ungarischen, holländischen und französischen Räuberhauptleute ganz nach dem Muster der berühmtesten Korsaren am Mittelmeere. Der bekannte „Schinderhannes“, der verrufene „schwarze Peter“, der vielgenannte Lips Tullian hatten stets zahlreiche Dirnen um sich, zechten und schmauseten Tag und Nacht, sofern sie nicht auf einem Raubzuge begriffen waren oder von der Polizei geheßt wurden, trugen die kostbarsten Gewänder und führten die besten Waffen. Hielten sie eine Ansprache an ihre Genossen, oder wurde ihnen ein unglückliches Opfer vorgeführt, so zeigten sich die Räuberhauptleute in ihrem höchsten Schmucke. Sie waren dann mit goldenen und silbernen Ketten förmlich beladen, und das Wams, der Hut u. s. w. waren mit Diamanten und Edelsteinen besteckt.

Der Henker hatte aber trotz aller Kniffe und Schlaueit der damaligen Räuber und Ganner gar viel im deutschen Vaterlande zu thun. Nicht bloß jede größere, auch jede mittlere Stadt hatte ihren eigenen Henker. Obgleich in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts Deutschland kaum zehn Millionen Einwohner zählte, mochten doch damals etwa zweihundert Henker in Deutschland Beschäftigung finden. Alle Henker hatten ihre feste Taxe, sozusagen ihren „Preis-

courant". Ein solcher Preiscurant von einem Darmstädter Henker, die sogenannte „Malefiztar“, ist noch heute vorhanden. Danach berechnete dieser Scharfrichter für die Bierheilung eines Lebendigen 15 Gulden 30 Kreuzer, für die Hinrichtung einer Person durch das Schwert 10 Gulden, für das Aufspießen eines Menschen bei lebendigem Leibe 12 Gulden. Das Anlegen der spanischen Stiefel zu Zwecken der Tortur kostete 2½ Gulden, das Abschneiden von Nase und Ohren 5 Gulden u. s. w.

Die Hinrichtungen waren zu jener Zeit öffentlich und glichen nicht selten Volksfesten. War ein Exekutionstermin angesetzt, so strömte die Bevölkerung aus der ganzen Umgegend zusammen. Händler bauten ihre Zelte auf, und für jung und alt war es ein großes Vergnügen, zu beobachten, wenn der arme Sünder auf dem Henkerrarren angefahren kam und dann dem Scharfrichter übergeben wurde.

Aber nicht nur abgedankte gemeine Soldaten, auch ehemalige Offiziere, Hauptleute, dann auch Angehörige verarmter Adels- und Patrizierfamilien wandten sich verbrecherischen oder unsauberen Erwerbszweigen zu. Der französische Minister Richelieu entsandte beispielsweise zahlreiche verarmte Adelige, sowohl männliche wie weibliche Personen, als Kundschafter in die verschiedensten europäischen Länder, und es sollen besonders die Kundschafterinnen infolge ihrer „dämonischen Reize“, wie ein damaliger Chronist schreibt, ihre Aufgabe glänzend gelöst haben, vor allem in Wien und Moskau. Ein Theil des durch den Krieg verarmten Adels entfaltete direkt eine verbrecherische Thätigkeit, und in keiner Periode der deutschen Geschichte wimmelte es an den Höfen, wie im Lande mehr von adeligen Abenteurern, Plänemachern und Hochtaplern, wie zu Ende des siebzehnten und zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts. Einer der bekanntesten war beispielsweise der italienische Graf Cajetani, der an zahlreichen europäischen Höfen aufstach, den Stein der Weisen besitzen wollte und unter anderem vorgab, aus Blei Gold machen zu können. Nachdem er verschiedene europäische Fürstenhöfe auf das Schamloseste geprellt, ereilte ihn an der Spree sein Geschick. Am Berliner Hofe wurde er als Schwindler verhaftet und schließlich in Küstrin in einem Flittermantel und in einem vergoldeten Käfig gehenkt.

Es gab indeß auch eine Reihe tüchtiger Adeliger in Deutschland, Oesterreich, Frankreich u. s. w., welche wohl imstande gewesen wären, mit Erfolg die staatsmännische oder soldatische Laufbahn einzuschlagen, die aber im Vaterlande keinen hinlänglichen Raum zur Entfaltung ihrer Kräfte fanden und daher sehr oft nach den mohammedanischen Staaten am Mittelmeer gingen, um dort die nöthige Gelegenheit zum Ausleben ihrer vulkanischen Leidenschaften zu suchen und auch zu finden. Einer der interessantesten Charaktere dieser Gattung ist der deutsche Baron Johann Wilhelm von Ripperda, der in Ostfriesland protestantischen Eltern geboren wurde. Einer Heirat wegen trat er vom lutherischen Bekenntniß zum reformirten über, stand dann kurze Zeit in schwedischen Diensten und wurde

katholisch, als er sich in das spanische Offiziercorps einreihen ließ. Da sich Ripperda auch schließlich mit den Spaniern überwarf, so flüchtete er nach Marokko, wo er zum Islam übertrat und daher vom Sultan auch sehr huldvoll empfangen wurde. Ripperda erhielt am Hofe des Sultans eine sehr einflußreiche Stellung, den Ehrentitel Osman Pascha und bewog den Sultan zu einem Kriege gegen Spanien. Er spiegelte dem Sultan von Marokko vor, er werde den Spaniern eine Reihe fester Plätze und ganze Provinzen abnehmen, was ihm indessen nicht gelang. Nun fiel Ripperda oder Osman Pascha beim Sultan in Ungnade und trat zum Judenthum über. Als ihn zuletzt auch dieses nicht befriedigte, beschloß er, eine Verschmelzung des Judenthums und des Islam herbeizuführen. Darüber starb er.

Ein Gegenstück zu Ripperda war der Franzose Bonneval. Im Jahre 1675 geboren, diente er den Franzosen, den Holländern, der Republik Venedig, den Russen, den Oesterreichern und schließlich den Türken. Er trat gleichfalls, wie Ripperda, zum Islam über, wurde unter dem Namen Achmed Pascha türkischer Kriegsminister, betrieb aus persönlicher Rache den Krieg der Türkei gegen Oesterreich und starb 1747 in Pera.

Werfen wir jetzt einen Blick auf die Höfe und das Hofleben im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert, so finden wir dort gleichfalls die trostlosesten Zustände. Ein jeder Duodezfürst in Deutschland, ein jeder Herzog in Italien versuchte in militärischer Hinsicht einem Friedrich Wilhelm I. von Preußen oder einem Ludwig XIV. von Frankreich nachzuäffen. Selbst die kleinsten Potentaten, welche nur über wenige Geviertmeilen Landes und mehrere tausend Einwohner verfügten, schufen sich eigene stehende Heere. Die Hofhaltungen waren die luxuriösesten. Die beiden regierenden Fürsten von Nassau-Siegen besaßen insgesammt nur anderthalb Quadratmeile Landes und konnten sich beide nur den Luxus einer gemeinsamen Residenz erlauben. Der eine Fürst hatte am Ostende, der andere am Westende der Stadt Siegen sein Residenzschloß. Beide Herrscher befehligten aber eigene Armeen — die des Fürsten Hyacinth zählte 30 Mann — und auf dem Marktplatze der Stadt kam es im Jahre 1714 zu einer „Schlacht“ zwischen den beiderseitigen Truppen. Die eine Linie war katholisch, die andere evangelisch, Grund genug für damalige Zeiten, daß die beiden Potentaten sich fortwährend in den Haaren lagen. Die „Kriege“ der beiden Fürsten nahmen schließlich einen solchen skandalösen Charakter an, daß das Reich sich zu einer energischen That aufraffte und den Fürsten Hyacinth Knall und Fall von der Regierung absetzte und aus seinem Lande verwies. Auch Fürst Wilhelm von Schaumburg-Lippe, dessen Ländchen etwa fünf Quadratmeilen maß, hielt es für nothwendig, sich eine eigene Festung zu erbauen und zwar auf einer Insel im „Steinhuder Meer“, dem bekannten kleinen Landsee an der lippisch-hannoverschen Grenze. Auch mit dem Gedanken einer Flottengründung trug sich Fürst Wilhelm, doch ereilte ihn der Tod, ehe er diesen Plan ver-

wirklichen konnte. Die Gräfin von Wajungen und die Fürstin von Meiningen geriethen eines Tages wegen einer unbedeutenden Etikettefrage in Streit. Die Folge davon war, daß die beiderseitigen Gemale sich gegenseitig den „Krieg“ erklärten. Es gab eine „Belagerung“ und auch eine „Einnahme“ der Stadt Wajungen. Indessen verlor in dem ganzen Feldzuge nur ein Mann das Leben, und zwar, weil er im „Feindesland“ unmenſchlich geſeſſen und getrunken und ſich dadurch eine Magenkrankheit zugezogen hatte.

Aber nicht bloß die regierenden Duodezfürſten unterhielten eigene Armeen, auch von einem ſächſiſchen Edelmann, einem Herrn von Flemming auf Weißenhof in Kurſachſen, berichtet die Geſchichte, daß er über ein eigenes Truppenkontingent verfügte. Allerdings war dieſe Armee nur an Sonn- und Feſttagen vorhanden bezw. verſammelt und beſtand aus den Bedienten und den Gärtnern des Herrn von Flemming, ſowie den Weißenhofer unverheirateten Bauersjöhnen, welche ſämmtlich an Sonntagen auf Befehl des Schloßherrn in eigene Uniformen geſteckt wurden. Am Schloßportal ſtanden aber immer zwei Bediente in Uniform und mit geladenem Gewehr, und im Schloßhofe waren ſechs Geſchütze aufgefahen, deren Feuerſchlünde, nach Ausſpruch des Herrn von Flemming, die ganze Gegend beherrſchen ſollten.

Eines Tages jagte in der Nähe von Weißenhof ein Amtmann der Herzogin von Weißenfels und gerieth, wahrſcheinlich wider ſeinen Willen, auf die Felder des Herrn von Flemming. Kaum hatte dieſer davon Kenntniß erhalten, als er ſeine Bauern über Hals und Kopf in Uniform ſteckte und den Amtmann im nächſten Dorfe gefangen nehmen ließ. Daraufhin erklärte er der Herzogin von Weißenfels den Krieg. Die Sache endete ſchließlich damit, daß das Reich den ganzen Vorgang nicht ernst nahm und Herrn von Flemming zu einer größeren Geldſtrafe verurtheilte, die er ſchließlich in Ratenzahlungen tilgte.

Wenn wir uns weiter das Thun und Treiben an den Höfen des ſiebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts vergegenwärtigen, ſo überräſcht uns ferner noch der rohe Ton und das zügelloſe Leben, dem wir mit wenigen Ausnahmen an allen Hofhaltungen begegnen. Die großen wie die kleinen Fürſten hatten nicht nur im ſiebzehnten, ſondern oft noch bis weit in das achtzehnte Jahrhundert hinein ihre Hofnarren, Hofzwerge und ſonſtige luſtige Perſonen. Indeffen waren dieſe Leibzwerge und Narren, welche die hohen und höchſten Herrſchaften bei reichlich beſetzter Tafel auch durch gute Wiße ergötzen ſollten, ſelten geiſtreich und witzig, vielmehr nicht nur körperliche, ſondern meiſt auch noch geiſtige Krüppel, die durchweg rohe und oft geradezu unſittliche Späße machten. Einer der geweckteſten Hofnarren war der des Kaiſers Matthias, ein gewiſſer Rolke. Bei Schluß des Regensburger Reichstages trug Hofnarr Rolke eine große, ſchwere Mappe unter dem Arme. Als der Kaiſer in Gegenwart mehrerer Fürſten fragte, was darin enthalten ſei, antwortete der Narr: „Die

Reichstagsakten!“ und als man die Mappe öffnete, fand man einige Blätter unbeschriebenen Papiers und etwas leeres Stroh. Der Kaiser und die Fürsten mußten schließlich den guten Witz doch belachen und beschenken den Hofnarren noch obendrein.

Wie gesagt, fand man an den meisten Höfen eine ungewöhnliche Schlemmerei. Auch populirte nicht nur das starke Geschlecht über alle Maßen, auch die Damen verschmähten ihren Frühtrunk, ihren Besperichlund und Schlaftrunk nicht. Die Kellerordnung des Herzogs Ernst des Frommen von Sachsen vom Jahre 1648 rechnete auf die jungen Fräulein bei jeder Hauptmahlzeit eine Maß Wein und drei Maß Bier. An Feiertagen erhielten die jungen Fräulein zum Frühtrunk eine Maß Bier oder Wein, zum Mittagbrod drei Maß Wein und drei Maß Bier, zum Besper ebenfalls ein Männen Wein und zum Abendessen drei Maß Wein und Bier nach Belieben. Und dabei war der sächsische Hof damals noch der einfachste und mäßigste in ganz Deutschland. Unter August dem Starken entfaltete aber auch der sächsische Hof einen außerordentlichen Luxus. Die Hochzeit, welche dieser luxuriöse Fürst im Jahre 1719 seinem Sohne und Thronfolger ausrichtete, kostete vier Millionen Thaler, eine verhältnißmäßig hohe Summe, wenn man bedenkt, daß damals in ganz Kursachsen nur etwa fünfzehn Millionen Thaler Baargeld vorhanden waren.

Auch am Berliner Hofe herrschte zu Ausgang des siebzehnten und zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts oft ein gewissermaßen burschikoser Ton. Friedrich I., der letzte brandenburgische Kurfürst und zugleich der erste preussische König, sowie Friedrich Wilhelm I. hatten zwar nur ihre „lustigen Rätke“, dieselben standen aber, was die Derbheit ihrer Witzge anbelangt, hinter keinem Hofnarren zurück. Einer der bekanntesten „lustigen Rätke“ war ein gewisser Fröhlich, der den Titel „Kammerherr“ führte. Derselbe trug stets seinen Kammerherrnschlüssel bei sich, der so unförmlich war, daß er ihn als Trinkbecher benutzen konnte. Ein anderer lustiger brandenburgischer Rath war ein gewisser von Gundling, der sich besonders der Protektion Friedrich Wilhelms I. (1713—1740) zu erfreuen hatte. Gundling starb 1731 und ließ sich in einem Sarge begraben, der die Form eines Weinfasses hatte und auf dem Deckel die unflätigsten Sprüche trug. An solchen „Späßen“ fand man damals aber selbst in den besten und höchsten Kreisen Gefallen.

Trinkgelage, welche ein Fürst zu Ehren eines anderen gekrönten Hauptes gab, verschlangen oft enorme Summen. Als der Zar Peter, später Peter der Große genannt, auf seiner ersten Reise nach dem Westen Europas in Königsberg in Preußen einige Tage rastete, wurde ihm dort auf Befehl des Kurfürsten von Brandenburg ein Willkommmentrunk im Schlosse der Fregelstadt gereicht. Dieser „Trunk“ kostete mit dem, „was drum und dran hing“, 200,000 Thaler.

Unter den deutschen Höfen verdienen die von Württemberg, Hessen, Waldeck und Braunschweig noch eine besondere Betrachtung,

Da diese letzteren vier nach den verschiedenen Seiten hin das größte Vergerniß hervorriefen. Die Herzöge von Württemberg und Braunschweig, die Kleinherrscher von Hessen, Waldeck und andere umgaben sich mit Schaaren von Maitressen, welche den betreffenden Ländern Millionen und aber Millionen kosteten. Dazu stürzten besonders die verschiedenen württembergischen Herzöge ihr Land in die tiefsten Schulden infolge einer unsinnigen Baumuth. Herzog Eberhard Ludwig, Herzog Karl Alexander und Karl Eugen bauten insgesammt über ein Duzend Jagd- und Lustschlösser, von denen die Ausführung und Ausstattung eines einzigen Palastes oft die jährliche Einnahme des ganzen Landes verschlang.

Woher nahmen aber viele Fürsten die Mittel zu einer solchen verschwenderischen Hofhaltung, wenn sich niemand mehr fand, der den gekrönten Häuptern Geld vorschießen wollte, oder wenn die Steuerkassen des Landes, die viele Fürsten damals noch als ihre Privatkassen ansahen, völlig erschöpft waren? Viele der verschuldeten Potentaten scheuten sich gar nicht, die Bestände von Waisenhäusern oder frommen Stiftungen anzugreifen, in einigen Fällen durch willkürliche Aufhebung dieser Humanitätsanstalten die Summen sogar ganz in ihren Sädel fließen zu lassen, wie dies vor allem Fürst Alexander von Württemberg trefflich verstand, der auf solche Weise in einem Jahre 700,000 Gulden sich verschaffte. In anderen Staaten herrschte ein entsetzlicher Stellenmangel, wie beispielsweise in Hessen, wo fast alle Beamtenstellen käuflich waren. Die so erlangten Gelder steckte der Landgraf in Kassel in seine Tasche. Oft fielen aber auch gerade die habgierigsten Fürsten noch obendrein verschmitzten Gaunern und Abenteurern in die Hände, welche den in fortwährender Geldverlegenheit befindlichen Regenten nicht unansehnliche Geldbeträge zu entlocken wußten. Es wimmelte dazumal, wie schon kurz hervorgehoben, an den verschiedensten Höfen, besonders aber an den deutschen und italienischen, von allerhand Goldmachern, von übelberüchtigten Individuen, welche vorgaben, aus Blei Gold oder aus Wasser Diamanten gewinnen zu können, und die somit von den verschuldeten Fürsten mit offenen Armen aufgenommen wurden. So lange es irgend ging, lebten die Schwindler auf Kosten der Hofkasse sehr vergnüglih. Geling es ihnen dann nicht, aus Stein, Sand oder Erz Gold machen zu können, so entflohen sie meist noch rechtzeitig, ehe sie das Schicksal ereilte, als Betrüger entlarvt und aufgeknüpft zu werden. Selbst sonst aufgeklärte Fürsten glaubten noch im achtzehnten Jahrhundert an die Kunst des Goldmachens. Ließ doch König Friedrich I. von Preußen im Jahre 1702 in seinen Staaten auf den bekannten Alchymisten Johann Friedrich Böttger, den nachmaligen Erfinder des Meißener Porzellans, jahnden, weil er diesen Geheimkünstler für einen wirklichen Goldmacher hielt und von dessen Kunst, falls sie dem Berliner Hofe dienstbar gemacht werden könne, sich große Schätze versprach.

Am gewissenlosesten handelten aber diejenigen deutschen Fürsten,

die, wahren Sklavenhändlern gleich, ihre Unterthanen an England bezw. nach Amerika verkauften, um die Ebbe in ihren Klassen zu beiseitigen, oder um den „alldurchlauchtigsten Maitressen“ prächtige Equipagen und kostbare Geschmeide, wenn nicht gar ein Lustschloß oder ein paar Rittergüter kaufen zu können. Es ist ja fassbar bekannt, daß, als die englischen Kolonien in Amerika ihren Unabhängigkeitskampf gegen Großbritannien ausfochten, eine Reihe Fürsten in Mittel- und Süddeutschland, vor allem die Kleinherren von Hessen, Braunschweig, Anhalt-Köthen und Waldeck, ihre jungen, kräftigen, militärlüchtigen Männer den Engländern als Kanonenfutter gegen gute Bezahlung verkauften. —

Doch vergegenwärtigen wir uns jetzt ein anderes Stück deutschen Kulturlebens. Wir wollen uns im Geiste in eine deutsche Universitätsstadt zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts versetzen. Im fünfzehnten, sechzehnten und noch zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts waltete an den deutschen Hochschulen ein wissenschaftlicher, ernster und nüchterner Geist. Da kam der dreißigjährige Krieg über das deutsche Volk, und vom Rhein bis zu der Oder, wie von der Nordsee bis an die Alpen herrschte unsägliches und allgemeines Elend. Die Hörjale der Universitäten entleerten sich, die eine Hälfte der Professoren und Dozenten starb oder wurde in alle Winde zerstreut, die andere harrete an Ort und Stelle aus, da aber keine Honorare oder Gehälter mehr gezahlt wurden, gaben auch diese Lehrer meist ihre Vorlesungen auf. Nach dem Kriege wurde es nur langsam besser. Die Frequenz der Hochschulen war auf ein Dritteltheil gegen früher herabgesunken. Ein über Kasten- und Klassengeist machte sich überall breit. Die adeligen Studirenden besaßen zahlreiche Vorrechte nicht nur gegenüber ihren bürgerlichen Kommilitonen, auch gegenüber den bürgerlichen Professoren. Bei den Universitätsfestlichkeiten in Wien hatten die adeligen Studenten den Vortritt vor den bürgerlichen Professoren. In Göttingen, Halle, Heidelberg und Jena saßen die adeligen Studirenden im Kolleg auf erhöhten Bänken, ebenso wie sie ihre eigenen Sitze in den Kirchen hatten, wo sie sogar mit ihren Hunden und mit klirrenden Sporen und Säbeln erschienen und die Kopfbedeckung nur während der Predigt abzunehmen brauchten. In Jena kamen viele Studenten noch zur Zeit der ersten französischen Revolution in Schlafrocken ins Kolleg. An vielen Universitäten trugen die adeligen Akademiker bei der Aufnahme ihre Namen in ein für den Adel allein gehaltenes Inskriptionsbuch ein, das mit goldenen Ecken beschlagen, mit Edelsteinen besetzt und in Sammet eingebunden war. Für die bürgerlichen Studirenden wurde ein einfaches, schwarzledernes Immatrikulationsbuch gehalten. Die Hauptbeschäftigung der Studenten waren tolle Trinkgelage und Handel unter sich und mit den Bürgern. Im Jahre 1716 starben in Halle mehrere Studenten, zwei Professorentöchter und ein Dozent, weil sie mehrere Tage und Nächte hintereinander ungeheure Mengen Bieres genossen hatten. Acht Jahre später erstürmten und zerstörten die

Studenten derselben Universitätsstadt die dortige Synagoge, weil zwei Juden einen Studenten, der sie zuerst geschlagen, tüchtig durchgeprügelt hatten. In Jena streikten eines Tages die Studenten, verließen sämmtlich die Stadt und das weimarische Ländchen und bezogen in Kötschau, Markranstädt und anderen Orten bei Leipzig ein großes „Lager“. Die Ursache dieser auffälligen Erscheinung war darin zu suchen, daß die weimarische Regierung, um den Rohheiten und der Kauflust der Studenten zu steuern, die Anzahl der Bedelle und Nachwächter in Jena plötzlich sehr vermehrt hatte. Als die Regierung ihre Verfügung zurücknahm, kehrten die Studenten mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen wieder nach Jena zurück. Daß bei einer so durchlebten Universitätszeit die Studenten nicht sonderlich viel in geistiger Beziehung zu profitieren vermochten, läßt sich denken.

Die Vorlesungen der Professoren ließen übrigens an manchen Hochschulen auch sehr viel zu wünschen übrig, obschon natürlich auch sehr rühmliche Ausnahmen zu verzeichnen sind. So legte ein Professor der Arzneiwissenschaft in Marburg sechsundzwanzig Semester hindurch die — Psalmen aus. Ein Tübinger Theologe las fünfzig Semester über den Jesaias und darauf noch fünf über den Jeremias. Die Jenenser Studenten der Theologie meinten, es lohne sich gar nicht, etwas tüchtiges zu lernen, die Bauern schließen doch nur während der Predigt. Thatsächlich scheinen viele Leute in Thüringen im siebzehnten Jahrhundert die Predigt meist verschlafen zu haben. Wenigstens war damals in Utenbach bei Apolda ein Tagelöhner, namens Gärten, mit 15 Groschen jährlicher Besoldung angestellt, „die Schlafenden in der Kirche aufzuwecken“, wie aus einer Kirchenrechnung des Pfarrers Olearius zu Utenbach hervorgeht. In Bayern scheint die katholische Bevölkerung ihren Seelenhirten mehr Respekt entgegengebracht zu haben, und auch die Stadträthe müssen die geistlichen Herren hochgeschätzt und nicht bloß ihnen persönlich, sondern auch dem, was mit ihnen in Berührung gekommen, ganz besondere Kräfte zugetraut haben. Als nämlich um das Jahr 1720 in München zahlreiche Brände ausbrachen, erließ der dortige Magistrat eine Bekanntmachung, daß, wenn alle Löscheruche vergeblich bleiben würden, man hölzerne Teller, von denen ein Pfarrer gegessen, nehmen und diese in das Feuer unter lauter Anrufung der göttlichen Dreieinigkeit werfen solle. Das sei schließlich das beste Mittel gegen die gefräßigen Flammen!! —

Doch verlassen wir jetzt die Paläste, die Bürger in ihren Städten, die Professoren und Studenten in ihren Akademien, die Geistlichen auf ihren Kanzeln und begeben uns im Geiste hinaus auf die Landstraße, wo der Lastwagen langsam dahinknarrt, die schwere Postkutsche einherrasselt und bunt kostümirte Reiter auf ihren Pferden einhertraben, während allerhand „fahrende Gefellen“ langsam zu Fuß einhermarschiren und an allen Straßenecken, auf Brücken und hauptsächlich vor den Kirchthüren Schaaren von Bettlern lagern. Trat jemand

vor 150 oder 200 Jahren eine größere Reise an, so machte er regelmäßig sein Testament.

In einem Reisehandbuche, welche um das Jahr 1700 erschienen ist, wird den Reisenden unter anderem empfohlen, große Vorleschlösser mit auf die Reise zu nehmen, da in den Gasthäusern und Herbergen die Thüren und Schlösser oft in sehr schlechtem Zustande und die Diebe ungemein dreist wären. Vor Antritt der Reise solle man ferner seine Schulden bezahlen — ein Wink, der übrigens noch heutzutage beherzigt werden könnte — auch seinen Freunden und Bekannten einen Abschiedschmaus geben, sich aber selber wohlweislich hüten, „wohlbezechet“ von Hause abzureisen, wie es leider so viele thäten. Das Reisen war damals sehr kostspielig, und auch die Schnellposten fuhren verhältnißmäßig langsam. Von Berlin nach Emmerich am Rhein fuhr man zur Zeit Friedrichs des Großen noch volle zehn Tage. Gute Chaussees wurden in Preußen erst während der letzten Regierungszeit desselben Königs allgemein. Noch zu Ausgang des siebzehnten Jahrhunderts klagten die Reisenden, welche von Leipzig nach Vera fuhren, daß sie unterwegs von den Bauern stark belästigt würden, welche „zur Kurzweil“ mit Steinen nach den Postwagen oder Postpferden warfen. Fuhr die Post zu jener Zeit durch das Thor in die Stadt, so erwartete der „Visitator“ die Reisenden. Das Gepäck der fremden oder unbekanntenen Personen wurde „visitirt und veraccisirt“, während das Gepäck der Einheimischen mit den Amtspfegeln versehen und den Besitzern einfach zugestellt wurde. Denselben Abend oder am andern Morgen ging dann der Revisor in die Wohnungen der bekannten Bürger, und dort wurde die „Visitirung und Veraccisirung“ bei einem Schoppen Wein oder Bier und einer „Pfeife Tabak“ in aller Gemächlichkeit vorgenommen.

Eine wahre Landplage für den Reisenden bildeten damals die Bettler, die in Deutschland, Frankreich und England ebenso zahlreich die Straßen bevölkerten, wie noch heutzutage im Orient. Bei einer Einwohnerzahl von 38,000 Köpfen zählte man noch 1780 in München 1275 „privilegirte“ Bettler. In Köln sollen um 1750 bei 35,000 Einwohnern 4000 Bettler gelebt haben.

Man nennt das achtzehnte Jahrhundert so oft das Zeitalter der Aufklärung, aber neben der großen Unwissenheit, der Trägheit und der Armuth zeigt sich gerade in diesem, wie in dem vorhergehenden Jahrhundert ein ungemein starker Zug zum Geheimnißvollen und Mystischen und eine ausgesprochene Vorliebe für alles Abenteuerliche. Abenteuerer, welche auf diese Schwäche ihrer Mitmenschen spekulirten, machten durchweg und ohne sonderliche Mühe ein glänzendes Geschäft, und leider fehlte es nirgends an solchen Personen. Wir finden diese Industrieritter an den Höfen der verschuldeten Fürsten, wir treffen sie als Aerzte und angebliche Gelehrte — sogenannte Alchymisten — als diplomatische Agenten und Vorsteher von geheimen Gesellschaften, die sie meist „ägyptische und arabische Logen“ nannten; kurz und gut, in allen Kreisen und fast

in allen Ständen. Einer dieser Wundermänner, der sich besonders als „Prophet“ hervorthat, war der Holländer Helmont. Derselbe sagte auf das Jahr 1732 die Befehung aller Heiden, auf das Jahr 1777 die Befehung aller Juden zum Christenthum und auf das Jahr 3003 das Ende unserer Erde voraus. Ein gewisser Glauber behauptete, infolge einer göttlichen Offenbarung den sogenannten Metallgeist entdeckt zu haben, so daß er jedes Metall in Gold verwandeln könne. Das Einzige, was bei seinen Experimenten schließlich herauskam, war die Erfindung des Glaubersalzes. Eine räthselhafte Erscheinung war Zeit seines Lebens der Graf St. Germain. Derselbe, welcher die hauptsächlichsten europäischen Sprachen vollständig beherrschte, eine wirklich aristokratische Erscheinung war und auch am Hofe Friedrichs II. sich einige Zeit aufhielt, wurde vielfach von den Regierungen als diplomatischer Agent verwandt. St. Germain behauptete, daß er mehrere hundert Jahre alt sei, mit Karl V., Franz I., mit Luther und anderen bekannten Erscheinungen des sechzehnten Jahrhunderts persönlich verkehrt habe, und daß er infolge eines Elixirs, welches er besitze, sein Leben in dieser Weise habe verlängern können. Nach seinem Tode stellte sich heraus, daß der Graf St. Germain ursprünglich ein armer elsässischer Jude, namens Simon Wolf, gewesen war. Ein wirklich frecher Schwindler war der „Graf Cagliostro“, der von Hause aus Giuseppe Balsamo hieß. Cagliostro durchzog zunächst mit seiner Frau, einer ebenso abgefeymten Schwindlerin, Italien, dann Frankreich, Deutschland, Polen und Rußland. Ueberall erzählte er, daß er schon seit Jahrhunderten lebe und der Großmeister der arabisch-ägyptischen Logen sei, denen bereits Sokrates, Christus und viele hellenische Philosophen angehört hätten. Natürlich wollten zahlreiche Personen Mitglieder solcher uralten Logen werden, und Cagliostro ließ sich dann von den Kandidaten sehr hohe Aufnahmegebühren zahlen, bisweilen an 10,000 Thaler. In Paris verkaufte er dem Grafen Rohan ein Lebenselixir, *materia prima* (Urstoff) genannt, für 50,000 Franken. Durch den Genuß dieses Elixirs sollte bei einer gewissen Diät, die nur alle fünf Jahre einmal und zwar kurze Zeit im Frühjahr beobachtet werden mußte, das menschliche Leben um Jahrhunderte verlängert werden können. Alle fünfzig Jahre war dann allerdings noch ein besonderer Akt nöthig, um die sogenannte physische Wiedergeburt zu bewerkstelligen. Cagliostro behauptete, seine *materia prima* sei derselbe Stoff, aus dem Gott das erste Menschenpaar erschaffen. Aber Graf Rohan war nicht der Einzige, der diese werthlosen Mixturen für hohes Geld erstand. Cagliostro wurde sie in ganz Europa los. Ja, um dieselbe Zeit verkaufte man sogar in Portugal Pillen, „gut gegen das Erdbeben“, und auch diese Pillen fanden ihre Käufer. Das alles war im sogenannten Jahrhundert der Aufklärung möglich.

Aehnlich wie Cagliostro operirte auch ein ehemaliger Leipziger Cafewirth, namens Georg Schrepfer. Derselbe gründete sogenannte „schottische Logen“, gab an, eine bessere Maurerei als die Freimaurer

zu lehren, und fand zahlreiche wohlhabende Schüler. Schreyffer ließ in Dresden im Palais des Herzogs von Kurland, der ihm eine Zeit lang sehr gewogen war, die Geister verstorbenen sächsischer Regenten und Generale erscheinen und erschwindelte bedeutende Summen Geldes. Sein liederliches und ausschweifendes Leben stürzte ihn aber in Schulden, und nachdem er noch am 7. Oktober 1774 in Leipzig eine solche Geisterloge abgehalten, ging er am anderen Morgen in das Rosenthal und erschoss sich. Aber die Cagliostro und Schreyffer waren nur die hauptsächlichsten Typen in der Schaar jener zahlreichen Schwindler, welche besonders um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bald hier, bald dort auftauchten, um nach einiger Zeit ebenso rasch und so räthselhaft wieder zu verschwinden, wie sie gekommen waren, wenn sie nicht vorher dem Henker in die Hände fielen.

So sehr es aber die Menschen damals liebten, in Verkehr mit angeblichen Geistern und Verstorbenen zu treten und sich mystischen Studien hinzugeben, so sehr war auch der Wunsch bei ihnen rege, von irdischen Schätzen so viel als möglich zu sammeln. Die tolle Spekulation in Börsewerthen oder Industriepapieren mit den darauf folgenden „Krachs“ ist keineswegs eine Erscheinung der neuesten Zeit, auch das siebzehnte, sowie das achtzehnte Jahrhundert kennen solche wahnsinnige Spielperioden, wo jeder der Beteiligten glaubte, sich mühelos in den Besitz großer Reichthümer setzen zu können, zur Genüge. In Frankreich stiegen beispielsweise im Jahre 1720 die Aktien der berühmten Law'schen Zettelbanken binnen sechs Wochen um das Neunfache ihres ursprünglichen Werthes, d. h. von 100 auf 900 Prozent, um dann sechs Wochen später vollständig werthlos zu sein. Ähnliche Erscheinungen zeigten sich im selben Jahrhundert auch in Holland und England. Indessen weisen auch wiederum diese beiden Jahrhunderte eine Reihe großartiger Gründungen auf, welche zeigen, daß der kaufmännische und koloniale Unternehmungsgeist damals nicht erloschen war.

Eines der eigenartigsten Projekte, das aber leider nicht zur Verwirklichung gelangte, obgleich sein Urheber ein genialer, fleißiger und durchaus rechtlicher Mann war, ist das sogenannte Panamaprojekt, das in die Jahre von 1695 bis 1701 fällt. Der Schotte Paterson beschloß nämlich, auf der Landenge von Panama eine neue Welt-handelstadt zu gründen, in der sich der Handel des Stillen und des Atlantischen Weltmeeres vereinigen sollte. Die Schotten brachten für dieses Unternehmen acht Millionen Gulden auf, auch die Londoner und Hamburger Kaufleute zeichneten große Summen, so daß Paterson wirklich mit dem Bau der Stadt auf der Landenge begann. Als aber die englische Regierung auf diese schottische Gründung eifersüchtig wurde und den englischen Kapitalisten und Rhedern verbot, sich daran zu betheiligen, überfielen die Spanier, denen diese Gründung natürlich schon längst ein Dorn im Auge war, die im Entstehen begriffene Stadt und zerstörten dieselbe vollständig. Glücklicher waren die Franzosen mit ihren kolonialen Gründungen in Ostafrika, noch

mehr die Holländer und Engländer in Indien, welches der Handelswelt der beiden letzten Staaten bei einer ungemein geschickt geführten Kolonialpolitik ungeheure Schätze in den Schoß schüttete.

Doch kommen wir mit unseren Mittheilungen zum Schluß. Es waren im großen und ganzen nur unerfreuliche Bilder, die wir dem Leser vorführen konnten. Aber wie die dunkelste Mitternacht dem Morgenroth am nächsten, so folgte auch in Deutschland auf diese Periode der wirthschaftlichen Zerrüttung, der politischen Zerstückelung und Ohnmacht ein Aufschwung zunächst in geistiger Beziehung durch den Beginn der sogenannten klassischen Literaturperiode und zum anderen ein Aufschwung in nationaler Hinsicht, der schließlich, wenn auch nach mancherlei Irrungen und Wirrungen, in der erfolgreichen Erhebung gegen die napoleonische Gewaltherrschaft seinen versöhnenden Abschluß fand. Mit den Freiheitskriegen verschwanden auch die letzten Ueberbleibsel, die sich hier und da aus dem Mittelalter doch noch in das siebzehnte und achtzehnte Jahrhundert hinüber gerettet hatten, und eine neue und humanere Weltanschauung fing von da an sich Bahn zu brechen.





Elfensichtig.

Nach dem Schwedischen von Pauline Schanz.

Suweilen geschieht es wohl, daß eine Pflanze — ein Rosenstrauch zum Beispiel — allzu reich in Knospen ansichlägt, unter denen einzelne dann sich nie zu Blumen entfalten. Anfänglich kann man eine solche Knospe nicht von einer anderen unterscheiden, später bemerkt man erst, daß sie wie plötzlich in ihrer Entwicklung stehen bleibt. Rings um sie her blühen Rosen auf, durchleben ihr kurzes Blumendasein, welken, entblättern, neue Knospen entstehen und erblühen, sie aber bleibt immer dieselbe — eine Verheißung, die sich nie erfüllt — bis sie vertrocknet, wie im geheimen Kummer dahinstirbt. Noch im Spätherbst, wenn längst alle Rosen vergangen und verweht sind, sitzt die verkommene Frühlingsknospe auf ihrem Stiel, und erst der Winterfrost wirft sie zur Erde, schwarz, schemenhaft, aber immer noch in Knospengestalt.

Und an eine solche Rosenknospe erinnerte sie mich.

Sah man sie von weitem kommen mit ihrem leichten Gang, dem zarten, unentwickelten Körper mit seinen weichen, schlanken Linien, dem fast immer ein wenig geneigten Kopf, welcher dem feinen Halse zu schwer zu sein schien, so glaubte man ein junges Mädchen zu sehen. Kam sie näher, so bemerkte man in ihrer Erscheinung etwas Verwelktes, Verblichenes, und sah man in ihr Gesicht, so erstaunte man, wie über etwas Räthselhaftes. War das ein Kind, oder ein Weib, welches gelebt und gelitten? Man wußte es nicht, man hatte eine Empfindung, als ob sie gar nicht in irgend eine Altersklasse zu zählen sei.

Ihr Gesicht hätte man sogar für das eines jungen Mädchens halten können, doch dem widersprachen ihre Augen. Das waren Augen, wie man sie bisweilen bei Sterbenden sieht, die so viel im Leben gelitten haben, daß sie sich des Sterbens freuen — große, beängstigend große Augen mit einem eigenthümlich hell-sichtigen Blick, einem Blick, der Dinge zu sehen vermochte, die kein anderer sah

oder hinter dem, was wir Wirklichkeit nennen, noch etwas, anderen Unsichtbares erblickte.

Und um dieses Antlitz wellte sich ein Haar, welches einst glänzend schwarz gewesen, aber nun stark ergraut war, und durch welches an der einen Schläfe sich ein schneeweißer Strähm zog.

Sah man erstaunt, fragend, beklommen auf dieses seltsame Naturspiel — ein altes Kind, eine verwelkte Knospe — so wich dieses Gefühl des Unbehagens doch vor einem Ausdruck des Friedens, des heimlichen Glückes, welches über ihrem ganzen Wesen ausgebreitet lag und, von ihr ausstrahlend, sich anderen mittheilte.

Man nannte sie „das närrische Fräulein“. Doch ihre sogenannte Narrheit bestand eigentlich in nichts anderem, als einer Art von Selbstabwesenheit, darin, daß sie in einer, allen anderen verschlossenen Welt lebte, sich eingeschlossen in einem Kreis befand, den weder sie, noch andere überschreiten konnten. Sie verstand nicht, was man zu ihr sprach, oder vielmehr, sie hörte es nicht, ebenso wie die anderen sie nicht verstanden. Und da diese sich für die Klugen ansahen, mußten sie jene für närrisch halten.

Während des Winters war sie meist unsichtbar; vom ersten Schneefall an bis zu dem Tage, da der letzte weiße Reif verschwand, verließ sie ihr Zimmer nicht. Doch während des Sommers sah man sie oft, da verlebte sie ganze Tage im Wald und Feld. Traf man sie da im Freien und grüßte sie, so dankte sie mit freundlichem Lächeln, doch sprach man sie an, so schien sie es nicht zu hören. Doch traf sich's auch zuweilen bei schönem Wetter, wenn sie recht heiter war — da die Stimmung, welche in der Natur herrschte, sich stets auf ihrem Antlitz spiegelte — daß sie selbst zu sprechen begann, und dann sprach sie auf eine seltsam phantastische Art von den Dingen um sie her, von Luft und Baum, von Wind und Vogelklang, vom Gras zu ihren Füßen, bis sie ganz plötzlich schwieg, als ob ihre Aufmerksamkeit von einem fern her klingenden, andern unhörbaren Ton erregt worden sei, und dann schritt sie weiter; ihre Blicke erstreckten sich von einem überirdischen Licht. War das Wetter trübe und unfreundlich, trübte sich auch ihr Gesicht, doch nicht so, daß jener Ausdruck des Friedens, des geheimen Freuens daraus schwand, vielmehr nur leis umschleiert war; wie die Natur, mit der sie eins zu sein schien, sich auch in Wolken- und Nebelschleier hüllte.

Die Leute im Orte betrachteten sie mit einer Art von Furcht, gemischt mit Ehrerbietung, da sie annahmen, daß sie mit überirdischen Naturwesen, an welche sie glaubten, in Verbindung stehe. „Sie ist elfenlichtig“, pflögten sie von ihr mit geheimnißvoller Miene zu sagen. Die Bedeutung dieses Wortes, welches ich nie zuvor gehört hatte, erfuhr ich erst später und zwar durch ihren Bruder.

Dieser Bruder war Gutsbesitzer und Landwirth; er war unverheiratet und hatte außer dieser Schwester noch einen alten Vater und eine ältliche Verwandte bei sich. In jeder Hinsicht schien er das Gegentheil seiner Schwester zu sein: er war groß, stark gegliedert,

hatte ein rauhes, härtiges Gesicht und eine barsche Sprache, welche immer zornig klang. Anfänglich machte er den Eindruck eines Tyrannen im kleinen, doch lernte man ihn näher kennen, so entdeckte man bald etwas gutes und freundliches in seinem Wesen, etwas bedrücktes in seinem Blick, was seinem rauhen Aeußeren durchaus widersprach.

Da ich mich in seiner Nachbarschaft öfter aufhielt, wurde ich mit ihm bekannt, und eines Tages traf es sich, daß ich ihn auf einem Gange durch seine Besitzung begleitete. Es war im Hochsommer, wir überschritten eine große Wiese, welche eben gemäht wurde. Fünf Männer schwangen die Sensen, und eben so viele Frauen folgten ihnen mit den Rechen. Glühend brannte die Sonne hernieder, die Sensen leuchteten blizend auf; die Hemdärmel der Männer und die bunten Röcke der Frauen flimmerten förmlich aus dem satten, üppigen Grün, welches in regelrechten Linien fiel und die Luft mit dem süßen, warmen, berausenden Duft der Kleeblüten erfüllte.

Wir standen eine Weile und sahen der Arbeit zu. Das sah so frisch, so gesund, so fröhlich aus, die Stimmen der Arbeitenden tönten hell zu uns herüber, und meine Gedanken fanden einen Wiederhall in den Worten meines Begleiters: „Welch ein herrliches Heuweeter das ist!“ Neben der selbstzufriedenen Freude des Landwirthes, der sein Heu glücklich zu bergen hofft, klang aus dieser Bemerkung noch das allgemeine Wohlgefühl, welches Luft und Erde rings erfüllte, aus dem Gesang der Vögel und dem Zirpen der Grillen jubelte.

Wir schritten weiter auf einem schmalen Wegstreifen über den noch ungemähten Theil der Wiese.

Inmitten derselben stand eine große Eiche, um welche sich in einigem Abstand vom Stamme ein ungefähr fußbreiter Streifen kreisrund im Grase zeigte und sich dunkel und seltsam von seiner Umgebung abhob. Ich machte meinen Gefährten auf diese Erscheinung aufmerksam und fragte, was es sei.

„Der Elfenring“, antwortete er mir.

„Der Elfenring?“

„Ja, so nennt es das Volk hier herum. Man weiß nicht, wie es kommt, daß das Gras an dieser Stelle dunkler und dichter ist, als anderswo, und die Landleute meinen, das käme von den Elfen, die da nächtlich ihre Tänze halten. Es ist auch noch ein Aberglaube damit verbunden, der behauptet, daß derjenige, der es wagt, nachts um zwölf Uhr, manche sagen auch: mittags um zwölf, diesen Ring zu überschreiten, gerathe in die Gewalt der Elfen. Diese lassen ihm wohl das Leben, doch wenn er den Ring wieder verläßt, so hat er von dem rasenden Tanz den Verstand verloren, den er nie wiedererlangt. Er ist elfensichtig, er sieht die Elfen.“

„Elfensichtig? So sagt man ja von Ihrer — —“

„Von meiner Schwester, meinen Sie“, setzte er meine Rede fort, indem er mit einem gezwungenen Lächeln aufblickte. „Ja, sie ist das, was die Leute hier so nennen.“

„Aber Sie glauben doch wohl nicht —?“

„Ich!“ rief er heftig, „nein, ich bin ja ein aufgeklärter Mensch, wie man's nennt; ich glaube an keinen Spuk. Aber das Volk glaubt es, und sie glaubt daran.“

„Glaubt sie wirklich daran?“

„Ja“, antwortete er kurz, als ob er das Gespräch abbrechen wolle. Doch nach einer Pause begann er von selbst wieder:

„Ich weiß übrigens nicht, weshalb ich Ihnen das nicht erzählen sollte.“ Wieder schwieg er eine Weile und begann seine Erzählung dann mit einer Stimme, die ganz ihre gewöhnliche Rauheit verloren hatte:

„Vor nun zehn Jahren wurde meine Schwester von einem großen Schmerz betroffen, einem Kummer, einem Harm, wie ein solcher nie wieder aus unserem Gemüt zu verbannen ist, der durch sein ungeheures Weh das ganze Leben mit seinen Erscheinungen für unser Begriffsvermögen in ein anderes Licht zu rücken und zu bewirken vermag, daß wir an diese Täuschung glauben, sie lieben — doch ich drückte mich unklar aus, ich weiß nicht, wie ich Ihnen das Seltsame verständlich machen soll, doch — —“

Er brach ab, grübelte nach und fuhr dann fort:

„Sie war erst achtzehn Jahre alt, hatte geliebt — sie war geliebt, nur geliebt worden, da traf sie zum erstenmal mit dem Harten, Unbarmherzigen im Leben zusammen. Wie, brauche ich Ihnen nicht zu erzählen. Wir glaubten, sie würde daran sterben; ihre Sinnesart war immer heftig und exaltirt gewesen, und ihre Verzweiflung war grenzenlos. Sie können sich keinen Begriff davon machen; ihr Gemüt war eine einzige blutende Wunde; jeder Ton, jede Empfindung, jeder Gedanke verursachte ihr einen unendlichen Schmerz; alles, was sie umgab, was sie von Kindheit an gekannt und geliebt hatte, haßte sie, mochte sie nicht mehr sehen. Wir, die wir sie liebten, wagten kaum mit ihr zu reden, noch viel weniger sie zu trösten, mußten sie sich selbst überlassen aus Furcht, ihren Zustand noch zu verschlimmern.

„Das währte so einen Monat, und in dieser Zeit verwandelte sie sich aus einem schönen, frohen, blühenden Mädchen in das, was sie jetzt ist. Die zehn folgenden Jahre sind spurlos an ihr vorübergegangen.“

„Eines Abends spät, da ich mich schon zur Ruhe begeben hatte, hörte ich ihren schleichenden Schritt im Hausflur, hörte sie die Hausthür öffnen und hinausgehen. Ein Gedanke packte mich, den ich nicht auszudenken wagte; ich sprang aus dem Bett, warf mich in meine Kleider und eilte hinaus. Doch da war sie bereits verschwunden. Ich rief, ich suchte sie, ich rannte wie wahnjünnig in die Dunkelheit hinaus — vergebens! Ich war überzeugt, sie nie mehr wiederzusehen. Aber am folgenden Morgen kehrte sie doch wieder zu uns zurück, und da war sie so — —“

Er schwieg, und ich wartete lange umsonst, daß er fortfahren sollte. Endlich fragte ich:

„Was war mit ihr geschehen?“

Er schüttelte den Kopf.

„Das weiß ich nicht; niemand hatte sie gesehen, und von ihr selbst konnten wir ja nichts erfahren, sie hatte ja ihren Verstand verloren.“

Er lachte leise — fast ironisch, sand ich. „Sie weiß wohl davon zu erzählen, aber ihre Geschichte — die — ja, die — doch warten Sie“, unterbrach er sich plötzlich, „die sollen Sie von ihr selbst hören. Sehen Sie, da ist sie!“

Er blieb stehen und deutete auf einen lang hingestreckten Hügelrücken, der von einer Seite die Wiese abschloß und oben mit einer Reihe hoher, alter Tannen bestanden war. Unter einer dieser Tannen saß sie.

„Kommen Sie“, sagte er, „sie erzählt es gern, und ich weiß, Sie werden nicht darüber lachen.“

Er stieg vor mir her den Hügel hinauf. Da wir ihr näher kamen, flüsterte er, nach ihr zeigend:

„Sehen Sie, es ist so herrliches Wetter heute.“

Sie saß gegen den Stamm gelehnt, die Hände im Schoß leicht verschlungen, den Kopf etwas zurückgebogen. Ihre Lider waren halb geschlossen, und jetzt, da ich den tiefschmerzvollen Blick ihrer Augen nicht sah, staunte ich über den Ausdruck eines völlig unjüglischen, grenzenlosen Glückes, welches auf ihren Zügen lag. Es schien, als ob all die wonnige, duftige, bezaubernde Schönheit des Sommerabends sich darauf spiegele.

Als wir ihr nahe waren, blickte sie auf, und da beängstigten mich ihre unnatürlich großen, seltsamen Augen und störten den überirdisch glückseligen Ausdruck dieser fast kindlichen Züge.

Sie nickte freundlich, erst ihrem Bruder, dann mir zu. Wir ließen uns neben ihr im Graze nieder; es war so traumhaft dämmerig und kühl unter den dichten, dunklen Tannenwipfeln, und vor uns lag der von goldener Sonnenglut getränkte, grüne Ager.

„Anna“, sagte ihr Bruder ganz unvermittelt und ohne jede Einleitung, „der Herr hier glaubt nicht an die Elfen.“

Sie sah mich an, und ein tiefes Mitgefühl, ein Erbarmen für einen Bedauernswerthen sprach aus ihren Mienen, so daß ich fühlte, wie ich erröthete. Dann schüttelte sie leise, betrübt den Kopf, sprach aber nichts.

Während der Stille, die nun folgte, hörten wir nur die süßen, langgezogenen, getragenen Töne eines Vogels über uns in der Tanne. Da auch er schwieg, wandte sie sich mir zu und fragte:

„Hörten Sie?“

Ich nickte ihr zu.

„Verstanden Sie auch?“

Ich sah sie verwundert an und wußte keine Antwort auf ihre Frage. Doch sie wartete auch auf keine Erwiderung und fuhr fort: „Nein, Sie konnten ja nicht verstehen, da Sie außerhalb des Ringes

sind.“ Und mit einem leisen, glücklichen Lächeln setzte sie hinzu: „Aber ich verstehe es! Die Elfen lehrten es mich. So lange sie um mich sind, verstehe ich alles, und sie sind um mich, immer, seitdem ich in ihren Ring trat. Es ist eine Sünde von Ihnen, nicht an die Elfen zu glauben.- Ich glaubte einst auch nicht an sie und trat dennoch in ihren Ring, aus Troß — und weil ich dachte — daß sie vielleicht — sehen Sie, ich hatte hier ein so großes Weh, und hier“ — sie legte die Hand an ihre Stirn und Brust. „Man sagt, die Elfen thun einem Schlimmes, Böses an, wenn man sie im Tanze stört. Doch das ist nicht wahr, sie thun einem nur Gutes, o, so viel Liebes an. Während jener Nacht — denn es muß um Mitternacht sein, wenn alles schweigt — da lehrten sie mich all ihre Heimlichkeiten; es war, als ob ich träumte, doch als ich erwachte, verstand ich alles, was der Vogel sang und was der Wind flüsterte; ich vernahm, wie Baum und Blume miteinander sprachen; ich hörte alles, und alles verstand ich. — Und o, was ich sah! Ach, wenn Sie das wüßten, was ich sah! — Doch Sie können es ja nicht wissen, da Sie außerhalb des Ringes sind. Und ich sehe das seitdem immer noch, immer, immer!“

Sie lehnte den Kopf wieder zurück und schloß die Augen. Ihr Antlitz strahlte vom Widerschein eines so heiligen Friedens, eines so seligeren Glückes, daß ich sie beneidete und desselben theilhaftig zu sein wünschte.

Doch ich wußte, daß ich außerhalb des Ringes stand.

Der Bruder hatte sich erhoben und winkte mir. Auch ich stand auf und folgte ihm.

Als wir uns eine Strecke von ihr entfernt hatten, rief er mit seiner gewöhnlichen rauhen Stimme: „Sehen Sie, ganz natürlicherweise glaube ich ja nicht an sie, weder an die Elfen, noch an den Elfenring, aber ich kann es auch nicht vertragen, daß man über sie lacht, da sie meine arme Schwester von ihrem großen Leid geheilt und sie so glücklich gemacht haben. Und vielleicht ist sie auf ihre Art klüger, als wir es alle sind.“





Das altdeutsche Liebeslied.

Von Dr. H. Löbner.

Das Liebeslied ist die Krone der eigentlichen Lyrik. Es gilt der tiefsten Empfindung des Menschenherzens, welche das ganze Sein des Menschen durchwogt, von dem dunklen Grunde der Sinne heraufspielend, um die höchsten irdischen Kräfte in Bewegung zu setzen. Der Antheil der Sinne und der des Gemüths in der Liebe ist nicht bei allen Völkern zu gleichen Theilen abgewogen; man ist geneigt, das Ueberwiegen der Sinne den romanischen Völkern, das Ueberwiegen des Gemüths den germanischen zuzuerkennen.

Die ältere Zeit unseres Volkes, soweit sie in der Dichtung Niederschlag erfahren hat, weiß von diesem Unterschiede nicht viel, im altdeutschen Liebesliede, in den Volksliedern, die von Liebe handeln, finden beide Arten von Liebe ihr Recht und ihre Rechnung. Das altdeutsche Liebeslied stellt sich hiermit in grundsätzlichen Gegensatz zum modernen, wie die Zeiten, welchen beide angehören, zueinander in bedeutendem Gegensatze stehen. Wir Modernen haben mit all' den Segnungen einer stufenweise sich verfeinernden Natur zugleich die sehr zweifelhafte Wohlthat einer naturfremden Brüderie uns aufdrängen lassen, von welcher das Volk weder im Mittelalter, die kirchlichen Vertreter der Askese ausgenommen, noch in der Reformationszeit etwas gewußt hat. Dafür ist unser Selbstbetrug, das Zeichen, in dem die Zeit steht, geschäftig gewesen, den Antheil des Gemüths in der Liebe zu überspannen: das moderne Liebeslied, wie die Poesie (und die Gesellschaft) überhaupt sucht den dunklen Grund des Gefühls zu verschleiern, seine Räthselhaftigkeit für die Stimmung auszubeuten und eine Metaphysik der Liebe zusammenzuspinnen, welche die natürlichen Daseinsäußerungen in Geheimnisse verwandelt und die Wahrheit hinwegtäuschen möchte, daß unser höchstes Glück doch von der Erde stammt. Nichts von alledem im altdeutschen Liebesliede. Hier wird die Sprache der Natur geredet in Ausdrücken,

welche durch ihre Nacktheit überraschen, aber Frische und Gesundheit athmen; wildes Begehren, Freude über den endlich errungenen Besitz, der Schmerz des Scheidens und der Zorn um Untreue finden naiven, starken Ausdruck, der unmittelbar zum Herzen geht, wie er aus einem stark erregten Herzen kam.

Auch zartere Regungen fehlen nicht, welche von tiefem Gemüt zeugen. Stille Befriedigung, verichwiegenes Glück und wehmüthige Gedanken in die Ferne und die Sehnsucht, die reinste Regung des menschlichen Herzens, weil ihr eine läuternde Kraft innewohnt, finden schlichten, durch seine Einfachheit rührenden Ausdruck in jenen Liedern, ohne die falsche Sentimentalität, die sich für das Ausprechen solcher Empfindungen eignet, und doch nicht ohne einen leisen Vorklang moderner Empfindung, aber mehr wie der Duft, der über der Blume schwebt und doch aus der Tiefe ihres Kelches emporgestiegen ist.

Nur in einem Punkte verweigern die alten Lieder hartnädig, auf moderne Gefühlswaise vorauszudeuten. Es ist die Schwäche unserer Zeit, daß wir eine uralte germanische Empfindung, von der schon Tacitus zu reden wußte, das Gefühl der Anbetung vor der Reinheit des Weibes, vor seinem stillen Walten und sanften Wesen, vor dem Zauber einer unbewußten Anmuth zu einem Kultus der Frau überspannt haben, welcher die natürlichen Bedingungen menschlichen Daseins längst verlassen hat. Da wird mit dem Räthsel der Frauenseele eine unsinnige Kofetterie getrieben, da wird das Weib in die alten Mythengestalten hineinsymbolisirt, bald ist sie Sphing, bald Circe, bald Valküre oder Fee; ein herabgestiegener Engel, in dessen Augen noch der Abglanz höherer Welten schimmert, oder ein Dämon, dessen unseliges Amt es ist, Fluch zu streuen, während er Segen zu verbreiten scheint: immer aber geht eine zauberhafte Gewalt von ihm aus, deren Bedingungen ihm selbst fremd, ja unheimlich sein mögen: sie harrt des Mannes, der ihr Räthsel löst, ihren Zauber bannt, denn sie selbst ist sich das größte Räthsel. Und die Männer — o, diese Männer! — sie haben weiter nichts zu thun, als unruhvoll und selig-unselig der Lösung nachzujagen, der Enttäuschungen, auch des Spottes und der Demüthigungen nicht achtend, und verbringen die beste Zeit ihres Lebens in dem fragwürdigen Bemühen, diese metaphysische Nuß zu knacken, das Zauberwort und die lösende Formel zu finden.

Das alldenteche Liebeslied weiß von alledem nichts. Es versagt sich eine stattliche Reihe feinsten Gefühle, auf die wir uns etwas einbilden, weil es von einem Räthsel der Frauenseele nichts ahnt. Noch immer leitet es „Frauen“ von „Freuen“ ab, ist des Besitzes froh, Scheiden und Meiden abhold, entsagt nicht gern und wenn es muß, mit einem wilden Wort des Unmuths auf den Lippen. Die Anmuth der Frau versteht sich von selbst, von ihren inneren Eigenschaften findet sich in keinem der alten Lieder ein Wort, daß diese liebenswerth machen oder Reigung erwecken, wird nirgends erwähnt: das Geschlecht ist selig im Genießen, und recht von Herzen Liebe er-

weisen, ist der Beruf der Frau. Und doch hatte noch die mittel-hochdeutsche Zeit, in ihrer nervös überreizten Empfindungsfülle auffällig an die unsere erinnernd, die „Güte“ der Frau als Hauptbedingung der Zuneigung hervorgehoben.

Aber einfachere Gefühle sind nicht rohere; und selig möchte man ein Geschlecht preisen, dem mit dem Segen der Bildung auch ihr Sammer fremd geblieben. Es war freilich eine Zeit der Dämmerung, der Urgrund menschlichen Seins, in dem Grunde der Kirche verankert, welche die letzten Räthsel des Lebens zu lösen für ihre alleinige Aufgabe hielt. Aber auf diesem Grunde konnte das naive Gemüt spielen wohin es wollte, der Mensch konnte des Lebens sich freuen, und wenn er es nicht zu arg trieb, drückte die Kirche ein Auge zu. Den metaphysischen Sammer, unter dem jetzt jeder einzelne, ernster denkende Mensch für sich zu leiden hat, nahm die Mutter Kirche auf sich, es gab keinen Pessimismus. Glückselige Zeit, die noch zu genießen verstand! Was haben wir eingetauscht mit unserem reicheren Wissen, mit unserer feineren, tieferen Bildung, mit unserer Philosophie? Unser gesteigertes Gefühlsleben drückt uns, wir sind überreizt, unzufrieden, zerrissen. Uns ist nicht wohl im Lichte, die Wahrheit ist nur für die stärksten Geister: und die große Menge hat den Selbstbetrug gewählt.

So ist also der Grund, auf dem das altdeutsche Liebeslied sich aufbaut, in höherem Grade das Leben der Wirklichkeit, als in unserer Poesie; eine Trennung der beiden Welten, wie sie die moderne, poetische Epoche bis vor kurzem charakterisirt hat, besteht für jene Zeit nicht. Es fragt sich nur noch, auf welcher Stufe die Kunst der alten Lieder steht. Auch sie bewahrt den Zusammenhang mit der Natur. Aus dem Tanzliede ist das altdeutsche Liebeslied erwachsen, der lyrische Monolog, welcher jetzt die Grundform des Liebes bildet, ist erst eine zweite Stufe der Entwicklung.

Im Frühling, wenn die Blumen aufbrechen, wenn die Linde ergrünt, geht es zum Tanz auf den Ager. Mit der Natur erwacht die Tanzlust und auch die Liebe. Beim Tanz unter der Linde fällt das erste werbende Wort: man singt um den Kranz in Räthsel Liedern und neckischen Spottversen, und dem Sieger wird der Kranz von der Jungfrau, um deren Minne die Sprüche warben. Die Werbung ist bald versteckter, bald deutlicher; sie bewegt sich meist in Formeln, die das Begehren in ein Symbol verkleiden, ohne es dem Verständniß derer zu verhüllen, auf die es berechnet ist. In Symbolen findet das ganze Liebesleben seinen poetischen Ausdruck: das ist die Technik der alten Lieder.

Sommerlust und Liebesfreude gehören zusammen, wie im ältern Minnesange. Aber während noch einzelne Minnesänger in dem Streben nach pikantere Wirkungen zuweilen die Sache umgekehrt und im Sommer von dem Herbst in ihrem Herzen, im starren Winter von dem jungen Frühling ihrer Liebe geredet hatten, verschmäh't das Volkslied diese Dialektik der Gefühle und vollends sucht

sich niemand interessant zu machen durch das Eingeständniß vergeblichen Schmachtens. „Wer seinen Buhlen nicht haben mag, der muß ihn wohl fahren lass'n“, so trösten die Lieder über unerwiderte Neigung und mit einem „es giebt der Nojen genug“ wendet man sich zu neuer Hoffnung. Daß das Mädchen gegen seine eigene Neigung kämpft, daß es zur Neigung getrieben wird, ohne es sich einzugestehen oder in der plötzlichen Erkenntniß erschrocken zurückweicht: dieses echt moderne, etwas überspannte Motiv trifft man in den alten Liedern niemals, welche den Luxus des Zwiespaltes mit sich selbst sich nicht gestatten. Der jungfräuliche Stolz, mit welchem die moderne Poesie einen unsinnigen Sentimentalitätskultus treibt, erschöpft sich in ihnen in dem sehr realistischen Streben, die jungfräuliche Ehre zu bewahren. Zuneigung oder Abneigung wird schnell eingestanden; von einem Schmerz über versagte Neigung wird wenig geredet, da Versagung durch Ueberreichung eines Nessel- oder Strohkranzes, auch durch das Kräutlein Schabab symbolisch angedeutet wird; beim werbenden Tanze natürlich ist es gerathen, mit der fragwürdigen Gabe stillen Abgang zu nehmen, weil sonst allgemeiner Spott gewiß ist.

Steht ein Mädchen zwischen zwei Bewerbern oder umgekehrt, so wird der Zwiespalt durch höchst egoistische Erwägungen zu lösen versucht; die Vortheile und die Nachtheile werden gegeneinander gehalten, wohl auch humoristisch kontrastirt, aber ein innerer Kampf findet nicht statt. Ein junger Gesell, der seine Werbung zu hoch gerichtet, scheidet zuletzt mit dem für uns komisch klingenden Seufzer „weil ich nicht Pfennige hab“ von seinen Wünschen.

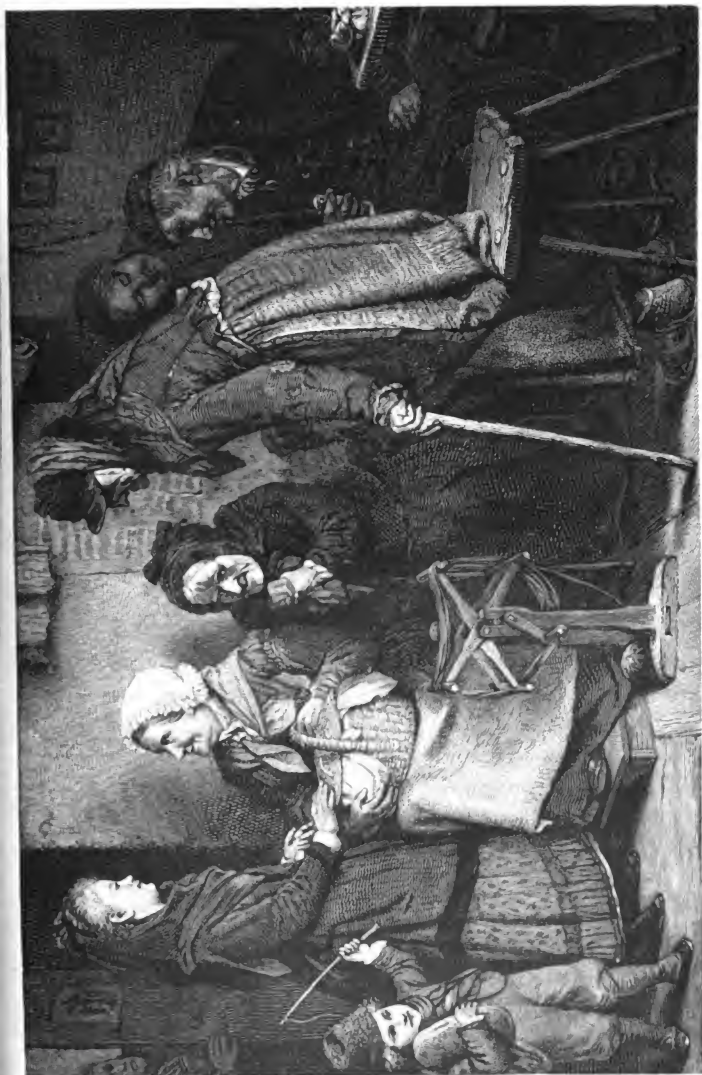
Erklärte Liebe setzen die meisten Lieder voraus; sie beschäftigen sich mit dem Befehlenden des Verhältnisses, mit der Freude über den Besitz und der Sorge über das Verlieren; mit dem Weh der Trennung und dem schmerzlichen Gedenken der Sehnsucht, mit dem Bewahren oder Brechen der Treue, mit dem Lohn der Liebe oder furchtbarer Rache um Untreue. Sie sprechen von wildem Begehren, von schnellem Gewähren und noch schnellerer Reue. Es ist den Liedern eigenthümlich, daß sie so oft dem eifigen Gefühle Ausdruck geben, welches eine ihre Schranken überflutende Leidenschaft dem wieder zur Besinnung kommenden Menschen zurückläßt. Das Geschlecht wollte genießen: und genießen macht gemein; aber die zurückbleibende Stimmung des Selbstvorwurfs ließ die Hoffnung offen, daß der Mensch noch nicht unfähig geworden war, das Recht der Leidenschaft und seine Schranke abzuschätzen.

Derselbe Vorwurf gilt aber dem Bruch der Treue. Es ist eine uralt germanische Empfindung, daß das gegebene Wort in alle Wege den bindet, der es ausgesprochen. Daher jenes eifige Abwenden bei gebrochener Treue, jenes Gefühl gänzlicher Verachtung des Treulojen, jenes Irrewerden an der Welt, wo es sich in den alten Liedern um Untreue handelt. Dem Schmerz darüber nachzuhängen, mußte für unehrenhaft gelten: wer es nicht über sich gewinnen

konnte, mochte wohl mit mordender Hand an der treulojen Geliebten die Treue rächen und mit dem noch blutigen Stahle seinem eigenen Leben und seiner Schande ein Ende machen, wie es eine Ballade erschütternd berichtet. Der Schmerz der Enttäuschung verlangt freilich im ersten Augenblick sein Recht. „Dort hoch auf jenem Berge da geht ein Mühlenrad, das mahlet nichts als Liebe die Nacht bis an den Tag. Die Mühle ist zerbrochen, die Liebe hat ein End', geseg'n Dich Gott, mein feines Lieb', jetzt fahr' ich ins Elend.“ Aber dann heißt es: „Fahr hin, fahr hin, mein Apfel roth, Du mußt mir aus dem Sinn!“ Mit der Treue ist auch die Liebe für immer aus.

Das Liebesleben bewegt sich in stehenden Situationen, sein poetischer Ausdruck in stehenden Formeln. Symbole, wie sie noch unsere Zeit im Liebesverkehr nicht entbehren kann und mag, sind die lyrischen Motive jener Lieder. Des Singens um den Kranz war schon gedacht; das Spenden desselben bedeutet Gewährung, Rosenbrechen Liebesfreude, das Kräutlein Schabab Verjagung. Der Ring bedeutet versprochene Treue, wie er im alten Recht Symbol des Verlöbnißes ist. Die ganze Natur wird in den Kreis dieser Symbole hineingezogen: Rose und Lilie meinen Liebe und Unschuld, auch Freude und Kummer oder symbolisiren die Geliebte selbst. Der Garten ist ein Bild der Liebe, wer die Blumen verwüstet, zerstört das reine Bild der Geliebten in seinem Herzen.

Die lyrische Kunst jener Tage ist noch nicht entwickelt genug, ein inneres Erlebniß aus sich heraus im Liede zu entfalten. Sie braucht äußere Handlung, sie braucht symbolische Handlung. So wird neben dem Tanzlied eine Form der Werbung stehen: die Begegnung in Wald und Feld und Wechselgespräch, in dramatischer Steigerung verlaufend bis zum scharf zugespitzten Schluß. Diese Form dehnt sich auch auf die übrigen Situationen des Liebesverkehrs aus: Vorwurf der Untreue, Abschied der Trennung nach gebrochener Treue werden balladenartig behandelt. Dem lyrischen Monolog, wie er für uns als Grundlage des Liedes feststeht, weichen die alten Lieder möglichst aus, sie brauchen Handlung, sie müssen Stimmungen und Wünsche auf ein Subjekt übertragen, weil sie keinen andern Weg wissen, dieselben aus dem Innern des Menschen herauszulösen. Wie schon das früheste Mittelalter den ewigen Zwiespalt in die Menschenbrust auf zwei konkret gedachte Kämpfer, Leib und Seele, zum Ausfechten übertragen hatte, so vergegenständlicht das Volkslied auch die einsamen Gedanken des Liebenden, seine Wünsche und seine Sehnsucht. Es sind die kleinen Sänger des Waldes, durch welche dies geschieht. Die Freiheit der Bewegung, plötzliches Erscheinen und Verschwinden, die flüchten, scharfen Augen, die vieldeutige Sprache, die Geheimnisse zu verhüllen schien, alles das führte darauf, das Leben der Vögel in einem geheimen Bezuge zum Menschenleben zu denken. Durch die Schnelligkeit ihrer Bewegung sind sie dem Menschen voraus im Wissen von Dingen, deren Kunde zu ihm noch nicht dringen konnte: so können sie Botschaft bringen, Rath und Warnung. Sie



Im Armenhause.

H P S.

wachen über der Treue der Geliebten und melden die Untreue, die der Ahnende aus ihrem vieldeutigen Gesange herausliest. Und ihr schnelles Enteilen regte dem, mit dem Blick ihrem Fluge folgenden Menschen den Wunsch auf: so schnell zu seinem Buhlen zu gelangen. Der Vogelflug symbolisirt den Gedanken des Menschen. „Wenn ich ein Vöglein wär“, das ist der Ausdruck dieses Wunsches.

So theilt der Liebende seine Gedanken mit dem kleinen Waldvöglein, dem einzigen Gesellen seiner Einsamkeit; es entspinnt sich ein Wechselgespräch, wie zwischen den Liebenden selbst. Man sieht, die alte Poesie braucht lebendige Symbole, sie muß das innere Erlebniß in ein äußeres umwandeln, das Reich stoffloser Stimmungen ist ihr noch verschlossen. Ein Verweilen in der Erinnerung, sowie pathetisches Ausströmen der Sehnsucht, beides höchst fruchtbare Motive moderner Poesie, sind für das altdeutsche Liebeslied nicht vorhanden.

Aus dem Gesange der Vögel liest der Mensch heraus, was ihm als Wunsch verschwiegen im Herzen ruht. Zur Liebe lockt das Lied der Nachtigall; sie weiß zu bethören und fortzureißen, daß das arme Herz sich bald gefangen giebt. Dann wirft man wohl die Schuld zerstörender Leidenschaft auf den Vogel zurück: „Das hat gethan Frau Nachtigall mit ihrem wilden Singen.“ Aber auch an Rath und Warnung läßt es der Vogel nicht fehlen: „Zwingt mir der Hagel, der kalte Schnee die Läufer von der Linden, alsbald so scheint die Sonne schön, so will ich wieder singen.“ Du aber hast bloß die eine Ehre, den einen Kranz, so warnt die Nachtigall das liebejüchse Mädchen.

Auch die Sonne wird beschworen von der Sehnsucht der Liebe mit den rührenden Worten: „Schein uns, du liebe Sonne, gib uns einen hellen Schein, schein uns zwei Lieb zusammen, die gerne bei einander wollen sein.“ Vom Schmerz der Trennung reden die Lieder viel in Worten, die unmittelbar zum Herzen gehen, weil man fühlt, wie schwer jenes nur im Genießen frohe Geschlecht durch Entjagung berührt werden mußte. Doch warnt auch hier Frau Nachtigall vor einem gewaltstamen Hingeben an den Liebeskummer. Das Wühlen im eigenen Schmerz, zugleich ein mittelalterlich kirchlicher und ein modern philosophischer Zug ist dem Volksliede nicht eigen, verträgt sich auch nicht mit dem unverwüthlichen Lebensmuth, den die ganze Zeit athmet. Aber neben der Erfahrung der Untreue gilt die des Scheidens als die bitterste in jenen Liedern. Die Scheidelieder bilden eine Gruppe für sich. Sie ergießen sich nicht in lange Klagen; nur das Nothwendigste sagen sich die Scheidenden — denn auch diese Lieder sind in Balladenform —, vor allem sprechen sie vom Halten der Treue. Aber man fühlt, welch' ein tiefes, edles Weh in die Worte ausströmt, mit denen solche Lieder in der Regel schließen: „Ade, ich fahr' dahin!“

Es geht ein frischer Hauch durch das altdeutsche Liebeslied, auch der Schmerz ist gesund. Andere Zeiten kamen; das gesellige Leben

zog sich mehr in die Städte, der Anger ward verlassen, man sprang nicht mehr in dem Reigen unter der Linde. In der Enge des Hauses wurde der Sinn enger und in den Mauern der Städte gedieh das Philistertum. Die Lieder werden trockener, gesetzter, armseliger, sie suchen den Schmuck von außen und werden verjchnörkelt. Religiöse Fragen nehmen fast ein ganzes Jahrhundert lang alle Kräfte des Gemüths in Anspruch; dann kommt der große Krieg und mit ihm unjüngliches Elend. Die Poesie nimmt Abschied vom Volke, vom Anhauch der Sorge erblindet das Gemüth.

Aber auch die Zeit des Elends ging vorüber, ein neuer Morgen brach an. Die Poesie erhob sich wieder auf den Adlerfittigen Klopstock'scher Gesänge, mit ihr das Liebeslied. In den Jahren von Goethes Anfängen bis lange nach seinem Tode hat das deutsche Lied eine Höhe erklimmt, wie sie nie vorher ein Volk erstiegen hat. Und wieder waren es die alten Lieder, welche neu erweckt das Wunder vollbringen halfen. Darum sollen sie uns werth bleiben, so viel uns auch von ihnen trennt. Wir sind innerlich um eine Welt reicher geworden, unser Leben wie unser Lied ist unendlich vielseitiger als das alte. Tiefer wurde der Mensch an den Urgrund seines Seins geführt und die Räthsel des Lebens traten drohend an seine Seele. Hatte jenen alten Menschen die Kirche die letzten Fragen gelöst, so ist der moderne Mensch auf sich selbst angewiesen, niemand hilft ihm. Furchtbare Kämpfe haben das Gemüth der Menschen gewandelt und ihn bis an den Punkt der Zerrissenheit geführt, wo es ihm eine Pflicht scheint, von selbst seinem Leben ein Ziel zu setzen. Das scheint jetzt überwunden: das lösende Wort des ausgehenden Jahrhunderts ist „Pflicht“. Aber alles das mußte zurückwirken auf die Kunst, die uns längst aufgehört hat ein heiteres Spiel zu sein. Wir sind reicher geworden, reicher an Inhalt des Lebens wie an Kunst. Aber die Unbefangenheit ist dahin, der goldene Leichtsinu, die Frische. Das alles kann wiederkommen, wenn die Zeiten sich wandeln. Es ist ein tiefer Gedanke, daß auch die Kunst nicht von innen heraus, ihren eigenen Gesetzen gemäß sich wandelt, sondern mit dem Menschen, der sie geschaffen und mit seinem Geschick.





Im Bauberspiegel.

Novelle von Schack von Igar.

I.

In einem eleganten deutschen Badeorte, dem man durchaus nicht zu nahe tritt, wenn man ihn, trotz seiner vorzüglichen sonstigen Eigenschaften, „Klatschhausen“ nennt, versammelten sich soeben wieder die alltäglich bei den Klängen der Kurkapelle aufziehenden Fremden und Einheimischen, erstere von letzteren, was den weiblichen Theil anbelangt, häufig voll Neid und Eifersucht betrachtet und besprochen, trotzdem diese das abwechslungsreiche, amüsante Leben in dem Orte doch nur dem regen Fremdenverkehr zu danken hatten.

Und um so mehr machte sich solche Gehässigkeit bemerkbar, je mehr jene jung und schön waren und mit dem undefinirbaren Chic der eleganten Großstädterin auf der Bildfläche erschienen — was einigen in beschränkten Verhältnissen lebenden Pensionopelerinnen ganz besonderes Herzeleid zu bereiten schien.

„Welch ein Gewühl das heute wieder ist! Mir wird fast schwindelig in den dicht gedrängten Reihen der Hin- und Herwandelnden. Bei jeder Wendung zeigt das Menschengemengsel ein anderes Bild. Und was für Blicke auf uns gerichtet werden: bewundernde, mißgünstige, freundliche, böswillige, interessirte und eingebildet-heranzfordernde — kurz, es entwickelt sich ein wahres Kaleidoskop an wechselndem Miensspiel in den Physiognomien der uns Begegnenden!“

Die sich derart äußerte, war eine auffallend schöne Dame, deren mattweißer, doch rosig belebter Teint durch dunkle Haare und Augen noch mehr gehoben wurde. Sie wandte sich an ihre nicht minder reizende, aber blonde, blauäugige und bedeutend jüngere Begleiterin. Die Gestalt der Aelteren zeichnete sich durch schöne Formen aus, die der Jüngeren mehr durch Schlankheit und Zierlichkeit; eine gewisse Aehnlichkeit war unleugbar zwischen beiden vorhanden, trotz des vollständigen, sich jedoch gegenseitig hebenden Kontrastes.

„Sieh, Ma'chen, da sind sie wieder, die kleinen verschwägerten Drillinge mit den zu Dolschen gedrehten Schnurrbärtchen und den, bei frühem Wetter ins Knopfloch des ‚Paletot‘ geknüpften Ordensbändchen. Da ist auch der mit drei Worten zu charakterisirende Jüngling: rein-gewaschen, glücklich und dumm. Hinterdrein traben die Grazien von Endor; die erste segelt als gute Patriotin stets unter deutscher Flagge, aber nicht in der Toilette, sondern viel intimer, auf Stirn, Lippen und Haar; die zweite ist die uns auch heute wieder hämisch und malitiös anschielende Mehlspeiseköchin, und die dritte, das vierzig-jährige Backfischlein, ist niedlich wie immer: Kleidchen à la Spring-insfeld, en coeur dekolletirt und mit Rosen bepflanzt, klare Ärmelchen mit hundert Schleichen, Löckchen bis über die Augenbrauen und im Herzchen stets ein Trillerchen, wenn ein Lieutenant vorbeistolzirt.“

„Still, Du Spötterin — man könnte Dich überdies hören, Lucille.“

„O nein, mein Flüstern hörst nur Du mit Deinen feinen Ohren, Ma'chen. Wahrhaftig, da ist ja auch ein echtes Wiener Gigerl, wie ich's neulich in der Illustrirten gesehen: Rock und Taille zu kurz, Untergerstell zu lang, Hut auf Nase gesetzt, Kopf, weil inhaltlich zu schwer, vornüber gehängt, silberbeschlagener Knotenstock, das Gigerl-Scepter, wie eine Balancirstange in der Rechten, und im Knopfloch eine Tubablüte — ah, ah, wie kommt denn meine zarte, poetische Lieblingsblume in diese Gesellschaft? . . . Ach, Ma'chen, ich amüsire mich köstlich in all diesem Treiben!“

„Und mich macht's todtmüde. Wie sehne ich mich stets wieder aus diesem Menschengewirre in die Stille meines Arbeitszimmers und an meine Staffelei zurück.“

„Ich weiß auch, warum!“ neckte die Andere. Ein leichtes, aber deutlich wahrnehmbares Roth huschte über die edlen Züge der Älteren, und wie im Widerschein davon färbten sich auch die Wangen der Jüngeren. Doch unbefangen begann sie aufs neue zu ihrer Begleiterin: „Sieh, da tauchen auch die drei Töchter der drei Mütter auf, und das ist der casus belli, warum wir, die so unwillkommen in die einheimische Blumenflor von zweifelhafter Schönheit Hineingeschneiten, mit solch bösen und seltsam-malitiösen Blicken — und ich sage Dir, Ma'chen, ich habe auch Bemerkungen gehört — verfolgt werden. Die Eine ist bereits seit sieben Jahren verlobt, aber ihrem reichen Jakob eilt's noch immer nicht, die arme Lea heimzuführen; die Zweite näht heimlich für Geld, um hier in Sammet, noch dazu im Sommer, einher zu stolziren. Die Dritte ist das in feiner Form gelungenste Plättbrett — wofür das arme Ding freilich nichts kann — das sich seit dreißig Lenzen vergeblich nach dem heißen Eisen sehnt und darum ganz verzweifelt bemüht — wofür sie freilich was kann.“

„Lucille, Du sollst nicht spotten, ich höre es nicht gern.“

„Ma'chen, ich thät's gewiß nicht, wenn diese Menschen mich nicht stets herausforderten. Ich habe in den Wochen, die wir nun schon hier sind, genug gehört von den gehässigen Verlästerungen dieser

weiblichen inseparablen Drillinge! Sieh nur, mit Welch unverjämten Blicken sie uns wieder mustern — das bringt mein Blut zum Sieden. Und weißt Du, Ma'chen, warum sie so sind? Die Angst ist's, wir könnten ihnen bei den Verehrern, die sie ohne uns vielleicht haben könnten, Konkurrenz machen."

Inzwischen hatten jene sechs einheimischen Damen an einem der vielen aufgestellten Tischchen in der ersten Reihe an der Promenade Platz genommen, und jeder Vorüberwandelnde wurde scharf von ihnen auf's Korn genommen; was indeß den weiblichen Theil anbelangt, so fanden nur die Häßlichen und schlicht Bekleideten Gnade bei dem gestrengen Kriterium.

Als die zwei fremden Damen sich jetzt der Observationsstation näherten, ging das Köpfe-Zusammenstecken und Zischeln recht auffallend los, auch für unbetheiligte Dritte bemerkbar.

"Wer sind diese Beiden denn nun eigentlich?" fragte die Eine ziemlich laut.

Die Antwort wurde mit einem Seufzer tugendhaften Zweifels gegeben.

"Ja, wenn man das genau wüßte! Es tauchen hier leider stets so viele Leute auf, von denen man bis zum Schluß ihrer Anwesenheit nicht mit Bestimmtheit sagen kann, was und wer sie, bei hellem Tageslicht befehen, eigentlich sind."

"Ist's wirklich Mutter und Tochter?" fragte die Zweite.

"Dann müßte die sogenannte Mutter ja als Kind schon geheiratet haben — es ist eine Schande!" entrüstete sich die Mama der siebenjährigen Braut.

"Vielleicht Schwestern? — vielleicht Cousinen?"

"Ja, Gelegenheitscousinen, wie sich solche für den Badeaufenthalt zusammenfinden", war die böshafte Replik.

"Wie auffallend trotz der affectirten Einfachheit sie gekleidet sind", äußerte Malwine in Sammet.

"Der Stoff kostet enorm viel — ich habe mir ihn nie kaufen können und so lange schon gewünscht", fügte ihre Mutter aufseufzend hinzu, "und damit wird hier so auf den staubigen Gartenbänken herumgewischt — es ist geradezu Sünde!"

"Wer weiß, wer ihnen die kostbaren Toiletten bezahlt", zischelte die unterm Schutz der deutschen Flagge Einhersegelnde.

In diesem Augenblicke trat ein auffallend langer und dünner, junger Herr an den Tisch des Doppel-Kleeblattes. Im Moment verwandelten sich die Gesichter der Damen, die eben noch so viel gehässige Empfindungen gespiegelt, in die huldvollsten Mienen. Die siebenjährige Braut und Malwine in Sammet nannten ihn, zwar nur untereinander, den "Spargel", seines ungewöhnlichen Wuchses willen, was ihre Freundin jedoch — deren Länge und für eine Dame nicht gerade gewöhnliche Façon der feinen nahe kam — durchaus nicht verdroß; sie lachte selbst gern mit. Wenn er sie nur heiratete — wozu für jetzt leider weniger Aussicht vorhanden war

als nach einer, einst mit ihm verlebten, entzündenden, unvergeßlichen Soirée — so verzieh sie ihm alles übrige großmüthig.

„Wer sind denn nun, genau genommen, diese beiden auffallenden Erscheinungen, Herr von Koller?“ ertönte es von neuem in jenem Kreise.

Die Damen schienen von den zwei schönen Fremden gar nicht loskommen zu können.

„Sie gehören ja zu den Allwissenden“, schmeichelte ihm die Mama seiner Verehrerin.

Herr von Koller fühlte sich sehr glücklich, daß die ihm oktroyirte Eigenschaft ihn dieses Mal nicht im Stiche ließ. „Das kann ich Ihnen in der That ganz genau sagen, meine gnädigste Frau. Es ist eine Frau von Wahl mit ihrer Tochter . . . unabhängige, reiche Damen. Die Mutter ist seit zehn Jahren Wittwe. Nicht wahr, sie sieht noch so jung aus, daß man fast daran zweifeln möchte, ob sie wirklich die Mutter ist.“

„Vielleicht spielen sie sich auch nur so . . . für allerhand auf, was sie am Ende gar nicht sind“, meinte die mit der forcirt-jugendlichen Toilette, bitter-süß lächelnd, und in ihres Busens unergründlich tiefstem Grunde schwor sie der schönen Fremden bereits für ihr unerlaubt jugendliches Aussehen etwas dem ähnliches wie Rache.

„Ich weiß aber in diesem Falle zweifellos Bescheid durch einen Herrn, der die Damen aus ihrer Heimat kennt. Die Mutter ist fünfunddreißig, die Tochter siebzehn Jahre alt. Ein süperbes Geschöpf, die Kleine, voller Leben und sprudelnder Laune! Ich habe mich bereits vorstellen lassen und könnte den berühmten Berthold, der schon so bekannt mit diesen interessanten Erscheinungen unserer diesjährigen Saison ist, um solchen Vorzugs willen aufrichtig beneiden. Beobachten Sie nur, wie viele sich da von alten und jungen Männern herandrängen. Offiziere, Künstler, Gutsbesitzer, und was weiß ich, ungeschwärmen, wo immer sie sich zeigen, diese beiden fremden Rhönixe, denen neben ihrer Schönheit und Liebenswürdigkeit auch ein nicht unbedeutendes Vermögen zur Verfügung stehen soll.“

„Das ist's eben, da liegt der Schwerpunkt“, konnte Malwinens Mutter nicht länger ihren Aerger zurückhalten. „Der arme Offizier muß nach Geld heiraten, und die Besitzungen des Gutsbesitzers liegen nur zu oft im Monde oder stecken im Geldbeutel seiner Zukünftigen — wer heiratet noch heutzutage ein armes Mädchen! — besonders, wenn solch reiche, vergoldete . . . Dalgöken, vor denen alles niederfällt und anbetet, auf der Erdofläche erscheinen.“

Herr von Koller ärgerte sich, und um das nicht allein zu thun, entgegnete er: „Ich für meinen Theil finde Fräulein von Wahl zaubernd genug, um sie auch ganz ohne Mitgift zu heiraten.“

Imgrunde dachte er das nicht im entferntesten. Wie sollte man denn auch von einem Menschenkinde des neunzehnten Jahrhunderts, noch dazu aus der sogenannten guten Gesellschaft, für die das Leben sich ja um so viel kostspieliger abzuspinnen pfllegt, dergleichen vor-

sündflutliche Idealität erwarten? Aber das hämische Stacheln und Anfeinden jener böshafter Lästerschule, die er nur zu gut aus jahrelangem Umgange kannte, verdroß ihn heute, und so mochten sie ihre Strafe dafür haben. Nur hatte er bei aller genauen Kenntniß seiner guten Freundinnen doch keine Ahnung davon, bis zu welchem Grade gekränkte Eitelkeit und Neid Frauengemüther zu erregen vermag, und daß es oft ein gefährliches Spiel ist, Del ins Feuer zu gießen. Er ahnte nicht im entferntesten, daß er mit seinen ihn harmlos bedenkenden Aeußerungen das Todesurtheil der schönen Fremden so gut wie unterschrieben hatte.

II.

Die beiden Vielbesprochenen begrüßte in diesem Augenblick ein hochgewachsener, schlanker Mann mit etwas bleichen Zügen, zu denen sein tiefschwarzes Haar in scharfem Kontraste stand. Ein breitrandiger, weicher Filz beschattete seine dunklen, ein wenig unruhig blickenden, schwermüthigen Augen. Es war eine auffallende Erscheinung, die an den unglücklichen König Ludwig von Bayern in seinen besten Jahren, als dessen ideale Richtung und aufwärts strebender Geist sein schönes Haupt wie mit Glorionschein umgab, erinnerte.

Als der gleichfalls an diesem Orte und sein ganzes Leben hindurch viel besprochene, viel gepriesene und auch vielfach angefeindete, berühmte Maler Berthold seinen Hut vor den so lebhaftes Interesse erregenden Damen löstete, lag's wie Sonnenschein auf seinen Mienen. Sein Auge — das Auge des am Schönen stets aufs neue sich entzückenden Künstlers — eilte von Einer zur Andern, und seine bededten Blicke drückten so deutlich seine Gedanken aus, daß beide Damen darunter errötheten. Von feinerem, geistvollem Leben erfüllt, interessanter in der äußeren Erscheinung, inniger im Gefühlleben erschien ihm die Mutter: Irma von Wahl; hingegen lebendiger in jugendfrischer Fröhlichkeit und fortreißender Laune, vertrauensvoller, glaubensfelliger zu dem, was ihm Glaubenssache geworden, der Glauben nämlich an eine unsichtbare, eine Geisterwelt: Lucille, Irmas Tochter. Die größere Geistesstärke und zugleich weiche Innigkeit von Irmas Charakter zog den schwärmerischen, sich mit der sichtbaren Welt nicht zufrieden gebenden, über ungelöste Räthsel grübelnden Mann zu der fast gleichalterigen, seine Glaubenssätze mit wohlbegründeten, geistvollen Controversen widerlegenden Frau. Hierbei auf keine Uebereinstimmung zu treffen, störte ihn durchaus nicht, „denn“, pflegte er zu sagen, „gerade durch Rede und Gegenrede tritt erst das Richtige zutage, und von so schönen Lippen und aus so schönen Augen leuchtet uns trotz des Geisterleugnens dennoch ein so wunderbarer, entzückender Geist entgegen, daß wir uns solchem Zauber willig beugen und bedingungslos an ihn glauben!“ Lucilles mediative Begabung hingegen, die sich bei kleinen Versuchen zu Dreien bereits als außerordentliches Medium bewährt hatte, ihre kindliche Gläubigkeit, ihr naives Interesse an dem, was ihm von höchster Bedeutung schien, zog ihn, besonders

wenn er des Denkens und Grübelns müde war und nur das Bedürfnis ruhigen Ausruhens fühlte, zu dem kindlichen, treuherzig zustimmenden jungen Geschöpfe. Er war dadurch in ein ganz eigenthümliches Verhältnis zu den beiden Frauen gerathen, ohne es selbst recht bemerkt zu haben. In wenigen Wochen war dieses Zueinanderstehen, begünstigt von dem Umstande, daß man sich täglich jah — auf Promenaden, an der table d'hôte — und auch in der Häuslichkeit Irmas traf und sprach, ein recht vertrauliches geworden. Auch vor Irmas Staffelei wurde manche Stunde verbracht, da ihr nicht gewöhnliches Talent den berühmten Maler veranlaßte, dasselbe durch liebenswürdig ertheilte Winke und Andeutungen zu fördern, was abermals einen Berührungspunkt mehr zwischen den beiden Hochbegabten geschaffen hatte, wodurch naturgemäß die Beziehungen zwischen ihnen noch vertrauter geworden waren, als es sonst bei so junger Bekanntschaft und bei Damen, die es stets gewohnt gewesen, sich in streng reservirter Weise zu bewegen, üblich ist. Ein Berthold seit Wochen plagender rheumatischer Schmerz im rechten Arme hatte ihn nach Bad N. geführt. Frau von Wahl hatte den Ort eigentlich nur um seiner lieblichen Natur und der verschiedenen, sich sonst hier bietenden Annehmlichkeiten willen zeitweilig zum Aufenthalt gewählt.

„Ich halt's wirklich nirgends lange aus, wenn ich nicht in Ihrer Gesellschaft bin!“ begann Berthold heute die Unterhaltung.

Irma schüttelte leicht abwehrend das schöne Haupt, während Lucille ihn naiv und glücklich anlächelte.

„Ja, ja, schöne Ungläubige, es ist doch so“, wandte er sich, des jungen Mädchens Augenaufschlag zu ihm durch ein stummes Grüßen seiner Augen erwidern, mit seiner Rede an Irma.

„Sie wissen ja, ich bin im Glaubenseifer unerfättlich und in Bethätigung desselben unermülich . . . ich glaube nicht nur an die Dreieinigkeit — ich schwöre sogar auf Bier! — zum ersten: auf eine unsichtbare Welt, zum zweiten: auf meine Kunst, zum dritten“, fügte er scherzend hinzu: „auf die Macht eines reizenden Mediums“ — er verneigte sich leicht vor Lucille, die jetzt tief erröthete und dann gleich darauf über das Erröthen erschrak. Darauf blickte er Irma an, ganz und voll — es war, als erweitere sich sein Blick, als bringe er bis in die tiefsten Tiefen ihrer Seele, während er langsam hinzusetzte: „Ich schwöre zum vierten: auf die Göttlichkeit der seelischen Schönheit, die alles Körperliche übertrifft, obgleich das mitunter nicht leicht, und finde diese von solch wunderbarem, seltsamem Leuchten, daß sie das Aeußere wie ein durchsichtiges Gefäß durchstrahlt, so daß von dem geistigen Inhalt eine Macht ausgeht, die dem Aeußeren allein nimmer innewohnt. Was uns am stärksten zwingt, ist stets das Innere, das durch das Aeußere wirkt.“

Unter seinen Blicken und Worten schien sich Irmas eine heftige Erregung zu bemächtigen, doch sie bezwang diese und entgegnete scheinbar ruhig: „Dergleichen nimmt eben nur Ihr Seherblick wahr!“

Die Drei waren in eine stillere Seitenallee eingebogen. Der

Maler fuhr fort: „Mir ist noch kaum je in meinem Leben eine Frau begegnet, die ein so vollkommen harmonisches Gebilde gewesen wäre, wie Sie, gnädige Frau, und doch ist mir's, als könnte ich Ihr körperliches und geistiges Ich in zwei Hälften zerlegen — und dieses Zweite ist's, was ewig war und ist, und das, wollte es das Unglück, daß Sie vor mir von dieser Erde dahinschwänden, ich wieder zur Erde herab citiren müßte.“

„O, nicht doch“, wehrte Irma unwillkürlich ab. „Meiner Auffassung verschließt sich solche Annahme. Ich glaube wohl an den geheimnißvollen Zauber, der vom Menschen zum Menschen wirkt, aber nicht an solchen, der von uns aus in eine Geisterwelt hineinragt oder umgekehrt.“

„Und ich, Ma'chen, glaube an leibhaftige Geister!“ rief Lucille eifrig, die mit jenem angenehmen Gruseln und einem Interesse, wie es Kinder stets für Gespenstergeschichten empfinden, dem Gespräche zugehört hatte. Ihre beiden ernstesten Gefährten lachten erheitert auf.

„Leibhaftige Gespenster — das hast Du gut ausgedrückt, Lucille“, scherzte die Mutter.

Die Kleine wurde verlegen; dies zu verbergen suchend, lief sie zum nahen Gehege der Rehe und begann die anmuthigen, zutraulichen Thiere wie alltäglich mit Weißbrod zu füttern, während sie in uauver Weise zu ihnen plauderte. Es war ein allerliebstes Bild, und Bertholds Augen, die entzückt hingeschaut, lösten sich nur langsam davon ab. Irma sah das wohl, und hinter ihrer weißen Stirn irrten grübelnde Gedanken, die ihr fast Schmerz verursachten. Was ging wohl jetzt und auch sonst in der Seele dieses Mannes vor, der nun schon seit sechs Wochen in solcher Weise, in stets lebhaftem, stets angeregtem Verkehr an ihrer Seite dahinlebte? Mitunter schien es ihr un- zweifelhaft, daß ihn ein tiefes Interesse zu ihr zog; dann aber war es ihr auch wieder, als fessle ihn der Tochter lieblich-jugendfrisches Wesen in mehr als flüchtiger Weise. . . . Und sie selbst? O, was hätte sie darum gegeben, einen tiefen, forschenden, durchdringenden Blick zu thun in das Innere dieses Mannes, dessen ganzes Sein und Wesen sie mehr und mehr zu umspinnen begann, so daß ihr mitunter zu Muth war, als müsse sie sterben, wenn er wieder von ihr ging. . . . Und Lucille? Ihres Kindes Herz war ihr ein aufgeschlagenes Buch. Lucille liebte ihn nicht; wenigstens bis jetzt nicht. Er gefiel ihr, sie bewunderte ihn; er erschien ihr „furchtbar“ interessant — aber Liebe? nein, Liebe war das nicht! Wer aber konnte wissen, wie sich alles gestaltete, wenn eines Tages ein Gefühl für ihn in Lucilles Herzen erwachte, oder bildete sie sich's und insolge dessen auch ihm ein, ohne es zu wollen, nur in Selbsttäuschung befangen, ihn gleichfalls täuschend — denn was sind solche siebzehnjährige Empfindungen anderes als Täuschungen? Sie hatte das an sich selbst erfahren und an anderen zur Genüge gesehen! Aber Lucille war jung — und sie? — Die Mutter einer erwachsenen Tochter. . . . Nun, und in den Augen der Männer behält die Jugend ja schließlich stets Recht. Die

Jugend des Weibes übt auf den Mann einen mächtigen, wenn häufig auch vorurtheilsvollen, undefinirbaren Reiz aus. Die Jüngere ist nicht besser, klüger, liebenswürdiger, oft auch nicht geistesfrischer, jede einzelne Körperschönheit häufig sogar minder — aber sie ist nun einmal jünger, und es scheint, als liege darin für die meisten Männer die größte Anziehungskraft, und nicht nur für die jungen — denn da wäre es natürlich, wenn Gleichaltriges einander anzieht — sondern gerade ältere und selbst alte Männer halten sich gern, oft am liebsten zu den jüngsten Mädchen.

Irma fand überdies ihr Töchterchen so reizend, daß sich ein jeder Mann, nach ihrer Meinung, in sie hätte verlieben können. Führte das auch Berthold beständig in ihre Nähe? Galt es dem Kinde oder galt es ihr? Lucille theilte seinen Glauben — sie nicht. Es war ihr unmöglich, solches auch nur zum Schein zu thun, fürchtete sie auch beständig, ihn dadurch von sich zu scheuchen. Sie gönnte ihrem Kinde gewiß alles Glück, aber ihm war es ja keines — und ihr? Ein heißer Strom flutete durch ihr Herz und färbte ihre Wangen mit dunklem Roth, das schnell wieder erblaßte, das wie Abendroth kommt und schwindet. Und meinte er es auch redlich, wie sie glaubte und hoffte, oder hatte er ihr ihre Schwäche an gemerkt und suchte vielleicht in dem vertraulichen Verkehr mit ihr, der nicht mehr in der ersten Jugend stehenden Frau, nur einen freveln Zeitvertreib, wie gleichzeitig mit der noch kaum erblühten Menschenknospe? Reizte es den Vielumwobenen und ingrunde doch spröden Künstler vielleicht, der Tochter erste, der Mutter letzte Liebe zu sein? Den Männern ist oft nur Spiel, was den Frauen Herzblut kostet! . . .

Auf die Tochter wartend, hatte sie inzwischen mit dem Professor auf einer Bank Platz genommen, dann jedoch ihren Begleiter, über die beunruhigenden Gedanken an ihn, momentan fast vergessen.

Er, als Mann bedeutend schwerfälliger im Gefühlsleben als sie, auf der sein Auge beobachtend ruhte, war sich lange nicht so klar der empfangenen Eindrücke, wie die schöne Frau an seiner Seite; er überließ sich nach Männerart, die vor allem zumeist an sich denkt, den angenehmen momentanen Beeinflussungen und dachte nicht im entferntesten daran, wie seine leichtlebige Unvorsichtigkeit, mit der er sich zwischen den beiden fesselnden Persönlichkeiten bewegte, von diesen aufgefaßt werden könnte. Innerem Mühsen folgend, sagte er einer Jeden, so weit das überhaupt, ohne seine innersten Gedanken auszusprechen, zulässig war, was ihm gerade in den Sinn kam. Es war nichts von Heuchelei und Falschheit dabei — aber es war dennoch ein Unrecht, das leicht zu furchtbaren Konflikten führen konnte.

„Was quält Sie in diesem Moment, gnädige Frau?“ fragte er sie plötzlich.

Sie blickte überrascht auf und lächelte, als wolle sie mit diesem Lächeln die Wichtigkeit seiner Vermuthung fortkeugnen.

Er errieth ihre Absicht — sie verstanden einander oft mit halben

Andeutungen — und äußerte: „Es ist umsonst, mir dies nicht zugeben zu wollen . . . Sie wissen's ja, daß ich Gedankenleser bin.“

„Ja, doch nur bis zu einem gewissen Grade — und da Sie meine Gedanken schwerlich errathen, so will ich sie Ihnen lieber sagen. Ich dachte über Vorurtheile nach.“

Er schaute etwas ungläubig drein, doch sie fuhr unbeirrt fort: „Nämlich über Vorurtheile, gegen welche sich die Männer in der Theorie stets sehr stolz verwahren, welche aber, sobald die Frage in die Praxis tritt, nur zu sehr die Herren der Schöpfung beherrschen, viel mehr sogar, als uns schwache Frauen. Der Mann ist oft rücksichtslos gegen das ihm Liebste — ist es aber höchst selten gegen die Meinung, gegen die Achs und Ohs, gegen das Ja und Amen der Welt.“

Was gährt heute in ihr? In welcher Ideenverbindung kommt sie nun gerade jetzt auf diesen Gedanken? fragte sich der berühmte Maler, und laut entgegnete er: „Nun ja, in gewöhnlichen, wohlhabenden, abgezirkelten Gesellschaftsklassen mag es so sein; aber in freien Künstlerkreisen, da führt, Gott sei Dank, Vorurtheil, Maß und Gewicht nicht das Scepter — sondern das Schöne, das Wahre regiert! Wie könnte ein Künstler schaffen, der diese Zwei nicht als leuchtende Sterne auf sein Schild geheftet? Wer von uns vermöchte etwas wahrhaft Großes, Unvergängliches, von der Mode Unabhängiges zustande zu bringen, der nicht ein eigenes Ideal in sich trüge, das ihm hoch über allen Vorurtheilen, allen Anfeindungen, selbst allen Schmähungen steht? Glauben Sie, man hätte mich immer nur bewundert und gepriesen? O nein, angefeindet, verspottet und verhöhnt bin ich worden um meiner Richtung willen! Doch was kümmern mich die Menschen, was kümmert mich die Welt — ich frage nicht nach ihr. Und ob meine oder ihre Vorurtheile und beschränkten Ideen — denn was ist ein Vorurtheil anderes — größer sind? Ich bin das, was ich nun einmal bin!“

Die Schwermuth war aus seinen Augen geschwunden, edler Stolz und Kühnes Selbstbewußtsein leuchteten aus ihnen Irma entgegen. In ihrem Herzen schlug eine heiße Flamme auf.

Er fuhr ruhig fort: „Meine, ich gebe es zu, ungewöhnliche Geistesrichtung, dieser Zug zum Geheimnißvollen, ist mir vielleicht schon angeboren — anerzogen jedenfalls. Schon meine Mutter, die früh Wittwe wurde und die meinen Vater unaussprechlich geliebt, fand nach seinem Hinscheiden den einzigen Trost über diesen schweren Verlust in langen schriftlichen Unterredungen mit meines Vaters abgeschiednem Geiste. Als ich ein Mann geworden, experimentirte ich in allen möglichen, längst bekannten und vielfach besprochenen Arten und Weisen, um dieses Unergründliche so viel wie möglich zu ergründen, das Vermuthete zu erforschen, dem Wissen näher zu kommen. Einige Gleichgesinnte fanden sich selbstverständlich hinzu — die Böswilligkeit meiner Feinde nannte das „Hexenabbathe“, die bei mir begangen würden — mich hat das weiter nicht

berührt oder genirt und auch in meinem ‚Forschungseifer‘ nicht gestört, denn etwas anderes war es nicht.“

Irma athmete beklommen. „Und fanden Sie ein lohnendes Resultat?“ fragte sie theilnehmend.

„Leider nein; ich habe des Räthfels Lösung bis jetzt wenigstens nicht gefunden. Ich gelangte zwar zu allerhand seltsamen, höchst überraschenden Ergebnissen, aber, ich muß es gleichfalls zugestehen, im großen Ganzen mischte sich zu viel Unwahrheit in die Wahrheit, zu viel Schwankendes in das für mich bereits Feststehende, so daß auch dieses dadurch wieder zweifelhaft wurde und der Werth der gesammelten Forschung immerhin nur ein bedingter ist.“

„Ich finde“, erwiderte Irma sehr ernst, „unser Dasein hier auf Erden giebt uns schon so viele Räthfel auf, deren Lösung häufig sogar unser Leben — von Lebensglück schon ganz zu schweigen — in Gefahr bringt, daß es nicht gut gethan ist, mit all jenen aufregenden Zweifeln und Sorgen, mit rastlosem Suchen und Forschen noch hinüber zu greifen in eine andere, unseren irdischen Augen wohl zu unserem Heile verschlossene Welt. Wissen wir doch oft nicht einmal einen Menschen, unseren täglichen Genossen, unser eigenes Alpha und Omega, richtig zu beurtheilen und vermögen es leider nicht, trotz aller aufgewandten Geistesstärke, seinen Charakter völlig zu erkennen — wie sollte das in Betreff von Wesen (wenn's überhaupt solche sind) möglich sein, die einer ganz anderen Sphäre angehören? Nein, mich fesseln das Dasein hier und Gottes Geschöpfe auf Erden so mächtig, daß ich den Geistern nicht nachfrage! Mich beunruhigt z. B. der Zweifel oder der Glaube, ob ein Mensch, der meinen irdischen Weg kreuzt und den ich hochschätze, im innersten Grunde seines Herzens ehrlich oder falsch ist, viel mehr; denn davon hängt — da wir nun doch einmal als Menschen in diesem Boden wurzeln — Glück oder Elend meines Lebens ab.“

Er wandte sich mit plötzlich aufleuchtendem Strahlen in seinen melancholischen Augen ihr zu: „Ist ‚bedingungsloses Vertrauen‘ nicht das schöne Vorrecht der Frauen? . . . Und warum zweifeln Sie an ihm? er verdient es sicher nicht.“

Lag darin nicht ein halbes Geständniß? . . . Aber wenn es doch nicht so gemeint war? . . . „Weil“, sprach sie langsam weiter, „jeder denkende Mensch sich nicht ohne Urtheil vielleicht ‚thörichtem Glauben‘ überläßt, und weil nach meiner Ueberzeugung der größte Schmerz für eine Frau der ist, wenn sie glauben muß, daß der Mann, den sie liebt, falsch und schlecht ist, jesuitisch in seinem Denken, unredlich in seinem Handeln. Und wenn sie's auch glauben muß, sie glaubt's doch nicht; aber thut sie's dennoch, danu — stirbt sie daran.“

Welch wunderbare Züchtigkeit, welche Hingebung lag wieder in diesem Ausspruch! Ja, ihre Seele war schön wie ihr Antlitz — und es zog ihn übermächtig zu ihr hin. Was kümmerte es ihn, daß sie bereits einmal vermählt gewesen und nicht mehr in der ersten Jugend-

blüthe stand. Was ihr geblieben, war entzückend genug, um einen Mann wie ihn zu beglücken, trotz des reizenden Töchterchens an ihrer Seite. Schon drängte es ihn dazu, seinem Empfinden für sie in einem bedeutsamen Worte Ausdruck zu geben, da trat das junge Mädchen, das die Fütterung der Rehe inzwischen beendet, an die Beiden heran. Der Zauber des Moments war gebrochen. Es war spät geworden; man erhob sich und verabschiedete sich von einander, wobei Lucille Berthold mit ihrem süßesten Lächeln versicherte: „Herr Professor, ich freue mich furchtbar auf die Soirée bei Ihnen in der nächsten Woche“; während Irma, ihm die Hand zum Abschied reichend, hinzufügte: „Inzwischen werden wir uns wohl kaum noch sehen, da wir ja morgen früh auf einige Tage verreisen.“

„Leider! — Toilettenangelegenheiten von höchster Wichtigkeit . . . Da gerade wäre übrigens eines Malers Rath und Beistand außerordentlich am Platze“, entgegnete Berthold launig. „Würde ich als Reisemarschall angenommen, so wäre ich doch wenigstens zu etwas nütze“, setzte er, mit Achselzucken auf seinen schmerzhaften Arm deutend, hinzu.

„Ach ja, kommen Sie mit, das wäre noch viel reizender!“ rief Lucille lebhaft.

„Sie dürfen Ihre Kur nicht unterbrechen — das ist wichtiger“, setzte Irma hinzu.

„Der Mohr kann gehen, wir brauchen ihn nicht“, meinte Berthold scherzend, aber es ärgerte ihn doch, daß sie seine Begleitung ablehnte. „Jetzt haben Sie's auf dem Gewissen, wenn ich mich hier inzwischen mehr als bisher den Geistern ergebe.“ Er hielt ihre Hand in der seinen zurück, und sie träumerisch anschauend, setzte er hinzu: „Nur Sie vermöchten's vielleicht, mich aus dem Banne jener, mich mitunter wie böse Dämonen packenden Mächte zu erlösen und mich diesem Leben ganz und ungetheilt zurückzugeben.“

Es war anscheinend wie in Bezug auf die Tage bevorstehender Trennung gesagt, konnte aber auch tiefere Bedeutung haben. Irmas Herz begann heftig zu schlagen, aber Lucilles fragend auf sie gerichteten Augen machten sie dem geliebten Mann gegenüber befangen und bannten jedes Wort, jeden Blick. Sie schwieg, sie sah nicht auf und löste ihre Hand langsam aus der seinen. Man trennte sich.

Er sank auf die Bank zurück und sann über die Erlebnisse der letzten Zeit eingehender nach als je zuvor. Der holden Frau anscheinende Gleichgiltigkeit gerade in diesem Augenblick quälte ihn und verstimmte das leicht bewegte und noch leichter verletzte Künstlergemüth; doch errictht er als Mann nicht den eigentlichen Grund: warum seiner Gefühlsaufwallung — und wohl mehr als das — keine Erwiderung geworden? Um so empfindlicher berührte ihn ihr Ausweichen, wie er's nannte, weil's ihm gerade in diesem Abschiedsmoment, heute bereits zum zweitenmal, klar geworden, wie es eigentlich in seinem Innern aussah. Freilich störte ihn daneben ein wenig der Gedanke an Lucille. Würde er den Leuten als Lucilles Stief-

vater nicht lächerlich erscheinen? . . . Im nächsten Augenblick lachte er selbst fast laut. Jetzt war es bereits da, jenes „Ach und Oh“ der Welt, von dem Irma vorhin gesprochen. Doch was kümmerte ihn die Welt, er gehörte ja, Gott sei Dank, nicht zu jenen Spießbürgern, denen Krethis und Plethis Meinung, denen Müllers und Schulzes Urtheil das Erste und Höchste ihres Lebens und ihres beschränkten Geistes ist! . . . Aber im engeren Zusammenleben zu Dreien — wie würde sich da wohl ihr Verhältniß zueinander gestalten? Lucille brauchte noch lange nicht zu heiraten — sie war ja noch so jung! . . . Irma war sonder Zweifel bedeutender und schöner und erschien auch jetzt viel jünger als sie war — aber wie lange würde das so bleiben? Lucille würde sich immer herrlicher entfalten, Irma alteru — das ist ja leider so Naturgesetz . . . Und könnte dann doch nicht vielleicht für sie alle drei daraus eine Gefahr erwachsen? — und wenn auch nicht für sein Herz, so vermöchte doch vielleicht völlig ungerechtfertigte Eifersucht Irmas ihr alles Glück und Frieden zu zerstören. — Berthold überfah, daß er mit diesem Gedanken bereits die Möglichkeit einer Herzensuntreue seinerseits ins Auge faßte, denn so lange er Irma liebte, hatte sie ja keinen Grund zur Eifersucht — und eine grundlose Eifersucht war bei ihrer Klugheit und Gerechtigkeitsliebe völlig ausgeschlossen. Er fuhr in seinen Träumereien fort: Lucille müßte, voll erblüht, bezaubernd sein, war sie doch schon jetzt ein feltjam reizendes Geschöpf. Ein etwas, aber freilich nur ein etwas von der Mutter besten Gaben ruhte ja auch in ihr — freilich, wie sie sich entwickelte, das war völlig ungewiß . . . die Rose hält nicht immer, was die Knospe verspricht, und die Frucht rollt oft sehr weit vom Stamm . . . Und unterdrückte er jetzt die größere Sympathie für Irma und wählte nach gewöhnlichem Weltlauf schnell entschlossen ihre Tochter, die süße Knospe, und wartete dem Glück entgegen, das ihm von dieser erst voll die Zukunft zu bringen vermöchte, so befände er sich, der jetzt bereits ein lebensgeister Mann war, dann, wenn die Blüte sich zur vollen Blume entfaltet hatte, bereits schon auf abwärts gehendem Pfade. Er hatte bisher Ehen, wo der Mann fast zwanzig Jahre älter gewesen, als die Frau, stets ein ‚bedauerliches Mißverhältniß‘ genannt: sie ein unerfahrenes Kind, er ein vom Schicksal oft schon mitgenommener Mann; sie fängt das Leben erst an, er ist häufig schon bis zum Uebermaß davon gesättigt; sie will sich amüsiren, er sehnt sich nach Ruhe; sie ist jugendlich ungestüm, er bedacht und bedenklich; ihr Köpfchen steckt voller Ideale, er hat dergleichen längst begraben — das zieht dann gerade so gleichmäßig zusammen, als wenn man ein Füllen und ein Pferd vor einen Karren spannt, und stimmt so gut zu einander, wie wenn der Eine von vierhändig Spielenden das Notenblatt von oben und der Andere von unten zu spielen anfängt . . . Auf ihn paßte das freilich nicht in allen Punkten, aber es fehlte ihm Lucille gegenüber zweifelsohne am Hauptsächlichsten: an jener Sympathie, jenem warmen Zuge des Herzens, der sich nicht definiren und nicht ergrübeln läßt, der ihn

jedoch stets in Irmas Nähe führte und der ihn bei ihr, in ihrer Gegenwart ruhig und wunschlos machte, als bedürfe es nichts weiteres zu seinem Glücke als ihrer Gegenwart. Aber war denn das die echte, wahre Liebe, eine Liebe, stark genug, allen Wechselfällen, allen Prüfungen des Lebens zu widerstehen? . . .

Berthold konnte zu keiner rechten Klarheit, zu keinem festen Entschlusse kommen. Er zerwühlte sein üppiges Haar, preßte die Hände an die klopfenden Schläfen und erkannte schließlich, daß er alles weitere der freien Gestaltung der aus sich selbst entwickelnden Verhältnisse überlassen müsse und wolle.

III.

Einige Tage sind vergangen. Die Thüren des Parterres der Villa, welches der berühmte Maler für seinen Aufenthalt in K. gemiethet, standen weit geöffnet nach dem geschmackvoll angelegten, mit alten Bäumen bestandenen Garten. Eine elegante Menschenmenge vertheilte sich in den Alleen, zwischen den Blumenparterres und in den Räumlichkeiten des Hauses. Viele Einladungen waren zu dieser Soirée ergangen. Manchem wollte Berthold — für den sich Beziehungen ganz ohne sein Zuthun nach allen Richtungen anknüpften — damit eine Artigkeit erweisen; andere hatten sich herangedrängt und waren berücksichtigt worden; man schmeichelte sich mit der Hoffnung auf ein ganz ungewöhnliches Amusement für heute Abend, da es längst bekannt geworden, daß eine Geisterjähung mit einem extra dazu engagirten Medium die Pointe der Abendunterhaltung bilden sollte, und nachdem man bereits so viel Fabelhaftes über die Liebhaberei des berühmten Mannes für dergleichen gehört, versprach man sich ganz besonderes davon.

Es herrschte überdies allseitig eine sehr animirte Stimmung in der Gesellschaft, was freilich kein Wunder war; gab es doch unter den Anwesenden so viele bevorzugte Geister, die ganz ohne Hexerei den großen Haufen um halbe und ganze Kopfslänge überragten, daß schon hieraus allein eine lebhaftere Strömung in Rede und Circulation der Menge verständlich war. Fremde, erst vor kurzem in K. Angelangte wollten jene Männer sehen, denen sie manch schöne Geistesgabe, manche angenehm verbrachte Stunde verdankten und von denen mehr als eine Nation mit Begeisterung spricht. Wer würde sich nicht herzudrängen, die Dichter-Dioskuren, die ein Zufall hier zusammengeführt, von Angesicht zu Angesicht zu sehen, sich ihnen vorstellen zu lassen und mit ihnen zu reden?

Eindringlich und gedankenvoll schaut der ältere von ihnen durch seine Brille die Menschen an, während den Mund ein überaus freundliches Lächeln umspielt. Es ist, als gehe ihm ein schöner Gedanke als formvollendeter Weisheitspruch bei einem Anblick, der sein Herz erfreut oder seinen stets regen Geist wie ein Funken berührt, durch den Sinn. Mit liebenswürdigem Eifer erzählt er gern von dem, was er geleistet, aber wohl weniger aus Eitelkeit, wie viele vermeinen,

sondern, weil sein Schaffen ihm selbst Freude macht, weil es ihn selbst begeistert. Kühn und feurig leuchten die dunklen Augen des bedeutend jüngeren Anderen, und erobersüchtig ist der schwarze Schnurrbart spitz zusammengedreht — den Blick nach oben haben beide. „Drei Wochen bin ich mit Leuten zusammen und spreche nie mit ihnen von meinen Arbeiten“, äußerte er zu einem Bekannten, in strengem Gegensatz zu dem auch äußerlich von ihm so verschiedenen Mitbewohner des Parnaß.

In einer der Alleen stehen zwei hochgewachsene Männer im Gespräch beisammen. Der eine, das edle, aristokratische Antlitz von bereits vollständig gebleichten Haaren umrahmt, trotz seines sonst frischen Aussehens, ist der liebenswürdige gräßliche Schriftsteller und Maler, der ständig in A. wohnt. Aus dem sonntäglich-stillen Frieden seiner Mienen und dem idealen Augenaufschlag spricht etwas zu uns, daß wir uns unwillkürlich jagen: auch dieser Mann hat des Menschen höchste Güter nicht auf Erden gesucht und gefunden. Der andere, der kräftig gebaute, breitschulterige, ehemalige Reiteroffizier, ist der amüsante und gemüthvolle Plauderer Johannes von Dewall, im gewöhnlichen Leben Oberstleutenant August Kühne, der dem Grafen soeben in seiner schalkhaft munteren Weise erzählt, seine kleine Frau habe so kleine Hände, daß er sich „früher“ eines ihrer Fäustchen bequem in den Mund gesteckt und sie von Glück sagen könne, daß er ihr dieselbe nicht einmal im Versehen abgebissen. Auch er ist ein liebenswürdiger Mensch, ohne kollegialen Neid, ohne Mißgunst, oft voll überprudelnder Laune und Lebendigkeit.

Auf einsamer Bank hat der berühmte Afrikareisende Georg Schweinfurth, sich ein wenig aus dem Gewühl zurückziehend, Platz genommen. Ihn fröstelt trotz des warmen Sommerabends — er ist an Palmentemperatur gewöhnt und findet, aller überzuckerten europäischen Kultur abhold, das Leben unter Palmen am erträglichsten. Er ist nicht groß von Gestalt und schlank gebaut, aber aus seinen großen, ernst blickenden Augen, dem fest geschlossenen Munde und der etwas düsteren Falte zwischen den Brauen spricht eiserne Energie und Thatkraft.

Au den Stamm einer Platane gelehnt, dem scheidenden Sonnenlicht nachschauend, steht der humanisirende und in dieser Richtung einzig dastehende Schlachtenmaler Wajili Wereschagin. Seine Stirn ist hochgewölbt und kahl, ein schöner Bart verhüllt den unteren Theil des Gesichts. Tief liegen diese Augen, die so viel des Entsetzlichen und Grauenhaften geschaut, in ihren Höhlen, und tief von innen heraus blicken sie Welt und Menschen an.

Berthold, der in seinem Genre nicht minder berühmte Maler unterhält sich als aufmerksamer Wirth — so lästig und zuwider ihm imgrunde auch alle gesellschaftlichen Arrangements und Pflichten sind — bald mit diesem, bald mit jenem seiner Gäste. Endlich glaubt er sich's erlauben zu können, sich derjenigen, zu der ihn nicht nur höfliche Pflicht, sondern auch sein Herz zieht, deren Gegenwart ihm

bereits süße Gewohnheit geworden — ein Glück, das er seit Tagen schmerzlich entbehrte — eingehender als bisher widmen zu dürfen.

Wie schön sah sie heute wieder aus in dem lichtblauen Gewande, trotz der liebrenden Erscheinung der Tochter in schneeigem Weiß neben ihr. Etwas durchgeistigtes leuchtete aus ihren feingeformten Zügen, aus ihren sinnigen, nachtschatten-tiefen Augen. Die frische Rosenknospe daneben, die kaum erst über Nacht erwacht und in deren blauen Augensternen, so hell und blizend sie auch ins Leben schauen, noch das Kind zu träumen scheint, vervollständigt nur den Gesamteindruck von Mutter und Tochter. Der Eintritt der beiden Damen erregte Aufsehen in der Gesellschaft; unwillkürlich flogen alle Blicke der Männer, unter denen nicht wenige vom künstlerischen Standpunkte aus das fesselnde Bild betrachteten, ihnen zu. Doch von einigen der anwesenden Frauen — wir bemerken die zu Anfang erwähnten drei Mütter und drei Töchter, die sich auch in diesen Kreis zu schmuggeln gewußt — ging ein böshafes Zischeln, höhnisches Lächeln und heimliches Triumphiren aus.

Irmas feinem Ohr und scharfem Blick war das nicht entgangen; ihr war schon einigemal derartiges aufgefallen, sobald sie in Gesellschaft Bertholds oder von einigen anderen Herren begleitet im Kurgarten erschien. Und weil ihr das im höchsten Grade peinlich war, vermied sie an dem Abend absichtlich jedes längere Zusammensein mit dem Herrn des Hauses. Berthold bemerkte das sehr wohl, ohne den Grund hierfür zu begreifen, und sein leicht empfindliches Gemüt fühlte sich, da er ihr ausweichendes Verhalten für Erkaltung ihrerseits infolge der kurzen Trennung nahm, darüber verlegt, ja, momentan sogar zurückgestoßen. Seine Gedanken waren ohnehin von so Vielfältigem und Widerstreitendem in Anspruch genommen; er nannte sich selbst zerstreut und zerfahren; er war unzufrieden mit sich und mit ihr, dennoch zog es ihn wieder und wieder in ihre Nähe.

Lucille trat in einen Kreis junger Mädchen, während Berthold jetzt mit Entschiedenheit an Irmas Seite sich hielt — sie sollte ihm nicht wieder ausweichen; plaudernd schritten sie tiefer in den Garten hinein.

Sie merkte ihm keine — wie es sie bedünkte — unruhige, schwankende, abgeklärte Gemütsverfassung trotz der gesuchten Annäherung augenblicklich an. In ihr gährte und glühte es. Die Tage der Trennung hatten's ihr erst recht klar gemacht, daß Glück für sie auf dieser Welt nur noch an seinem Herzen zu finden war — es schmerzte sie daher, daß er heute, gerade nach den Tagen ihrer Abwesenheit, lauer erschien.

„Die alten Römer haben zwar gesagt“, warf sie scheinbar scherzend hin, „daß alles, was veränderlich ist, weiblich sei, ich glaube aber, nichts ist so sehr der Veränderlichkeit und Launenhaftigkeit unterworfen, wie Männerstimmung und Männeransicht. Je nach augenblicklicher Laune und Stimmung denkt und fühlt ein Mann.“

„Ganz so ist's nicht, gnädige Frau, aber Männerherzen haben

keine fertige Claviatur, auf der man nur herumzutippen braucht, damit ſie ertönt. Unſer Innerſtes verlangt andere Behandlung; es gleicht mehr einer Violine, auf der die Töne erſt gebildet werden müſſen.“

„Und hat denn das noch Werth, was erſt mühsam aus dem Innern hervorgehört werden muß? Gilt nicht der Ton am höchſten, dringt nicht der zumeiſt zu Herzen, der, wie innerem Müſſen folgend, der Menſchenbruſt entſtrömt?“

„Das iſt aber doch nicht für alle Fälle richtig“, entgegnete er eifrig. „Daß Werth auch im ſchwerer ſpielbaren Inſtrument ſtecken kann, beſtätigt gerade mein Beiſpiel, und daß in der Menſchenbruſt manches Gute, manches Edle nie zum Durchbruch kommt, weil es nie oder doch nicht zu voller Kraft erweckt wurde, iſt gleichfalls erwieſen.“

„Würde aber die Hand, die ſolches verſuchte, nicht nur zu häufig für zudringlich angeſehen werden?“ fragte ſie dagegen und fuhr dann, ohne ſeine Antwort abzuwarten, fort: „Ich will Ihr Beiſpiel mit einem anderen beantworten. Sagen wir: ein Muſiker nimmt ſehnſuchtsvoll die Violine zur Hand. Er weiß oder glaubt zu wiſſen, daß ihr wunderbare Melodien entſtrömen können; er ſetzt den Bogen an, er ſtreicht die Saiten auf und nieder, aber — nehmen wir jezt an — das Inſtrument verſagte, es bliebe ſtumm, oder es erklangen nur Diſharmonien; wie dann? Ein nicht muſikaliſch Beanlagter kann ſich vielleicht keine Vorſtellung davon machen, wie ſolchenfalls einem Menſchen zu Muth wäre, deſſen Lebensglück von — Muſik abhängt, der imſtande iſt, ganz in Muſik aufzugehen, aber freilich nur in ſolcher, wie ſie ihm vorſchwebt: ſo hoch und heilig, allbezwingend, erhaben, forttreibend, daß ſie für ihn zum Gotteſtempel wird, in dem er niederknien und beten möchte! . . .“

Wie hinreichend war ſie wieder, als ſie ſo ſprach! Ihm war zu Muth, als müſſe er augenblicklich vor ihr niederknien und beten. Ja, das Herz dieſes Weibes war ein köſtlicher, ein wunderbarer Beſitz, der den Mann, welcher ihn ſein eigen nannte, beſeligen mußte für alle Zeit. Schon öffnete er die Lippen, um ſeinen Gefühlen wenigſtens in einigen andeutenden Worten Ausdruck zu geben — da ja für mehr jezt nicht die geeignete Stunde war — als Lucille, Arm in Arm mit einem anderen jungen Mädchen, aus einem Seitenpfad kommend, plötzlich vor ihnen ſtand.

Zufällig waren ſie alle vor einem Roſenboſkett ſtehen geblieben. Berthold war von der ihm in dieſem Moment höchſt unwillkommenen Störung aufs unangenehmſte berührt; zerſtreut blickte er um ſich, ſein Blick haſtete an einer wundervollen, halbgeknickten Roſe dicht vor ihm; gedankenlos brach er ſie völlig vom Stengel und reichte ſie eben ſo gedankenlos — wie es häufig Männerart in derlei Fällen, die ein Frauengemüt auf den Tod verwunden können — Lucille.

Ein unhörbarer Schmerzſchlant löſte ſich bei dieſem Anblick von Irma's Herzen, ſie preßte die Lippen feſter aufeinander, konnte es jedoch nicht hindern, daß ſie um einen Schatten bläſſer

wurde. Die purpurglühende Rose — einer anderen, ihrem Kinde! und das in diesem Augenblicke und nach jenem Gespräche! Was konnte es anders ihr besagen, als: Nicht für Dich sprach ich so, wie ich that. Was in mir langsam erst erwacht, allmählich in seiner vollen Kraft in mir gebildet werden kann, gehört nicht Dir, sondern jenem jungfräulichen Kinde voll holden, unaussprechlichen Reizes, das einst sein wird wie diese Rose, die ich ihr als Vorbild und als Symbol meines Empfindens für sie darreiche. Und sich selbst verhöhnend, setzte sie hinzu: Nun ja, es ist ja natürlich und begreiflich und alles in der Ordnung so, wie es ist . . . mir gehören seine Gedanken — ihr sein Herz; mit mir, dem reisenden Geiste, unterhält er sich gern — ihr, dem jugendfrischen Wesen, gehört sein Gefühl, seine Liebe . . .

Lucille schien sich sein imgrunde harmloses Thun gleichfalls für einen Akt besonderer Liebenswürdigkeit auszulegen, so etwa, als hätte er ihr damit den Schönheitspreis zuerkannt, sie zur Königin des Festes gemacht; sie fühlte sich geschmeichelt, wurde verlegen und berührte, in ihrer Befangenheit nicht recht wissend was sie that, die duftige Blüte mit ihren Lippen.

Irmas Augen blickten sie verwundert an, und wie ein greller Blitz zuckte es plötzlich vor ihr nieder: also liebte ihr Kind doch ihn auch? — ihn, ihn, dem all ihre Pulse mit innigstem, unaussprechlichem, unausstilgbarem Empfinden entgegenzuschlagen! Das Herz drohte ihr still zu stehen. Etwas wie Eiseskälte ergoß sich durch ihre Adern, und wie ein leiser, verzweifelter Wehruf tönte es abermals durch ihr Innerstes.

Auch der Maler sah das junge Mädchen verwundert an. War das Koketterie, war's holde Naivetät und Unschuld? — Er wußte es sich nicht zu deuten. Sein fragend auf Lucille gerichteter Blick erschien Irma, als wolle er mit diesem eindringlichen, forschenden Anschauen ergründen, was in des Mädchens tiefstem Herzensgrunde für ihn lebte und was er von ihr zu hoffen habe . . . Mit traumverlorenen, schmerzgetriebnen Blicken schaute Irma auf und um sich; sie blickte hierbei in das ihr bekannte, aber vom ersten Augenblick des Begegnens an höchst unsympathische Gesicht einer Frau, welche sie jetzt höhnisch und malitiös anlächelte. Daß auch noch Andere die kleine Scene beobachtet hatten, berührte sie im höchsten Grade peinlich.

In diesem Augenblick trat ein Diener mit einer Meldung an Berthold heran. Wundervolle Klänge eines von Meisterhand berührten Flügels, die wie prüfend über die Tasten glitt, ertönten. Berthold bat allerseits seine Gäste, sich in den großen Saal zu begeben. Eine musikalische Aufführung war die erste Nummer des vielversprechenden Programms. Wer Musik nicht liebte, blieb plaudernd und Erfrischungen nehmend in der großen Vorhalle des Hauses oder draußen im Garten, den mit hereinbrechender Dunkelheit buntfarbige Campions mit magischem Lichte erfüllten.

Die Musik übte heute auf Irma keine beäufstigende Wirkung;

jeder Nerv an ihr zitterte vor innerer Qual. Sie athmete fast auf, als die hehren Klänge verstumten.

Man wußte, was jetzt folgen würde, und in fast allen Gesichtern der bunt zusammengewürfelten Gesellschaft spiegelte sich Spannung und Erwartung; in dem des Mulatten-Grafen mit den runden Steinkohlen-Augen und mit dem Gebiß, weiß wie Elfenbein, im vor Verwunderung offenstehenden Munde, — in dem des martialischen Lieutenants mit der affektirt-schnarrenden Commandostimme und dem vermittels zweier Bürsten auseinander gewichsten Scheitel — trotz der kleinen Thorheiten ein angenehmes, lebensfrohes, kerniges Menschengewächs. Gespannte Erwartung spiegelte sich auch in den Zügen des kleinen, dicken, fast ins Weibliche übersehten Referendars, dessen behäbige Erscheinung zu sagen scheint: wohl gesättigt, rein gewaschen, glatt gestriegelt, bin ich meiner Mutter liebstes Kind — ganz das Gegenstück seines Kollegen, dessen narbenzeretzte, mit Terzen und Quarten arg verkrüppelte, in solcher Verfassung Gott und Menschen unwürdige Visage weder seiner Mutter noch sonst jemand wohlgefällig sein kann.

Und immer wieder dieselbe Erwartung und vorahnende Verwunderung auf all diesen Gesichtern, auch auf dem jener hageren Dame, die eigentlich nichts wunderbares mehr erwarten und sich über nichts mehr wundern sollte; trägt sie doch selber genug des Verwunderlichen an sich, denn ist nicht ihr mechanischer Busen selbst ein Wunder der exorbitanten Pariser Erfindungsgabe? Wenn da die Lust ausgeht, ist's freilich mit dem wunderbaren Zauber vorbei! Erwartende Neugier spiegelt sich auch in den Mienen ihrer Freundin, welche von der gütigen Mutter Natur mit einer Physiognomie versorgt wurde, als hätte sich jemand im Versehen, freilich sehr zum Nachtheil derselben, darauf gesetzt; doch zum Ausgleich für den Mangel einerseits scheint sie mit Ueberfluß andererseits begabt zu sein, denn z. B. bei einem Händedruck möchte man sich stets nur eine „halbe Portion“ ansbitten. Auch Esbonquet, der schöne, schmachtende, stets nach dem gesammten Parfümerieladen duftende Züngling, kann den großen Moment kaum mehr erwarten, und derselbe gespannt-nichtsjagende Ausdruck, wie bei ihm, spiegelt sich auch in den Mienen des gar zu flotten Herrn von Martin, dessen drei Verehrerinnen der Volkswitz von N. die „Martins-Gänse“ getauft. Noch um einen Grad erhöht zeigt sich immer und immer wieder dasselbe auf den grobgeschnitzten Zügen von Miß Trampel und Miß Trampeline nebst ihrer Mutter, welsch letztere um ihrer bunten Gewänder willen nicht mit Unrecht die „Zigenermutter“ benannt ist; und so fort und fort, stets der gleiche, erwartungsvolle Ausdruck in all diesen Physiognomien, trotz der mannigfaltigen Abwechslung — wie der liebe Herrgott nun einmal seinen Thiergarten im Menschenreich in tausendfältigen Varianten geschaffen hat.

Die strahlenden Lichter erlöschten; es herrschte nur noch jenes clair obscur, wie es erforderlich ist zum Herbeizitiren und Erwecken

überirdischer Mächte, die, wie es scheint, mit einer gewissen Schamhaftigkeit allzu grellen Lichtschein meiden. Manchem, der auch nicht gläubig war, lief ein leises Gruseln über den Rücken, als er all die unbegreiflichen, von keiner Menschenhand durchgeführten und doch zweifellosen Bewegungen lebloser Gegenstände gewahrte. Der Hexenmeister oder Geisterbeschwörer besaß jedenfalls keine gewöhnliche Geschicklichkeit. Langsam hob sich z. B. auf sein Geheiß die große, bis zum Rande mit Mehl gefüllte Bratenschüssel vom grünen Tuch des Tisches und stieg bis zum Plafond des Saales empor, um dann nach minutenlangem Verweilen in jener Höhe, wo sie doch nichts sichtbares festhielt, langsam wieder herabzuschweben, ohne daß ein Stäubchen Mehl verschüttete.

Mit welch verwunderten Blicken und erstauntem Kopfschütteln verfolgten die Anwesenden dieses Experiment und noch vieles andere Unerklärliche und Unbegreifliche, wie z. B. das Hervortreten einer Schrift auf Tafeln, die sie selbst in Händen hielten und welche Antwort gab auf ihre Fragen, ja selbst Gedanken u. s. w. u. s. w.

Irma wandte sich an ihren Nachbar zur Rechten. Sie war erregt, ein Schauer flog über sie hin. „Was soll man davon denken?“ flüsterte sie, „ist's Lüge oder Wahrheit?“

„Wahrheit ist ohne Lüge undenkbar“, entgegnete er, „eines bringt das andere erst zu voller Klarheit.“

„Und hoffen Sie, hochverehrter Professor, daß ein anderes Leben uns diese gewähren wird?“ forschte Irma weiter.

„Dieses Leben erschien mir nutzlos, betrachtete ich es nicht als Brücke zu einem anderen. Es ist ja möglich, mit seinem Glauben zu irren, aber immer noch besser, das, als gar nichts glauben, denn dann wird's in uns erst recht trübe und dunkel.“

„Und glauben auch Sie, verehrter Meister im Reiche der Geister“, wandte sich Irma jetzt zu ihrem zweiten Nachbar, der sich inzwischen genähert hatte, „an Geister und übernatürliche Geistermacht?“

„Mehr an Geist und schöner Frauen Macht“, entgegnete der Gefragte lächelnd, „aber leugnen will ich nicht, daß auch mich manches wunderbar bedünkt, was aus jener unsichtbaren, uns scheinbar verschlossenen Welt in die unsere hereinragt. Die Lösung aller Lebensräthsel dürften wir auf dieser Erde, in diesem Dasein schwerlich finden.“ —

Endlich nahte die letzte Piece. Der Herr des Hauses hatte den Geisterbeschwörer ersucht, ein Bild in Bezug zu oder eine Scene aus seinem Leben — das der Amerikaner, der überdies erst seit wenigen Tagen in A. weilte, unmöglich bis in seine Einzelheiten kennen konnte — erscheinen zu lassen; es durfte aber nichts allgemein Bekanntes sein, sondern sollte etwas enthüllen, was Werthold selbst zwar, als sein eigenes Ich betreffend, als Wahrheit zu erkennen vermochte, was aber Fremde nicht wissen konnten. Er hatte ihm diese schwierige Aufgabe, die jener zu lösen versprochen, gleich beim Engagement und der bedingenen Vorausbezahlung gestellt, denn er wollte,

falls die acceptirte Bedingung richtig gelöst würde, darin ein neues Glaubensargument für seine Ueberzeugung erblicken. Ihn selbst erfasste daher vor dieser letzten, hochinteressanten Probe eine begreifliche Unruhe; aber er fühlte sein Dasein in all seinen Handlungen rein und schuldfrei und glaubte, keinen Blick scheuen zu dürfen, welche Enthüllung ihm auch kommen mochte bei dem momentanen Fortziehen des Vorhanges, der sonst das Leben seiner Seele allen neugierigen Blicken der Menge verbarg. Für den hohen Zweck wollte er das ihm eigentlich Peinliche und seiner inneren Natur Widerwärtige dulden.

Irma, von den früheren Vorgängen des Abends bereits tief erschüttert — und deren ohnehin leicht erregte Nerven seit jenem Moment, der ihr so Schmerzliches zu künden schien, nicht mehr zur Ruhe gekommen waren — sah voll Zagen dem Kommenden entgegen. In welchem Lichte würde jenes Bild ihr den, ach, über alles geliebten und auf immer verlorenen Mann — denn er, o Grausamkeit des Schicksals! liebte ja ihr Kind — enthüllen? . . .

Es wurde jetzt ganz dunkel im Saal, nur auf einer Stelle an der Wand, auf der, von dunklen Sammetdraperien umgeben, wie im Spiegel ein Bild hervortrat, fiel ein heller, greller Lichtschein. Und in demselben zeigte sich Berthold, deutlich erkennbar. Er stand, mit Pinsel und Palette in der Linken, vor seiner Staffelei, bereit, ein Bild auf der vor ihm aufgespannten Leinwand hervorzurufen. Auf erhöhtem Podest erblickte man zwei weibliche Wesen, eine ältere, dunkeläugige Brünette und eine junge, blauäugige, knospenhafte Blondine, und zwar als — Almehs, arabische Tänzerinnen, in durchsichtigen, die Körperschönheit nur dürftig verhüllenden Gewändern, und ihm Modell stehend. Seine leuchtenden, brennenden Blicke eilten prüfend über die beiden Gestalten hin; es schien, als schwanke er einen Moment, dann reichte er der jüngeren eine Rose, die niemand zuvor in seiner Hand beachtet.

Ein Flüstern, Zischeln, leises, boshaftes, gleich wieder unterdrücktes Auflachen und einzelne höhnische Worte schwirrten an Irmas Ohr, die ihren Augen nicht trauen wollte und an ihrem Verstande, ihrer Fassungskraft verzweifeln zu müssen glaubte.

„Nein, nein, es kann, es darf nicht sein“, stöhnte es in ihr, „ich muß mich täuschen, meine Sinne sind verwirrt.“ Allein das schöne Hexenbild dort an der Wand blieb, und je länger sie es anstarrte, desto deutlicher ging ihr der gemeine, versteckte Sinn, die Beleidigung, die Schmach, die man ihr und ihrem reinen, unschuldigen Kinde damit anthat, auf.

Berthold hatte, wie zu Stein geworden, hingestarrt auf den leuchtenden Schmutzleck dort an der Wand seines Hauses, der das beschimpfte, was ihm das Theuerste war, was er verehrte und hochschätzte, wie nichts sonst auf der Welt; er griff sich an den Kopf — es schien auch ihm unsäßbar! . . . Die Sinne schwanden Irma — ein leiser Aufschrei tönte durch den dunklen Raum . . . sie sank zu Boden. Berthold konnte nicht länger zweifeln — ein Wuthschrei entrang sich

seiner Brust. Das Herzbild erlosch. Der Maler schrie nach Licht. Er hatte Irmas leises Aufstöhnen vernommen. In der nächsten Sekunde kniete er an ihrer Seite und starrte angstvoll auf die Ohnmächtige nieder. Lucille sank schluchzend an der anderen Seite der Mutter auf den Fußboden nieder; sie wußte nicht recht, was vorgegangen, aber sie weinte vor Angst und in Besorgniß um die wie leblos hingefunkene Mutter.

Ein unglaublich wirres Durcheinander folgte, das noch vermehrt wurde durch die anfängliche Dunkelheit des Raumes, durch leise und laut geäußerte Empörung aller Bessergesinnten und durch zischelndes Zweifeln aller Gleichgiltigen und hämißches Lächeln aller Böswilligen, nachdem man allmählich zu begreifen angefangen, was sich eigentlich begeben und um was es sich handelte. Man verließ das Haus so eilig wie möglich, die Gutgesinnten aus Zartsinn, die anderen — was die Frauen anbelangt — wie in ihrer Würde verletzt; die Fremden und Verständnißlosen, weil die Soirée eben ein wenn auch etwas ungewöhnliches Ende gefunden.

Ehe Irma nicht wieder zu sich gekommen, hatte Berthold für nichts anderes Sinn, und als er dann sich des Urhebers des unerhörten Affronts erinnerte und zornbebend rief: „Wo ist der Betrüger? Haltet den Gauner fest, daß er nicht entkomme!“ — war dieser bereits über alle Berge. In der ersten Verwirrung hatte niemand auf den Zauberkünstler geachtet.

IV.

Irma befand sich, wieder zu sich gekommen, in einem unbeschreiblichen Gemüthszustande. Sobald sie nur imstande war, sich auf ihren Füßen zu halten, floh sie, wie von Furien gejagt, aus dem Hause des Malers. Berthold zitterte in Angst und Sorge um sie und durfte sich ihr nicht einmal nahen; sie duldete ihn nicht an ihrer Seite. Sie erschien sich öffentlich entehrt, in den Schmutz gezogen, öffentlich verhöhnt; das Heiligste des Weibes, ihre Ehre, ihre Reinheit war beschimpft vor hundert Augen, und dabei in solch raffinirt erdionener Weise, daß keine Rechtfertigung, keine Beweisführung dagegen möglich war. Wem sollte sie sagen und versichern — und was betheuern — und wo? Es war unmöglich! Jedes Wort, das an das Vorgefallene rührte, fremdes oder eigenes, war eine Schmach mehr für sie. Sie konnte abreißen, ja, sie brauchte hier den hämißchen, böshafsten, zweifelnden, mitleidigen Blicken, die sie von jetzt an wie mit Dolchen durchbohren würden, nicht zu begegnen; aber würde deshalb irgend jemand an ihre Unschuld glauben? Im Gegentheil, erst recht nicht, wenn sie floh; und überdies: der Skandal folgte ihr nach, wohin sie auch ging, wohin sie sich auch wandte. Schon einem kleinen Kreise wohlmeinender Personen wäre es schwer gewesen, sich völliges Todtschweigen solcher Vergebenheit aufzuerlegen — hier, wo Fremde, Gleichgiltige aus vieler Herren Länder, aus fast allen Theilen Deutschlands, und auch Skandaljüchtige zugegen gewesen, war das

unmöglich! Irma war sich über alles das völlig klar, und wie im Fieber schüttelte es sie. Sie war allein und die Nacht weit vorgeschritten.

Lucille hatte sich satt geweint und schlief jetzt einen bleiernen Erschöpfungsschlaf in einem Nebenzimmer. Die Mutter hatte sie getröstet, so gut sie es vermochte, mit einem Trost, von dem ihr eigenes Herz nichts wußte. Sie hatte der Tochter gegenüber Ruhe und Resignation geheuchelt, um das verstörte Kindesgemüt nicht noch mehr zu erregen. Aber was ihr jetzt allein noch zu thun blieb, stand ihr klar vor der Seele: das neu heraufziehende Tageslicht durfte ihr nicht wieder in die Augen scheinen, denn ihr war zu Muthe, als dürfe sie diese zu niemand mehr aufzuschlagen wagen. Das eigene Bewußtsein ihrer Reinheit genügte ihr nicht, wo so viele ihrer Mitmenschen daran zweifeln würden . . . und sicher geschähe das — die Welt glaubt ja stets mit Behagen, mit Genugthuung das Schlechte, schon als Kitzel für die eigene Vortrefflichkeit. Die Gesinnung der edlen Minderzahl genügte ihr nicht, würde diese ihr auch sicher nichts Schlechtes zutrauen. Sie sah und hörte in ihrer überreizten Seelenverfassung nur die andern, bis sie glaubte, über dem Unerhörten, das ihr widerfahren, den Verstand verlieren zu müssen. Endlich raffte sie sich auf.

Sie schrieb an ihre, in einem uur wenige Stunden entfernten Badeorte weilende Taute, die sie um ihr sofortiges Eintreffen in K. dringend ersuchte, da sie eine schwere Krankheit herannahen fühle und Lucille nicht dem alleinigen Schutze ihrer, wenn immerhin auch treuergebenen Kammerfrau anvertrauen möchte. Dann saß sie wieder, das müde Haupt auf beide Hände gestützt, und sann; das Scheiden aus diejem Leben fiel ihr eigentlich nicht so entsetzlich schwer — nicht nur von aller Schmach befreite es sie, es erlöste sie auch zugleich von aller Qual einer unerwiderten Liebe, von dem Unerträglichen: den Mann, dem ihr eigenes Herz in seiner ganzen Kraft und Liebesfülle entgegenschlug, als den Gatten ihrer Tochter sehen zu müssen . . . Oder würde Berthold sich jetzt vielleicht von Lucille zurückziehen? Die Männer lieben zumeist nur, was sie und andere bewundern, aber nicht, was sie und die Welt bemitleiden.

Sie schüttelte das schöne Haupt; sie hielt Berthold für edelmüthig genug, eine Ausnahme von der Regel zu sein und den in seinem Hause schuldlosen Frauen angethanen Schimpf, zum Theil wenigstens, gutmachen zu wollen, soweit das eben durch eine Heirat möglich war, da überdies doch nur durch seine Vorliebe für den Spiritismus und durch seine vielleicht mitunter allzu eifrige Annäherung an die beiden alleinstehenden Damen das schändliche Intriguenpiel möglich gewesen, und er somit, wenn auch unschuldige Veranlassung zu dem ihr Leben zerstörenden Vorgange geworden war.

Für Lucille ersah sie darin eine Rettung; Lucille war ja so jung, fast noch ein halbes Kind — wenn sie heiratete, so veränderte sie ihren Namen . . . und war ihre unglückliche Mutter, die den-

selben Namen trug, nicht mehr auf der Welt, so gerieth der schreckliche Vorgang ja auch eher in Vergessenheit. Für sie selbst existirte solche Rettung nicht, denn hätte auch Berthold sie geliebt, was ja nicht der Fall war, ihr hätte man das Glück seines Besitzes, das Glück, daß er sie erwählt, nicht gegönnt. Die neidvolle, boshafte Welt würde darin seinerseits nur die „Sühne einer Schuld“ erblickt haben. Daß er die Siebzehnjährige liebte, würden alle glauben und gelten lassen — ihr gegenüber jedoch würde Mißgunst und Böswilligkeit nach anderen Motiven suchen. Sie zerrwühlte ihr langes, gelöstes Haar. Und an eine andere Verbindung vermöchte sie nie wieder in ihrem Leben zu denken — das stand in ihr felsenfest! Sie blieb also für all ihre Lebenszeit „Frau von Wahl“ — „die bewußte Frau von Wahl, wissen Sie, die, mit der damals in ‚Dingsda‘ der Skandal passirte.“ — Sie rang die Hände und strich die Haare weit zurück; ihr war's als höre sie flüstern: „Was doch eigentlich damals daran gewesen sein mag?“ — „Die Eitelkeit treibt mitunter ganz seltsame Blasen, selbst in der sogenannten guten Gesellschaft.“ Ein Achselzucken, ein malitioses Lächeln, ein Mienenpiel voller Zweifel und tugendhafter Entrüstung folgt darauf — und sie ist und bleibt „die Bewußte“, der die „Skandalgeschichte“ anhaftet und nachfolgt, wo ihr Name genannt wird, denn aus diesen Kreisen fanden sich stets wieder Personen, welche die „Geschichte“ weiter apportirten in jene Kreise, in denen sie, sei es, wo es sei, leben würde.

Sie löste einige Haken ihres Gewandes, ihr war's, als müsse sie an diesen Vorstellungen ersticken. Dann nahm sie aus einem Kästchen mit Medikamenten ein Fläschchen mit einer Opiumtinktur, von der sie gelegentlich einige Tropfen als schmerzstillendes Mittel zu nehmen pflegte, das jedoch, auf einmal geleert, den sicheren Tod zur Folge hatte.

„Ja, liebte er mich“, fuhr sie verzweifelnden Herzens in ihren selbstmörderischen Gedanken fort, „dann fände ich vielleicht die Kraft zum Weiterleben . . . aber sein Herz fühlt ja nicht für mich — und meines . . . beugt sich nicht, es bricht auch nicht auf einmal, es bricht langsam nur und stückweise . . . innerlich in vergeblichem Kampfe dahinsterbend — und in den äußeren Verhältnissen in steter Furcht dahinleben vor einem verletzenden, beschimpfenden Blick, Laut, Achselzucken oder Lächeln — auf das alles es keine Erwiderung, keine Rechtfertigung giebt, denn solch verleumderischer Schimpf ist gleich einem Hauch, der vor Deiner ernstlichen Berührung zerflattert und der doch stets aufs neue Dein Haupt umflattert, der sich Dir ums Haupt legt wie eine unsichtbare Dornenkrone, welche Zauberkunst Dir für Lebenszeit aufs Haupt geheset. Du reißt und zerrst an ihr, drückst Dir die Dornen nur tiefer ins Fleisch, aber bringst sie nie wieder herab. Ja, nur der Tod kann mich erlösen! . . .“

Sie trant das Fläschchen leer bis auf die Reige und schleuderte es weit in den Garten hinaus.

„Leb wohl, geliebtes Kind“, flüsterte sie, „ohne mich wird auch

Dein Lebensweg ein glücklicherer sein . . . ohne mich wird man eher an Deine engelreine Unschuld glauben. Ich hinterlasse Dir kein Abschiedswort, damit Du vermeinst, der Tod habe mich überrascht, ein Herzschlag mich hinweggerafft . . . Leb wohl . . . Ohne mich wird sein Herz sich ungetheilt Dir zuwenden . . . Der Bruchtheil seines Empfindens, der ihn zu mir zog, wird künftig auch noch Dein sein . . . und dann wirst Du ihn lieben lernen mit aller Kraft und Fülle Deines eben erst erwachten Herzens . . . dann werdet Ihr glücklich sein und ich . . . vergessen . . . ach —“

Ihre Sinne verwirrten sich, ihre Glieder wurden schwer und bleiern; sie drückte das schöne, bereits vom Hauch des Todes berührte Antlitz in die Kissen ihres Lagers, auf das sie in ihrem Festgewande, welches sie noch nicht abgelegt hatte, schwindelnd niedersank . . . und nach kurzer Frist war sie eingeschlafen, um nie wieder zu erwachen.

V.

Berthold eilte, nachdem seine Gäste ihn verlassen, in verzweifelter Stimmung selbst ins Hôtel, das der Zauberkünstler während seiner Anwesenheit in A. bewohnte. Der Amerikaner hatte seine Effekten noch vor der Sitzung auf den Bahnhof schaffen lassen, und man wußte hier seit vielen Stunden nichts von ihm. Berthold setzte den Telegraphen nach allen Richtungen hin in Bewegung und that alle möglichen Schritte, um des Betrügers habhaft zu werden, ihn zur Rechenschaft zu ziehen und der abscheulichen Intrigue auf die Spur zu kommen, zu der jener wohl nur als Werkzeug benützt und deren Pointe ihm in ihrer ganzen Bedeutung wohl kaum verrathen worden war. Für entsprechende „Bescheinigung“ war jener edle, auf „Geister“ reisende Industrieritter wohl gefällig genug gewesen, an eine harmlose, Berthold geltende Neckerei guter Freunde zu glauben — ein Weg, der von den gewissenlosen Ehrabschneidern, vielleicht sogar schriftlich und anonym betreten sein konnte. Welch entsetzliche Folgen hier Bosheit und verabscheuenswerthe Verleumdungssucht aus Neid und gemeiner Eifersucht gehabt, das hatten die Arrangeure jenes so schönen und doch so furchtbaren Tableaus wohl selbst nicht vorausgesehen. Man wollte schaden, aber nicht bis zu solchem Grade. Man bezweckte sicher eine schnelle Abreise der Beneideten, Bevorzugten, dem eigenen theuren Selbst im Lichte Stehenden, womöglich auf Nimmernwiederkehr — und man hatte erreicht, woran selbst ein leichtsinniges Herz sein Lebenlang zu tragen hatte.

Alle Schritte Bertholds blieben erfolglos. Der Name, unter dem der Geisterbeschwörer in A. aufgetreten war, brauchte ja nicht einmal sein eigentlicher gewesen zu sein; die Maske, unter der er anderswo erschien, brauchte nicht der in A. zu gleichen. Einem Menschen, der in täglichem Verkehr mit Geistern stand, war solch ein Verschwinden vom Erdboden doch nur Kleinigkeit.

Welche Qualen, welche Selbstvorwürfe Bertholds Innerstes

zermühten, als er am nächsten Tage Irmas plötzlichen Tod erfuhr, läßt sich nicht beschreiben.

Die unglückliche Tochter der beklagenswerthen Frau glaubte an einen Herzschlag, als welchen der Arzt ihr aus Schonung den furchtbaren Fall erklärte. Der Brief an die Tante, den Irma offen auf dem Tische liegen gelassen und in dem sie von herannahender Krankheit gesprochen, die sie bereits zum Ausbruch kommen fühle, bestätigte solche Annahme.

Berthold erfuhr den wahren Zusammenhang, und ihm schien's, als könne es danach nie wieder eine glückliche Stunde in seinem Leben geben. —

Die Tante traf noch am selben Tage bei Lucille ein.

Zu Irmas Bestattung vermochte der Friedhof kaum die Menschenmenge zu fassen, die aus wahren, warmem Antheil und aus Neugier herbeigeströmt war.

Lucille reiste wenige Tage darauf mit ihrer Großtante davon, um auf einem einsamen Gute ihren ersten großen Schmerz auszuweinen. Berthold hatte von ihr am Grabe der theuren Dahingeschiedenen fast wortlojen Abschied genommen — sie sahen einander nicht wieder.

Der berühmte Maler kehrte schwermüthiger und der äußeren Welt abgewandter denn je in seine Heimat zurück. Von seinem Geisterglauben hatte ihn jedoch auch dieses entsetzliche Erlebnis nicht zu befreien vermocht; im Gegentheil, daß er den Geist der geliebten Frau nun auch in jener Welt zu suchen hatte, die ihn ohnehin mit ihren Geheimnissen so mächtig anzog, war für ihn nur ein Grund mehr, sie zu erforschen und die Schleier, die sie unsern Augen verhüllen, durchdringen zu wollen. Nur darin und in künstlerischer Verkörperung seiner, mit Vorliebe ans Ueberirdische streifenden Phantasien, und jetzt zwar in noch vollendeterer Weise denn zuvor, fand er Trost und Beruhigung. Die Schöpfungen, die unser Herzblut bethaut, sind ja stets die bedeutendsten.





Ferdinand Raimund.

Eine Jubiläums-Biographie von Heinrich Veltger.

In Bezug auf das Geburtsjahr des Dichters des „Verschwender“, des „Alpenkönig und der Menschenfeind“ u. besteht ein Zwiespalt. Die biographischen Artikel fast sämtlicher vorbandener Nachschlagewerke, besonders auch die Lexika von Meyer und Brockhaus, sowie die gangbaren Literaturgeschichten, enthalten das Jahr 1791 als Geburtsjahr, während Raimunds Denkmal in Gutenstein, der Raimund-Forscher Archivdirektor Glossy, Hermanns „Alt- und Neuwien“, Adolf Sterns Literaturgeschichte, Johannes Scherr u. das Jahr 1790 angeben, und auch das Jubiläums-Komitee in Wien das letztere Jahr als allein richtig festgestellt hat.

Ich schließe mich, auf Grund genauester Erörterungen, der letzteren Angabe an. Ferdinand Raimund ist am 1. Juni 1790 geboren und seine Jugendzeit fällt in die große, bewegte Periode der Völkerkämpfe gegen Napoleon und des Wiener Kongresses. Es gab kaum eine fröhlichere Zeit für Wien, als die des Kaisers Franz war, die Zeit des Wiener Kongresses, in welcher die Kaiserstadt an der Donau vertraut wurde mit dem Luxus des adeligen Europa und seiner Art das Leben zu genießen. Glänzende, feenhafte Ballsäle versammelten die Crème der „Gesellschaft“ in ihren Räumen; prunkvolle Praterfahrten, bunte Lustlager gaben dem Volke zu gaffen und zu schwätzen; — und dazu vollends ein Theaterleben, gegen welches das von heute gleich Null ist.

Keine andere Zeit war dem Schauspieler, zumal den Komikern in den Vorstadttheatern günstiger, eine Popularität sich zu erringen. Ganz Wien enthusiastirte sich für den „Kasperl“ des Leopoldstädter Theaters, Laroche, für Hasenhut, den „Taddädl“, für Korntheuer, Schuster und später für Nestroy. Aber keiner genoß wohl in erhöhtem Grade die Zuneigung des Publikums als Raimund, und zwar in seiner doppelten Eigenschaft als Schauspieler und Dichter. Der Komiker Raimund ist für uns gestorben — der Dichter Raimund aber lebt noch . . .

Was war aber doch an diesem Raimund, dem Dichter? Waren es süße Worte und glatte Verse, die die Ohren seiner Zuhörer be-
thörten? Oder war es die gründliche Kenntniß dessen, was seine
Leute hören wollten? Nein, Raimund legte in seinen Dichtungen
lediglich das nieder, was ihm sein Herz diktirte.

Als nach dem Tode Raimunds der Arzt und Phrenologe Anton
Kollet die Schädeldecke des Dichters aufs genaueste untersucht hatte,
that er den Ausspruch, Raimund sei „ein geborener Dichter und
Schauspieler“ gewesen. Wie schwer sollte es aber diesem geborenen
Dichter und Schauspieler werden, seine Bestimmung zu erfüllen!
Ferdinand sollte die Zuckerbäckerkunst erlernen, und nur die Liebe,
die er als guter Sohn für seinen Vater hegte, bewog ihn, den
Träumen seiner Kindheit, Schauspieler zu werden, einstweilen zu
entsagen. Herz und Sinn jedoch hielten noch immer den alten
Lieblingsgedanken umklammert. Sobald nun sein Vater, gebeugt von
Sorgen um seinen Sohn, die Augen für immer schloß, warf er die
weiße Mütze und Schürze weit von sich und wagte den Sprung von
der Backstube auf die Bretter, welche die Welt bedeuten.

Sich dem Theater zuzuwenden, war für Raimund der einzige
Weg, seinem Drange nach Höherem Genüge zu leisten; nur mitten in
dem für denkende Köpfe so anregenden Bühnenleben konnte er das
bei seinem Bildungsgange Versäumte theilweise nachholen. Hat man
doch an Raimund das Fehlen tieferer Bildung als nachtheilig für
seine literarische Produktion, vielleicht irrigerweise, viel beklagt; er
selbst war der erste in diesem Klagechor und kränkte sich stets in
selbstquälerischer Weise darüber, daß er aus „niedere Genre“ ge-
bunden sei.

Nach längeren Wanderungen über die Bühnen Preßburgs,
Oedenburgs und Raabs gelang es Raimund 1813 glücklich im
Theater der Josephstadt in Wien als Franz Moor zu debütiren.
Doch schon 1817 trat er, nachdem er sich dem komischen Fache ge-
widmet hatte, ins Leopoldstädter Theater über, wo er in der Mitte
einer ausgezeichneten Künstlerschaar, deren Spitzen Korntheuer, Sar-
tory und sein späterer Rivale Schuster, dann die Damen Emmöckl
und Theresje Kroneß waren, Gelegenheit fand, sein Talent freier zu
entfalten. Seine ersten schauspielerischen Erfolge errang er in „Adam
Krazerl“ von seinem spätern Schwiegervater Gleich, in Weissls „Fee
aus Frankreich“, Bäuerles „Aline“ und ähnlichen Stücken. An solchen
Mustern gebildet, wagte er es 1823, ein, nur bis zur Eingangsscene
gediehenes Zauberstück von Weisl, das bis zu einem gewissen Ter-
min der Theaterdirektion fertig vorliegen mußte, zu Ende zu schreiben
und sodann mit dem „Barometermacher auf der Zauberinsel“ vor
das Publikum zu treten. Doch ließ dieses Stück Raimunds eigen-
artiges Talent unberührt. Ihm folgte 1824 „Der Diamant des
Geisterkönigs“. Als nächstes ging 1826 „Der Bauer als Millionär
oder das Mädchen aus der Feentwelt“ über die Bretter, in welchem
Raimund zuerst seine große Begabung erkennen ließ. 1827 folgte

„Moisajurs Zauberspruch“, 1828, infolge der Anzweiflung seiner Auctorschaft, „Die gefesselte Phantasie“ und rasch im selben Jahre „Der Alpenkönig und der Menschenfeind“. Im Jahre 1829 trat „Die unheilbringende Krone“ ans Lampenlicht und nach langer Pause 1834 „Der Verschwender“, Raimunds bedeutendste Schöpfung.

Die Handlung der älteren Dramen Raimunds dreht sich zumeist um die Erfüllung eines scheinbar unerfüllbaren Schwures, oder um die Fatalitäten, in welche Zauberstäbe und Zauberscharpen ihre irdischen Besitzer stürzen. Den ersteren in ihrer schweren Arbeit zu helfen, die anderen, trotz Tod und Teufel, zu einer schließlichen glücklichen Ehe zu leiten, nimmt sich der Dichter die Geisterwelt zu Hilfe, eben das, was dem heutigen Leser, der Raimund, losgerissen von seinen Vorgängern und Zeitgenossen kennen lernt, an ihm am originellsten erscheint, in Wahrheit aber seine Achillesferse ist. Denn einerseits fehlte Raimunds naivem Gemüte die Schärfe tieferer Allegorisation; dann aber mußte das allzutiefe Eingreifen der Geister in die Handlung die freie Willensäußerung seiner Helden ersticken und Raimunds stärkste Seite, seine herrliche Charakterisierungsgabe, lahmen legen.

Was man aber auch gegen die ersteren Werke Raimunds einwenden mag: „Der Bauer als Millionär“, „Der Alpenkönig und der Menschenfeind“ und „Der Verschwender“ stehen für immer als unvergängliche Denksteine seines Werthes da.

Der seiner Familie entflohene Menschenfeind Rappelkopf, dem Raimund manchen Zug seiner eigenen reizbaren Individualität gegeben hat, wird auf eine originelle Weise aus einem Menschenfeind in einen Menschenfreund umgewandelt. Der Alpenkönig nimmt die Gestalt und das Wesen des Menschenfeindes an und stellt sich so diesem gegenüber; durch Selbsterkenntniß wird Rappelkopf dann bekehrt. Der letzte Akt des Dramas, der diese Wandlung zur Darstellung bringt, ist ein Meisterwerk in Bezug auf die Folge der Scenen und den Dialog.

Als letztes und größtes Werk Raimunds ist der Verschwender zu nennen. Hier tritt endlich die Geisterwelt ganz zurück, sie greift thätlich nicht mehr ein und nur einen Warner für Flottwell, den Verschwender, schießt sie aus ihrer Mitte, den Bettler; Flottwells eigenes Bild. Es ist wahrhaft überraschend, welche Gedankensfülle und Poesie Raimund in die Gestalt dieses Bettlers zu legen wußte, den die fürsorgliche Liebe der Fee Cheristane dem Verschwender als Schreckbild zur Seite giebt und der seinem Schützling auch dann noch folgt, als dieser die Fee, für die er einst sein Leben lassen wollte, vergessen hat und mit einem andern Weibe entflieht. Im Verschwender erscheint eine Fülle herrlichster Charaktergestalten; so der Chevalier Dumont, der begeisterte Verehrer der Natur, der heuchlerische, allmächtige Kammerdiener Wolf und endlich Raimunds trefflichste Charaktergestalt: der treue, ehrliche Valentin.

Valentin stammt aus der Familie der Kasperl, Taddädl, Staberl,

Lipperl u. s. f., die Raimund ebenjowenig fallen lassen durfte, wie die lustige Geisterwelt, „er ist der Hauswurst der alten Wiener Bühne in der denkbar edelsten Form, die Apotheose des Hauswurstes“. Valentin ist immer lustig und guter Dinge, — und doch so empfänglich für jedes Weh seiner Mitmenschen; in seiner Gutmüthigkeit vermag er gegen die schneidige Beredsamkeit seiner Gattin Rosel nicht aufzukommen, — in entscheidenden Momenten ist er aber doch der Herr im Hause; laut äußert er seine Entrüstung über das Unrecht, das ihm geschehen, um trotz alledem den, der es ihm gethan, seinen ehemaligen Herrn Flottwell, der durch eigene Schuld zum Bettler geworden, in sein armes Haus aufzunehmen. Der Verschwender Flottwell ist sein Feind, dem zürnt er für das Böse; der Bettler Flottwell ist sein Freund, dem er seine Dankbarkeit für alles Gute bezeugt! . . .

Als Raimund nach Vollendung des Verschwenders die Rolle des Valentin, die er für sich geschrieben hatte, sich vorlas, brach er, wie er selbst erzählte, bei den Worten: „Gnädiger Herr!“ in welchen die ganze Erkennungsscene zwischen Valentin und dem verarmten Flottwell besteht, in Thränen aus. „So schmilzt man an seinen eigenen Kohlen!“ hätte er füglich mit Goethe sagen können.

Die erste Aufführung des Verschwender — sie fand am 20. Februar 1834 im Josephstädter Theater statt — hatte im Publikum die höchste Spannung und Erwartung hervorgerufen. Der erste und zweite Akt wurden, wie ein Augenzeuge erzählt, fast lautlos aufgenommen, die herrlichen Scenen des dritten Aktes in Valentins Hause jedoch entfesselten einen wahren Beifallssturm. In den folgenden Jahren wanderte „Der Verschwender“ in Begleitung seines Verfassers, der nach zweijähriger Leitung des Leopoldstädter Theaters sich an keine der bestehenden Unternehmungen mehr kontraktlich fesseln lassen wollte, über die größeren Bühnen des deutschen Reiches. Als Raimund im Mai 1836 in Hamburg, das ihm großartige Ovationen darbrachte, bei der Abschiedsvorstellung das berühmte Hobelied sang, überwältigte den Gezeierten die Rührung und er weinte. „Ich habe mir da selbst mein Todtenlied geschrieben“, äußerte er zu einem Schauspieler, von böser Ahnung erfüllt.

Raimund war schon in jüngeren Jahren, als ihn noch nicht jene Schwermuth ergriffen hatte, die ihm in Briefen und Gesprächen Aeußerungen, wie die eben mitgetheilte, entlockte, im vollen Sinne des Wortes das, was man einen Sonderling nennt. Ueber seine Eigenheiten gehen zahlreiche, gut verbürgte Anekdoten. Einstmals besuchte Grillparzer unsern Dichter auf seinem Landgute bei Gutenstein, das er sich von dem Ertrage des „Verschwenders“ gekauft hatte. Da Grillparzer ihn im Hause nicht finden konnte, wandte er sich dem nahen Walde zu und thatsächlich wurde er bald Raimunds ansichtig. Wie aber sah dieser aus! Eine blaue, harzbekleckte Blouse schlotterte ihm um den Leib, hinter jedem Ohr stak ihm eine Feder und eine dritte hielt er nebst einem Tintenfass und Papier in der Hand.

„Aber Raimund“, rief Grillparzer, „wie sehen Sie denn aus?“

„Na, wie kann ich denn anders ausschauen, wann ich auf die Bamer (den Bäumen) sitz' und dacht!“ war die ärgerliche Antwort.

So wie Raimund selbst alle seine Rollen bis auf das kleinste Wörtchen auswendig wußte und ein abgejagter Feind des Extemporens war, so verlangte er auch von den Darstellern seiner Stücke, in welchen er übrigens durchweg selbst zu spielen hatte, daß sie ihren Part genau inne hatten. So hatte Korntheuer als Geisterkönig im „Diamant des Geisterkönigs“ zu sagen: „Jetzt hab' ich die Agnes Bernauer schon zwanzigmal gelesen und weiß halt noch immer nicht, warum sie ins Wasser gestürzt worden ist.“ Korntheuer aber ließ das Wort „immer“ regelrecht aus und Raimund wurde nicht müde, ihm darüber seine Ausstellung zu machen. Abermals blieb das „immer“ Korntheuer im Halse stecken. Nochmals berichtigte Raimund. Sowie aber Korntheuer bereits etwas ungeduldig einwarf, es bleibe sich doch völlig gleich, ob er das „immer“ sage oder nicht, schrie ihm Raimund im hellsten Zorne zu: „Meinetwegen! Wenn Du aber das Wort „immer“ ausläßt, so wirst Du immer ein dummer Kerl bleiben!“ Sprach's, wandte sich um und lief spornstreichs davon. So ohne Gruß davonzulaufen war bei Raimund, dessen Stimmung häufig wechselte, durchaus nicht ungewöhnlich.

Charakteristisch für seine Launenhaftigkeit ist folgende Begebenheit. Bei der Generalprobe des Verschwenders trat der Jägerchor mit schwarzen Kappen auf. „Die müssen ja naturgeln sein!“ rief Raimund und er bestand darauf, daß, trotz der vorgerückten Stunde (die Generalprobe fand am Nachmittag der ersten Vorstellung statt), die Kappen ungeändert würden. Als eine Stunde später der Regisseur in den Laden des Kappenmachers tritt, ist dieser soeben beschäftigt, die schwarzen Kappen in grüne umzuwandeln.

„Um Himmelswillen!“ ruft der erschrockene Regisseur, „die Kappen müssen ja naturgeln werden!“

„Verzeihen's, Ew. Gnaden“, erwiderte der Kappenmacher, „just war der Herr Raimund da und hat grüne Kappen angeschafft.“

Seit einer Krankheit im Jahre 1825 befiel Raimund jene Schwermuth, die in seinem Charakter zu liegen schien, immer häufiger. Im Laufe seiner ferneren künstlerischen und literarischen Thätigkeit jedoch wurde seine Reizbarkeit durch ein fieberhaftes Streben nach Vollendung, das er oft nicht befriedigen konnte, durch die Selbstvorwürfe, nicht zum geringsten Theil wohl auch durch eine kurze, aber unglückliche Ehe mit der Schauspielerin Louise Gleich bis zur Unerträglichkeit gesteigert. Die verletzenden und ungerechten Angriffe Saphirs und Leivalds vollends konnten daher den Mann, der an seine hingebende Freundin Antonie Wagner schrieb: „Mein physisches und moralisches Leben ist von meiner Ehre unzertrennlich!“ leicht in eine, der Nacht des Wahnsinnes sich nähernde Schwermuth versenken. Als ihn nun sein eigener Hund, den er dritten gegenüber seinen einzigen Freund nannte, biß, trat vor die erregte Phantasie Rai-



Stettdampfer auf der Elbe.

Ms. 10

munds das gräßliche Bild eines Wasserscheuen und unter diesem Eindrucke schoß er sich am 30. August 1836 in seinem Landhause bei Gutenstein eine Kugel durch den Kopf. Der Schuß tödtete ihn jedoch nicht sogleich. Durch volle sechs Tage lag er, unfähig zu sprechen, auf dem Sterbebette. Am 5. September endlich erköste ihn der Tod.

Die Schreckensnachricht brachte ganz Wien in Erregung. „Ich habe viele Todesfälle von bedeutenden Menschen in Wien erlebt, eine so allgemeine Trauer wie um Raimund noch nie“, schreibt ein Zeitgenosse. Seine Wiener Freunde und die ganze Bevölkerung von Gutenstein und Umgebung standen trauernd an des Dichters Sarge. Unter allgemeiner Rührung legte der Schauspieler Löwe einen Lorbeerkranz in das Grab und wollte sprechen, doch versagte ihm die Stimme, er sank in die Kniee und weinte . . .

„Mit der letzten Scholle, die man einst meinem Sarge nachwerfen wird“, schrieb Raimund einstmals an einen befreundeten Schauspieler, „ist auch mein Name der Vergessenheit anheimgegeben“, aber so lange es Deutsche giebt, die weinen, lachen und lieben können, wird Raimund unvergessen bleiben.





Sekt für Grog.

Eine Erinnerung an Therese Dietzens von Hermann Hirschfeld.

In den Salons des kunstfönnigen und gastfreien Senators H. zu Hamburg bewegte sich an einem April-abend der sechziger Jahre ein erlesener Kreis von gesellschaftlichen und künstlerischen Notabilitäten der Provinzstadt. Es galt einer Feier zu Ehren einer berühmten Tochter Hammonias, die, obwohl sie die Metropole Englands, London, ihre zweite Heimat nennen konnte, der Vaterstadt unvergessen gedenkt u. v. w. Alljährlich entriß sie sich den glänzenden Hofkreisen, die sie als völlig zugehörig betrachteten, um nicht nur von der Bühne herab ihren Landsleuten die Wundermacht hochvollendeter Gesangskunst zu offenbaren, sondern auch in uneigennützigster Weise in einem regelmäßig wiederkehrenden Konzert zum Besten des Aufbaues der im Jahre 1842 niedergebrannten Kirche St. Nikolai ihre vom Höchsten verliehenen Söken u. v. w. des Höchsten zu verwenden. Wie manche Thräne wandelte sich durch die Herzensgüte Therese Dietzens — denn von ihr handelt unsere wahrheitsgetreue Erzählung — zum Freudenlächeln; wie manches Vergißmeinnicht des Dankes webt sich in den vollen Lorbeerkranz der allzu früh Geschiedenen.

Nach einem solchen kirchlichen Wohlthätigkeitskonzert war es eben, an dem die reich besetzte Abendtafel im Hause des väterlichen Freundes und Förderers Thereses den erlesenen Birkel ihrer Verehrer vereint.

Natürlich war der Ehrengast Mittelpunkt und Gegenstand allgemeinsten Huldigung. Die Gesellschaft und die Söngerin selbst befanden sich in heiterster Stimmung, und lachend zog Therese eine Blume und wieder und wieder eine aus dem mächtigen Bouquet in ihrer Hand, da einer der jüngereren Herren sie um ein duftendes Andenken bat und natürlich die ganze anwesende Männervelt dem gegebenen Beispiel folgte. Plötzlich nahm das Antlitz der Söngerin einen

ernsten, fast düsteren Ausdruck an. Schon während der Tafel hatte wiederholt ihr Blick einen älteren, ziemlich entfernt sitzenden Herrn gestreift, der sichtlich bestrebt schien, die fehlende Jugend durch kosmetische Mittel zu erwecken. Mit einem wahren Uebermaß des Enthusiasmus hatte er bei dem Toast auf den gefeierten Ehrengast des Abends den Champagnerkelch erhoben und geleert, während Therese Tietzens sich an ihren Cavalier, den Herrn des Hauses, mit der hastigen Frage wandte, ob der bezeichnete Enthusiast nicht der Professor F. sei, ein Name, der von Lehr- und Kompositionsthätigkeit her in der musikalischen Welt nicht ganz unbekannt erschien. Der Senator H. bestätigte die Frage mit der Bemerkung, daß genannter Herr, ihm sonst fernstehend, sich auf das dringendste um ein Zusammensein mit Deutschlands gefeiertster Künstlerin beworben habe.

Nun nahte er sich selber und seine Vorstellung persönlich übernehmend, erbat sich der Herr Professor auch seinen Antheil an den Erinnerungsgaben zum ewigen Andenken an einen der schönsten Tage seines Daseins, der ihm vergönnt, zum ersten Male Theresen Tietzens gegenüber zu stehen.

„Wirklich?“ Ein finsterner, fast drohender Blick, vielleicht der erste und wohl auch der letzte aus diesem milden, gutmüthigen Manne, streifte den unterthänigen Bewerber. „Sie irren mein Herr, es ist nicht das erste Mal, daß wir uns Auge in Auge sehen, wenn auch Jahre seit unserer Begegnung verstrichen, — und ich kann Ihren heutigen Wunsch nicht erfüllen, weil Sie noch die Gewährung eines früheren bei mir zugute haben.“

Ueberrascht blickt der Professor die Sängerin an.

„Ich?“ stammelte er, denn der Ton und die Haltung Thereses ließen eben nicht auf eine freundliche Erinnerung schließen; „ich müßte doch nicht — —“

Die Sängerin hatte sich erhoben, sie war unter der erwartungsrollen Majestätlichkeit aller an das im Nebenraum aufgestellte Buffet gegangen; jetzt lehrte sie wieder, ein Kelchglas perlenden Sekts in der Hand, das sie dem Professor präsentirte.

„Nehmen Sie!“ Fast befehlend klang ihre Stimme; bestürzt, verwehrt gehorchte F. der Aufforderung.

„Auf das Wohl der Ehrentochter Harmonias“, sagte er emphatisch, „unserer Therese Tietzens!“

Er leerte das Glas und gab es dem harrenden Diener, dann aber wandte er sich, — er zog es vor, dies selber zu thun, ehe ein anderer ihm zuvorkam, — mit der Bitte um Erklärung an die Künstlerin.

„Sie soll Ihnen werden“, entgegnete Therese; „es ist eine kurze, einfache Geschichte, nicht einmal neu, wenn leider auch nicht immer mit so gutem Ausgang wie die meine.“

Sie nahm ihren Platz wieder ein und begann unter dem Schweigen und gespanntester Theilnahme der Versammlung:

„Eine Reihe von Jahren ist verstrichen, seit an einem Sommer-

morgen ein schlicht gekleidetes Mädchen schüchtern die Wohnung der Frau C., einer der vielgenanntesten Lehrerinnen der Gesangskunst, betrat. Ihre Bitte um Zulatz zu der Dame des Hauses ward nach einigem Verweilen auf dem Flur mit dem Bedeuten erfüllt, daß Frau C. im Begriff stehe auszufahren und die Audienz Heischende sich mit ihrem Anliegen beeilen möge. Nach dieser wenig tröstlichen Eröffnung wies man das Mädchen in das Zimmer der berühmten Frau. Sie stand vor dem Spiegel und legte die letzte Hand an ihre Toilette, neben ihr ein corpulenter Herr in mittleren Jahren; den spöttischen Blick, das kaum unterdrückte Lachen, mit dem die Weiden die Eintretende musterten, verrieth das Glas, vor dem es geschah, dem armen Kinde nur allzu deutlich; ach, vielleicht geschah es nicht ohne Grund, denn die robuste Erscheinung des Mädchens war weder schön noch anmuthig zu nennen.

In kurzer Weise fragte Frau C. nach ihrem Begehren; — das Mädchen war die einzige Tochter braver Bürgerleute, die eine kleine Familienwirthschaft in der hauptsächlichlich von Seeleuten und einfacheren Standen besuchten Vorstadt St. Pauli besaßen. Das Mädchen war vor der Hand in der Stimmgebung begabt, und verschiedene geachtete Kunstverständige hatten dringend gerathen, dieselbe einer Prüfung von berufener Seite zu unterwerfen. So war sie denn, ohne jemandem ihren Entschluß mitzutheilen, zu der Frau gekommen, von der sie viel des Lobes gehort, und hat sie, die selber einst gefeierte Bühnengröße, um gütige Prüfung ihres bescheidenen Talents; ob dasselbe zur Befriedigung ihres heiligen Strebens sich eigne, einst sich dem Theater als dramatische Sängerin widmen zu dürfen.

Zerstreut hatte Frau C. ihr angehabt und mehr als einmal den Blick durchs Fenster geworfen, um nach dem erwarteten Wagen zu spähen; desto aufmerksamer hatte der zwar die Vorübernde ins Auge gefaßt, mehr als einmal wandte das Mädchen sich an den seltsam stechenden Blick, der sie verwirrte, zu vermeiden.

Frau C. hatte sich an den Flügel gesetzt, verordnete, bald, wie man ein lästiges, aber unabweisbares Geschäft abthut. Sie gab der Mädchen ein Notenblatt und hieß sie singen; eben drang aus der Ferne das Rollen eines Wagens zu den Ohren der im Gemüthe empfindlichen, — ohne Zweifel nahe das erwartete Fuhrwerk.

Die Stimme des Mädchens“, fuhr die Erzählerin nach einer Pause fort, „hatte die bis heute nicht ganz überwundene Eigenschaft, bei den ersten Tönen dunkel gefärbt, wie belegt, zu klingen, — die Aufregung des Gedankens, daß von diejer Prüfung eine Zukunft abhängt, aber auch die bittere Empfindung über die Rücksichtslosigkeit der Prüfenden, das Verweilen eines fremden Herrn machten die Sängerin obendrein verwirrt und doch meinte sie, mit sich selber nicht unzufrieden sein zu dürfen. Anders ihre Richterin. Nach wenigen Takten schon erhob sie sich. ‚Ich habe genug‘, sagte Frau C., ‚und ohnehin Eile, ich will aufs Land fahren. Sie aber, liebes Kind‘, fuhr sie fort, ‚hat man über Ihr Talent völlig getäuscht, —

bleiben Sie der Bühne, zu der Sie weder Stimme noch Erscheinung haben, fern und fahren Sie fort in Ihres Vaters Schänke den Matrosen Grog zu schänken, das ist für Sie die sicherste Zukunft.“

Therese Tietjens schwieg einen Augenblick, in der Gesellschaft entstand eine hohe Erregung der allgemeinen Mißbilligung; bleich, wortlos zog Professor F. sein Tuch aus der Tasche und trocknete sich die Stirn.

„Den Tod im Herzen, verließ das arme Mädchen die ungastliche Schwelle“, nahm die Gefeierte von neuem das Wort, „an der Ecke der Straße blieb sie stehen, sie konnte nicht weiter; die gebrochene, so rauh, so schnöde gebrochene Hoffnung auf Erfüllung ihrer hohen Ideale, auf eine lichte Zukunft für ihre lieben, redlichen Eltern brach ihre körperliche Kraft. An ihr vorüber rollte die stattliche Karrosse, in der Frau C., strahlend in Seide und Spitzen, sich wiegte. Der Herr, den das Mädchen in ihrem Gemach getroffen war nicht an ihrer Seite, — auch er hatte das Haus verlassen, — sie sah ihn auf sich zukommen, — unwillkürlich wandte sie sich ab. Nichtsdestoweniger kam der Zudringliche heran. Augenscheinlich hatte er in dem eben verlassenen Hause ein opulentes Frühstück eingenommen, denn seine Wangen waren geröthet und sein Auge hatte einen eigenthümlichen Glanz, als er den Blick auf die Abgewiesene richtete.

„Seien Sie nicht traurig, holdes Kind! redete er sie an, wenn man jung ist und ein erträgliches Aeußeres besitzt, ist man doch nicht für die Kunst verloren. Was würden Sie sagen, wenn ich Sie auf den Weg leitete, eine Sängerin zu werden?“

Trotz ihres Widerwillens gegen den Redenden erwachte doch ein neues Hoffungsgefühl in der Brust des getäuschten Mädchens; sollte sie sich in dem Mann geirrt haben?

„Ich verstehe Sie nicht, mein Herr“, sagte sie leise und schüchtern.

Der „Helfer“ lachte feltjam.

„Muß es denn gerade an der Bühne oder im Konzertsaal der Aristokratie sein, wo man sein Glück macht?“ fragte er. „Es giebt auf St. Pauli prächtige Cafés mit Gesangunterhaltung, wo es allabendlich lustig zugeht und die jungen Künstlerinnen viel Geld verdienen. Dazu wird Ihre Stimme wohl reichen und ich selbst will zu diesem Zweck Ihnen behilflich sein.“

Das junge Mädchen stand wie erstarrt da; was hatte sie gethan, daß dieser ihr wildfremde Mann ihr einen solchen Vorschlag zu machen wagte? Sie verglich die Gesinnung des eleganten Herrn, der sich selber „Professor“ nannte, mit den Mahnungen der schlichten, biederen Bürgersleute, ihren Eltern, — sie wollte reden, aber die Empörung ihres Innern, die den Fuß an die Stätte bannte, ließ der Zunge den Dienst versagen.

Der Herr „Professor“ freilich mochte das Schweigen des armen Mädchens als halbe Einwilligung betrachten.

„Die Kosten Ihrer Ausbildung“, fuhr er fort, „brauchen Sie nicht

zu fürchten, liebes Kind. Ich bekomme zwar drei Thaler für die Stunde, — von Ihnen aber verlange ich nichts, als daß Sie mir hin und wieder einmal ein Glas Grog im Schanzzimmer Ihres Vaters kredenzen, — denn Grog ist wohl das einzig Trinkbare, was man in Ihrer elterlichen Wirthsbude haben kann? Wann darf ich auf Ihr Wohl ein Gläschen leeren?"

Da raffte sich das beleidigte Mädchen aus ihrer halben Betäubung empor, endete die Erzählerin; „ihrem verletzten Ehrgefühl war eine tiefere Wunde geschlagen, als die schnöde Absprechung aller Begabung.“

Hoch richtete sie sich auf und jagte mit lauter Stimme:

„An jenem Tage, Herr Professor, wo man, in Champagner huldigend, auf das Wohl der gefeierten Künstlerin trinkt und diese Ihnen wiederholen darf, wie sehr sie Sie verachtet!“ — —

Der Ehrengast des Senators H. schwieg, ihre Erzählung war zu Ende; leichenblaß stand der Herr Professor da, seine Zunge stammelte Worte, die keiner verstand.

„Sie sehen also, mein Herr“, — jeder Ausdruck der Bitterkeit war nun aus dem Muffiz Thereses geschwunden, — „daß ich, weil ich, wenn auch spät, Ihnen den ersten Wunsch unserer Begegnung erfülle, den zweiten verjagen muß, — dafür aber veredle ich die Erfüllung Ihres Begehrs: Sekt für Grog, Herr Professor!“ — —

Ohne den völlig vernichtet Dastehenden eines weiteren Blickes zu würdigen, erhob sich Therese Dietzens und schritt dem geöffneten Flügel zu. Ein heiteres Liedchen, entzückend vorgetragen, erklang aus der melodischen Brust der so hoch Begnadeten und ließ, zu belebter Stimmung hinreißend, die Gesellschaft rasch das kleine Intermezzo fast vergessen.

Noch ehe es zu Ende, war Professor H. aus den Festräumen verschwunden.





Ueber Damen-Orden.

Skizze von Heinrich Eheen.

Wann das Ordenswesen eigentlich seinen Anfang genommen, läßt sich schwerlich sagen; wir wissen nur, daß die Entstehung der Orden überhaupt auf die Kirche und auf die religiösen Genossenschaften, welche zuerst die geistlichen, die Mönchs- und Nonnen-Orden zeitigten, zurückzuführen ist. Aus der Verbindung des mönchischen und ritterlichen Geistes des Mittelalters gingen die geistlichen Ritter-Orden hervor, nach deren Vorbildern zur Zeit der Kreuzzüge wieder die weltlichen, die Ritter-Orden entstanden, welche seit dem dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert meist nur von Fürsten gestiftet wurden, welche dadurch die Ritter enger an sich fesseln und mit dieser Auszeichnung zugleich geleistete Dienste belohnen wollten. Die Fürsten hatten frühzeitig erkannt, wie derartige Institutionen sich im dynastischen Interesse verwerthen ließen, und so wetteiferten sie förmlich miteinander in der Stiftung von Orden. Nur die wenigsten Orden hatten es auf eine gute Sache abgezielt, die meisten lassen keine anderen Zwecke denken, als die von Spielzeugen zur Unterhaltung der Höfe; schon die sonderbaren Namen, wie z. B. der Orden des „zunehmenden Mondes“, der „alten Hake“, „von der Schuppe“, „vom Stiefel“, „von der Terrasse“, „vom Stachelschwein“, „vom Popf“ u. s. w. lassen deutlich erkennen, daß sie höhere Ziele nicht verfolgten. Ganz besonders aber findet unsere Bemerkung ihre Bestätigung in den vielen Damen-Orden, die hauptsächlich in der Mitte des vorigen Jahrhunderts in großer Menge aufkamen und die im Grunde nichts anderes waren, als ein Mittel, sich und den Hof zu amüsiren.

Wann und durch wen der erste Damen-Orden entstanden, ist nicht bekannt. Einer der ältesten ist gewiß der „Orden der Damen vom Beil“ in Spanien, dessen Entstehung auf folgende Thatsache zurückzuführen ist. Als die Mauren im Jahre 1148 Tortosa in Aragonien belagerten, wurde ihr letzter Sturm siegreich durch die heldenhafte Hilfe der Frauen und Jungfrauen abgeschlagen, welche,

das Hausbeil in der Hand, ihren ermatteten Vätern, Gatten und Brüdern zu Hilfe eilten und die Mauern von den Mauern warfen, welche jene bereits erstiegen hatten. Zum Andenken an diese muthige Hilfe stiftete der Landesherr Raimund Berengar, der letzte Graf von Barcelona, den „Orden der Damen vom Beil“. Jede Frau und jede Jungfrau von Tortosa war Dame dieses Ordens, der mit Abgabefreiheit, Ehrenrechten, kirchlichen Freiheiten u. s. w. ausgestattet war. Die äußere Ausstattung bestand in einem gelben Halstuch, das im Nacken sowohl wie auf der Brust mit einem rothen Beile bestickt oder benäht war. Es ist zweifelhaft, ob dieser Orden mit der letzten muthigen Vertheidigerin von Tortosa ausgestorben ist, oder ob er noch fortbestand durch Vererbung auf Töchter und Enkelinnen, es läßt sich aber das letztere vermuthen, da es zu Tortosa noch im vorigen Jahrhundert eine Kapelle der Damen vom Beil gab und der Orden vom Beil Altäre in verschiedenen Stadtkirchen hatte. Die neuen Staatshandbücher Spaniens gedenken dieses Ordens nicht; Hüner führt ihn 1711 noch als florirend auf.

Einen ähnlichen Ursprung hatte der Orden der „Damen von der Schärpe“. Die Frauen von Placenzia in Spanien vertheidigten, ganz militärisch in Schwadronen abgetheilt, ihre Vaterstadt 1388 gegen die Engländer, welche des Königs Juan I. von Portugal Bundesgenossen gegen die Spanier waren. Nach Aufhebung der Belagerung stiftete König Juan von Castilien für die tapferen Damen den Frauenorden von der Schärpe. Das Ordenszeichen bestand in einer breiten, gelben (goldenen) Schärpe, welche von der rechten Schulter herabfiel und an die linke Hüfte befestigt wurde. Wie lange dieser Orden bestand und welche Vorrechte und Freiheiten seine Mitglieder hatten, ist nicht bekannt.

Dunkel dagegen ist die Geschichte des 1479 in Schottland gestifteten Ordens des „Kranzes der Liebe“, von dem wir nur erfahren, daß es von dieser oder jener Dame heißt, sie habe zum Orden des Kranzes der Liebe gehört, und daß sich auf den Grabsteinen etlicher schottischer Fräulein ein Kranz von Distelblumen (das Wahrzeichen Schottlands) und Alanthusblättern findet. Dieser Kranz wird wahrscheinlich das Ordenszeichen der Damen dieses Ordens gewesen sein.

Etwas mehr weiß man schon von dem „Hof-Orden der ritterlichen Damen vom Gürtelstrick“, den die Königin Anna von Bretagne im Jahre 1498 stiftete. Der Strick sollte an die Stricke erinnern, mit welchem der Heiland bei der Geißelung gebunden worden, vielleicht auch nur an den Gürtel- und Geißelstrick des heiligen Franz von Assisi. Einige schreiben diesem ritterlichen Damen-Orden sehr strenge religiöse Pflichten zu, namentlich auch die Freitagsfasten und schwere Selbstgeißelungen. Dann wäre der Strick mit dem Knoten mehr als ein Ordenszeichen gewesen. Andere wollen die in der Heraldik „Liebesknoten“ genannten Zierrathen, mit welchen die Wittwen des französischen Adels ihren rautenförmigen Wappen-

schild umlegten, auf diesen Orden vom Gürtelstrick zurückführen, aber mit Unrecht; die französischen Liebesknoten haben nachweisbar ihren Ursprung in der Wittwenschaft; wahrscheinlich kommt diese Ansicht daher, daß die Ritterdamen der Königin Anna, unter denen ja auch Wittwen sein mochten, ihren Gürtelstrick um ihr Wappen legten, wie ja auch wirkliche geistliche Ordensfrauen ihr Wappen mit geistlichen Emblemen, z. B. dem Rosenkranz, umlegten.

Die eben aufgezählten Orden, die wir noch um ein Bedeutendes sowohl aus älterer, als auch aus neuerer Zeit vermehren könnten, waren weiter nichts, als eben nur gesellschaftliche Verbindungen, die sich alle nach mehr oder minder kurzem Bestehen wieder auflösten, ohne irgend welchen höheren Zweck erreicht zu haben. Bei der Dürftigkeit der Nachrichten, welche uns über diese Stiftungen aufbewahrt worden sind, ist die Grenze oft sehr schwer zu finden. Außerdem gab es noch einzelne Orden, die, obwohl nicht für Frauen gestiftet, doch auch an Damen verliehen wurden, z. B. der oben erwähnte merkwürdige „Orden vom Stachelschwein“, den Herzog Ludwig von Orleans 1349, als ihm seine Gemalin Valentine von Mailand den ersten Sohn gebar, für fünfundzwanzig Ritter stiftete. Diese Ritter trugen einen Mantel von violetttem Sammet mit einer Kapuze von Hermelin, dazu an einer Kette ein goldenes Stachelschwein, welches auf einem Bande mit der Devise: „Cominus et Emivus“ stand. Jeder Ritter bekam auch einen Siegelring mit dem Stachelschwein. Diesen Orden erhielten im Jahre 1438 ein Fräulein von Muzat und Frau Pothrou du Saintrailles. Die letzten Nachrichten von diesem Orden erstrecken sich bis zum 16. Jahrhundert.

Der närrischste und albernste aller Orden, welche das Ritterwesen zeitigte, war wohl der im 14. Jahrhundert gestiftete „Orden der verliebten Leidenschaft“. Die Ritter und Knappen, Frauen und Jungfrauen, die sich zu diesem Orden vereinigten, erhoben die Liebe zu ihrer Gottheit und die Pflichten und den Dienst der Liebe zu einem wahren Gottesdienste. Die Ordensbrüder und Ordensschwestern suchten einander in den Proben der Standhaftigkeit zu übertreffen, womit sie die Beschwerlichkeiten der Witterung und Jahreszeiten ertrugen. Aus dem Sommer wurde Winter und aus dem Winter Sommer gemacht. In der heißen Jahreszeit trugen sie die wärmsten Kleider, die dicksten Pelze und heizten ihre Zimmer. Im Winter hingegen hüllten sie sich in die dünnsten Gewänder, schliefen unter den leichtesten Decken und hielten es für einen puren Unsinn, bei der strengsten Kälte Feuer anzumachen oder sich daran zu erwärmen. Besuchte ein Ordensbruder eine verheiratete Ordensschwester, so entfernte sich der Mann augenblicklich und kam nicht eher in seine Wohnung zurück, als bis der Ordensbruder wieder weggegangen war. Man sieht, der Orden war albern durch und durch, und die Zwecke, die er verfolgte, waren recht zweifelhafter Natur. Die Schwärmer kamen um vor Kälte und starben in ihren Pflichten als wahre Märtyrer der Liebe.

Es läßt sich denken, daß der Bestand dieser Sekte ein sehr kurzer war.

Ganz anders geartet und in grellem Kontraste zu diesem Orden der verliebten Leidenschaft erscheint eine von dem edelgesinnten Herzog Silvius Nimrod, dem Stifter der Linie Württemberg-Deß, 1652 ins Leben gerufene Verbindung, die als Zweck und Ziel „einen sittenreinen, adeligen Wandel im frommen Hinblick auf Tod und Leben“ hinstellt und unter dem Namen eines „Ordens vom Todtenkopf“ sowohl Kavaliere als Damen in sich begriff. Ordenszeichen war ein Ring mit silbernem Todtenkopf am schwarzen Bande an der linken Hand, „weil solche dem Herzen am nächsten“. Die Mitglieder sollten sich „aller ungeziemenden Lust und Leppigkeit“ enthalten. Man mußte sich darum bewerben; starb ein Mitglied, so mußten die anderen ein ganzes Jahr trauern. Der Orden ging, obwohl er sich über einen großen Theil Deutschlands verbreitet hatte, nach mehreren Jahrzehnten wieder ein, wurde aber im Jahre 1709 durch die Enkelin des fürstlichen Stifters, Luise Elisabeth, verwittwete Herzogin zu Sachsen, erneuert, jedoch allein für Damen, und zwar solche, welche „hierzu aus eigener Freigebigkeit Belieben tragen möchten“, als eine „höchst nützliche und löbliche Stiftung ihres in Gott ruhenden Großvaters zu Ehren Gottes und zur Erbauung des Nächsten“. Großpriorin sollte stets nur eine Prinzessin des württembergischen Hauses sein, so lange noch solche vorhanden und zur Annahme der Wahl gewillt. Aufgenommen sollten überall nur Damen aus hohen und untadeligen fürstlichen, gräflichen, freibergerlichen und adeligen Geschlechtern werden, die für ihre Person eines makellosen Rufes genossen. Die Aufzunehmenden hatten beim Eintritt in den Orden zu geloben, daß sie ihre ganze Sorgfalt dahin richten wollten, sich weder durch Ehrsucht, noch durch Heuchelei oder andere Laster von der Tugendbahn ableiten zu lassen; sie mußten versprechen, das Christenthum nicht bloß mit den Lippen, sondern durch ihren Wandel und gute Thaten zu bezeugen und ihr Leben in rechter Liebe zu Gott und ihren Nächsten hinzubringen. Würde einem Ordensgliede ein Unglück oder eine Gefahr zustoßen, so sollte der gesammte Orden verbunden sein, demselben mit Trost und Rath und That unverzüglich beizustehen. Das Ordenszeichen bestand aus einem weißseidenen Bande, an welchem ein silberner Todtenkopf auf schwarzer Email-Schleife mit der Inschrift: „Memento mori!“ („Gedenke des Todes!“) befestigt war. Unterließ eine Dame dieses Band zu tragen, so verfiel sie in eine Strafe von sechs Reichsthalern, verlor sie es gar, in eine von der Großpriorin frei zu bemessende Geldspön, deren Nichtzahlung sogar Ausschließung aus dem Orden nach sich ziehen konnte. Der Orden vom Todtenkopf bestand, sicheren Angaben nach, noch bis tief ins 18. Jahrhundert hinein. Der segensreiche Einfluß, den derselbe etwa auf seine Mitglieder ausgeübt, entzieht sich selbstverständlich unserer Cognition; über seine endliche Auflösung theilen die Chroniken nichts gewisses mit.

Ein noch jetzt in Frankreich und Belgien viel verbreiteter Damen-

Orden ist der von der Jungfrau de Grâce 1633 zu Paris gestiftete „Orden der Damen von der christlichen Liebe und der Barmherzigkeit“ (Filles de la charité), der 1657 vom König von Frankreich und 1660 vom Papst sanktionirt wurde. Der Zweck dieser Stiftung war und ist die Verpflegung armer Kranker, die Beförderung des Jugendunterrichts und die Verbreitung christlichen Lebens.

Ein anderer, ebenfalls in Frankreich viel verbreiteter Orden ist der der „Damen Unserer Lieben Frauen von der christlichen Liebe“, der 1640 von Eudes Mézeray zu Caen gestiftet und 1651 nach Augustiner-Regel bestätigt wurde. Dieser Frauen-Orden ist über viele Städte Frankreichs verbreitet und bezweckt die besondere Verehrung der Herzen Jesu und Marias und Befehrung unordentlich lebender Frauenzimmer. Die Tracht ist weiß mit schwarzem Schleier, auf dem Scapulier ein silbernes Herz mit dem Bilde der heiligen Jungfrau und dem Jesuskinde, von einem Kranz aus Lilien und Rosen umgeben. Der Orden befaßt sich mit drei Gattungen von Keuigen oder Büsserinnen, welche Unterricht erhalten in Religion, weiblichen Arbeiten u. s. w., und von einander streng getrennt gehalten werden. Jedes Haus hat eigene Wohnungen für Frauen, welche von der Welt getrennt leben sollen, ohne selbst Klosterfrauen zu werden.

Ein Seitenstück zu dem obigen Todte-Kopf-Orden war der „Orden der Sklavinnen der Tugend“, den 1662 die Kaiserin Eleonore Gonzaga, Wittve Kaiser Ferdinands III., stiftete und zwar für dreißig Damen, mit Ausnahme der Prinzessinnen des kaiserlichen Hauses. Das Ordenszeichen, welches bei Festen und Feierlichkeiten an einer goldenen Kette um den linken Oberarm getragen wurde, bestand aus einer großen goldenen Medaille, auf welcher man die von einem Lorbeerkränze umgebene Sonne erblickte, mit der Devise: „Sola ubique triumphat.“ Da die Kaiserin 1668 einen neuen Orden, den Stern-Kreuz-Orden stiftete, so werden beide wohl miteinander verschmolzen sein. Zwanzig Jahre später erneuerte die fromme Kaiserin Eleonore Magdalene von der Pfalz den inzwischen wieder in Vergessenheit gerathenen Stern-Kreuz-Orden, dessen Austheilung noch heute an den jährlichen Kirchensesten der Kreuz-Erfindung und Kreuz-Erhöhung vorgenommen wird.

Alle bisher genannten Frauen-Orden waren katholischen Ursprungs. Den ersten protestantischen Orden finden wir in Schweden. Als Gustav Adolf bei Lützen gefallen war, stiftete seine Wittve Eleonore von Brandenburg einen Damen-Orden, der jedoch nach kurzem Bestehen wieder erloschen ist, auch keinen besonderen Namen hatte und nur an Prinzessinnen verliehen zu sein scheint. Das Abzeichen, welches um den Hals getragen wurde, bestand in einem goldenen Herzen mit der königlichen Krone darüber und dem Bildniß des Königs auf der einen Seite.

Einen recht merkwürdigen Damen-Orden gründete 1653 die abenteuerliche Königin Christine, eine Tochter der eben genannten Eleonore, den „Amaranthen-Orden“, der den sonderbaren Zweck

verfolgte, die Ehelosigkeit, in welcher die Königin selbst zu verharren beschloffen hatte, am schwedischen Hofe herrschend zu machen. Wer den Orden empfing, legte damit das Gelübde der Ehelosigkeit ab; wer schon verheiratet war, mußte sich verpflichten, niemals eine zweite Ehe einzugehen. Dafür genossen die Mitglieder dieses Ordens die hohe Auszeichnung, jeden Sonntag bei der Königin an der Tafel zu sitzen. Das Ordenszeichen bestand aus einem goldenen Lorbeerkrantz, in dessen Mitte zwei verschlungene A; dasselbe wurde an einem amaranthfarbigen (blafrothen) Bande um den Hals getragen, auf dem man die Devise las: „Dolce nella memoria.“ Ob dieser Orden noch heutigen Tages existirt, weiß ich nicht mit Bestimmtheit; so viel ist gewiß, daß noch in diesem Jahrhundert in Schweden ein Amaranthen-Orden mit maurerischen Symbolen, Prüfungen zc. bestand, jedoch behaupten einige, daß dieser Orden von dem König Karl XIII. gestiftet worden ist.

Ein anderer in Schweden verbreiteter Orden war der „Orden vom Näher“, den die Königin Louise Ulrike von Schweden im Jahre ihrer Vermählung, 1744, stiftete. Anfänglich nur für Damen bestimmt, erhielten ihn später auch Herren. Die Dekoration bestand aus einem goldenen Schildchen mit der Krone; das Schildchen lag auf einem Andreastranz und einem fechtrechten Ständer. Die Devise lautete: „La liaison fait ma valeur, la division me perd.“ Der Orden soll politische Bedeutung gehabt haben und seine Tendenz gegen die damals fast allmächtige schwedische Aristokratie gerichtet gewesen sein.

Die Gemalin des dänischen Königs Christian VI., Sophie Magdalena von Brandenburg-Kulmbach Beverlingen, stiftete zum Andenken an den Tag ihrer ehelichen Verbindung (7. August 1732) einen „Orden der Treue“, dessen Mitglieder sie selbst ernannte. Das Ordenszeichen bestand aus einem goldenen, weiß emailirten Kreuze; im ersten oberen Felde dieses Kreuzes war der nordische Löwe und darunter der preussische Adler, im zweiten Felde war es umgekehrt. In der Mitte des Schildes prangten auf blau emailirtem Schilde, unter einer Krone die goldenen Namensschiffen des Königs und der Königin (C. und S. M.). Auf der Rückseite des Kreuzes standen die Worte: „In felicissimae unionis memoriam.“ Dieser Orden wurde an einem blau moirirten, mit silbernen Rändern eingefassten Bande auf der linken Brust getragen. Mit der Zeit verlor sich das Interesse für denselben immer mehr, so daß er 1811 noch acht männliche und fünf und zwanzig weibliche Mitglieder zählte, die meistens den deutschen Fürstengeschlechtern angehörten. Zu den letzteren gehörte einst die berühmte italienische Sängerin Viktoria Tesi († 1775), der die Königin Sophia Magdalena 1739 den Orden der Treue, die übrigens recht zweifelhafter Natur war, verlieh. Sie war, so viel uns bekannt ist, die erste Sängerin, die mit einem Orden ausgezeichnet worden ist.

Von sehr kurzer Dauer war der „Mathilde-Orden“, den die unglückliche Gemalin Christians VII. von Dänemark, Karoline Mathilde,

auf den Rath Struensee's am 29. Januar 1771 stiftete. Die Deforation bestand in einer rosenrothen, weißgestreiften Schleife, die um die linke Achsel getragen wurde und an der ein mit Brillanten besetzter Kranz hing, in dessen Mitte die beiden Anfangsbuchstaben des Namens der Königin zu sehen waren. Die Königin beabsichtigte eine zweite Klasse dieses Ordens zu kreiren und diese zur Aufmunterung der Wissenschaften und Künste an verdienstvolle Gelehrte und Künstler zu verleihen, jedoch mußte sie hiervon bald Abstand nehmen, da die Publikation der ersten zehn Mitglieder des Mathilde-Ordens eine solche Flut böshafter Bemerkungen veranlaßte, daß die Königin alle Lust verlor, an die Ernennung neuer Ritter zu denken. Somit erloschen denn sehr bald beide Orden, ohne irgend welchen Zweck erreicht zu haben.

Die Gemalin des Herzogs Friedrich III. von Sachsen-Gotha, Louise Dorothea, stiftete in der Mitte des vorigen Jahrhunderts den „Ordre des hermites de bonne humeur“, ein Orden, der weitberühmt war und zahlreiche Anhänger hatte. Der Hauptzweck dieser Stiftung war: Leurs Altessees zu amüsiren. In dem Orden war Friedrichswerth hatte jeder Herr und jede Dame des Ordens eine besondere Klasse, sie erschienen dort stets in Gewandtracht und redeten sich mit besonderen Ortsnamen an, als z. B. „Obern“, „Brillante“, „Content“ u. s. w. Man grüßte sich mit: „Vive la joie“, und bei Nachtische wurden französische Censuren gesprochen, ganz wie man das in Frankreich zu thun pflegt. Die Tracht der Ordensbrüder und Ordensschwestern bestand in einem braunseidenen Domino, mit einem um den Nacken bewundenen gleichfarbigen Mäntelchen, einem rosafarbigem Gürtel, einem mit rosa Seide gefütterten und mit rosa Band geschmückten Strohhut, grauen Maroquin-Schuhen und einem Pilgerstok, den eine Alpenkrone schmückte und ein Rosaband umschloß. Das auf der linken Brust zu tragende Ordenszeichen, eine weiße, grün gefärbte Bandschleife, zeigte die Devise: „Vive la joie“. Dieser Orden reichlich ein halbes Jahrhundert bestanden, erlosch

Ein recht harmlosen Orden gründete die Landgräfin Maximilian von Hessen-Kassel 1724, den „Tanz-Orden“, dessen Programm besagte, daß die Gesellschaft vierundzwanzig Stunden beisammen sein und während derselben vier gute Mahlzeiten einnehmen müsse. Die Deforation bestand in einer kleinen goldenen Medaille am rothen Bande, welche auf dem Avers das Porträt des Landgrafen, auf dem Revers das Bild eines auf den Hinterfüßen sitzenden Löwen mit der Inschrift: „Vigilo pro patria“ („ich wache fürs Vaterland“) zeigte. Da die Landgräfin eine unermüdlche Tänzerin war, so wurde, wie man es sich ja leicht denken kann, die meiste Zeit mit Tanzen zugebracht. Als die Stifterin starb, erlosch auch der Orden.

Das gerade Gegentheil von dem obengenannten Orden bietet der „Orden vom heiligen Jonathan“, der im Jahre 1753 von deutschen Edelleuten gestiftet wurde und dessen erster Großmeister der

Herzog Christian von Sachsen-Koburg war. Der Zweck dieser Stiftung war: den Glauben an die Dreieinigkeit zu befördern, zugleich aber auch — sich des Tanzens, namentlich des Walzers, sowie des Hazardspiels zu enthalten, und speziell für Frauen: ihre Kinder selbst zu säugen!

Nicht so harmlos, wie die Orden der Treue und des Tanzes, war der „Orden der goldenen Bienen“ oder „der weißen Mächte“, den die Herzogin du Maine während der Regentschaft Philipps von Orleans auf ihrem Schlosse zu Sceaux stiftete. Er verfolgte gewiß schon einen bestimmten politischen Zweck, wie auch jener 1780 vom Herzog von Orleans gegründete „Rosen-Orden“. Mag er immerhin in seinen wilden Orgien einen frechen Sinnlichkeitsdienst zur Schau getragen haben, so enthielt er doch, wie jetzt es gemäß ausgemittelt ist, den Kern der nachmaligen Partei Orleans, welche eine so bedeutende Rolle in der ersten Revolution spielten.

Auch die unglückliche Karoline Amalie Elisabeth von Braunschweig, Geseandte des Königs Georg IV. von England, stiftete im Jahre 1810 auf ihren viel besprochenen und übel beleumderten Reisen nach Indien, Afrika und Asien einen Orden, nämlich den „Orden der heiligen Karolina von Jerusalem“. Einen besondern Zweck hatte diese Stiftung nicht, es sollte nur eine Art Belohnung und Anerkennung für die treuen Ritter sein, welche die Ehre genossen hatten die Kaiserin auf der Pilgrimschaft nach dem heiligen Grabe zu begleiten. Jede Auszeichnung sollte sich vererben auf die Kinder beiderlei Geschlechts und soll dieses Recht von Nachkommenschaft zu Nachkommenschaft bis zum Ende der Welt übergehen. (!) Das Ordenszeichen bestand in einem rothen Kreuze mit der Devise: „Hony soit, qui mal y pense“. Das Band dazu war von violetter Farbe, mit Silberfäden durazogen. Als die Königin am 7. August 1821 starb, erlosch auch der Orden, und gegenwärtig dürfte sich kaum mehr ein Verzeichniß seiner Mitglieder auffinden lassen.

Kein Damen-Orden war von so kurzer Dauer, als der mexikanische „Orden vom heiligen Karl“, den der unglückliche Kaiser Maximilian I. am 10. April 1865 stiftete. Die Kaiserin Charlotte verlieh diesen Orden gemeinschaftlich mit dem Kaiser zur Belohnung der Frömmigkeit, Demuth und Barmherzigkeit. Schon ein Jahr nach seiner Stiftung brach das neue Kaiserreich zwischen den beiden Weltmeeren wieder zusammen, und der Orden hatte aufgehört zu existiren.

Die Zahl der bereits eingegangenen Damen-Orden könnten wir leicht noch um ein Bedeutendes vermehren, jedoch glauben wir, daß wir dadurch die verehrten Leserinnen ermüden würden; wir wollen uns kurz fassen und zum Schlusse die wichtigsten derjenigen aufzählen, welche noch heutigen Tages floriren. Freilich ist die Zahl der noch blühenden Orden, welche für Damen gestiftet und nur an Damen

verliehen werden, gegen die große Zahl der Ritterorden, deren man, abgesehen von den verschiedenen Klassen und den für besondere Thaten verliehenen Auszeichnungen zc., etwa 160 bis 170 zählt, äußerst gering; wenn wir recht unterrichtet sind, so giebt es deren nur neun oder zehn, von denen die meisten, nämlich vier, auf Bayern kommen: der Orden der heiligen Elisabeth, gestiftet 1766, der Theresien-Orden, 1827 gestiftet für zwölf vermögenslose adelige Damen, der St. Anna-Orden des Damenstifts zu München, 1784 gestiftet, und der St. Anna-Orden des Damenstifts zu Würzburg, 1803 gestiftet. Der wichtigste aller jetzigen Damen-Orden dürfte der königlich preussische „Louisen-Orden“ sein, der ein wirklicher Verdienst-Orden ist, demnach nur verdient, das heißt durch freiwilligen Kranken- und Spitaldienst, Armenpflege u. s. w. erlangt werden kann. Dieser Orden wurde vom König Friedrich Wilhelm III. von Preußen am 3. August 1814 zur Erinnerung an die vielgeliebte Louise für glänzende Beweise der Vaterlandsliebe und Menschenfreundlichkeit in den Jahren 1813 bis 1814 gestiftet und sollte anfänglich nur hiesigen Mitglieder aus dem preussischen Staat, aber ohne Unterredung der Religion und des Standes, zählen. Im April 1850 wurde er zur Verleihung an solche Jungfrauen und Frauen, welche sich durch die Pflege von Verwundeten 1848 und 1849 ausgezeichnet hatten, erneuert. Ähnliche Erneuerungen fanden 1861, 1865, 1866 und 1871 statt. Seine jetzige Organisation scheidet ihn selbst in zwei Abtheilungen: 1) Anerkennung für Frauen und Jungfrauen, welche Kranke im Kriege gepflegt, und 2) für solche, welche durch hochherzige und verdienstliche Handlungen im Krieg und Frieden sich ausgezeichnet haben. Das Ordenskreuz ist von Gold und schwarz emailirt; in der Mitte sieht man auf blauem Grunde ein L in einem Sternkreuz, auf der Rückseite die Jagen 1813 und 1814 und seit der Erneuerung je ein Jahrgang, in die er verliehen wird. Die erste Abtheilung kann mit oder ohne Eichenlaub, die zweite Abtheilung erster Klasse mit oder ohne oder silberner Krone und die zweite Klasse in Silber oder als Medaille verliehen werden. Das Band, an dem der Orden auf der linken Brust getragen wird, ist schwarz. Ihm reiht sich in würdigster Weise an: das am 74. Geburtstage des Kaisers Wilhelm I., am 22. März 1871, gestiftete „Verdienstkreuz für Frauen und Jungfrauen“. Die Kaiserin schlägt vor, der Kaiser verleiht den Orden, der die Form des Eisernen Kreuzes hat, von schwarzer Emaille mit Silberrand ist und an weißem, schwarz gerändertem Seidenband getragen wird. Das Mittelschild trägt vorn die Krone, darunter W und A verschlungen und unter diesen, 1870—71, auf der Rehrseite das rothe Kreuz.

In Württemberg finden wir den „Olga-Orden“, der vom König Karl am 27. Juni 1871 zur Belohnung freiwilliger und opfernder Nächstenliebe im Krieg und Frieden gestiftet wurde und an Männer, Frauen und Jungfrauen verliehen werden kann. Das Ordenszeichen ist ein mattsilbernes Kreuz mit in Kleeblattform aus-

laufenden Armen; das Band ist schwarz moirirt und karminroth eingefärbt.

Die übrigen Frauen-Orden sind Standesauszeichnungen, Hohehren- und Gnadenzeichen. Zwei dieser Orden haben Beziehungen zu geistlichen Stiftungen und würden deßhalb nicht mitzuzählen sein, wenn sie nicht das Staatshandbuch Bayerns ausdrücklich als Frauen-Orden bezeichnen.

Oesterreich bewahrt, wie bereits oben erwähnt, noch den „Stern-Kreuz-Orden“ von 1668, Portugal den „Frauen-Orden der heiligen Isabella“ von 1803, Rußland den weiblichen „St. Katharinen-Orden“, welcher 1714 von Peter dem Großen zur Erinnerung an seine Befreiung aus dem Lager am Pruth, 1711, durch die Klugheit seiner Gemalin Katharina gestiftet wurde, und Spanien den „Maria Louisen-Orden“ von 1792.



Burgl.

(S. 130 die Illustration.)

Die heilige Jungfrau, wenn ich Dich schau,
Da bist du in der Welt mir so wonnig;
Du bist wie ein Morgenroth und Morgenthau,
So lieblich, so frisch und so süßlich.

Wem solch' ein Blau, der hat die Augen nicht,
Wie sollt' er es wagen zu sagen,
Wie sollt' der nicht wünschen, daß er den Blick
Den Segen darüber zu sprechen!

O Jugendschöne, o Jugendlust,
Wie lacht ihr aus diesem Auge!
Wie strömt ihr, des Harms noch unbewußt,
Von dieser Lippen Hauche!

Und wenn sich darin auch die Liebe regt,
Sie tönet mit Himmelsstimmen,
Und was sie auch sinnet, was sie bewegt,
Dem Himmel nur kann's entglimmen.

A. G.





Pariser Theater.

Eine Plauderei von Dr. A. B.

Auf der Welt kein behaglicheres Gefühl, kein stilleres Vergnügen, als in einem der kleinen Pariser Theater sitzen und das neueste Vaudeville ansehen! Ingrunde ist es einerlei, welches, denn alle diese Lustspiele und Singstücke gleichen sich bis in das Detail aller Empfindung, bis in die einzelnen Couplets hinein, und wie diesen immer eine und dieselbe Melodie unterliegt — die, welche gerade beliebt und populär ist —, so sind auch die Charaktere und die Personen, auf die Künstler und ihre Eigenthümlichkeiten mit vielem Verstande berechnet, stets die nämlichen, wenigstens einander zum Verwechseln ähnlich. Seit Vaudevilles geschrieben und aufgeführt werden, ist ein hintergangener Ehemann, ein betrogener Vormund ihre stehende Lieblingsfigur; Molière's Komödien und Bayard's Vaudevilles ruhen auf einem Plane, dessen Linien allerdings von der Gesellschaft selbst bestimmt worden sind. Die Sprache hat sich verändert, die Sitte blieb sich gleich. Bedenkt man nun den ungeheuren Bedarf, welchen bei weitem mehr als ein Duzend Theater mit täglichen Vorstellungen eine mindestens sechsmonatliche Saison hindurch in Anspruch nehmen, so wird die fabrikmäßige Herstellung seitens der Produzenten, Dichter und Schauspieler, das Malen durch die Schablone, der Zuschnitt nach gegebenem Muster eben so begreiflich als die gleichmüthige Stimmung, worin die Konsumenten, das Publikum, jene aufnimmt.

Im ganzen sind die Pariser im Theater viel toleranter und artiger, als Deutsche es zu sein pflegen. Sie wollen amüsirt sein, und erreicht das Stück diesen Zweck, so kümmern sie sich wenig um dessen kritische Würdigung; sie lassen es lachend an sich vorübergehen. Auch gegen ihre Schauspieler üben sie die feinste Rücksicht; sobald in einer Loge während der Vorstellung ein störendes Gespräch, ein Geräusch, eine Unterbrechung entsteht, wenden sich Aller Augen nach der betreffenden Seite hin, es wird gezielt und Ruhe geboten.

Im Parterre heißt es sogar ohne weiteres: „A la porte!“ Für uns liegt etwas Kleinstädtisches in dieser Aufmerksamkeit und Sammlung des Publikums; wir glauben wunder wie vornehm und geistreich uns zu geberden, wenn wir fein spät erscheinen, mitten im dritten Akt, die Logenthür klirrend hinter uns zuwerfen, den Kopf grüßend nach allen Windrichtungen drehen, nur nicht nach der Bühne, und mit der Dame links, mit dem Herrn rechts ein Gespräch anfangen, das den Schauspieler in seinem Auftreten stört. Wir wollten es niemandem rathen, in einem Pariser Theater so zu verfahren. Der Ouvrier im Parterre, der Titi auf der Galerie, die beide für ihre 20 Sous dasselbe Recht auf Vergnügen und Unterhaltung erkaufte haben, das im ersten Rang 10, 15, ja 20 Francs und noch mehr kostet, sie würden jede Beeinträchtigung desselben entschieden zurückweisen.

Freiheit im Genießen, aber auch Freiheit im Urtheilen! Wehe dem Unglücklichen auf den Brettern, der seine Rolle nicht bis auf das „g“ memorirt hat, wehe dem Fahrlässigen, welcher aus der Melodie fällt und einen groben Verstoß gegen die Aussprache, gegen Gesetz und Sitte des Lebens sich zu Schulden kommen läßt! Er wird unbarmherzig ausgepöflet im Théâtre français, und in irgend einem kleinen Vorstadttheater mag er seinen Sternen danken, wenn er mit zwei gesunden Augen und einem undurchlöcherten Schädel in die Couliße flüchten kann.

Dieses gegenseitige Respektverhältniß zwischen Publikum und Künstler macht eben das Theater so angenehm und behaglich; es fühlt und erkennt sich überall durch. Von 8 Uhr abends, in vielen Theatern auch schon früher, bis nach Mitternacht wird Komödie gespielt, oft zehn, elf, zwölf Akte und etwas Tanz obendrein, und der Vorstädter ist entzückt, für sein vieles Geld nun auch etwas ordentliches zu haben. Ihn muß man beobachten in den Parterres der Boulevard-Theater — das schönste Schauspiel im Schauspiel.

Es ist Sonntag. Eine Stunde vor Anfang, um 6 Uhr etwa, findet er sich schon ein, um Queue zu machen — eine Vorbereitung zum Vergnügen, an welcher die deutsche Geduld unfehlbar scheiterte. Sechzig Minuten lang bewegt er sich auf einem Fleck von nicht zwanzig Schritten Ausdehnung; endlich gelangt seine Hand an das enge, vergitterte Kassensfensterlein, und ein fettes, schmutziges Billet wird in dieselbe geschoben. Nun tritt er ein, sucht sich in dem fast noch leeren Hause seinen Platz, womöglich den Winkel zwischen Parterre und Orchester, und wartet. Sein Nachbar sagt ihm auf wiederholtes Fragen, es sei 7 Uhr weniger 10 Minuten. Er wartet. 7 Uhr weniger 5 Minuten; er wartet. 7 Uhr; er stampft mit dem einen Fuße, und im Orchester wird eine Geige gestimmt. 7 Uhr 5 Minuten; sein Haus- oder ein anderer hohler Schlüssel fliegt aus der Tasche, und ein gellender Pfiff zerreiht die Ohren. 7 Uhr 10 Minuten; überall Pfeifen, Stampfen, Treten,

Schreien, Stoßen, Drängen. Um ein Viertel geht der Vorhang auf. Man sieht nach der Uhr und ärgert sich, um 15 Minuten betrogen zu sein.

Während der Vorstellung die größte Ruhe; höchstens ein ironisches Gelächter, wenn die Claque an falscher Stelle klatscht, sonst nur Beifall oder Unzufriedenheit, nichts Fremdes und Aeußeres. Im Zwischenakt schwirren eine Menge Stimmen durcheinander. Zeitungsblätter werden ausgeboten: „L'Entr'acte“, „Les Coullisses“, „L'Echo“, „L'Avant-scène“, „Le Soir“, eine zahl- und namenlose Menge. „Voilà le programme“ — „Voilà le programme avec les noms des acteurs“ — „Demandez le programme“ — „Voilà l'Entr'acte“, das letzte Wort auf eine unnachahmliche und unbeschreibliche Weise mehr heraufgestoßen als ausgerufen. Andere Hände reichen das aufgeführte Stück umher: „Voilà la pièce“ — „Demandez la pièce“ — „Dix sous la pièce“ Ein Teller mit Erfrischungen drängt sich über die Köpfe: „hoc, oranges, limonade, orgeade“, das letzte Wort wiederum tief abfallend, wie elegisch. Endlich — was benutzte die Pariser Industrie nicht? — werden auch Operngucker ausgeliehen, und der Mann weiß sie für jedes Auge so schön zu stellen und zu schrauben, daß perlmutterne Gehäuse so lockend spielen zu lassen im Glanze der Lichter, daß der arme Student nicht umhin kann, seiner Grieffete ein neues Opfer zu bringen; seufzend zieht er die schmale Börse, während sie bereits die funkelnden Augen hinter dem Glase versteckt und mit den Nirs einer Gräfin in alle Logen und Galerien hochmüthig umherfährt.

Der wahre Theaterfreund — wir glauben das bemerkt zu haben — genießt zwischen den Akten wenig oder gar nichts, am liebsten eine Orange, des mäßigen Franzosen beste Frucht, die er behende mit den Fingern zu zerpfücken und hernach auszujaugen weiß. Sitzt er im dritten oder vierten Rang, so wirft er bestimmt die Schalen ins Parterre, demjenigen auf den Kopf, dessen weiße Handschuhe ihn ärgern oder dessen Nase ihm mißfallen hat. Dies giebt die ergößlichsten Zwischenspiele. Der Betroffene sieht wohl, wenn er ein Fremder ist, um sich und in die Höhe; dann darf er sicher sein, daß ein zweites Stück ihn noch empfindlicher trifft, und verwundert hört er ein wieherndes Gelächter von droben mit dem Zurufe: „Ohé, regardez donc le gros bonhomme!“

Wir haben in einem der Pariser Theater eine ganze Scene dieser Art mit angesehen, welche vom Parterre aus in die dritte Galerie gespielt wurde, und umgekehrt; sie erhielt dadurch noch einen besonderen Reiz, daß im nächsten Stücke eine Scene vorkam, in der die reizende, bezaubernde Demoiselle M. plötzlich aus einer Loge herabsprach, Alcide R. aus einer anderen, und ein dritter Schauspieler aus dem Parterre. Das Publikum wußte in der That zuerst nicht, was das Ganze zu bedeuten habe. Man muß aber die M. in ihrer lebenswürdigen Libertinage, in ihrer fabelhaften Reckheit, in ihrem graziosen Uebermuth kennen, um sich gehörig vorzu-

stellen, wie dieses wunderbare Weib sich über die Brüstung lehnte und mit dem Publikum zu diskutiren anfing, immer unbefangen, immer lachend, immer kokett. Es entstand ein ungeheurer Lärm des Beifalls.

Ein Hauptgenuß im Theater bleiben die Promenaden im Foyer während der Zwischenakte. Die allervornehmste Welt nimmt selten an ihnen Antheil; sie bewegt sich höchstens auf dem Bogengange, wenn die eigene Loge nicht, nach italienischer Art, einen kleinen Salon hat, der Freunde und Bekannte, Plaudereien und Intriquen auf seinen dunklen, lauschigen Divans aufnimmt. Dagegen dünkt sich der Bürger von Paris nichts geringes, sobald er, seine Eehälfte am Arme, mit den Sonntagshandschuhen und dem neuen Hut angethan, in den glänzenden Räumen des Foyer auf- und niedersteigen kann. Er vergißt nie, bevor er geht, seinen Platz mit irgend einem Journal, das er in der Tasche seines Rockes mitgenommen hat, zu martiren; das Journal hat er sich kurz vorher gekauft, um in den Augen seiner Frau als großer Politiker zu erscheinen. Feine Leute reserviren sich ihre Stelle mit einem Handschuh. Ganz gewöhnliche Menschen binden ein Taschentuch um den Stuhl. Dieses Taschentuch ist oft eben so schmutzig, als jener Handschuh, wenn nicht umgekehrt. Wir hörten nie, daß, selbst im vollsten Parterre, ein derartiges kleines Eigenthum vermißt worden wäre, wie überhaupt die Vorstellungen vom Taschendiebstahl in Paris, von der Gefahr bei großen Volksfesten gewiß übertrieben sind. Nur ein deutscher Landsmann hat uns geklagt, daß ihm — gelegentlich des Nachermittwochs — seine Uhr aus der Tasche verschwunden sei; die Hälfte der goldenen Kette war hängen geblieben, und er zeigte uns mit vielem Selbstgefühl, wie stark und massiv diese sei. „Der Kerl hat sie durchgeschnitten“, sagte er, „und ich besinne mich auch jetzt, daß im Gedränge sich einer ganz nahe über mich bengt und ein anderer ganz jacht an mir vorüberstrich.“ Der Eine hatte geschnitten, der Andere gezogen. Es war klar — und die Uhr mit der halben Kette fort. Die Polizei ist schlecht in Paris, sie mischt sich nicht gern in solche Privatsachen, bei denen sie doch nur selten etwas erreicht.

Eine Glocke giebt im Foyer das Zeichen, daß der Zwischenakt aufgehört habe. Alles kehrt an die verlassenen Plätze zurück, und sobald der Vorhang aufgeht, herrscht wieder die allgemeinste Ruhe, die Hüte werden abgenommen, und wenn einzelne Nachzügler noch stören, so erinnert sie alsbald ein gebietendes „Assis!“, ein drohendes „Silence!“ an ihre Pflicht für das Gemeinwohl. Ist die ganze Vorstellung geschlossen, so bildet im Vestibule die junge Garde der Stutzer noch Spalier, die Damen Musterung passiren zu lassen — eine Sitte wenigstens, die wir auch in Deutschland angenommen haben. Leute der „Garde républicaine“ reiten auf, um die Wagenansahrt zu ordnen. Den Fußgängern dampft noch eine einladende Bude mit Galettes entgegen, Karren mit Apfelsinen drängen sich

auf sie zu, der Limonadier läutet mit der Glocke zu dem schmutzigen Kühlstrank; von den kleinen Einbuchtungen der Häuser, wo ein Italiener mit echten Kastanien und seinem Röstapparate Posto gefaßt hat, ertönt der Ruf: „Marrons! Marrons!“ und in den Cafés verlieren sich die letzten Gruppen rauchender Männer, plaudernder Frauen. Die Boulevards sind um diese Zeit — gegen Mitternacht — lebhafter, als irgend eine deutsche Stadt am Tage: Karrosse an Karrosse, Laterne an Laterne, Kopf an Kopf. Die Menschen des Lichts gehen heim, die Menschen der Finsterniß gehen aus. Ormuz und Atrihman begegnen einander und schütteln sich, mit einem göttlichen Lächeln über das zwischen ihnen getheilte menschliche Geschlecht, die unsterblichen Hände.





Im Pfarrhaus von Rosenau.

Erzählung von A. Schwarz.



Es war ein gar anmuthiger Schwesternkranz, der das Haus des ehrwürdigen Pfarrherrn von Rosenau schmückte.

Hedwig und Julia, die beiden ältesten Töchter, Zwillingsschwestern, waren schwarzhaarige, dunkeläugige Mädchen, zwei hohe, schlanke Gestalten. Die dritte Schwester hatte am meisten von dem Außern der schon lange verewigten Mutter. Ein feiner, sinniger Kopf, mit schwerer, brauner Flechtenkrone geschmückt, sowie das liebe Dval des Gesichtes fiel angenehm an ihr auf. Im übrigen war die arme, liebenswürdige Mathilde bei Austheilung der Schönheitsgaben sehr vor ihren Schwestern zu kurz gekommen: ihre Füße waren nach einer Krankheit, die sie in der Kindheit befiel, im Wachs- thum zurückgeblieben und sie daher verkrüppelt. Nur auf Krücken vermochte sie sich mühsam kurze Strecken fortzubewegen.

Die Schwestern, in innigster Liebe an Mathilde hängend, wetteiferten stets miteinander, der an ihren Lehnstuhl Geseßelten die nöthigen kleinen Liebesdienste zu erweisen; sollte sie des Morgens in ihrem Rollstuhl in den Garten gefahren werden, gab's öfter freundschaftlichen Streit unter ihnen, wer heute daran sei, Mathilde zu helfen.

Am liebsten sah diese aber, wenn auch den älteren Schwestern von Herzen zugethan, doch Röschen, die erst siebzehnjährige Jüngste, um sich, Röschen mit dem goldblonden Haar, dem roßigen Gesichtchen und den schelmischen Weilsenaugen, die so frohsinnig in die schöne Gotteswelt hineinsahen. Sie war der Sonnenschein des Hauses und die Freude ihres alternden Vaters. Wie eine holde Lichtgestalt gaukelte des Pfarrherrn jüngstes Töchterlein in Haus und Garten umher; kein Wunder, daß sie auch der Schwestern, namentlich Mathildes, Liebling war, deren durch den körperlichen Mangel getrübt's Leben ihre stete sonnige Heiterkeit verschönte.

Daß Hedwig, des Pfarrers Älteste, sich mit dem Adjunkt ihres Vaters vermählen und einst, gleich ihrer Mutter, als Pfarrfrau im alten, ephuumrranken, rings von Garten umgebenen Hause schalten und walten würde, war ein offenes Geheimniß. Der junge Mann, seit zwei Jahren mit Hedwig versprochen, wohnte im Lehrerhause, war aber allabendlicher, gern gesehener Gast im Pfarrhaus, wo es dann regelmäßig zu einer gesetzten Partie Schach zwischen ihm und dem künftigen Schwiegervater kam.

Die Mädchen hatten dabei das Zu- oder besser gesagt Nachsehen. Es war ein recht stilles Vergnügen mit dem Zukunftschwager, wie Röschen ihn neckisch titulirte, wenn sie von ihm mit den Schwestern sprach.

„Ein Bräutigam ist doch eigentlich etwas ziemlich Langweiliges!“ meinte sie manchmal gähmend zu Hedwigs großem Unwillen.

Zeit einiger Zeit beherbergte das eigens für Gäste hergerichtete trauliche Oberstübchen des Pfarrhauses aber einen ständigeren lieben Gast. Eines schönen Tages im Mai war ein junger Vetter aus Amerika ins Haus geschneit gekommen. Eine Geschäftsreise hatte ihn über den Ozean nach der nur wenige Meilen von Rosenau entfernten Hauptstadt geführt; von dort war er, sowohl dem Wunsche seiner Mutter, die eine Deutsche war, als auch dem Zug des eigenen Herzens folgend, nach dem idyllischen Rosenau geeilt, um seine Verwandten dajelbst kennen zu lernen.

Frank Ashton, ein angesehenere junger Kaufmann drüben, wo der Dollar fast mehr als der Mann gilt, war eine unseugbar interessante Erscheinung. Sein Wuchs war so athletisch, daß neben ihm der junge Hilfsprediger fast wie ein Kind erchien; aus Frauks leicht gebräuntem, von kurzgehaltenem, tief dunklem Haar umgebenen Antlitz, dessen markirte Züge Willenskraft und männliche Festigkeit verriethen, leuchteten aber — und das war das Schönste an dem Amerikaner — ein Paar scharf und kühn blickende Augen von intensivstem Blau, wie es das Meer zuweilen zeigt, wenn sich ein wolkenloser Himmel darin spiegelt. Kurz, der junge Mann war ein Bild männlicher Kraft und Schönheit; genau so dachten auch die Cousinen, als der Vater ihnen den Vetter am Abend seiner Ankunft vorstellte, ihm die Namen der vier Mädchen nennend.

Frank machte dabei gleich das Recht der Verwandtschaft geltend, indem er eine der Cousinen nach der andern ohne Umstände küßte; es schien ihm das gar nicht schwer zu werden.

„Das also ist Cousine Julia!“ jagte er, als der Onkel ihm den Namen seiner zweitältesten Tochter nannte, und ein langer, prüfender Blick, der sich bald in einen bewundernden wandelte, umfaßte dabei Julias schöne Gestalt.

Ein freundlich mitleidiger Blick fiel dagegen auf Mathilde, als er auch ihr den verwandtschaftlichen Gruß bot. Röschen aber entschlüpfte ihm lachend und sich hinter den großen Familientisch ver-schanzend, der breit genug war; um das beabsichtigte Attentat auf

ihre Rosenwangen unmöglich zu machen, ließ sie sich von dort vernehmen, es sei in Deutschland eigentlich nicht Sitte, sich als Dame von einem Vetter im zehnten Grade mir nichts dir nichts küssen zu lassen.

Alle lachten, während der Vetter als wohlherzogener junger Mann sogleich von seinem Vorhaben abstand; doch der würdige Pfarrer rief etwas ärgerlich:

„Aber Röschen, was schwägest Du da vom zehnten Grade! Es ist Euer richtiger Vetter! Seine Mutter war doch Eurer Mutter — nein, Eure Tante ist mit seiner Großmutter — oder war's der Großoheim? Nun schon gut, ich erkläre Euch das ein anderes Mal. Seht Frank nur immer als Euren Vetter an und nennt Euch Du, wie's so nahen Verwandten geziemt!“

„So nahen!“ kicherte Röschen leise in etwas spöttischem Tone und flüsterte Schwester Mathilde ins Ohr: „Väterchen-verwickelte sich bedenklich, als er die nahe Verwandtschaft feststellen wollte!“

Sie gab aber auf des Vaters Mahnung hin die damenhafte Haltung auf, die sie angenommen, als Frank sich seinen Kuß annectiren wollte, und die ihren siebzehn Jahren gar nicht gut stand, und war andern Tages, da sie erst besser Bekanntschaft miteinander machten, wobei sie ihm mit allerliebster Wichtigkeit ihre kleinen Hühnchen und Käßchen zeigte, von welsch' letzteren sie ihm eines zu schenken versprach, wenn er sich nämlich gut benehmen würde, so reizend in ihrer kindlichen Natürlichkeit, ihrer unschuldigen Vertraulichkeit, daß Frank von seiner jüngsten Cousine offenbar entzückt war. Es war das so offenbar, daß sich nach Verlauf einer Woche die anderen Schwestern lächelnd zunickten und winkten, wenn sie die Beiden zusammensahen.

„Wer weiß“, meinte Hedwig, „ob wir unserer Jüngsten nicht noch am ersten den Brautkranz ins Haar flechten.“

„Aber so weit übers Wasser sollten wir unsern Liebling ziehen lassen?“ entgegnete Mathilde traurig.

„Ich wette“, scherzte Julia, „Tildchen wäre dann die Erste, die sich bereden ließe, mitzuziehen und uns alle um Röschens willen im Stich zu lassen!“

Doch auch der zweiten Schwester, der schönen, schwarzäugigen Julie, bewies der Vetter viele Aufmerksamkeit. Fast schien es, als sei er ein wenig Schmetterling, der gern von einer Blume zur andern tändelnd flattere. Man sah ihn mit Cousine Julia oft in längerem Gespräche den Garten auf und ab wandeln, und seltsam! es war Röschen dann schon mehrmals aufgefallen, daß der Beiden Stimmen immer gedämpfter wurden, je mehr sie sich der Zelängerjelibertaube näherten, in der die übrige Familie versammelt saß. Was für Geheimnisse hatten sie wohl miteinander?

Auch wenu Frank später abends sehr interessant von Amerika erzählte, mit Vorliebe von seinen Jagden daselbst, und wie ihm bei einer Büffeljagd ein junger Deutscher, Carl Weber mit Namen, ein

lieber, prächtiger Mensch, mit dem er kürzlich zu seiner großen Freude in der Hauptstadt zusammengetroffen sei, einst das Leben gerettet habe; wie sie seitdem die treueste Freundschaft verbunden habe; dann wandte er sich zumeist an Julia, an sie, deren glänzende schwarze Augen so gespannt an seinen Lippen hingen, als wolle sie ihm die Worte davon ablesen und keines derselben verlieren. Solch' ungetheilte Aufmerksamkeit ist aber allemal sehr schmeichelhaft für den Erzähler eigener Abenteuer.

Doch nicht allein mit seinen spannenden Erzählungen aus dem fremden Lande brachte Frank Leben in das stille Pfarrhaus. Es kam auch ein frischerer Zug in das einförmige Dasein der Bewohner desselben durch häufige Ausflüge in die reizvolle Umgegend; diese bot so viel des Landschaftlich-Schönen, und Wether Frank, eine warmherzige Natur und darum ein großer Freund von Naturschönheiten, sollte und wollte sie alle gern kennen lernen.

Leider mußte die arme Mathilde, da diese Partien nur zu Fuß zu machen waren, immer daheim bleiben, doch opferte jedesmal eine der Schwestern die Aussicht auf einen recht vergnügten Nachmittag, um ihr Gesellschaft zu leisten. Das wurde unweigerlich inne gehalten, so oft die gute, selbstlose Mathilde auch bat, daß keines sich ihretwegen des Vergnügens berauben solle.

Für den nächsten Sonntag wurde nun diesmal schon am Mittwoch eine besonders schöne, etwas weiter gelegene Partie verabredet, deren größte Reize eine bewaldete, herrliche Schlucht und ein ganz respektabler kleiner Wasserfall ausmachten. Es sollten diesmal noch einige befreundete Familien aus der Nachbarschaft an dem Ausflug theilnehmen.

Am Sonntag wäre es an Röschen gewesen, bei Mathilde zu bleiben und das gutherzige Kind war auch dazu bereit. Mathildes Beredsamkeit aber, die um so größer war, als sie einen an ihre Adresse gerichteten, bittenden, betrübten Blick des Wethers aufgefangen hatte, gelang es diesmal, alle zur Theilnahme an der viel Vergnügen versprechenden Partie zu bewegen.

„Laßt mich ruhig allein zu Hause, meine Lieben“, hatte sie gesagt, „Ihr thut mir die größte Freude, wenn Ihr mich einmal als Euer Hausmütterchen hier schalten laßt. Unsere alte, treue Christine aber wird der beste Minister sein, der je von einem Herrscherstuhle, wie dem meinigen, herab Befehle empfing und vorzüglich ausführte.“

Am folgenden Tage führten Geschäfte den Wether Frank nach der Residenzstadt. Als er Freitag Vormittag zurückkehrte, war er ernst und zerstreut; Röschens Neckereien, auf die er sonst gut gelaunt einzugehen pflegte, blieben von ihm ganz unbeachtet. Während des Mittagsmahles suchten seine Blicke, was Röschen nicht entging, öfter die schöne Julia, und während sich danach die übrige Familie zerstreute, wußte er es so einzurichten, daß er mit Cousine Julia allein in einer Nische des Speisemahls zurückblieb.

Röschen, nach einem Weilchen noch einmal ins Zimmer tretend,

um ihr vergessenes Taschentuch zu holen, fand die Beiden in so angelegentlicher Unterhaltung, daß sie ihr leises Hereinkommen gar nicht gewahrten. Vetter Frank sprach eifrig auf Julia ein und das schöne Mädchen lauschte still, aber in sichtlicher Bewegung, mit gesenkten Blicken und glühenden Wangen, seinen Worten; es mußte sehr Liebes sein, was er ihr anvertraute

Röschens Herz — bisher hatte sie kaum gewußt, daß sie eins habe, das nicht nur lieben, sondern auch leiden könne — zog sich bei diesem Anblick in eifersüchtigem Weh zusammen; geräuschlos schlüpfte sie hinaus.

„Es ist ja natürlich“, dachte sie, draußen die heiß emporquellenden Thränen trocknend, „daß Schwester Julia ihm besser gefällt als ich kindisches Ding Sie ist so viel schöner und klüger wie ich.“

Das stille Wesen und leidende Aussehen der kleinen Rose fiel an diesem Tage allen auf; auch der Vater vermißte die gewohnte Munterkeit seines Singvögelchens, wie er seine Jüngste scherzend nannte, und er fragte, was seiner kleinen Nachtigall denn fehle. Das Mädchen schützte Kopfschmerzen vor. Abends sah man den Vetter wieder mit Julia im Garten promeniren, sich eifrig mit ihr unterhaltend !

Röschens Augen folgten den Beiden traurig.

„Er denkt gar nicht an mich, wenn Julia bei ihm ist“, seufzte sie „Ach, wer doch ihre glänzenden Geistesgaben besäße, die bei ihrer Schönheit doppelt fesseln! Und jetzt — jetzt drückt er ihr gar ein rosa Papier in die Hand — gewiß ein Liebesgedicht — und Julia, wie sie roth und blaß wird!“

Röschens Kopfschmerzen wurden plötzlich so heftig, daß sie genöthigt war, ihr Zimmer aufzusuchen, welches sie mit Hedwig theilte. Als diese sich später auch zur Ruhe begab, war es ihr, als ob sie Röschen schluchzen höre; doch es mußte wohl Täuschung gewesen sein, denn als sie sich leise deren Bett näherte, lag die junge Schwester mit zur Wand geneigtem Gesicht regungslos und schien fest zu schlafen. Hedwig war bald entschlummert; sie ahnte nicht, daß nicht weit von ihr ein junges Menschenherz in dieser Nacht einen schweren Kampf mit einer hoffnungslosen Liebe kämpfte

Wie lieb und theuer war Rosa doch der Vetter Frank in diesen wenigen Wochen geworden, so theuer, daß sie feinewegen die liebe Heimat, alle die geliebten Ihrigen hätte verlassen können, um ihm übers Meer, o, in die Wüste selbst zu folgen — und er? Ach, sie sah es wohl, daß es ihre schönere, glänzendere Schwester war, die sein Herz gewonnen hatte, aber durfte sie dieser ihr Glück neiden? . . .

„Gott segne Dich, Julia, theure Schwester!“ flüsterte sie leise vor sich hin. „Werde glücklich und beglücke ihn!“

Erst gegen Morgen schloß der Schlaf ihre Augen. Als sie später wie sonst zum Frühstück herunterkam, wartete nur noch Martha auf die Langschläferin.

„Wie schlecht Du aussehst, Liebling“, sagte sie besorgt, als die

Schwester wortlos ihr die Wange zum Morgengruß küßte. „Hast Du heut' noch die bösen Kopfschmerzen? Dann solltest Du aber nicht ins Dorf zu der kranken Frau Marthe, wie Du Dir gestern vornahmst. Laß Hedwig oder Julia gehen, denn es wird ein heißer Tag werden.“

Sowohl wird es ein heißer Tag für Deinen Liebling werden, aber anders, als Du denkst, ahnungsloses Schwesterherz!

Doch Röschen meinte, der Spaziergang würde ihr gewiß gut thun; — in Wahrheit wollte sie nur Frank und Julia, den beiden Glücklichen, ausweichen. Sie fühlte sich noch nicht stark genug, sie zu sehen — sie machte sich daher gleich nach dem Frühstück mit einem Korb am Arm auf, um nach der Kranken zu sehen und ihr einige stärkende Sachen zu bringen. Nach ungefähr zwei Stunden kehrte sie von ihrem Samaritergange langsamen Schrittes heim.

Sonst war sie frisch und munter ihres Weges gegangen; heute kam sie so matt daher, die Kniee drohten unter ihr zu brechen. Es wiegt ja keine Last so schwer, als die eines ersten, bitteren Grames, der ein junges, noch nicht leidgewohntes Menschenherz befällt!

Da Röschen eben an der Laube vorbeikam, deren Rückwand der Zaun ihres Gartens bildete, hörte sie innen Stimmen, die Franks und Julias.

„So willigt Du also endlich ein, theure Julia?“ hörte sie den Vetter freudig sagen.

„Ich muß ja wohl, da Du so ungestüm in mich dringst, böser Mensch!“ entgegnete diese.

„Tausend Dank!“ rief Frank, „Du machst damit einen glücklichen Menschen, nein zwei!“ verbesserte er sich. „Und morgen bei der Landpartie will ich sogleich Gelegenheit suchen, Deines Vaters, meines verehrten Oheims, Einwilligung zu erbitten. Heut' dürfen wir ihn beim Studium seiner Predigt wohl nicht mehr stören.“

Röschen ging wankenden Schrittes weiter. Vor ihren Ohren brauste es, als ob eine Ohnmacht sie anwandeln wolle.

Sie trat ins Haus, legte mechanisch Hut und Schirm fort und stellte den leeren Korb beiseite. Wie aus weiter Ferne schlug Mathildes sanfte Stimme an ihr Ohr, die theilnehmend fragte, wie ihr der Gang bekommen sei.

„Ganz gut, danke, Tildchen“, antwortete sie tonlos. War das ihre eigene Stimme, die das sagte? Sie hatte ihr selbst einen fremden Klang.

Beim Mittagstisch war Röschen sehr still und blaß; sie rührte die Speisen kaum an und vermied des Veters und Julias Blicke. Aller Augen hingen besorgt an ihr, der Vater aber sagte:

„Du siehst übel aus, Kind! Leg' Dich nachmittags nieder, damit ich bald mein munteres, frisches Töchterchen wieder um mich habe. Schlaf ist die beste Arznei!“

„Das will ich auch, lieber Vater“, entgegnete Röschen leise, „bis zum Abend werde ich's überwunden haben.“

Sie zog sich wirklich sofort auf ihr Zimmer zurück, doch nicht um zu schlafen.

Mit trockenen, brennenden Augen lag sie da und starrte zur Zimmerdecke hinauf. „Bis zum Abend werde ich es überwunden haben!“ hatte sie gesagt. Ach, reichste denn ein ganzes Leben hin, dies zu überwinden? Arme, sturmgeknickte kleine Rose! So wird eine Andere also mit dem geliebten Manne übers blaue Wasser ziehen! Es war entschieden, sie hatten sich miteinander versprochen. Schon morgen bei der Partie aber nein, das ging über ihre Kraft, das konnte sie nicht mit anhören Sie würde bei Mathilde zu Hause bleiben, bei der guten Schwester, die sie liebte und der sie nöthig war. Wem — sie dachte es mit Bitterkeit — war sie sonst nöthig? Vielleicht noch ihrem alten Vater, ihm, Frank — nicht . . .

Als die Gesellschaft am Sonntag Nachmittag nach dem Wasserfall aufbrach, erklärte Röschen, sie sei heute noch nicht wohl genug, um an dem Ausflug theilnehmen zu können; ihr Aussehen widersprach dem gerade nicht. Man ließ ihr also mit Bedauern ihren Willen. Mathildes Augen glänzten allerdings freudig bei der Aussicht, das liebe Schwesterchen nun den ganzen Nachmittag doch bei sich behalten zu dürfen, Better Frank aber heftete beim Abschied einen langen, sprechenden Blick auf Röschens blaßes Gesichtchen, den sie jedoch nicht zu sehen schien, und als er ihr freundlich die Hand reichte, die sich nicht ebenso übersehen ließ, berührte sie dieselbe nur mit ihren kalten Fingerspitzen.

Sie waren fort. Röschen hatte vor einem Weilchen Mathilde ins Haus gerollt, damit sie den gewohnten Nachmittagschlaf halte; sie saß jetzt in der Laube, den Kopf angelehnt, die Hände im Schoß gefaltet, mit geschlossenen Augen vor sich hinträumend. Jetzt waren sie schon mehr als halb unterwegs, in einer halben Stunde konnte die Schlucht erreicht sein, dort

Da knirschte der Kies des Gartenweges von leichten, schnell sich nähernden Tritten und als sie aufschaute, stand der vor ihr, an den sie eben gedacht, der Better Frank. Zum Tode erschrocken über sein unvermuthetes Erscheinen war Röschen augenblicklich außerstande, auch nur ein Wort hervorzubringen.

„Ich habe es von Dir gelernt, Cousine Röschen“, sagte Frank lächelnd, „wie man es machen muß, unliebamer Gesellschaft zu entgehen. Ich bin, Kopfschmerzen vorschiebend, zurückgekehrt. Ich konnte es nicht aushalten unter all' den fremden Gesichtern, während Du hier allein mit Tildchen zurückbleibst, und will nun lieber mit Euch Beiden zusammen einen schönen Nachmittag verleben. Ach, wenn Du wüßtest, Röschen, wie glücklich ich bin“

„Und was geht das mich an?“ schnitt sie ihm schroff die Rede ab.

„Wie glücklich ich bin“, fuhr er fort, „Dich endlich einmal allein und ungestört sprechen zu können!“

Sein Ton war dabei so herzensewarm, sein Blick so berechtigt, daß das Mädchen verwirrt nur stammeln konnte:

„Aber weßhalb? . . . Julia . . .“

„Weßhalb? Weil ich Dir endlich sagen muß, wie von Herzen lieb ich Dich habe, wie theuer Du mir bist!“ vollendete der Wetter unbeirrt die begonnene Rede. Er mußte sie unterwegs gut memorirt haben, da ihn keine Unterbrechung aus dem Konzept bringen konnte. „Solltest Du es noch nicht gekant haben? Bist Du mir nicht auch ein klein wenig gut, süße kleine Rose, die ich in der ganzen Welt bisher vergeblich suchte und hier auf der Heide fand?“

Er wollte sie in seine Arme fassen, doch Röschen sprang zornbevend auf und schlüchtete hinter den Tisch. Wieder war so ein fataler Tisch zwischen ihnen.

„Rühren Sie mich nicht an!“ rief sie heftig, wie außer sich, den Wetter aus ihrem Hinterhalt mit zornfunkelnden Augen anblickend. „Und das wagen Sie mir zu sagen?“

Frank hätte nie geglaubt, daß Röschens blaue Augen so funkeln und blißen könnten. Da wollte man noch behaupten, die sanften deutschen Frauen seien ohne Feuer! Nur zu viel hatten sie, aber verborgenes, das wie in einem Vulkan glüht und ausbricht wenn man es am wenigsten vermuthet. So ging es eben Frank.

Sein liebliches blondes Haideröslein wehrte sich energisch und stach, da er es anrühren wollte.

„Aber Röschen, ich begreife gar nicht“, begann er wieder ganz betroffen, „warum soll ich denn nicht — oder hättest Du mich grausam getäuscht? Oder ich vielmehr mich selber! Sollte es nur meine Eitelkeit gewesen sein, die mir zuflüsterte, daß meine Liebe von Dir erwidert werde?“

Des Mannes gebräunte Wange war erblaßt unter der heftigen inneren Bewegung, durch diesen Gedanken veranlaßt.

Doch Rosa stand unbewegt da; ihr vorher zörnglühendes Gesicht war jetzt marmorblaß und kalt in seinem Ausdruck, und mit ruhiger Stimme, doch verächtlichem Nachdruck wiederholte sie nur noch einmal:

„Und das wagen Sie mir zu sagen, mir, der Schwester Julias, Ihrer Verlobten!“

„Ist es nur das?“ Der junge Mann rief es jubelnd und sein umwölktcs Antlitz hellte sich urplötzlich wieder auf; wie wenn ein Wolken Schatten von der strahlenden Sonne weggleitet, so strahlte es jetzt von neuem in Glück und Liebe. Sachte ging er um den Tisch herum zu der wunderlichen kleinen Cousine und nahm trotz des vorher an ihn ergangenen strengen Verbots ihre Hände in die seinen. Dann sie neben sich auf die Bank niederziehend, sagte er: „Mein liebes Röschen, Du bist in großem Irrthum und hast mir bitter Unrecht gethan. Nicht ich habe mich mit Julia verlobt, sondern mein Freund Carl, von dem ich bei Euch schon sprach. Für ihn machte ich den Freiberber. Er lernte Deine Schwester im vorigen Jahre in der Hauptstadt kennen, als sie bei Eurer Tante dort zu Besuch war. Sie machte einen so tiefen Eindruck auf sein Herz,

daß er nicht mehr ohne sie leben zu können meinte. Er bat mich nun neulich, da ich in Geschäften dort anwesend war, für seinen Herzenswunsch hier bei Julia zu wirken. Ich versprach, mein Bestes zu thun und habe meine oder vielmehr seine Sache so gut geführt wie der geschickteste Anwalt, so daß Deine Schwester gestern einwilligte, meines Freundes glückliche Frau zu werden, mir bekennend, daß auch sie sein Bild seither immer im Herzen getragen habe. Bist Du nun zufrieden, mein Haideröschen, und glaubst mir, daß ich allein Dich liebe und Dich zu meiner kleinen Frau begehre? Und nun bekomme ich wohl auch endlich meinen rückständigen Kuß?"

Er ließ nicht auf sich warten, denn Röschen hing schon lachend und weinend an seinem Halse und Zinsen soll sich der Better auch haben zahlen lassen.

„Wirßt Du es denn aber über Dich gewinnen können, mein Herz, mir über den Ocean zu folgen und alle Deine Lieben für lange, lange Zeit zurückzulassen?“ fragte darauf der glückliche Frank ernster.

Röschen schwieg einen Augenblick, dann entgegnete sie, wenn auch Thränen in ihrer Stimme zitterten:

„Wo Du hingehst, gehe auch ich hin, wo Du bist, da ist hinfort auch meine Heimat!“

Da klapperten Kaffeetassen, man sah die alte Christine, Mathildes thätigen Minister, mit dem Kaffeebrett dahergetrottet kommen. Schnell sprang die junge Braut ins Haus, um Schwester Mathilde herbeizurufen. Mit frohem Staunen hörte diese, daß sich soeben zwei, ihr theure Menschen in der alten Laube fürs Leben zusammengefunden hatten. Doch die Augen der liebevollen Schwester trübten sich bald wieder, da sie bedachte, wie weit fort ihr liebes Röschen ziehen sollte. Es konnte für manchen von der Familie, namentlich für den bejahrten Vater, eine Trennung fürs Leben bedeuten.

„Ich errathe Deine Gedanken, liebe Schwester, denn so darfst Du Dich ja wohl jetzt nennen“, sagte da Frank herzlich. „Ich will es Euch Allen aber nicht gar zu schwer machen, mir Euren Liebling anzuvertrauen. Es hat sich dieser Tage entschieden, daß ich ein großes Exportgeschäft in der Residenz übernehme; mein überseeisches Geschäft kommt dagegen in andere, zuverlässige Hände. Meine Mutter aber, das weiß ich, wird nur zu froh sein, ihren Lebensabend in der nie vergessenen deutschen Heimat verbringen zu können. Ich selbst“, schloß er mit liebenswürdigem Lächeln, „würde ja auch zu viel verlieren, sollte ich den kaum gefundenen trauten Verwandtenkreis auf Lebenszeit wieder missen.“

Nun erst konnte Mathilde des Glückes ihrer Lieblingschwester und diese des eigenen so recht froh werden.

Als man abends den heimgekehrten Vater um seinen Segen gleich für zwei seiner Töchter bat, die, wenn er nichts dagegen habe, demnächst als glückliche junge Frauen ihre bisherige Heimat mit dem Hause eines geliebten Gatten zu vertauschen gedächten, war unser würdiger Landpfarrer anfangs ordentlich betrübt.

„So soll ich gleich zwei meiner lieben Mädchen fortgeben?“ sagte er bekümmert. „Ach, ich dachte, meine Jüngste wenigstens noch etwas länger zu meiner Freude um mich behalten zu können. Und nun willst Du, Köschchen, mich gerade zuerst verlassen?“

Köschchen weinte, doch der Vater fuhr freundlich beschwichtigend fort:

„Gott verhüte aber, daß ich dem Glück meiner theuren Kinder selbstjüchtig im Wege stehen sollte! Es ist ja so der Welt Lauf. Fliegt doch einmal ein jedes Vögelchen aus seinem Nest. Weine nicht, Köschchen! Ueber ein kleines Weilchen werde ich Deines Glückes auch ganz froh werden können, wenn Du mir zuerst auch sehr, sehr fehlen wirst, Kind!“

Da faßte Mathildes Hand die seine und ihre klare, sanfte Stimme sprach:

„Hedwig, Vater, und mich behältst Du dafür Dein Lebenlang um Dich. Unser Köschchen und Julia aber werden wir ja ab und zu wiedersehen, da wir zum Glück nicht allzu weit voneinander getrennt werden.“

„Mein gutes Tildchen“, entgegnete der würdige Pfarrer gerührt, „wie konnte ich nur einen Augenblick vergessen, daß ich Dich, das Abbild Deiner seligen Mutter, zu meinem Trost und meiner Freude immer um mich behalte, und auch noch Hedwig, meine liebe Aelteste!“

„Aber Väterchen“, bat Köschchen, „für ein paar Wochen wirst Du uns Tildchens Besuch doch einmal gönnen, Du wirst sie hoffentlich nicht ganz allein für Dich behalten wollen, denn ich weiß ja noch gar nicht, wie ich ohne sie auskommen soll!“

„Und mir doch auch, lieber Vater?“ fragte die glückliche Julia.

„So lange werden Väterchen und ich Tildchen ja gar nicht entbehren können!“ rief hier Hedwig dazwischen.

„Nun, ich sehe schon“, lachte da der Vetter, der Schwiegerjohn in spe von heute, „auf Schwester Tildes Besuch wird dauernd nie zu rechnen sein, da sie überall für unentbehrlich erklärt wird. Am besten wird da sein, Schwesterchen, Du nimmst Dir ein Rundreisebillet auf Lebenszeit und fährst damit einfach in der Runde herum. Es wird ein hübsch bewegtes Leben für Dich werden!“

Glückliches Tildchen! Glückliches, treues Schwesterherz, glücklich, trotz Deines körperlichen Mangels!

Die erste Uneinigkeit, die je in der Familie des Landpfarrers von Rosenau vorkam, hast Du veranlaßt, weil sie sich alle um Dich stritten.





Der Unvergeßliche.

Humoreske von Herbert Fohrbach.

„Zwei Jahre lang war ich so glücklich, ach, nur zwei Jahre lang; nun hat mir der unerbittliche Tod meinen unvergeßlichen Hugo entrißen“, seufzt die junge, reizende Majorswittve von Bachmann.

„Du mußt Dich nicht so Deinem Schmerze hingeben“, sagt ihre Freundin, die hübsche, brünette Frau Rittmeister von Werner. „Du wirst schon noch einen anderen Mann bekommen; es laufen ja genug in der Welt herum. Du bist jung, hübsch, reich, und ich wette, noch ehe das Trauerjahr zu Ende ist, hat schon ein Anderer Herz und Hand von Dir erobert.“

„Wie Du nur so sprechen kannst“, schmolzt die kleine Wittve; „ach, Hugo wird mir ewig unvergeßlich sein.“ — Ihre himmelblauen Augen füllen sich mit Thränen.

„Du kannst ja an ihn denken, bis Du alt und grau bist!“ ruft ein wenig ärgerlich die Freundin, „es wird Dir das niemand verwehren, aber es wäre ja eine Sünde, wenn Du Dein junges Leben einsam vertrauern wolltest, anstatt —“

„Sprich mir nicht vom Heiraten, Melanie“, seufzt die kleine reizende Wittve, „mein Hugo wird mir ewig unvergeßlich sein!“

„Ich liebe ja meinen Mann auch“, meint die Freundin, „doch wenn er heute, was Gott verhüten möge, sterben sollte, das Heiraten möchte ich denn doch nicht so ganz abschwören.“

„Ja, Du bist auch so ganz anders wie ich, Melanie —“

„Ach was, ich bin drei Jahre älter als Du, daher denke ich anders über diesen Punkt. Doch jetzt, Eilly, lebe wohl und überlege Dir, ob Du wirklich Zeit Deines Lebens Deinen Rosenmund von feinen bärtigen Lippen mehr berühren lassen willst und ob Dein Herz nie mehr an dem eines Mannes schlagen soll.“

„Schweige still, ich bitte Dich! Wie kannst Du glauben, daß ich meinem unvergeßlichen Hugo jemals die Treue brechen könnte. Zeit meines Lebens will ich um den theuren Dahingegangenen Trauer tragen, und sterbe ich einst, so soll man mir die Briefe, die er während unserer Brantschaft und der Manöverzeit, als er von Hause abwesend war, an mich schrieb, in das Grab mitgeben! Ach —“

Die himmelblauen Augen schwimmen in Thränen, und die Stimme versagt ihren Dienst.

„Dein Mann ist erst acht Wochen todt“, sagt Melanie, kalt lächelnd ihren Handschuh zuknöpfend, „nach acht Monaten wirst Du anders über das Nocheinmalheiraten denken.“

„Nie, nie!“ betheuert die kleine Wittve.

„Doch, mein Herz, doch!“



Burgl.

Nach einem Originalgemälde von Desregger.

149

„Melanie, ich schwöre Dir —“

„Halt, keinen Schwur! Wetten wir lieber! Bist Du innerhalb neun Monaten noch nicht verlobt, so erkläre ich mich für geschlagen und gebe Dir mein neues Bracelet, welches Dir neulich so gefiel. Hast Du Dich aber neun Monate nach dem Tode Deines Hugo schon an einen Andern gebunden, dann —“

„Dann bekommst Du meine Perlenkette.“

„Das ist zu viel, Kleine!“

„Du hast sie noch nicht!“

„Sie ist mir sicher!“

„Nein, ganz gewiß, Dein Bracelet wird mein, denn mein Hugo wird mir ewig unvergeßlich sein.“

„Wollen sehen!“ und damit schlüpft die hübsche, brünette Melanie zur Thür hinaus. —

Die junge Wittve bleibt sinnend mitten im Zimmer stehen.

„Nein, nie werde ich mich jemals wieder verheiraten“, murmelt sie. „Ach, so gut, so lieb, wie mein Hugo war, ist ja kein zweiter Mann mehr auf dem Erdenrund. Ewig, ewig werde ich um ihn weinen, sollten auch meine Augen ihren Glanz dabei verlieren. Ewig werde ich Trauergewänder tragen, obgleich mir Schwarz abscheulich steht. Nie werde ich wieder Gesellschaften besuchen, obgleich ich für mein Leben gern tanze, nie — — ach, Hugo wird mir ewig unvergeßlich sein. Traure mit mir, Bijou!“ Sie nimmt den Pinscher auf den Arm. „Ach, wie oft hat die Hand des Entschlafenen Dich geliebt! O Bijou, Bijou — Hugo wird uns beiden ewig unvergeßlich sein.“ —

Zwei Monate seit dem Tode ihres Gatten sind verflossen, als die reizende Wittve eine Einladung zum Thee von ihrer Freundin Melanie erhält.

„Ich gehe nicht hin, nein, ich gehe ganz gewiß nicht hin“, sagt die kleine Wittve zu sich selbst. „Daß ich zu Hause bleibe, bin ich meinem unvergeßlichen Hugo schuldig. Mögen sich die Andern amüsiren, ich will dem Feste fern bleiben.“ — Sie seufzt. „Ich bin noch so jung, es wäre gewiß keine Sünde, wenn ich der Einladung Folge leistete, aber nein, ich gehe nicht hin.“

Sie seufzt wieder und tritt vor den hohen Spiegel.

„Noch kein Fältchen im Gesicht, aber die Wangen etwas blaß, und die Augen blicken matt von vielem Weinen“, murmelt sie. „Ach, einst strahlten diese Augen wie zwei Sterne, und nun“ — sie seufzt — „ist ihre Schönheit dahin. — Aber warum sollen meine Augen denn auch noch strahlen? Hugo ist ja nicht mehr, und von einem Andern will ich sie nicht bewundern sehen. — Wird mein Haar nicht schon grau?“ — Sie fährt mit der Hand durch die goldigen Locken. — „Gott Lob, nein! — Warum soll denn mein Haar nicht ergrauen, der Bewunderer seiner Schönheit ist ja dahin. O Hugo, Hugo!“ —

„Sie werden doch heute zum Thee gehen, gnädige Frau?“ sagt das Kammerkätzchen Anna.

„Nein, ich bin es meinem unvergeßlichen Entschlafenen schuldig, daß ich zu Hause bleibe.“

Die junge Wittve seufzt lebhaft. Anna lächelt schelmisch.

„Ich denke, Sie können ohne Bedenken zum Thee gehen, gnädige Frau, es ist ja keine große Gesellschaft bei Rittmeisters.“

„Du meinst es gut mit mir, Anna, und doch — bedenke nur, was würden die Leute sagen, wenn ich hinginge; nein — nein, ich muß — zu Hause bleiben.“

Das Kammerkätzchen lächelt noch verschmizter.

„Gnädige Frau, wenn es taktlos wäre, heute Abend zum Thee zu gehen, dann hätte die Frau Rittmeister Sie doch nicht eingeladen, denke ich.“

„Nun ja, Anna! — aber — also meinst Du, ich soll hingehen?“

„Natürlich, gnädige Frau“, beeilt sich Anna zu sagen.

„Aber — aber“ — die junge Wittve blickt in den Spiegel, dann seufzt sie: „Wenn ich auch zum Thee gehe, Hugo wird mir ewig unvergeßlich sein.“

„Ach, gnädige Frau“, sagt Anna, kofett die Schultern hebend und die schelmischen Augen verdrehend, „der Tod war doch eigentlich eine Wohlthat für den Herrn Major; er war ja immer krank und außerdem neunundzwanzig Jahre älter wie Sie, gnädige Frau.“

„Du meinst es gut mit mir, Anna, ich weiß es, aber so mußt Du nicht sprechen! War der Selige nicht trotz der Gicht frisch und kräftig? — und dann, mein Kind, war er nicht neunundzwanzig, sondern nur achtundzwanzig Jahre älter als ich! Ach, Hugo wird mir ewig unvergeßlich sein! Anna, nun kannst Du mir bei der Toilette helfen.“

„Gnädige Frau ziehen doch das Schwarzseidene an?“

„Um Gottes willen, nein, wo denkst Du hin? Es sind ja erst vier Monate, seitdem der Theure ins Grab gestiegen, verflossen. — Das Schwarzseidene“, sie wirft einen strengen Blick auf Anna, „unmöglich! Ich muß, so erheißt es die gute Sitte, in Wolle erscheinen.“

Anna kichert spitzbübisch in sich hinein, dann sagt sie mit gutgespielter Niedergeschlagenheit:

„Ach, gnädige Frau, entschuldigen Sie nur — aber — aber — ach, gnädige Frau, ich habe in das neue Schwarzwollene ein — großes — Loch gerissen — und nun — nun werden gnädige Frau doch wohl das Seidene anziehen müssen, wenn Sie es nicht vorziehen sollten, zu Hause zu bleiben.“

„Wie, ich soll zu Hause bleiben und habe mich doch schon so sehr auf den gemüthlichen Abend gefreut und —“, ruft die kleine Wittve, vor Zorn fast weinend; dann setzt sie, sich besinnend, hinzu: „Ach, für eine trauernde Wittve ist es ja auch das Beste, wenn sie — zu Hause bleibt!“

„Gnädige Frau sollten aber wirklich das Schwarzseidene anziehen.“

Die kleine Wittve schüttelt langsam das goldblonde Köpfchen und wirft einen unsicheren Blick auf Anna.

„Aber“, meint Anna mit sanftem Vorwurf im Ton ihrer Stimme, „es geht doch wirklich nicht, gnädige Frau, daß Sie zur Entschuldigung für Ihr Nichterscheinen beim Thee nachher zur Frau Rittmeister sagen: Ich konnte nicht kommen, weil mein neues Wollenes zerrissen ist!“

„Hm. ja — Da hast Du recht. Du meinst, es bleibt mir also wirklich nichts anderes übrig — als — als das Schwarzseidene anzuziehen und — zu gehen?“

„Das meine ich“, sagt Anna ernsthaft. — Draußen lacht die Schelmin sich heimlich ins Fäustchen.

„Unsere Gnädige sollte nur wissen, daß ich mit der Frau Rittmeister unter einer Decke stecke.“ —

„Du siehst zum Anbeißen hübsch aus, Elly“, sagt am Abend die Frau Rittmeister zu der kleinen Wittwe. „Aber nun komm nur schnell in den Salon, er ist schon da.“

„Er?“

„Nun ja, der Hauptmann von Wüllmer. Wie, Du kennst ihn noch nicht? So komm doch nur; wir haben außer Dir und ihm niemand geladen, ich wollte es“, jetzt sie schelmisch lächelnd hinzu, „nicht Deinem unvergeßlichen Hugo anthun, Dich vier Monate nach seinem Tode in eine große Gesellschaft zu führen.“

Hauptmann von Wüllmer ist ein großer, brünetter Mann mit hübschem, offenem Gesicht, ehrlichen braunen Augen und etwas großen, aber wohlgeformten Händen und Füßen. Er versteht anziehend zu unterhalten und sich jedermann angenehm zu machen.

Die hübsche brünette Rittmeister'sfrau theilhaftig sich zuerst lebhaft an der Unterhaltung, nach und nach wird sie stiller, und schließlich nimmt ihre Stickerie sie vollständig in Anspruch. Ihr Mann, der etwas corpulente, bequeme Rittmeister von Werner, vertieft sich in ein Journal und überläßt es dem Hauptmann, die Damen, oder besser gesagt die reizende Wittwe zu amüsiren.

Nach einer halben Stunde gemüthlicher Plauderei sagt Frau Melanie; „Bitte, Elly, singe uns doch etwas!“

Die junge Wittwe, deren blasse Wangen sich sanft geröthet haben, und deren vom Weinen trübe gewordenen blauen Augen herrlich strahlen, sagt in sanft vorwurfsvollem Tone:

„Du vergißt, Melanie, daß es erst vier Monate her sind, seit mein unvergeßlicher Hu —“

Aber da bietet der Herr Hauptmann ihr schon den Arm an, und ehe sie noch recht weiß, wie es zugegangen, sitzt sie am Flügel und singt, und zwar nicht, wie es ihre Absicht war, das Schumann'sche: „Nun hast Du mir den ersten Schmerz gethan“, sondern: „Flieg auf, flieg auf, Frau Schwalbe mein“, und als der Herr Hauptmann mit seiner weichen Stimme sie um noch ein Lied bittet und ihr dabei tief in die strahlenden Augen sieht, da singt sie, sanft erröthend: „Daß ich an Dich denke immerdar, daß Du bei mir weilest Tag und Nacht“ — und merkwürdig, sie denkt dabei nicht an ihren „unvergeßlichen Hugo.“ —

Am andern Morgen denkt die kleine Wittve auch noch immer nicht an ihren verstorbenen Gatten; ihre Gedanken verweilen vielmehr bei dem flotten Hauptmann und bei dem Kuß, den er ihr beim Abschied auf die Hand gehaucht hat. Sie muß sich dabei gestehen, daß Hugo ihr Patzchen nie so zärtlich geküßt und ihr nie so in die Augen geblickt hat.

„Freilich, der Selige war ja auch achtundzwanzig, Anna behauptete sogar neunundzwanzig Jahre älter als ich“, flüsterete die reizende Wittve, „und der Tod war wirklich eine Erlösung für meinen unvergeß—, aber um Gott, was sind das für sündhafte Gedanken! Anna allein ist daran schuld“, — und dann jensezt sie: „Ach, mein unvergeßlicher Reinhold“ — und erröthet über und über, denn Reinhold ist des Hauptmanns Vorname, und sich schnell verbessernd, sezt sie hinzu: „Hugo.“

Den Hauptmann von Wüllmer sieht die junge Wittve recht oft wieder, theils bei Melanie, theils in Konzerten, im Theater oder in Gesellschaften. Ja, sie besucht wieder Gesellschaften; es sind ja auch schon acht Monate seit dem Tode des Unvergeßlichen verflossen, und die junge Wittve hat den Plan, zeitlebens wie eine Trichine eingekapselt, das heißt allein zwischen ihren vier Wänden zu leben, auf Anrathen Annas lange aufgegeben.

„Kommt, Bijou“, sagt die reizende Wittve zu ihrem Pinscher, „Du hast lange genug um Deinen Herrn getrauert, nun sollst Du wieder ein blaues statt des schwarzen Halsbandes tragen.“

„Wie lange trägt man eigentlich Trauer um seinen Mann?“ fragt sie ein paar Tage später das Kammerkätzchen.

„Sechs Monate geht man in Schwarz, gnädige Frau“, sagt Anna ernsthaft, „dann legt man Grau respektive Violette an, und sind neun Monate vorüber, dann kann man jede beliebige Toilette tragen, sogar hochroth. Aber was sehe ich“, sezt sie mit gutgepielter Entrüstung hinzu, „die gnädige Frau gehen noch immer in Tieffschwarz einher, obgleich der Herr Major nun doch schon acht Monate neun Tage todt ist.“

„So, meinst Du, ich soll —?“ fragt die kleine Wittve mit einem schüchternen Blick in den Spiegel.

„Natürlich, gnädige Frau!“ ruft die kluge Anna, den unausgesprochenen Theil des Satzes schnell errathend, „gleich will ich das lichtgraue Seidenkleid holen.“

„Aber mein unver—“

„Ach, gnädige Frau, der selige Herr hat es ja so gern gehabt, wenn Sie das Grauseidene trugen, warum wollen Sie es denn jetzt nicht anlegen, Sie thun es ja nur — jeinetwegen.“

Anna huscht, einen schelmischen Blick auf ihre Herrin werfend, hinaus, um nach Ablauf weniger Minuten mit triumphirender Miene das Grauseidene herein zu bringen, und schnell legt sie es der kleinen Wittve an.

Diese dreht sich vor dem Spiegel hin und her.

„Wirklich, es steht mir nicht übel.“

„Viel besser als das Schwarze“, versichert Anna.

„Ja, viel besser als das abscheuliche Schwarze.“

Wieder dreht die kleine Wittwe kokett das Köpfchen nach allen Seiten; da läutet es draußen, und Anna eilt hinaus, um nachzusehen, wer Einlaß begehrt.

„Gnädige Frau, der Herr Hauptmann von Wüllmer wünscht seine Aufwartung zu machen.“

„O Gott — ich — was soll ich thun?“

„Nun, den Herrn Hauptmann empfangen.“

„Aber ich bin in Grau, und es sind doch erst acht Monate um, seit mein —“

„Grau steht Ihnen entzückend, gnädige Frau.“

„Wirklich? Nun, dann lasse ich den Herrn Hauptmann bitten.“

Wenige Augenblicke später sitzt der Hauptmann der reizenden Wittwe schon gegenüber.

„Wie ist Ihr Befinden, gnädige Frau?“

Sie erröthet über und über.

„O, danke, danke!“

„Aber Sie sehen blaß aus, gewiß, Sie sind leidend.“

Sie erröthet noch tiefer.

„O nein, gewiß nicht“, und dann streichelt sie Bijou, der auf ihrem Schoße liegt, und der Hauptmann streichelt den Binscher auch. Daß sich da die Hände der beiden berühren, ist doch nur zu natürlich.

Der Hauptmann erzählt, wie er immer so allein sei, und daß er die Absicht habe — mit einem Blick auf die reizende Wittwe — bald eine Frau heimzuführen.

Die kleine Wittwe erröthet, sagt irgend etwas unverständliches und lacht — und erröthet wieder. Und dann empfiehlt sich der Herr Hauptmann mit einem vielsagenden Blick und zwei, drei, nein — vier vielsagenden Küffen auf die reizende kleine Hand der Wittwe. In der Thür noch hat er natürlich um die Erlaubniß gebeten, recht bald — das heißt morgen — wiederkommen zu dürfen — da senkt Frau Elly:

„Er ist ganz wie mein unvergeßlicher Hugo, und ich glaube, weil er so ist, darum bin ich ihm auch so gut“, und tief erröthend streichelt sie Bijou. —

Es sind ein paar Wochen vergangen. Der Herr Hauptmann hat während der Zeit die kleine reizende Wittwe täglich besucht, und jedesmal hat sie ihm besser gefallen.

„Morgen ist der Geburtstag der Holden“ (damit ist Elly gemeint), denkt der Hauptmann, als er einsam zwischen seinen vier Wänden sitzt, „da muß die Bombe plagen, das heißt, dann trage ich dem Engel Herz und Hand an.“ —

Melanie, welche der Freundin gratuliren gekommen ist, lächelt heimlich in sich hinein, dann sagt sie, mit heuchlerisch ernsthafter

Miene auf ein radgroßes Bouquet deutend, welches die kleine Wittwe fortwährend in der Hand hält:

„Die Blumen sind wohl von irgend einem alten Onkel von Dir, — wie, Elly?“

„Ach nein, Reinhold hat mir die Rosen geschickt.“

„Reinhold?“ Melanie beißt sich auf die Lippe und blinzelt mit den Augen. „Wer ist dieser Reinhold?“

„Sagte ich Reinhold?“ flötet erröthend die kleine Wittwe. „Ach, ich meinte, der Herr Hauptmann von Wüllmer hat mir das Bouquet geschickt.“

„So — so — also Wüllmer heißt mit Vornamen Reinhold“, sagt Frau Melanie, und dann erhebt sie sich. „Uebrigens, Herz, morgen sind neun Monate verflossen, seit Dein unvergeß—, ich meine, seit Dein alter kranker Mann sich zu seinen Vätern versammelt hat. Unsere Wette muß demnach zum Austrag kommen. Verlobst Du Dich nicht heute bis um 12 Uhr nachts, dann ist mein Bracelet Dein, andernfalls bekomme ich Deine Perlenkette. — Sag' einmal, aber offen und ehrlich, Herz, glaubst Du, daß ich der verlierende Theil sein werde?“

„Ich — ich —“, die kleine Wittwe lächelt unsicher, „ich — ich —“, aber die Freundin ist schon zur Thür hinaus.

„Auf Wiedersehen heute Abend, Elly!“ ruft Melanie noch, „und mein Alter läßt Dir sagen, Du möchtest für eine gute, nicht zu leichte Bowle sorgen.“ —

„Warum hast Du mein blaues Damastkleid vorgenommen?“ fragt die kleine Wittwe ihr Kammerkätzchen, „ich kann es doch unmöglich anziehen.“

„Warum denn nicht?“ fragt Anna, die Augen verwundert aufreißend, „es ist ja heute Ihr Geburtstag.“

„Ja, aber mein un —“

„Gnädige Frau, nach so langer Zeit kann man schon farbige Toiletten tragen.“

„Aber es sind doch erst wenige Monate seit dem Todesfall verflossen.“

„Allerdings, daran habe ich gar nicht gedacht, hm — ja — gnädige Frau, da wird Ihnen denn wohl nichts anderes übrig bleiben, als das Graue anzuziehen. — Schade, schade —“ sagt sie, das Köpfchen wiegend, „der Herr Hauptmann liebt die blaue Farbe über alles.“

„Woher weißt Du das?“

„Vor ein paar Tagen“, sagt Anna mit kindlich unschuldiger Miene, „hörte ich, wie der Herr Hauptmann sagte, indem er Bijou streichelte und dabei jedenfalls des Pinschers blaues Halsband bemerkte: Blau ist meine Lieblingsfarbe; ach, wenn ich sie doch einmal in Blau sehen könnte, und dann seufzte er, als ob er seinen Geist aufgeben wollte.“

„Das hörtest Du alles?“

„Ja, gnädige Frau, ich räumte gerade im Nebenzimmer auf und —“

„Aber ich habe doch nichts davon gehört.“

„Ja, gnädige Frau, Sie waren ja auch eben hinausgegangen, und —“

„Findest Du nicht, daß das Graue schon etwas abgetragen aussieht?“ wirft die kleine Wittve ein.

„Sehr abgetragen!“

„Aber mein Seliger liebte doch so sehr die graue Farbe.“

„Hauptmann von Wüllmer schwärmt für Blau.“

„Hm — was meinst Du, soll ich —?“

„Es wird Ihnen wohl nichts anderes übrig bleiben, gnädige Frau, als das blaue Damastkleid anzulegen.“ —

„Wie danke ich Ihnen für das herrliche Bouquet“, sagt die kleine Wittve am Abend zum Hauptmann. „Sie haben mir durch dasselbe eine große Freude bereitet, ja, ich kann jagen, es ist das schönste Geburtstagsgeschenk.“

Sie beugt sich tief über die Blumen, sie leicht mit den Lippen berührend, dann zieht sie eine Rose heraus und befestigt sie am Busen.

„Aber bitte, Herr Hauptmann, nehmen Sie doch Platz! Werners müssen auch gleich kommen; sonst habe ich niemand geladen.“

Doch der Hauptmann setzt sich nicht, er läßt sich vielmehr vor der kleinen Wittve, die in Himmelblau wahrhaft bezaubernd aussieht, auf ein Knie nieder und ergreift ihre zarten Hände:

„Elly, ich stehe so allein da, und auch Sie führen ein einjames Leben; Elly, wollen Sie meine kleine, geliebte Frau werden?“

Ihr blondes Köpfschen ruht schon an seiner Brust.

„Ja, Reinhold“ — und schon bedeckt er ihren Rosenmund mit unzähligen Küssen. —

„Liebe Elly, Du hast die Wette verloren“, sagt die hübsche, brünette Rittmeistersfrau, mit ihrem Mann in das Zimmer tretend.

„Ich gebe Dir die Perlenschnur herzlich gern“, flüstert die reizende Wittve, sich an den Hauptmann anschmiegend, „denn ich bin so glücklich.“ —

Als man sich endlich zum Aufbruch rüstet — der Rittmeister ist schon etwas weinselig, denn die Bowle war sehr schwer — nimmt der Hauptmann seiner Braut noch unter Küssen das Versprechen ab, schon nach Ablauf eines Monats Hochzeit zu machen, worauf sie auch endlich eingeht.

Melanie aber flüstert der Freundin zu: „Daß Du jetzt Brant bist, hast Du einzig und allein mir zu verdanken, denn wenn ich mich nicht Deiner angenommen hätte, trügest Du noch Trauergewänder und weintest dem unvergeßlichen Hugo nach.“ —

„Die Gnädige hat ihr Glück doch eigentlich mir zu verdanken“, denkt das Kammerkätzchen Anna. „Herrgott, was habe ich in diesen Monaten zusammengelogen! Aber was war zu thun? Hätte ich immer die Wahrheit gesprochen, dann säße meine Gnädige noch als Wittve da!“ —

„Hätte ich in meiner ersten Ehe trübe Erfahrungen gemacht“, flüstert die glückliche Braut, als sie allein in ihrem Schlafzimmer ist, „dann wäre ich nie eine zweite Heirat eingegangen. Daß ich also noch vor Ablauf des Trauerjahres wieder zu einem Manne komme, habe ich einzig und allein meinem unvergeßlichen Hugo zu verdanken.“

Ein vergessener Romanschriftsteller.

Von C. Brausewetter.

Im allgemeinen ist heute, in den Tagen literarischer Ueberproduktion, vielleicht nicht gerade die Zeit, den Staub von alten, vergessenen Bibliotheksbänden abzuwischen und dieselben ihrem sanften Schlummer zu entreißen; angesichts einer machtvoll emporstrebenden neuen Richtung und des Ringkampfes derselben um Anerkennung wird es verdienstvoll sein, ihr die Hand entgegenzustrecken und Hilfe auf ihrem schwierigen Pfade angedeihen zu lassen; aber ein reifes Urtheil über das Neue, eine rechte Würdigung desselben wird nur dann möglich sein, wenn man sich im Besitz der Kenntniß des wirklich Gebiegenen unter dem Alten befindet. Nun wird freilich eine Einigung darüber, was wirklich gebiegen ist, nicht so ganz leicht zu erzielen sein — man denke an die verschiedenen Listen der besten hundert Bücher — aber dennoch, so meint man, müßte wenigstens völlige Klarheit darüber herrschen, die Kenntniß welcher Verfasser der Vergangenheit zum unbedingten Bestande eines jeden gehören müßte, der sich ein literarisch Gebildeter nennen will. Da tritt uns aber die merkwürdige Thatfache entgegen, daß ein Romanschriftsteller, dessen Werke einst das ungeheuerste Aufsehen erregten, den Guckow zu den hervorragendsten Talenten zählte, den Scherr „den bedeutendsten deutschen Romanschriftsteller“ nannte, und dessen Realistif Gottschall und J. Hillebrand als unübertroffen priesen, völlig vergessen ist, daß das Publikum ihn nicht einmal dem Namen nach kennt und jüngere Literaturhistoriker seine Werke sicher nie gesehen haben. Dieser Mann ist P. J. von Rehfues. Da nun der bekannte Uebersetzer und Reiseschriftsteller Louis Passarge anerkennenswertherweise kürzlich eine Neuauflage des ersten und zugleich hervorragendsten Werkes von Rehfues, des Scipio Cicala*) (mit kurzer Biographie und Einleitung) veranstaltete, so dürfte es vielleicht an der Zeit sein, diejem Dichter einige Zeilen zu widmen. Rehfues gehört zu den eigenartigsten Dichtern schon insofern, als er erst in einem Alter sein erstes größeres Werk der Welt schenkte, in dem Andere sich schon ausgeschrieben zu haben pflegen, nämlich im fünfzigsten Lebensjahre. Wohl hatte er allerhand kleinere Aufsätze, Reisebeschreibungen, kleinere Novellen zc. vorher veröffentlicht, aber seine Kräfte hatten sich noch zu keiner großen Arbeit zusammengerafft, und es ist von großem Interesse, was er selbst über diese Entstehung seines „Scipio Cicala“

*) 2 Bände. Leipzig, Philipp Reclam jun.

erzählt: „1826 war mir nur so viel Kraft geblieben, um eine Reise nach Italien unternehmen zu können. Aunderthalb Jahre in den böhmischen Bädern und in dem Lande meiner reiferen Jugend stellten mich nothdürftig her. Kaum hatte ich aber meine Stelle wieder angetreten, so kehrten die alten Uebel zurück. . . . Ruhe und Schlafingen an mich gänzlich zu fliehen. . . . In diesen endlosen Nächten kam es mit einemmale wie eine Erleuchtung über mich, mir eine andere Welt zu schaffen, in die ich mich flüchten könnte, wenn es mir in der wirklichen Welt zu enge geworden wäre. So ergriff ich die Feder, ohne noch zu wissen, was ich wollte. Da stellte sich mir die Erinnerung an den Hafen von Sorrent dar, und ich versuchte eine Beschreibung desselben. Wie die ersten Figuren darin entstanden sind, weiß ich selbst nicht mehr. Als sie da waren, ersann ich ihre Schicksale. Nichts war vorbereitet; alles kam mir gleichsam von selbst unter die Feder. Ich ließ sie gehen, denn ich dachte nicht an Druck und nicht an Publikum. Ich wollte mich zerstreuen und nichts weiter. Ich erreichte meinen Zweck vollkommen. . . . Schon während der Arbeit war ich oft erstaunt über die Welt, die ich in mir gefunden. Jetzt kam ich mir wie ein Nachtwandler vor, der die Aufgabe des Tages im Traum gelöst hat.“ — Und dieser Arbeit folgten nun eine Reihe größerer Romane, die das Entzücken des Publikums wurden und dem Dichter bald den Titel des deutschen Walter Scott verschafften. Und in der That könnte er mit niemandem besser verglichen werden, als mit diesem. Der ganze Ton der Schreibweise, die langsame, oft von den Hauptfiguren abschweifende Darstellung, ein gewisses ständiges, sich neben und über die Ereignisse Stellen und häufiges Kritisiren der Handlungsweise der einzelnen Personen, seine reichen historischen Kenntnisse, die Vorliebe für ungewöhnliche, schon äußerlich aus Grotteske streifende Gestalten, das alles erinnert an den großen Schotten. Freilich merkt man sehr bald, daß man es hier mit keinem jungen, genialistischen Schriftsteller zu thun hat: jedes Urtheil, jede Anschauung ist eine reife, durchdachte, durch Erfahrung bestätigte und abgeklärte; eine sanfte Mäßigung und vorsichtige Zurückhaltung spricht sich im Denken wie im Handeln der dargestellten Personen aus, und da, wo er die Unbesonnenheit, das rasche, tollkühne Zugreifen der Jugend, wie in seinem Scipio, schildern will, fühlt man bisweilen, daß es etwas ihm selbst eigentlich Fremdes, Unverständliches ist, woher es denn nicht recht innerlich motivirt zum Ausdruck kommt. Man fühlt auch, daß dieses Buch nach keinem vorher ausgearbeiteten Plane geschrieben wurde, daß der Dichter sich seinen Eingebungen überließ und höchstens das Vorhergegangene berücksichtigte, nicht aber das Kommende bereits mit klarem Blicke vor sich sah, wodurch die Darstellungsweise vielleicht eine größere Ursprünglichkeit erhielt, das Ganze aber aneinandergereihten Bildern gleicht, und der Verfasser sich zu oft in weitläufige Schilderungen der Landschaft des Aussehens und Benehmens neu auftauchender Nebenpersonen, der Sitten- und Kulturzustände verliert. Freilich

muß man bedenken, worauf auch der Herausgeber aufmerksam macht, daß zu Rehfues' Zeit man für all diese Dinge, soweit es Italien anbetraf, ein ganz beispielloses Interesse hatte, und daß die Lesewelt dazumal noch nicht so ungeduldig war, wie heute. Das Schlagwort „Aktualität“ kannte man noch nicht. Wir erhalten dafür ja auch eine so anschauliche Schilderung Italiens im sechzehnten Jahrhundert, seines Hof-, Volks- und Klosterlebens, der Gefahren, Kämpfe und Aufstände des Volkes gegen seine Unterdrücker, die Spanier, daß durch dieses Buch zugleich unser Wissen eine starke Bereicherung erfährt. —

Ja, Rehfues ist Realist, er ist es so sehr, daß seine Schilderungen oft unglaublich erscheinen. Er stellt sich nämlich so absolut auf den Standpunkt der Lebensauffassung und Anschauungen der von ihm dargestellten Zeit, daß uns bisweilen die verbindende Brücke für das Verständniß der Handlungsweise der Personen fehlt, da dieselbe eben mit unserem Denken und Empfinden nicht im entferntesten harmoniren will. So räumt er zum Beispiel dem Wunderglauben, der religiösen Anschauung jener Zeit, allem Mystischen einen weiten Platz ein, wenn er auch durch gelegentliche kurze Bemerkungen das Irrthümliche in all diesem zu beleuchten sucht.

Andererseits freilich steht Rehfues noch fest auf dem Standpunkte der meisten Romanschriftsteller seiner Zeit, die das Interesse ihrer Leser durch Häufung unerwarteter, seltsamer Vor- und Zwischenfälle zu erregen suchten, ja, die Häufung dieser ist es, die uns bisweilen die völlige Wahrscheinlichkeit zu zertrümmern droht, wenn der Verfasser auch stets bemüht ist, die Ereignisse zu erklären und zu motiviren. —

Zu „Scipio Cicala“ sind die Volksaufstände geschildert, die die Bewohner des Königreichs Neapel ins Werk setzten, um sich von der spanischen Herrschaft zu befreien, und der jugendliche Held des Romans wird in dieselben verwickelt, von seiner Geliebten getrennt und durch die Ereignisse, sowie dadurch, daß er sich stets seinen momentanen Stimmungen überläßt, schließlich zum Verrath an seinem Volke, Vaterlande und Glauben getrieben. Es ist einer jener Romane, in denen ein Liebespaar, das für einander gleichsam bestimmt ist, von einander gerissen wird, und in welchem sich ihrer Vereinigung stets allerhand Zwischenfälle entgegenstellen — allein er unterscheidet sich von seinesgleichen dadurch, daß am Schlusse keine Vereinigung stattfindet — auch ein Beweis für den Realismus des Dichters. Derselbe führt uns eine ganze Reihe hochbedeutsamer und eigenartiger Charaktere an, von denen der des Vicokönigs Toledo, des Dichters Gauritus, des alten Procida, der Narcissa, sowie namentlich der des jungen Procida alias Brudes Sperantius oder Hauptmann Mungone, ein wahres Chamäleon an Verwandlungsfähigkeit, hervorgehoben werden möge. Auch schildert er das Denken und Empfinden des Volkes mit solcher Anschaulichkeit, daß das Buch sicher verdiente, der Vergessenheit entzissen zu werden und dem Herausgeber für sein Unternehmen Dank gebührt. Einen Lohn hat er für dasselbe auch bereits erhalten, die Beglückung einer edlen Greisin war ihm ver-

gönnt. Die Gattin des 1843 verstorbenen Dichters hat sich über diese neue Ausgabe eines Werkes ihres geliebten Mannes so gefreut, daß sie nun stundenlang dasitz und thränenfeuchten Auges das Buch anblickt. Sind diese Thränen nicht ein schönerer Lohn, als alle Anerkennung der Presse?

N i p p s a c h e n.

Der neue Demokrit. Von Dr. Ed. Maria Schranka. I. Band. Berlin, Verlag von Hans Küstnöder. Das wohlausgestattete Buch charakterisirt sich als eine geschickte, humorvolle Fortsetzung des Weber'schen Demokritus, und wie bei dem letzteren, läßt sich auch von dem Schranka'schen Demokrit sagen: er bietet jebeim etwas, aber alles ist nicht für alle.

Derselbe Verlag bietet in gleicher Ausstattung einen starken Band: **Unter dem Strich.** Punte Bilder aus beiden Welten. Von Hermann Kiegel. Es sind eine größere Anzahl, zum Theil pikant, ja scharf satirisch geschriebener Feuilletons, die wir als sehr beachtenswerth bezeichnen, ohne alle darin ausgesprochenen Ansichten zu billigen.

Das neunzehnte Jahrhundert. Geschichte seiner ideellen, nationalen und Kultur-Entwickelung. Von Schmidt-Weißensels. Berlin. Hans Küstnöder. Eine sorgsame, umfassende, aber doch auch partiell gefärbte Darstellung, die als Ergänzung der schon vorhandenen historisch-politischen Werke recht gut zu verwenden ist.

Als selbstständiges Werk erschien als 15. Band der von Karl von Reinhardt & Karl Trautmann herausgegebenen Bayerischen Bibliothek: **Oberammergau und sein Passionspiel.** Von Karl Trautmann, mit Zeichnungen von Peter Holm. Hamburg. Buchner'sche Verlagsbuchhandlung. Allen Freunden des Passionsspiels und seines denkwürdigen Bodens sei dies kleine Buch empfohlen.

Naturgeschichte des Teufels. Von A. Graf. Einzige vom Verfasser autorisirte deutsche Ausgabe. Aus dem Italienischen von Dr. med. Teufcher. Jena. Hermanu Costenoble. Der Verfasser schildert mit vollem historischen und philosophischen Ernste alle irgendwie bekannt gewordenen und in den Volksglauben übergegangenen Gestaltungen des „Teufels“ in einer Weise, die auf eigenen Glauben daran schließen läßt. Für Freidenker ist das seltsame Werk nicht eigentlich geschrieben.

Was thun? Erzählungen von neuen Menschen. Roman von N. G. Tschernyschewskij. Aus dem Russischen. Zweite Auflage, drei Theile. Leipzig. F. A. Brockhaus. Pikant und freisinnig, stellenweise gewagte Situationen. Jedemfalls eine hochinteressante Lektüre, die Vielen zusagen, Andere abstoßen wird, nicht wegen der Form, sondern wegen ihres Inhalts. Aber ein umstrittener Buchschatz macht bekanntermaßen am besten seinen Weg.

Nur kurz erwähnen wir hier noch zwei hervorragende neue Romane des Brockhaus'schen Verlags: **Endymion.** Von Benjamin d'Israeli (Earl of Beaconsfield). Deutsch von Prof. E. Böttger. 2. Auflage, 3 Bände; — und **Corin.** Roman von Graf P. A. Walujew. Autorisirte deutsche Ausgabe, 3 Bände.

Wer den „Endymion“ des berühmten Briten noch nicht kennt, möge in dieser Auflage sich den Genuß dieser Kenntniß verschaffen. Walujew's Werk ist ungemein geistvoll, in mancher Hinsicht sogar gelehrt geschrieben, aber die Romansform, der öftere Wechsel der Schauplätze einer interessanten Handlung, sichern ihm auch in Laienkreisen die Sympathien tieferer Seelen.

Kettendampfer auf der Elbe. Die deutsche Elbschiffahrts-Gesellschaft „Kette“ in Dresden unterhält auf der Elbe von der böhmischen Grenze bis Hamburg in regem Betriebe die Kettenschiffahrt. Die für diesen Schlepplienst gebauten Dampfer sind mit Maschinen von je circa 150 Pferdekraften versehen, und so konstruirt, daß sie auch ohne Kette mittels Schraube sich fortbewegen können. Die Kette ist in den Strom versenkt und an beiden Enden verankert. Von dem vorwärtsstrebenden Dampfer wird sie gehoben und über eiserne, über die Spitze ragende Ausleger und Seitenrollen zu den in der Mitte des Dampfers liegenden Kettentrommeln geführt. Hier windet sie sich abwechselnd um die von der Maschine getriebenen Trommeln

und läuft dann durch eine zweite Rinne am Hintertheil des Dampfers wieder ins Wasser. Die Schleppfähigkeit dieser Dampfer ist eine sehr große und trotz der stärksten Strömung immer dieselbe. Die Kettenschiffahrt wird daher das beste Mittel bleiben, große Lasten auf schnellströmenden Flüssen zu befördern.

Im Armenhause. Welche Gedanken werden bei diesem Worte wach! Welche eine Summe von Weh, von getäuschten Hoffnungen ruhen hinter diesen wenigen Schriftzeichen! Sie alle auf unserem Bilde haben wohl nicht in ihrer Jugend davon geträumt, ihr Leben im Armenhause beschließen zu müssen. Nun ist es doch so gekommen und mit einer gewissen philosophischen Ruhe scheinen sich die alten Leute auf dem hübschen Bilde mit dem Begriff „Im Armenhause“ ausgeöhnt zu haben, wenigstens schauen sie ja für die Verhältnisse ganz behaglich drein. Das Frauchen in der weißen Haube im Mittelpunkt der höchst charakteristischen Gruppe macht sogar einen nicht gar so traurigen Eindruck. Jetzt aber schmunzelt sie noch ganz besonders befriedigt, als sie den wohlgefüllten und mit allerhand Effereien und mit warmen Wintersachen beschwerten Korb aus den Händen der jungen Blondine in Empfang nimmt, welche die Bescheerung der alten Nubine von den Verwandten im nahe Städtchen mit schönem Gruß und bestem Glückwunsch überbringt. Die kostbare Sendung in dem Korbe ruft nun Sensation im Armenhause hervor; die alte Bäuerin erhebt sich mühselig mit Hilfe ihrer Krüden vom Schemel, den Rosenkranz in der Hand, den sie nie aus den braunen, runzeligen, zitternden Händen läßt. Die Neugier hat auch sie im Alter nicht verlassen, trotz ihrer schlechten Augen, welche ein grüner Schirm vor jedem grellen Lichtstrahl schützt. Auch über das vergrämte und runzelvolle Gesicht der dritten Alten, die früher sehr reich gewesen sein soll, aber in einem leichtsinnigen Leben mit Hilfe eines leichtsinnigen Mannes alles durchgebracht hat, fliegt ein Strahl der Ueberraschung und Hoffnung; sie denkt sicher, daß die Beschenke ihre alte Freundschaft mit irgend einer Kleinigkeit aus dem Korbe belohnen werde. Der Alte mit der Pfeife dreht sich auch mit halber Wendung um und nimmt, wie seine Nachbarin, Notiz von der reichen Sendung. Er ist momentan der einzige vom starken Geschlecht unter diesen alten Schwänen des Armenhauses und nie vergißt er, was er diesen Hühnchen am Spinnroden und Krückstoch schuldig ist.

Der Samum. Wir zogen dicht am Fuße der Pyramide des Cheops, deren Scheitel, einst 800 Fuß hoch, sich noch immer 492 Fuß hoch erhebt. Die Kameele wurden unruhig, streckten die Nasen empor und bliesen dann mit Gewalt den Athem durch die Oeffnung der Oberlippen. Ein seltsames, dampfähnlicher Nebel trübte die Atmosphäre, eine seltsame, unheimliche Beleuchtung zeigte sich hoch über uns, und zur Linken der rasch sinkenden ungeheuren Sonnen Scheibe quollen röthlich graue Wollenmassen, sich immer dichter herauswälzend, empor und brandeten gleich erzürnten Meereswogen um das unheimlich glühende Tagesgestirn. Rühröthliche Wolkenberge schienen von qualmendem, schwarzem Dampfe verschlungen zu werden. Es wurde dunkler, man athmete nur mit Mühe, und jetzt traf uns ein Windwirbel, welcher Sand, trockenes Gestrüpp und Steinchen wild emporführte.

„Der Samum!“ — Die Kameele liefen aus ihren Reihen und rannten gestreckten Laufes nach dem nächsten geschüpften Platz: dem kolossalen Kopfe der Sphinx, der gleich demjenige eines Ungeheuers der Unterwelt emporgestiegen zu sein schien, um den Anfuhrer der Elemente auf der Oberwelt düster grinsend zu betrachten. Der Kopf mit den Resten des heiligen Stirnbandes versehen, mit dem in Haubeform geflochtenen Haar ragt vom Halse ab gegen 30 Fuß hoch über den Sandhügel empor, welcher den 148 Fuß langen Löwenkörper bedeckt. Hinter diesen Sandhügel rannten die Kameele, wandten dem Winde die Rückseite zu, warfen sich nieder und legten, ihre Schwanzhäufe lang ausstreckend, ihre Kinnladen so fest als möglich auf den Sand. Auf einen Augenblick schien die ganze Atmosphäre in Brand gerathen zu sein, dann aber kam er selbst, der Samum, dicke Sandwolken mit rasender Gewalt fortreibend und den Tag in dicke Finsterniß verwandelnd. Menschen und Thiere lagen auf dem Boden und halberstickt hörten wir den entseffelten Verbeiber dicht über unsere Nasen dahinjagen. So lagen wir gut eine halbe Stunde voll eisiger Todesangst, bis endlich der heiße Hauch verweht war und unsere Karawane sich zum Weiterziehen sammeln und ordnen konnte.



Neueste Moden.

Nr. 1. Morgentaille aus Surah oder rosa Batist.

Die Vordertheile der Blouse erhalten an jeder Seite mehrere Falten, welche mit Fischgrätenstich und farbiger Seide festgenäht werden. Den vordern Schluß ent-



Nr. 1. Morgentaille aus Surah oder rosa Batist.

lang, sowie am Rand des Umlegtragens und der Manschetten befinden sich eingefasste Zaden. Die Ärmel haben außen herab festgenähte Falten, welche am Ellbogen anspringen und unter dem Aufschlag wieder festgebestet sind. Ein rosa

Kaillegürtel umspannt die Taille und ist in der vordern Mitte mit einer großen Schnalle geschlossen.

Ar. 2. Capote „Lisette“.

Die Form des Hutes umgiebt eine Windung aus rosa Crêpe, auf welcher ein gemusterter Durchbruchstreifen aus Stroh aufliegt. Die vordere Mitte des Hutes schmücken drei Rosen, wovon die eine roth, die beiden anderen hellroth und mit



Ar. 2. Capote „Lisette“.

Crêpe umgeben sind. Schwarze Sammetbänder sind am Hinterkopf befestigt und werden unter dem Kinn verschlungen.

Ar. 3. Hut „Florian“.

Dieser Hut besteht aus schwarzem Stroh. Die breite, hinten etwas aufgebogene Krempe ist mit schwarzem Sammet belegt. Schwarze, breite Sammetbänder sind vorn auf der Krempe in langen Schlupfen befestigt und halten die Stiele der den ganzen Kopfscheitel des Hutes bedeckenden großen Rosen.

Nr. 4. Mantille aus schwarzen Spitzen. (Vorder- und Rückansicht.)

Dieselbe besteht aus einem, im Rücken herzförmig offenen, spitz in Falten zusammengenommenen Theil, welches, an den Schultern reichlich in Falten eingereiht, einem Vordertheil angeheft ist. Die herabfallenden, das Aermeltheil bildenden Falten sind am untern Rand mit Band benäht. An den Seiten dieser vorn offenstehenden Vordertheile sind die Aermel mit befestigt. Diese Vordertheile bestehen aus schmalen Spitzenbändern, welche der Kleidergürtel vorn hält und die bis zum Knochsaum herabreichen.



Nr. 3. Hut „Floriant“.

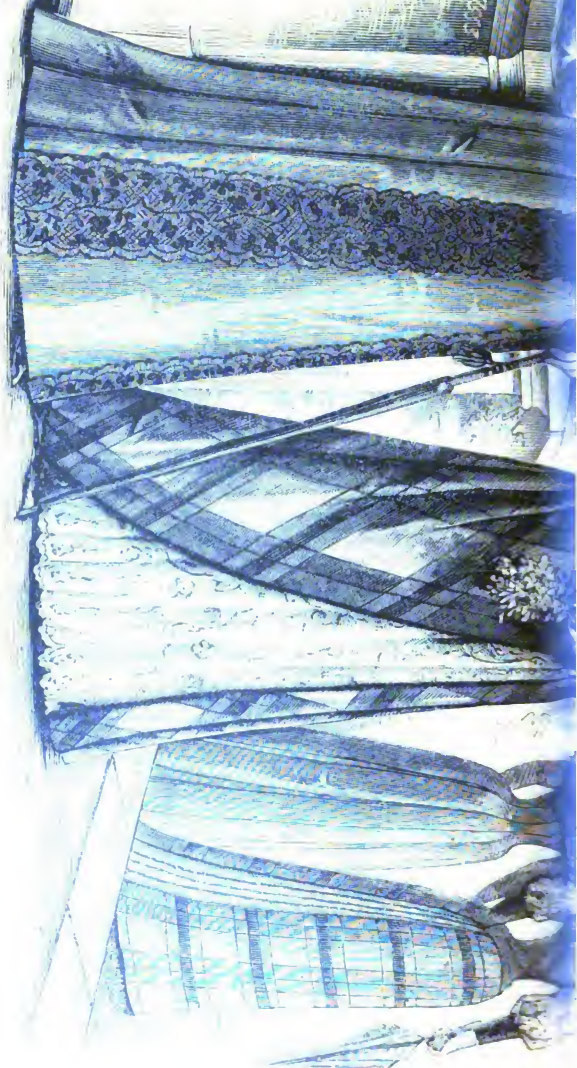
Nr. 5. Anzug aus blau- und braunkarrirtem Wollenkstoff mit naturfarbener Spitze. (Vorder- und Rückansicht.)

Auf einem untern Rock befindet sich der zweite Rock aus Spitze. Das an der Seite offene, carrirte Rocktheil ist in schräger Stofflage genommen und an der Hüfte leicht in Falten erhoben, während die offene Seite glatt fällt. Die Seiten des Rockes sind in gerader Stofflage verarbeitet und liegen an. Die hintere Mitte läßt die Fächerfalten des untern Spitzenrockes frei. Die Taille besteht aus einem schräggenommenen Stofftheil ohne Abnäher am Vordertheil. Die Niedertaille hat Trag-

11. 12. 21.

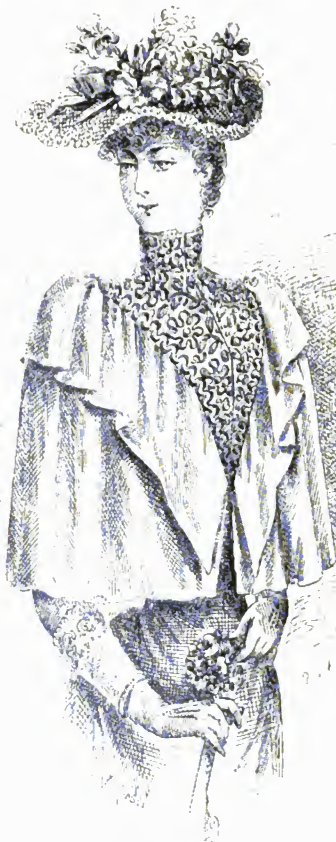
Fig. 1. Granitide aus Idonorien Spitzen.
(Serice u. Stadtmüch)

Fig. 5. Musch aus blau- und graufarbigem
Goldstoff mit naturfarbener Spitze.
(Serice u. Stadtmüch)





bänder aus blauem Sammet. Ein ebensolcher, sich vorn und im Rücken zuspitzender Gürtel bedeckt den Rockansatz. Das Faltenhemdchen aus Spitzen schließt ein ebensolcher gefältelter Stehkragen. Die sehr bauchigen Ärmel haben ein sehr breites, eng anliegendes Bündchen aus blauem Sammet. Runder Strohhut mit Tüllbüschen



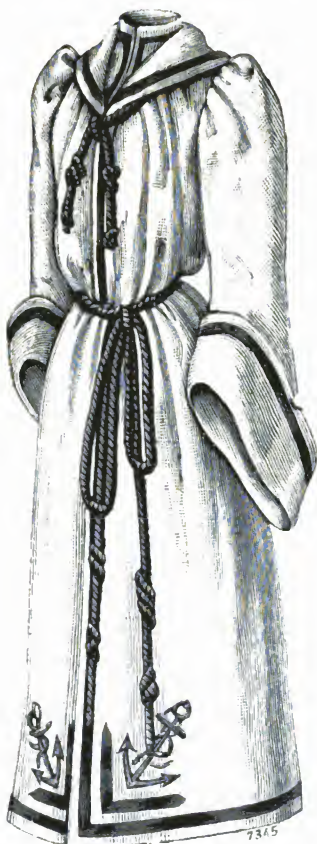
Nr. 6. Kragen.

und Tbeerosen. Großer, blauer Sonnenschirm mit hellbrannen Schleifen. Naturfarbene, schwedische Handschuhe. Zu diesem Anzug ist erforderlich: 8 Mtr. Spitze 4 Mtr. schottischer Stoff. 1 Mtr. blauer Sammet.

Nr. 6. Kragen.

Derselbe ist aus leichtem, mastixfarbigem Tuch angefertigt. Der Stehkragen

und Collertheil sind moosfarbig und mit Gold besetzt. An diesem Collertheil sind zwei Kragentheile befestigt. Ein unteres und ein zweites auf diesem befindliches schräges Falbeltheil. Runder Hut aus Strohspeige mit Fedroye und Blättern ausgeputzt.

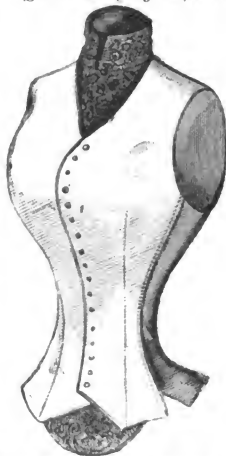


Nr. 7. Bade-Mantel.

Nr. 7. Bade-Mantel.

Der aus weißem, dichtem Wollstoff angefertigte Mantel besteht aus einem glatten Stofftheil, welcher an dem Collertheil faltig angeheft ist. Zur Aufnahme der weiten, langen, unten mit einem breiten Stoffanschlag versehenen Ärmel wird ein entsprechender Ausschnitt angebracht. Den Collertheil bedeckt ein Matrosenträger, welcher, gleich den Ärmelrändern, mit rothen, wollenen Bandstreifen besetzt ist.

Der Coller, der untere Rand des Mantels, sowie vorn herab ist derselbe ebenje verziert. Die unteren Ecken haben außer dem Saumbesatz eingestickte rothe Anker. Den Schluß des Collers halten geknotete, rothe Schnuren. Auch die Taillenfalten werden damit festgehalten. Zur Anfertigung dieses Mantels sind 7 Mtr. Stoff erforderlich.



Nr. 8. Weste aus sahnesfarbenem, schwedischem Leder.

Nr. 8. Weste aus sahnesfarbenem, schwedischem Leder.

Diese Weste trägt man zu den so beliebten, vorn offenstehenden Jacken. Die Vordertheile der Weste stehen ein wenig übereinander und sind vorn herab mit Knöpfen geschlossen. Die Seiten und der Rücken derselben sind aus Tuch angefertigt. Ein langer, unter der Weste hervortretender, bestickter Satz mit ebensolchem Stebtragen vervollständigt dieselbe.

UNIVERSITY OF MICHIGAN



3 9015 06578 0325



